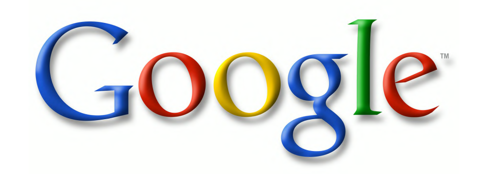
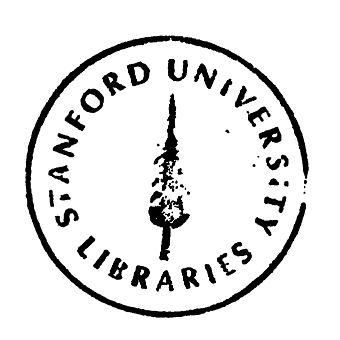


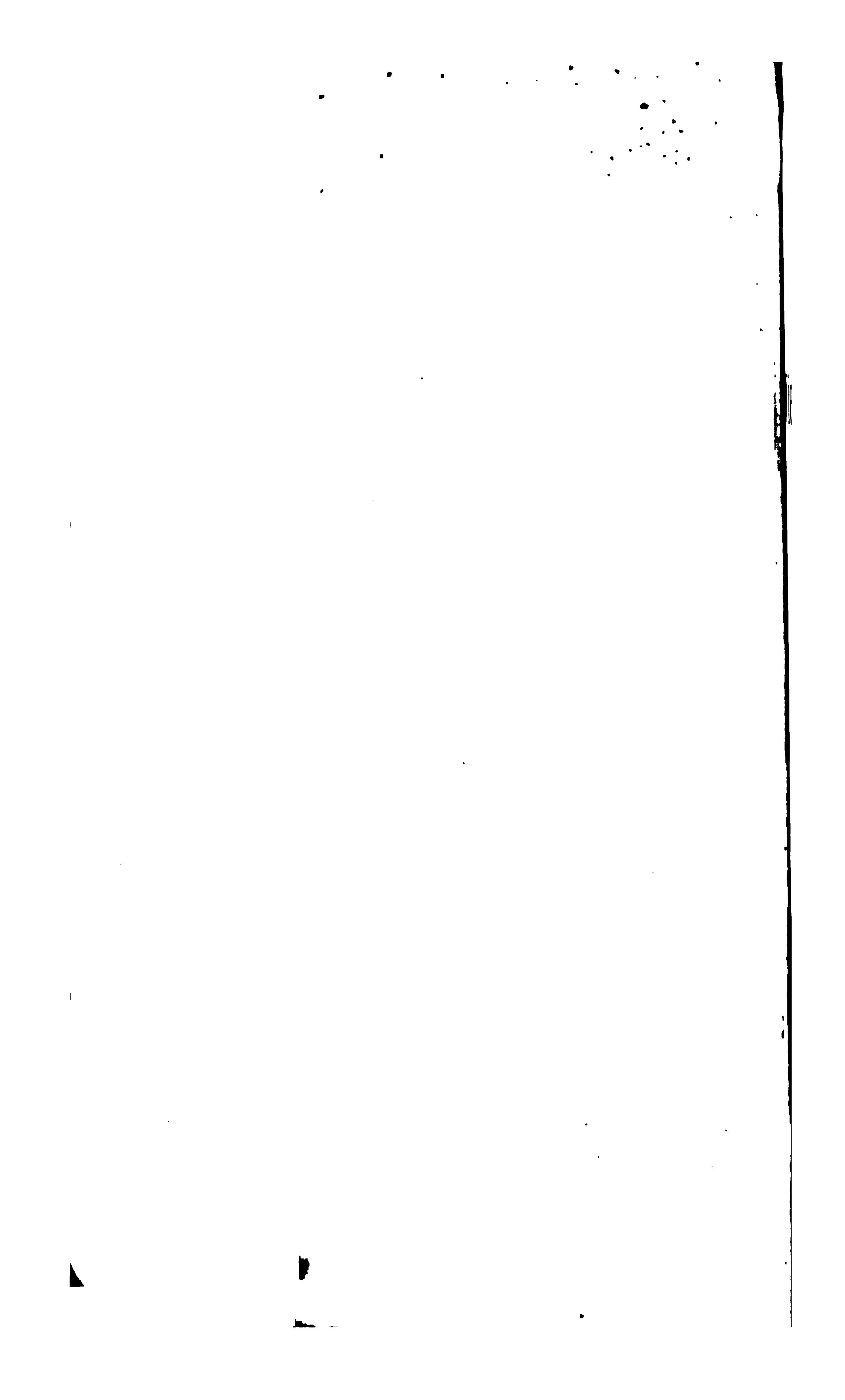





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



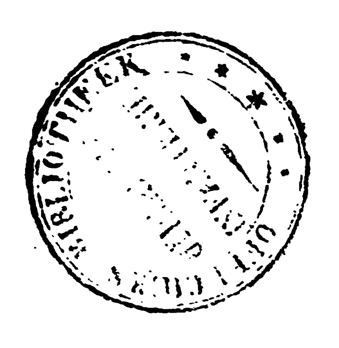
Gerold's Sohn.



ORGAN

des

Wiener militär-wissenschaftlichen Vereins.



Herausgegeben

vom

VEREINS-AUSSCHUSSE.

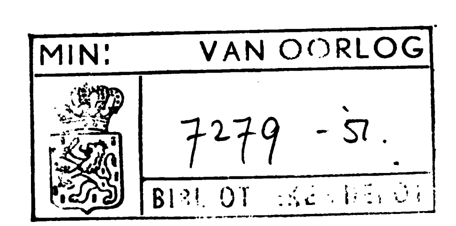
II. Band.

Mit zwei Tafeln.

1871.

WIEN.

Druck und Commissions-Verlag von Carl Gerold's Sohn.


MIN: VAN OORLOG
7279 - 51.

Inhalt.

Karten und Pläne.

Die Elemente der Gefechtsführung,

durch eine Reihe von Aufgaben erläutert.

Von Oberlieutenant und Generalstabsofficier **Rudolph Musil.**

(Hiezu Tafel I.)

In dem Aufsatze: „Ueber die Nothwendigkeit elementarer Manöver zur Ausbildung der Truppen" (I. Band des Vereinsorgans) wurde die Nothwendigkeit erörtert, den Truppen vor Beginn von grösseren Manövern, die auf strategischer Grundlage ruhen, erst das Detail des Gefechts zu lehren. Es wurde der Versuch gemacht, die Methode darzustellen, nach welcher Friedensübungen systematisch und im Detail durchgeführt werden könnten.

Als Ergänzung scheint es noch nothwendig, die Details oder Elemente der Gefechtsführung selbst für den praktischen Gebrauch zu beleuchten.

Diese Absicht liegt wohl schon sämmtlichen Lehrbüchern der Taktik zu Grunde; dieselben führen dem Militär die historische Entwicklung des Kriegführens bis zu dessen gegenwärtigem Standpunkte vor Augen, lösen sodann den Kampf in seine Details auf und geben für jede Specialität des Gefechtes die Regeln der Theorie an.

Man erlangt so eine Menge Auskunftsmittel, doch haben all' diese nur relativen Werth. Die Erkenntniss ihres innersten Wesens und damit die Ueberzeugung, was in dem einen oder anderen Falle zum Heile gereicht, kann doch blos durch Erfahrung, durch eigene Erprobung gewonnen werden.

Die aus der Kriegsgeschichte abstrahirte Theorie der Taktik soll sich daher, damit sie fruchtbar werde, in einer Reihe von Beispielen verkörpern, die den Truppen auf dem Terrain, das ihnen zu Gebote steht, angeübt und dauernd eingeprägt werden können.

Diese Beispiele dürfen übrigens nicht willkürlich gewählt sein,

sie müssen das Wesentliche der Taktik erschöpfen, sie müssen klar erkennen lassen, welche Vor- und Nachtheile mit den verschiedenen Wegen verbunden sind; die scheinbar zu ein und demselben taktischen Ziele führen, damit der Militär nach eigenem Bewusstsein, und nicht blos mechanisch, nach Aussprüchen fremder Autoritäten, handeln lerne.

Ich wage im Nachstehenden den Versuch, die Regeln der Taktik an praktisch durchführbaren Beispielen zu erproben.

Es soll hiemit blos der Anstoss zur weiteren Ausbildung solcher Beispiele geschehen, die dann mit den Ereignissen Schritt halten, die neuesten kriegsgeschichtlichen Facta sofort in ihren Bereich ziehen und für künftige Ernstfälle nutzbar machen könnten.

Als Einleitung mögen den Beispielen die herrschenden Ansichten über den Zweck des Gefechtes und die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes in Kürze vorangehen.

Zweck des Gefechtes soll im Ganzen und Grossen immer der Sieg sein. Hat man nicht sichere Hoffnung zu siegen, dann geht man dem Kampfe besser ganz aus dem Wege, es wäre denn, dass es sich um Kämpfe von Arrièregarden oder sonst von einer Natur, die den Kampf um jeden Preis fordert, handelte, wo dann freilich das Gefecht auch ohne Aussicht auf den Sieg angenommen werden muss. Derlei Kämpfe werden aber auch in vielen Fällen nicht mit vollem Ernste durchgefochten; man beschränkt sich darauf, den Gegner zum Entwickeln seiner Kräfte zu zwingen; hat er damit genügend Zeit verloren, so wird das Gefecht abgebrochen, um weiter rückwärts dasselbe Spiel von Neuem zu beginnen.

Soll aber der Kampf mit allem Ernste und daher mit der Absicht, zu siegen, geführt werden, dann gibt es nur ein sicheres Mittel, diesen Zweck zu erreichen, und dieses ist die Ueberzahl an Streitkräften.

Von der absoluten Ueberzahl wird hiebei abzusehen sein, denn man kann nur mit den Kräften rechnen, die eben vorhanden sind; die relative Ueberlegenheit wird indess erreichbar sein müssen, wenn man sich entschliesst, den Kampf aufzunehmen. Man muss im Stande sein, einen Theil der feindlichen Truppen mit Ueberzahl anzufallen und zu schlagen, bevor selbe ausreichend unterstützt werden können, oder bevor der Feind einen ähnlichen Gegenstoss nach den eigenen Truppen führen kann.

Ist einmal ein beträchtlicher Theil der feindlichen Truppen geworfen, ohne dass die eigene Gefechtslinie irgendwo bedenklich zum Wanken gebracht wurde, dann ist es wahrscheinlich, dass man das Gefecht gewinnt, selbst wenn der Feind die Uebermacht besitzen sollte. Nur ausserordentliche Charakterstärke würde den feindlichen Commandanten in solchem Falle befähigen, dem hereinbrechenden Unheil besonnen entgegen zu treten; gewöhnliche Menschen werden sich immer verleiten lassen, die weichenden Abtheilungen mit dem, was eben zur Hand ist, zu unterstützen. Die Truppen gelangen auf solche Art vereinzelt in den Kampf und werden von dem compact, planmässig und zuletzt siegesbewusst vordrängenden Feind ohne viele Mühe geworfen.

Darin also, dass man dem Gegner in der Entwicklung relativer Ueberlegenheit zu rechter Zeit und in einer zweckmässigen Richtung zuvorkommt, dürfte das Geheimniss des Sieges zu suchen sein.

Hieraus wird nun auch ersichtlich, dass die Bürgschaft für den kriegerischen Erfolg im Angriff liege.

Defensiv soll man sich blos dann und so lange verhalten, als man über die Verhältnisse des Gegners im Unklaren ist, oder falls man sicher hoffen kann, dass der Feind durch seine Angriffsbewegungen sich arge Blössen geben werde.

Immerhin gestaltet sich aber die Sachlage für Denjenigen weit schwieriger, welcher dem Gegner die Initiative überantwortet hat, denn er muss nunmehr zwei Momente „Ort" und „Zeit" für den Uebergang zur Offensive genau erfassen, soll die Affaire nicht den früher geschilderten misslichen Verlauf nehmen. [1])

Was weiters die Art anbelangt, nach welcher die relative Uebermacht für raschen Erfolg zu verwerthen sei, so kömmt es hauptsächlich darauf an, dass man wirklich mehr Truppen, d. i. mehr Feuergewehre, Säbel oder Geschütze in unmittelbaren Contact mit dem Feinde bringe, als dieser an Ort und Stelle entwickeln kann. Dies führt dann natur-

---

[1]) Der Begriff der Offensive wird häufig missverstanden, weil man, vielleicht durch eine frühere Routine verleitet, bei dem Worte „Angriff oder Offensive" immer nur an die Massen denkt, welche einem vortheilhaft postirten und ein mörderisches Feuer eröffnenden Gegner sozusagen in den Rachen geworfen werden sollen. Doch das ist nicht der Angriff, das heisst nur: „in der schwierigsten Art sich an den Feind bewegen." Der Angriff hingegen ist die Summe der zweckmässigsten Dispositionen zur Bekämpfung des Gegners nach Zeit, Raum und Mitteln im thätigsten Sinne mit allen disponiblen Kräften; er schliesst Alles in sich, den directen Stoss und zugleich den Stoss nach den Flanken, den Stillstand, das Ausharren auf einem Punkt und die Bewegung auf einem anderen, — und in diesem Sinne ist ihm, im Grossen wie im Kleinen, der erste Platz unter den Kriegsregeln nicht zu bestreiten.
D. R.

gemäss darauf, dass man den Gegner dort, wo Erfolge errungen werden sollen, zu umfassen trachte.

Das Princip des Umfassens lässt sich in der That auch durch all' die verschiedenen Gefechtsverhältnisse verfolgen, die Entscheidung mag durch den Säbel der Cavalerie, durch das Bajonet oder das Feuergefecht erreicht worden sein.

Die Redensart, „der Feind wurde durchbrochen", ändert an diesem Ausspruche nichts, denn der Durchbruch strebt ja nichts anderes an, als dem Angreifer gewaltsam die Vortheile des Umfassens zu schaffen. Die Truppen, die durch den Durchbruch direct geworfen sind, werden meist zu gering an Zahl sein, als dass sie auf den Ausgang des Gefechtes Einfluss üben könnten; die Frontlinie des Feindes ist aber nunmehr getrennt, die zwischen eingeschobenen Truppen können nach beiden Seiten von der concentrischen Wirkung ihrer Waffen vollen Gebrauch machen und die Drohung dieses umfassenden Wirkens allein bestimmt gewöhnlich schon den Gegner, das Gefecht abzubrechen, sich als besiegt zu bekennen.

Die eigentliche Wirkung des umfassenden Angriffs muss darauf beruhen, dass der Vertheidiger verhältnissmässig grössere Verluste erleide als der Angreifer und dadurch zur Ueberzeugung komme, dass eine Fortsetzung des Kampfes auf diesem Punkte ihm immer verderblicher werden müsse. Auf solche Wirkung soll daher auch der Plan zum umfassenden Angriffe basirt sein, und zwar namentlich dort, wo es auf die Entscheidung durch das Feuergefecht ankömmt. Infanterie und Artillerie müssen daher trachten, nicht blos mehr Gewehre oder Geschütze als der Gegner in Thätigkeit zu bringen, sondern diese Waffen auch mit gleichem Erfolg, wie der Gegner, verwerthen zu können. Beide Waffen müssen daher sowohl für die Vorrückung als für das Gefecht nahezu eben solche Deckungen im Terrain finden als dem Gegner zu Gebote stehen. Dort, wo sich ein solch' ebenbürtiges Verhältniss des Waffeneffects nicht erzielen lässt, darf denn auch die Gefechts-Entscheidung nicht gesucht werden. Dort bieten sich nämlich zu wenig Chancen für den Erfolg, da das Maass der Ueberlegenheit, welches zur Forcirung solcher Objecte nöthig wäre, sich schwer beurtheilen lässt, da es sogar Oertlichkeiten geben kann, die factisch für unangreifbar erachtet werden müssen.

Als ferneres Mittel zum Siege gilt noch die Ueberraschung. Ihr extremer Ausdruck in der Form des Ueberfalles lässt sich im Kriege gewiss recht oft und mit grossem Nutzen anwenden. Bei jenen Friedensmanövern indess, welche die Details des Gefechtes systematisch lehren

sollen, lässt sich hievon kaum Gebrauch machen. Hiemit ist aber jener Grad der Ueberraschung nicht gemeint, der jeden Angriff begleiten soll. Findet der Gegner Zeit zur reiflichen Ueberlegung und zu geeigneten Verfügungen, dann dürfte sich die relative Ueberlegenheit kaum jemals zur Geltung bringen lassen; ihre Wirkung besteht — wie schon erwähnt — darin, dass sie den Gegner überrascht, einen Theil seiner Truppen ausser Gefecht setzt, bevor noch Gegenmassregeln getroffen werden konnten.

Diese letztere Art der Ueberraschung wird daher auch bei den Friedens-Uebungen stets zum Ausdruck kommen müssen.

Wie die verschiedenen Waffen für den Gefechtszweck auszunützen seien, bedarf wohl nur weniger Worte.

Die Infanterie, als Masse des Heeres, gibt naturgemäss überall den Ausschlag; die Cavalerie unterstützt das Infanteriegefecht insoferne, als sie durch ihre Beweglichkeit, durch Bedrohen der feindlichen Infanterie-Linien den passiven Charakter abschwächt, der dem Feuergefecht der Infanterie immer ankleben muss. Es kommt aber noch darauf an, die Massen-Entwicklung der Infanterie und der mit ihr verbundenen Cavalerie zweckmässig anzubahnen und dies ist Aufgabe der Artillerie. Ihre Geschosse fegen den Feind aus jenen Räumen hinweg, auf welchen die zwei anderen Waffen zum Gefechte aufmarschiren müssen, und beseitigen auch jene künstlich geschaffenen Hindernisse, welche den Zusammenstoss — namentlich der Infanterie mit jener des Gegners — aufhalten könnten. Die Artillerie bricht ferners die Ordnung in den Reihen des Gegners, und raubt ihm die Fähigkeit und den Willen zum energischen Widerstande.

Will man anderseits die eigene Infanterie oder Cavalerie vor dem entscheidenden Zusammenstosse mit den gleichen feindlichen Waffen bewahren, dann kann dieser Zweck fast blos durch Artillerie, als der am meisten fernwirkenden Waffe, angestrebt werden; völlig erreichen lässt er sich wohl kaum, da die Angriffscolonnen die Vorrückungslinie beliebig wählen können, sich daher im Terrain zu decken wissen, wobei allerdings die Wucht ihres Stosses häufig sich vermindert. Die eigentlich erschütternde Wirkung der Artillerie wird sich daher zumeist im Angriffe zeigen; nur dort vermag sie ihr Feuer gegen ein bestimmtes Ziel — den Angriffspunkt — zu concentriren, dort wird weiters auch ihre Wirkung verheerend sein, da der Vertheidiger an die Stelle gebannt ist und Terraindeckungen nicht aufsuchen kann, will er sich vom Vertheidigungsobjecte nicht zu weit entfernen und selbes dem Feinde überliefern. Sind aber die Infanterie-Massen einmal auf ein-

ander gestossen, dann können sie des Artilleriefeuers entbehren, da das Hinterlad-Gewehr allein schon genug des zerstörenden Elementes in sich birgt. Damit ist die eigentliche Hauptaufgabe der Artillerie nicht geschädigt, diese bleibt unangefochten, wenn auch das Geschütz sich des Nahkampfes auf Infanterie-Distanzen künftig ganz enthalten müsste.

Die nun folgenden Beispiele mögen darlegen, dass die eben abgeleiteten einfachen Principien der Gefechtsführung sich in der That fortwährend, nur in verschiedener Form wiederholen und dass ihre richtige Erkenntniss somit den Schlüssel zur Lösung fast aller taktischen Aufgaben bietet.

Die Beispiele werden zuerst den Angriff als die einfachere Form des Kampfes beleuchten, daher die Gegenmassregeln des Vertheidigers blos vom Standpunkte der Abwehr betrachtet werden und der Angreifer in jedem Beispiele reussiren wird. Später soll die Vertheidigung als complicirtere Form des Kampfes in jener Gestalt dargestellt werden, welche auch ihr die Wahrscheinlichkeit des Erfolges gibt. Der Vertheidiger wird sich dann aber nicht mehr auf Abwehr beschränken, sondern blos warten, bis sich die Absichten des Gegners erkennen lassen, dann aber unverweilt die Maske abwerfen und in die Rolle des Angreifers übergehen. [1])

Die Beispiele sind auf die Umgebung von Prag angewendet und auf der Manövrirkarte dieser Garnison ersichtlich gemacht.

1. Beispiel.

Angriff auf die Front bei schwierigem Terrain.

Eine Abtheilung, 2 Bataillons, 4 Geschütze und eine Escadron stark (Avantgarde eines Truppenkörpers), rückt auf der Chaussée von Podbaba gegen Gr. Přilep vor und findet den Ziegenrücken (Kozihřbět), à cheval der Strasse, vom Feinde besetzt. Die Avantgarde — sammt den

---

[1]) Es wäre wünschenswerth, dass die Wörter: „Angreifer" und „Vertheidiger", die, nach dem Ereignisse, bezüglich des Verhaltens der beiden Gegner, sehr bezeichnend sind, bei allen Dispositionen zu Friedensübungen ausser Gebrauch kämen, denn sie schreiben sozusagen beiden Gegnern die Rolle vor, die sie an Muth und Geschicklichkeit zu spielen haben und verleiten häufig Einen derselben, passiv zu bleiben, der, wenn auch nicht um seiner Kraft willen, so doch aus allen anderen Gründen, richtigerweise zum Angriffe schreiten müsste. Indem der Angreifer auch sicher weiss, dass der Gegner sich „vertheidigen" werde, dürften auch seine Anstalten häufig nicht so sein, als sie sein müssten, wenn er sich eben auch gegen einen Angriff zu sichern hätte. D. R.

Seitendetachements, aus 2 Compagnien und einem Zug Cavalerie bestehend, — hat ein feindliches Detachement aus dem Chaussée-Wirthshause — 1200 Schritt östlich vom Ziegenrücken — ebenso einige feindliche Eclaireurs aus dem Dorfe Sukdol vertrieben und diesen Ort, sowie das Chaussée-Wirthshaus, vorläufig occupirt. Sobald jedoch die Avantgarde das Chaussée-Wirthshaus in Besitz genommen hatte, war gegen selbe das Feuer aus einigen Geschützen eröffnet worden, und zwar aus dem im Plane mit *a* bezeichneten Placement südlich der Chaussée. Auch die seitlich gegen den Ziegenrücken vorgetriebenen Detachements waren überall von dorther durch Gewehrfeuer zurückgewiesen worden.

Die Stärke der feindlichen Truppen liess sich nicht abschätzen, doch musste man aus dem Wahrgenommenen schliessen, dass der Feind ernsten Widerstand zu leisten gesonnen sei.

Das Gros war der Avantgarde im Abstande von beiläufig 1500 Schritten gefolgt, hatte daher, als das Gefecht um das Chaussée-Wirthshaus entbrannte, eben die Höhe des Sukdoler Plateau erreicht, ward aber nunmehr zum Halten beordert, worauf die Truppen in concentrirter Form beiderseits der Chaussée, und noch am Abfall des Plateau, — also dem Feinde unsichtbar — gesammelt wurden.

Das Terrain, über welches man an den Feind gelangen konnte, ist offenes Ackerland; ausser den Chausséegräben und den tiefeingeschnittenen Feldwegen finden sich keine Mittel zur gedeckten Annäherung. Der Obertheil des Ziegenrückens ist steinig, an der nördlich der Chaussée gelegenen Partie selbst felsig und streckenweise schwer zugänglich.

Das Princip der überraschenden Entwicklung von überlegenen Kräften konnte nun entweder gegen die Front dieser Aufstellung, oder gegen einen Flügel, oder selbst gegen die Flanke derselben, also direct gegen die Rückzugslinie des Feindes, versucht werden.

Der Frontalangriff bringt die Truppen auf dem kürzesten Wege an den Feind, gestattet somit das Gefecht mit dem geringsten Zeitverlust zu eröffnen und dasselbe kräftig durchzuführen, da die Truppen beisammen und in der Hand ihres gemeinsamen Commandanten bleiben. Aus diesen Ursachen sieht man denn auch den Frontalangriff meist angewandt, wo es sich um schnelle Erfolge handelt, der Angreifer sich namentlich der moralischen Ueberlegenheit bewusst ist und deshalb weit ausholende Unternehmungen verschmäht, die ihm gleichwohl die günstigsten Bedingungen für den Kampf verschaffen könnten.

Ein bedeutender Nachtheil haftet dem Frontalangriffe immer an; man fasst den Feind dort, wo er gegen den Angriff am besten vorbe-

reitet ist. Die Bedingungen für die Entwicklung relativer Ueberlegenheit werden sich daher nur selten ergeben; wo diese Bedingungen fehlen, wendet man sich aber besser gegen die Flügel des Feindes, welche dem überwältigenden, umfassenden Angriff naturgemäss preisgegeben sind.

Die Klugheit gestattet daher den Frontalangriff blos in jenen Fällen, wo es möglich scheint, die eigenen Truppen zwischen jene des Feindes einzuschieben, also die feindliche Front zu durchbrechen, und sodann die Vortheile des umfassenden Angriffs gegen die getrennten feindlichen Abtheilungen kräftigst zu verwerthen.

Im vorliegenden Beispiele scheint dieser Versuch gerechtfertigt, da der von Sukdol nach Horoměřitz führende Hohlweg das gedeckte Annähern gegen die südliche Partie des Ziegenrückens gestattet, der schmale Kamm dieses Rückens aber ein erfolgreiches Eingreifen der Unterstützungen und Reserven des Vertheidigers hindert. Hat der Angreifer den Ziegenrücken an irgend einem Punkte erstiegen, dann kann der Vertheidiger seine Truppen erst jenseits des Einschnittes, der ganz nahe hinter der Front von Horoměřitz gegen Aunětitz zieht, wieder zu geordnetem Widerstande sammeln. Dieser Rückzug muss jedoch unter dem vollen Feuer des Angreifers — der den Ziegenrücken erstiegen — bewirkt werden; der Angreifer beherrscht ferners vom Ziegenrücken die neue Aufstellung des Feindes, wird deshalb ohne grossen Verlust und nahezu gleichzeitig mit dem Gegner über den Thaleinschnitt von Horoměřitz gelangen und den weiteren Rückzug des Vertheidigers veranlassen können.

Ein Umfassen der feindlichen Flügel würde im vorliegenden Beispiele die Aufgabe weit schwieriger gestalten.

Soll der linke Flügel des Gegners umfasst werden, so müssen die hiefür bestimmten Truppen erst die Schlucht, welche von Aunětitz zur Moldau zieht, überschreiten und dann noch bedeutend gegen Norden ausholen, da sie auch nördlich der Schlucht auf eine Fortsetzung des Ziegenrückens stossen, die vom Gegner jedenfalls, wenn auch nur schwach, besetzt sein dürfte, welche sie deshalb ebenfalls zu umgehen trachten werden. Dadurch geht jedoch der Zusammenhang mit dem an der Chaussée fechtenden Gros und somit die einheitliche Gefechtsleitung gänzlich verloren.

Auch das Umfassen des feindlichen rechten Flügels wird sich weitausholend und zeitraubend gestalten, da es den Angreifer vorerst in einen Kampf um den Besitz von Horoměřitz verwickeln dürfte.

Von einer Ueberraschung kann in beiden Fällen umsoweniger die Rede sein. Der Feind findet Zeit, seine Vorkehrungen zu treffen und sich für die zugedachte Umgehung z. B. durch einen Stoss gegen die Front des Angreifers zu revanchiren. Wagt man keinen Frontalangriff, so scheint es hier noch am zweckmässigsten, mit der ganzen Macht über Horoměřitz auf die Rückzugslinie des Feindes zu rücken. Ein solch vollständiges Umgehen der feindlichen Stellung ist jedoch nicht immer ausführbar; Avantgarden z. B. dürfen die Têten des nachrückenden Gros nicht willkürlich blosstellen. Ein thätiger Gegner kann ferners in solchem Falle selbst zur Offensive hervorbrechen und den Angreifer mit guter Aussicht auf Erfolg im Flankenmarsche überraschen. Das Wagniss für den ursprünglichen Vertheidiger ist hiebei nicht gross, da der Kampf um Horoměřitz den Feind so lange aufhalten dürfte, bis der Flankenstoss seine Wirkung äussert.

Der Angreifer wird demnach den Durchbruch der feindlichen Aufstellung versuchen. Die Dispositionen hiefür wären folgende: Die Avantgarde erhält Befehl, sich mit einer Compagnie im Hohlwege, der von Sukdol gegen Horoměřitz zieht, mit der zweiten Compagnie in Sukdol zu sammeln; die letzte eröffnet sodann mittelst Schwärmen ein Feuergefecht gegen den feindlichen linken Flügel, während die an der Chaussée verbliebene Compagnie in den Chausséegräben vorzugehen und die Mitte der feindlichen Front zu beschäftigen hat.

Die Halbbatterie dirigirt sich unter dem Schutze von drei Zügen Cavalerie und einem Zug Infanterie nach der flachen Kuppe *b* westlich der Chaussée und eröffnet von dort ihr Feuer vorläufig gegen die bei *a* am Ziegenrücken placirten feindlichen Geschütze.

Sobald die Artillerie sich ins Feuer gesetzt, rückt der Rest der Infanterie ohne vielen Aufenthalt an der Chaussée vor. Drei Compagnien werfen sich in den westlich der Strasse gelegenen Theil des Hohlweges und trachten dort bis gegenüber der südlichen Partie des Ziegenrückens vorzudringen; eine Compagnie deckt die linke Flanke dieser Truppe, indem sie die im Plane bezeichnete Richtung gegen *c* einschlägt; zwei Compagnien bleiben beim Chausséewirthshause in Reserve. Der noch übrige Zug Cavalerie versieht den Ordonnanzdienst in der Gefechtslinie und sendet Patrullen nach beiden Flanken aus.

Hat die Infanterie die eben erwähnten Aufstellungspunkte erreicht und die feindlichen Geschütze durch nahes Gewehrfeuer zum Abfahren in die Position *d* genöthigt, dann avancirt auch die Artillerie sammt ihrer Bedeckung in die Position *l*, von wo sie, nach wie vor, Offensivstösse des Feindes aus Horoměřitz hintanzuhalten vermag, aber auch

in ihrer Thätigkeit gegen den Ziegenrücken durch die eigene Infanterie nicht mehr maskirt wird.

Nach Einlangen der Meldung, dass die in den Hohlweg westlich der Chaussée beorderten drei Compagnien sich in selbem bereits eingenistet haben, werden die übrigen Truppen verständigt, dass man die feindliche Front durch diese drei Compagnien zu durchbrechen beabsichtige, weshalb sämmtliche Infanterieabtheilungen sowohl als auch die Artillerie durch verstärktes Feuer die Aufmerksamkeit des Feindes vom eigentlichen Angriffspunkte ablenken und zur Abwehr feindlicher Gegenwirkung bereit bleiben müssen. Die erwähnten drei Compagnien erhalten nun Befehl, sobald sie aus dem stärkeren Feuer die Mitwirkung der übrigen Truppen erkennen, gleichzeitig und geschlossen über den schützenden Hohlweg nach dem Kamme des Ziegenrückens hervorzubrechen und sich dort festzusetzen. Die Entfernung bis dorthin beträgt nur 250 Schritte, die Unternehmung wird sich daher — durch das Moment der Ueberraschung und starke Tirailleurschwärme gefördert, ferners im Lauftritt und vollen Laufe ausgeführt — ohne allzugrosse Verluste bewerkstelligen lassen. Tapferkeit und Hingebung der an den Colonnentêten eingetheilten Officiere wird indess, hier sowohl wie in allen ähnlichen Fällen, nothwendig sein. Gegen einen gut eingenisteten Feind kann auch das schnellfeuernde Gewehr nicht Alles leisten, schliesslich wird immer das Bajonet, oder besser gesagt, das kühne Losgehen auf den Feind, Mann gegen Mann, entscheiden müssen.

Sowie die Angriffscolonne aus dem Hohlwege hervorgebrochen ist, dirigirt sich die allgemeine Reserve nach selbem, damit sie für alle Fälle näher zur Hand sei. Auch die gegen Horoměřitz beorderte Compagnie rückt nun entschlossen gegen den Ziegenrücken vor, um die linke Flanke der Angriffscolonne zu schirmen.

Hat der Feind bisher keine Offensive versucht, so ist für eine solche nun kaum Gelegenheit mehr. Seine westlich der Chaussée kämpfenden Abtheilungen sind getrennt, einem umfassenden Feuer ausgesetzt und durch die hinter der Stellung vorbeiziehende Schlucht auch an der Vereinigung gehindert. Die östlich der Chaussée entwickelten Abtheilungen sind wohl noch völlig intact, sie stehen jedoch dem Angriffspunkte zu ferne, sind auch wahrscheinlich zu sehr zersplittert, als dass sie einer raschen Offensive fähig wären.

Hätte der Gegner den Ziegenrücken auch nur schwach besetzt, seine Reserve z. B. an der Chaussée vereint, so würde deren Offensive, nachdem der Angreifer den Ziegenrücken einmal erstiegen, doch kaum mehr reussiren; der Gegner vermag gegen diese Offensive vier Com-

pagnien in der Niederung aufzubieten, die den Feind so lange aufhalten dürften, bis die auf den Ziegenrücken gelangten Colonnen sich dort auszubreiten vermochten, sich nun ebenfalls gegen die feindliche Reserve wenden, diese ins Kreuzfeuer bringen und zum Rückzuge nöthigen.

Selbst für den Fall, als der Vertheidiger nun eine Offensive über Horoměřitz versuchen sollte, wären hievon keine Resultate mehr zu erwarten; auch hier wird er in der Front aufgehalten und, vom Ziegenrücken her, in der Flanke so arg belästigt, dass er sich zum Rückzuge entschliessen muss.

Der Vertheidiger hat den geeigneten Moment zum aggressiven Vorgehen versäumt; dasselbe hätte vor sich gehen müssen, bevor der Gegner einen entscheidenden Stoss auszuführen vermochte. Ihm erübrigt nun nichts mehr, als seine Truppen hinter der Schlucht von Horoměřitz zu sammeln. Die auf der nördlichen Partie des Ziegenrückens postirten Abtheilungen sollen hiefür den Stützpunkt bieten.

Der Angreifer hat jedoch mittlerweile auch die zwei Reservecompagnien südlich der Strasse auf den Ziegenrücken gebracht; von dieser dominirenden Position lässt sich der beabsichtigte Rückzug des Vertheidigers leicht erkennen. Da nun kein Rückschlag mehr droht, wird auch die Artillerie des Angreifers nach dem Ziegenrücken beordert, welche sofort, im Vereine mit der Infanterie, ein verheerendes Feuer nach dem gegenüberliegenden Thalhange entsendet. Unter solchem Schutze rücken die zwei ursprünglichen Reservecompagnien über die Schlucht, setzen sich jenseits derselben an der Chaussée fest und verhindern so die nach Horoměřitz abgedrängten feindlichen Truppen, sich mit ihrem Gros zu vereinigen. Auch die ursprüngliche Avantgardecompagnie hat seither Gelegenheit gefunden, den nördlich an die Chaussée grenzenden Kamm des Ziegenrückens zu occupiren, wohin bald auch die auf Sukdol disponirte Compagnie nachfolgt. Die zum Schutze der linken Flanke detachirte Compagnie dürfte inzwischen die südlichste Ecke des Ziegenrückens besetzt haben. Den Angreifer hindert nun nichts mehr, den zwei über die Schlucht von Horoměřitz gelangten Compagnien weitere drei Compagnien aus dem Centrum nachfolgen zu lassen, welche die Trennung der feindlichen Abtheilungen vervollständigen und den Feind auch noch zum Rückzuge über das Thal von Statenitz-Aunětitz bemüssigen.

Der Stärke des Gegners wurde in diesem Beispiele gar nicht erwähnt; sie kommt auch nicht in Betracht, da dieser Gegner sich von der andern Partei das Gesetz dictiren liess, daher, als der Durchbruch

einmal gelungen, geworfen werden musste, selbst wenn ihm überlegene Kräfte zu Gebote gestanden hätten. Reussirt der Durchbruch nicht, dann könnte dessen Wiederholung, da der Feind nunmehr vorbereitet, umsoweniger zum Ziele führen. Der Angreifer müsste nun die für den Durchbruch aufgebotenen Truppen an die Chaussée zurücknehmen, um mit gesammter Macht das Umgehen des feindlichen rechten Flügels zu versuchen. Wie eine solche Unternehmung einzuleiten ist, soll in einem späteren Beispiele besprochen werden. Schon jetzt möge aber gesagt sein, dass man den Ausgang des Kampfes nicht auf das Gelingen eines einzigen Stosses basiren soll. Lässt sich daher auf einen Wechsel des Angriffsobjectes nicht rechnen, da man schon für die ursprüngliche Operation alle Kraft aufbieten musste, dann soll gesorgt sein, dass diese sich nicht in Einem Anlaufe erschöpfe; den Angriffscolonnen müssen daher Reserven seit- und rückwärts folgen, die den Erfolg ausbeuten oder das Gefecht von Neuem aufnehmen, wenn die erste Linie geworfen ist, was, einem blos passiven Gegner vis-à-vis, meist auch schliesslich zum Siege führt.

In den folgenden Beispielen, die kein Abgehen von der einmal gefassten Angriffsrichtung mehr gestatten, soll dann auch jene auf nachhaltigen Erfolg berechnete Formation der Angriffscolonne immer eingehalten werden.

2. Beispiel.

Angriff auf die Front bei günstigem Terrain.

Kann das Einschieben der Angriffscolonnen zwischen die feindlichen Abtheilungen nicht, wie im vorigen Beispiele, durch Ueberraschung gelingen, dann wird es für den Erfolg des Frontalangriffes nothwendig, dass sich der Durchbruch der feindlichen Linie durch überwältigendes Feuer oder durch umfassendes Vorgehen gegen den auserkorenen Punkt herbeiführen lasse. Ueber die Natur solcher Umstände und die Art, wie sie auszunützen sind, möge das folgende Beispiel einige Andeutungen geben, obgleich zu bemerken ist, dass es in solchen Fällen meist auch auf absolute Ueberzahl an Streitkräften ankommen wird.

Eine aus Prag gegen Theresienstadt debouchirende starke (Avantgarde-) Brigade von 3 Infanterieregimentern, 1 Jägerbataillon, 3 Batterien und 2 Escadrons Cavalerie hat durch ihre Avantgarde feindliche Eclaireurs in das Šarka-Thal zurückgedrängt, das Vordringen

über diesen Einschnitt wird jedoch, namentlich zwischen den Gehöften Rakanka und Generalka, durch stärkere feindliche Abtheilungen verwehrt.

Ausgesandte Recognoscirungspatrullen melden, dass der Feind die Linie des Šarka-Thales von der Moldau bis Klein-Buchmanka, dann den Ort Nebušitz besetzt hält; sein Gros kann demnach in der Mitte dieser Linie, also zwischen Lisolej und dem Gehöfte Gabrielka aufgestellt, supponirt werden. Was das Kräfteverhältniss anbelangt, so glaubt man es mit einer gewöhnlichen Brigade in der Stärke von 5 bis 7 Bataillons und 1 bis 2 Batterien zu thun zu haben.

Die Position ist von bedeutender Widerstandsfähigkeit. Man muss eben ein enges Thal mit steilen an 200 Fuss hohen Hängen übersteigen, um an den Feind zu gelangen. Doch wird der dem Kirchlein von Ober-Šarka gegenüberliegende Theil der feindlichen Aufstellung vom südlichen Höhenrücken dominirt, er kann ferners zunächst des Dorfes Šarka ins Kreuzfeuer gebracht und endlich durch die Infanterie von mehreren Seiten angefallen werden.

Aus diesen Rücksichten entschliesst man sich denn für den Frontalangriff; ein Umfassen der Flügel würde jedenfalls schon für die Vorbereitungen weit mehr Zeit in Anspruch nehmen.

Das Gros der Brigade war bisher zunächst der Schlaner Chaussée — zwischen Dejwitz und dem Punkte, wo die Theresienstädter Strasse abzweigt — in concentrirter Form bereit gehalten worden. Die Avantgarde hatte den Höhenrücken südlich des Šarka-Thales in Besitz genommen und zwar mit einem Bataillon den Raum zwischen der Kirche Ober-Šarka und dem Gehöfte Pernikařka occupirt, 1 Compagnie deckte die rechte Flanke gegen Podbaba, 1 Compagnie hielt in der linken Flanke den Čerweny-Berg besetzt.

Nach dem Čerweny-Berg wird nunmehr ein Jägerbataillon entsendet, um mit der dort bereits postirten Compagnie an der Chaussée vorzubrechen, das Gehöft Generalka, die Häusergruppe bei St. Johann und die Eichenmühle, an der Sohle des Šarka-Thales, in Besitz zu bringen, und die Aufmerksamkeit des Gegners auf solche Art von dem wahren Angriffspunkte abzuziehen.

Dorthin hat sich mittlerweile die gesammte Artillerie in's Feuer gesetzt und zwar mit 1 Batterie bei den Steinbrüchen nächst Pernikařka, mit 1 Batterie am Plateau westlich Hanspaulka, mit der 3. Batterie am Plateau nordöstlich der Kirche von Ober-Šarka. Die Artillerie des linken Flügels vertreibt die feindlichen Abtheilungen, welche am gegenüber und tiefer gelegenen Plateau von Dufkowka sichtbar

werden und bestärkt so beim Gegner die Meinung, dass ihm dort ein Angriff zugedacht sei; die übrigen Geschütze concentriren ihr Feuer auf den Raum zwischen Stara-Mlyn und Rakanka und nöthigen die geschlossenen Abtheilungen des Feindes, gegen die Chaussée nach den höher liegenden Theilen des Plateaus zurückzuweichen.

Das Gros der Brigade ist nun am Plateau angelangt und dirigirt sofort 1 Bataillon in die Thalsohle auf Stara-Mlyn, 1 Bataillon auf Rakanka und Zitna, 2 Bataillons nach dem zwischenliegenden Theile der Thalsohle. — Haben diese Truppen den gegen Ober-Šarka vorspringenden Theil des vis-à-vis liegenden Plateaus occupirt, dann steigen noch 2 Bataillons des Gros in den Thalgrund hinab und brechen nun in gleicher Höhe — mit Staffeln vom innern Flügel vorwärts — zwischen Stara-Mlyn und Zitna direct gegen die Schlaner Chaussée, dort, wo diese scharf nach Nordwest abbiegt, vor. Die 2 Bataillons, welche bisher zwischen Zitna und Stara-Mlyn gestanden, folgen als 2. Treffen; die nach Stara-Mlyn, Zitna und Rakanka gelangten Abtheilungen ersteigen nun ebenfalls die Plateauhöhe und schützen die Flanke der Angriffscolonne.

Auch die gesammte Artillerie wendet ihr Feuer nunmehr gegen jene feindlichen Truppen, welche sich der Angriffscolonne entgegenwerfen wollen.

Hat endlich Diese am Plateau jenseits des Thales Raum gewonnen, dann übersetzt auch das Gros der Cavalerie — $1^1/_2$ Escadrons, (der Rest ist zum Sicherheits- und Ordonnanzdienst verwendet,) — den Thalgrund, damit sie der eigenen Infanterie für die noch bevorstehenden Kämpfe zur Hand sei. Die Artillerie bleibt südlich des Šarka-Thales zurück; dieser sowie dem ursprünglichen Avantgarde-Bataillon obliegt es, in erster Instanz, falls der Durchbruch misslingen sollte, den schwierigen Rückzug des Gros über den Thaleinschnitt und das Sammeln hinter demselben zu ermöglichen. Die Geschütze sind hiefür in ihren Placements ohnehin schon bereit; das Infanteriebataillon aber wird sich, falls dies bisher noch nicht geschehen wäre, gegen die Flügel seiner Aufstellung, also nördlich Ober-Šarka, dann westlich Hanspaulka concentriren müssen, da im zwischenliegenden Raume jede Feuerwirkung gegen den Feind durch die eigenen Truppen verwehrt bliebe, die Flanken der Angriffscolonne ferners, namentlich für den Fall, als diese geworfen würde, die günstigsten Punkte für feindliche Nachstösse böten.

Die eigentliche Hauptreserve, aus $1^1/_2$ Bataillons gebildet, darf sich noch nicht in den Kampf verwickeln, sie muss zur Abwehr eines

möglichen Gegenstosses, entweder von Nebušitz oder Podbaba her, disponibel sein, weshalb sie in concentrirter Aufstellung einige 100 Schritte östlich Hanspaulka zurückbleibt und die der freien Communication am Plateau hinderlichen Gartenmauern an geeigneten Stellen durchbrechen lässt.

Diese Angriffsdisposition muss jedenfalls eine gewagte genannt werden; allerdings ist der Vorstoss auf das Plateau jenseits des Šarka-Thales durch die Terrainfiguration ermöglicht und begünstigt; die Schwierigkeiten mehren sich aber in dem Maasse, als die Angriffscolonne vorschreitet und dadurch aus dem schützenden Bereiche des eigenen Artilleriefeuers gelangt.

Bewahrt der Vertheidiger hinlängliche Geistesgegenwart, hat er seine Kräfte nicht zersplittert, daher noch eine ausgiebige Reserve disponibel, dann ist das Gefecht noch lange nicht verloren. Der Umstand, dass der an der Chaussée vordrängende Gegner dortselbst nur schwer auf das Plateau gelangen kann, setzt den Vertheidiger in die Lage, den grössten Theil seiner Kräfte gegen die Durchbruchscolonne aufzubieten, diese in der Front durch Artillerie aufzuhalten, in den Flanken durch die Infanterie und die vielleicht vorhandene Cavalerie anzufallen und daher seinerseits die erschütternden Eindrücke des umfassenden Angriffs empfinden zu lassen. — Der Angreifer hat daher, wie schon angedeutet, erst jetzt den Entscheidungskampf durchzufechten und dieser wird denn auch jenen energischen Charakter annehmen, der dem beiderseitigen Streben nach einem Siege entspricht.

Tirailleurkämpfe haben nun keinen Werth mehr, die Massen selbst prallen aneinander auf Entfernungen von 300 bis höchstens 500 Schritt. Die einzelnen Compagniecolonnen trachten sich gegenseitig zu übervortheilen, sich die Flanken abzugewinnen, im Aufmarsche und in der Abgabe des Salvenfeuers zuvorzukommen. Die Selbstständigkeit der Unterabtheilungscommandanten gelangt auch hier zur vollen Geltung und diejenige Partei, deren Elemente in dieser Richtung besser vorgebildet wurden, wird schliesslich triumphiren.

Auch eine gute Vorbildung im Zusammenwirken der verschiedenen Waffen wird hier ihre Früchte tragen.

Die Cavalerie des Angreifers kann das Gefecht der Infanterie wesentlich fördern, wenn sie nicht durch feindliche Reiterei paralysirt wird.

Ohne die Attaken vollends durchzuführen — was vielleicht momentan ihren Ruin bewirken könnte — nöthigt sie doch den Gegner durch geschickte Drohungen zu steter Bereitschaft gegen Cavalerie-

angriffe, verlangsamt dadurch seine Action, nöthigt ihn zu häufigen Carrébildungen, während die eigene Infanterie sich sorglos entwickeln und von den Feuerwaffen den umfassendsten Gebrauch machen kann.

Mit dem Fortschreiten des Angriffs wird es auch der Artillerie des Angreifers, und zwar einem Theile der bei Ober-Šarka placirten Geschütze, geboten sein, über den Thalgrund vorzugehen, sich dem rechten Flügel der eigenen Infanterie in einer Aufstellung bei *M* anzuhängen, aus welcher man die Gefechtslage besser übersieht, daher in den Kampf kräftiger eingreifen kann, als aus der weit zurückgelegenen Position.

Infanterie und Cavalerie dürfen für solchen Fall nicht erst detaillirte Befehle erwarten, ob und wie sie ihr Geschütz zu decken haben; diese Obliegenheit muss wohl angeübt sein.

Die am rechten Flügel thätigen Infanterieabtheilungen werden also — über Vereinbarung mit dem Batteriecommandanten — sogleich starke Schwärme nebst Unterstützungen einerseits in den Hohlweg vortreiben, der von Lisolej gegen Stara-Mlyn führt, anderseits auf dem Plateau gegen Podbaba detachiren, damit das Geschütz die Aufstellung *M* beziehen könne. Die solcher Art zur Geschützbedeckung verwendeten Infanterieabtheilungen sind ihrer früheren Bestimmung durchaus nicht verloren gegangen, sie schützen die rechte Flanke der Angriffscolonne vielleicht jetzt besser als vordem, da sie dem Gegner einige 100 Schritt an Terrain abgewonnen haben.

Die bei Hanspaulka noch disponible Hauptreserve wird über das Thal vorgenommen, wenn der Durchbruch einmal so weit gediehen ist, dass ein Offensivstoss des Feindes südlich des Thales kaum mehr wahrscheinlich erscheint. Sie darf jedoch nicht so lange zurückgehalten werden, dass ihre Wirkung dem Entscheidungsacte verloren ginge, daher es denn auf glückliche Erwägung ankömmt, ob man mehr riskirt, durch vorschnelles Verwenden der Reserve oder dadurch, dass man die Durchbruchsunternehmung durch Zurückhalten der Reserve in Frage stellt.

Hat der Vertheidiger keine Aussicht, den feindlichen Angriff abzuwehren, da er an Zahl zu schwach ist, oder die Truppen zu sehr zersplittert hat, dann ist es für ihn an der Zeit, das Gefecht abzubrechen. Die Reserve wird sich auch jetzt dem Feinde entgegenwerfen, doch nur mehr in der Absicht, ihn so lange aufzuhalten, bis die beiden Flügel und namentlich der doppelt bedrohte rechte Flügel zurückgenommen werden konnten. Ist dies gelungen, dann dürfte der fernere Rückzug kaum mehr ernstlich gestört werden; der Angreifer wird dem

Gegner nur eine schwache Avantgarde nachsenden, sonst aber bedacht sein müssen, die eigenen Truppen auf dem eroberten Plateau zu sammeln und für den weiteren Vormarsch zu ordnen.

Was die Chancen eines feindlichen Gegenstosses von Nebušitz oder Podbaba her anbelangt, so sind diese gering; denn wirft der Feind auch die zur Generalka vorgedrungenen Abtheilungen, so wird seiner ferneren Offensive durch den Čerweny-Berg ein fast unübersteigliches Hinderniss geboten; das Debouchiren aus Podbaba wieder lässt den Gegner wenigstens anfänglich auf den schmalen und steil geböschten Bergrücken zwischen diesem Orte und Ober-Šarka beschränkt, gestattet daher keine rasche Entwicklung überlegener Kräfte.

3. Beispiel.

Theilweiser Flanken-Angriff bei schwierigem Terrain.

Der Frontalangriff hat im 2. Beispiele moralische und numerische Ueberlegenheit vorausgesetzt; kann man sich beide Factoren nicht zuerkennen, dann muss erwogen werden, ob sich nicht gegen einen Flügel des Feindes relative Ueberlegenheit entfalten liesse.

Der linke Flügel gibt hiezu kaum Gelegenheit. Er ist an die Moldau gestützt, das Einschieben der eigenen Truppen zwischen dieser und dem Feinde wäre nicht absolut unmöglich; ist der Feind unaufmerksam, so kann es gelingen, dem linken feindlichen Flügel durch die Schlucht von Lisolej in den Rücken zu fallen und ihn so zu sprengen. Solch ein Unternehmen ist aber auf Zufall basirt — eine kleine feindliche Abtheilung, die Stand hält, kann das ganze Unternehmen scheitern machen, den Angreifer unter grossen Verlusten zum Rückzuge nöthigen.

Dem Zufalle soll man im Kriege nichts anheimstellen, so lange noch irgend eine andere Gefechtscombination einige Wahrscheinlichkeit des Erfolges gewährt.

Das Augenmerk richtet sich nun naturgemäss nach dem rechten feindlichen Flügel und dort verspricht ein umfassender Angriff in der That einige Chancen. Worin diese bestehen, möge aus der nun folgenden Gefechtsdarstellung entnommen werden.

Die Macht des Angreifers wird in gleicher Stärke, wie vordem, supponirt, auch seine Vorrückungslinie ist dieselbe geblieben. Der Gegner muss aber nunmehr in grösserer Stärke, dem Angreifer an Zahl ebenbürtig, möglicherweise sogar überlegen, beurtheilt werden.

Die Avantgarde hat wie früher das Plateau zwischen Pernikařka und Ober-Šarka mit Beobachtung des Defilé von Podbaba, ferners den Čerweny-Berg occupirt. In der linken Flanke haben sich Detachements an der Waldlisière im Jäger- und Hegerhause südöstlich Nebušitz eingenistet. Die Cavalerie klärt das Terrain in der linken Flanke noch über Nebušitz und Kopanina hin auf; Kopanina findet sie vom Feinde unbesetzt, Nebušitz durch ein schwaches feindliches Detachement vertheidigt. — Vom Gros werden nun 1 Bataillon sammt dem Gros der Cavalerie ($1^1/_2$ Escadrons) nach Pernikařka, 2 Bataillons nach dem Čerweny-Berge beordert. Die Artillerie fährt mit einer Batterie nächst den Steinbrüchen bei Pernikařka, mit 2 Batterien am Čerweny-Berge auf.

Die erstgenannte Batterie eröffnet sodann das Feuer gegen die feindlichen Abtheilungen, welche auf der tiefliegenden Platte von Dufkowka sichtbar sind; die übrigen Geschütze setzen sich gegen die Generalka und die feindlichen Abtheilungen in's Feuer, welche an der von dort nach Nebušitz führenden Strasse eingenistet sind; zugleich müssen diese Geschütze das Gehöft Klein-Buchmanka in Brand setzen, welches gleichsam eine Stütze für den feindlichen rechten Flügel abgibt.

Haben diese Truppen, resp. Batterien, ihre Aufstellungen erreicht und dadurch einen Schirm wider mögliche Offensivstösse aus der feindlichen Front geschaffen, dann wird mit dem Rest der Truppen die bereits eingeleitete Flankenbewegung fortgesetzt. $5^1/_2$ Bataillons (darunter das Jägerbataillon) marschiren nunmehr auf der Strasse bis Wokowitz, dort haben sie nördlich abzubiegen, die Šarka-Schlucht zu überschreiten und sich an der Waldlisière zunächst des Jägerhauses für das Hervorbrechen gegen Klein-Buchmanka zu ordnen.

Während dieser Bewegung, die voraussichtlich $1-1^1/_2$ Stunden in Anspruch nimmt, wird in der Front auch seitens der Infanterie der Kampf eröffnet.

Vom Čerweny-Berg aus dirigiren sich 3 Compagnien auf die Häusergruppe von St. Johann, 1 Bataillon auf die Generalka, $^1/_2$ Bataillon nach dem Hang südlich und vis-à-vis der Generalka. Von den östlich der Generalka entwickelten 5 Compagnien der Avantgarde rückt eine nach der Eichenmühle, eine nach Stara-Mlyn, die 3. Compagnie beobachtet das Defilé von Podbaba, sowie das Šarka-Thal abwärts von Stara-Mlyn.

Die 4. und 5. Compagnie schliessen sich als allgemeine Reserve dem nach Pernikařka disponirten Bataillon an.

Die Gehöfte Generalka, Eichenmühle und die Häusergruppe St. Johann dürften nun dem Angreifer in die Hände fallen.

Mittlerweile hat sich die gegen den rechten feindlichen Flügel bestimmte Colonne im Walde südlich Nebušitz gesammelt; sie debouchirt jetzt in dichten Massen auf die offene Fläche, welche sie im Schnellschritt durcheilt, zur Linken $^1/_2$ Bataillon nach Nebušitz wirft, um sich gegen jede Belästigung von dorther zu sichern, mit dem Gros aber eine Halbrechtsschwenkung vollzieht und die bei Klein-Buchmanka gegenüberstehenden feindlichen Abtheilungen mit kräftigem Stosse gegen Gabrielka zurückdrängt. Klein-Buchmanka brennt, kann daher vom Feinde nicht gehalten werden, auch die tiefliegenden kleinen Häuschen an der Strasse zwischen Klein-Buchmanka und Nebušitz können die Angriffscolonne nicht lange aufhalten.

Gleichzeitig mit dieser Action greifen nun auch die nach der Generalka vorgegangenen eigenen Truppen die allenfalls noch bei Gross-Buchmanka stehenden feindlichen Abtheilungen an und zwingen so den Feind zum gänzlichen Räumen des schmalen Rückens zwischen Generalka und Nebušitz.

Hätte der Feind diese Räumung schon früher freiwillig vollzogen, dann kann sich die ganze, gegen Klein-Buchmanka vorgedrungene Colonne sogleich in den Wald zwischen Nebušitz und Gabrielka werfen und aus diesem auf das Plateau zunächst der Kuppe bei „za dworem" debouchiren, um den Feind im Rücken anzugreifen. Leistet der Feind bei Buchmanka Widerstand, dann wird sich die letzterwähnte Unternehmung verzögern; der Angreifer kann nun von den disponiblen 5 Bataillons anfänglich blos 3 in den Wald nordöstlich Nebušitz werfen, welche sich dort so lange defensiv verhalten, bis der Feind unter Mitwirkung der bei Generalka kämpfenden Abtheilungen über den Höhenrücken von Buchmanka herabgeworfen ist, worauf erst das Debouchiren aus dem Walde von Nebušitz-Gabrielka durch 4 bis 5 Bataillons bewirkt werden kann.

Der Umstand, dass die Angriffscolonne den langen Weg vom Jägerhause bis über Klein-Buchmanka hinaus im Angesichte des Feindes zurücklegen muss, raubt der Unternehmung den Zauber des Ueberraschens. Der Feind kann den ihm zugedachten Stoss bei Zeiten erkennen und seine Gegenmassregeln treffen. Eine rasche Offensive aus der Stellung ist dem Feinde durch das Terrain verwehrt, es erübrigt ihm also nur seine Reserve mit allem Nachdruck auf die Umgehungscolonne zu werfen und diese zu schlagen, bevor sie mit den bei Gabrielka fechtenden Truppen in Verbindung treten konnte; widrigen-

Die Avantgarde hat wie fr
und Ober-Šarka mit Beobach
den Čerweny-Berg occupirt. In
ments an der Waldlisière im
šitz eingenistet. Die Cava
noch über Nebušitz und
Feinde unbesetzt, Neb
ment vertheidigt.
Gros der Cavaler
nach dem Čerwen
terie nächst de
Čerweny-Berg

Die
feindlic
kowka
neralka
von d

völlig umspannt und
fast wehrlos — da all-

ht isolirt geschlagen werde,
Gegner auch an anderer Seite
der eigene linke Flügel über
Front kämpfenden Abtheilun-
Ersteigung der Platte von Duf-
vorgearbeitet hat, grössere
Platte vertrieben sind, wird der

nunmehr an zwei Punkten gefesselt
unter solchen Umständen der aus
Colonne noch immer mit der
entgegentreten wird, sich darauf
mit möglichst geringen Kräften

der Vertheidiger den Kampf nun-
zur Abwehr der Umgehungscolonne
Truppen den Rückzug auf Gross-

Vertheidiger den vorspringenden Theil
und Gabrielka räumt, rückt auch hier die
des Angreifers über den Thalgrund
analog dem bei Erörterung des Frontal-
Šarka hinaus — geschilderten.

Beispiel eines umfassenden Angriffes
schwierigsten dieser Art gerechnet werden;
hervor, da es mir die eigenthümlichen Erschei-
darzulegen scheint.

des umfassenden Angriffs besteht darin,
gleichzeitig aus zwei verschiedenen Rich-
daher rasch den Entschluss fassen muss, wo er
will. Schwankt der Vertheidiger in seinen
bald in jeder der beiden feindlichen Angriffs-
in den Reihen der Truppe wird Unord-
Angriff immer zugleich die Rückzugs-
Unruhe einreissen und man wird das Ge-
die Chancen, den Feind vereinzelt zu schla-

ler Minute des Zögerns schwinden und endlich ganz ver-
n sind.

ist denn der gewöhnliche Gang fast jedes Gefechtes, in wel-
ler Gegner einen umfassenden Angriff herzhaft durchführt. Er-
forderniss für einen solchen Angriff ist, dass man Untercommandanten
sitze, die unternehmend und selbständig, dennoch aber im Einklang
zu handeln verstehen.

Hat man diese geschickten und unternehmenden Unterbefehlshaber nicht, dann treten die Nachtheile des umfassenden Angriffs hervor: die isolirten Colonnen werden sich nicht zu benehmen wissen und werden von einem nur halbwegs thätigen Gegner der Reihe nach mit Ueberlegenheit angefallen und geschlagen werden.

Die Gefahren des umfassenden Angriffs mehren sich natürlich, je weiter man für das Umfassen ausholen muss.

Der eben abgewickelte Fall ist gefahrvoll genug, er fordert stetes Zusammenwirken der weit von einander getrennten Gefechtstruppen zunächst des Kirchleins St. Johann und bei Nebušitz.

4. Beispiel.

Flanken-Angriff (Umgehung) mit dem grössten Theile der Kraft.

Müsste man endlich für das Umfassen eines feindlichen Flügels soweit ausholen, dass der Einklang in der Action nothwendig verloren ginge, dann bleibt wohl nichts anderes übrig, als dass man des Feindes Aufstellung mit ganzer Macht zu umgehen sich entschliesst.

Das Missliche eines solchen Unternehmens ist nicht zu verkennen: dasselbe dürfte dem Gegner kaum verborgen bleiben, da es unthunlich scheint, seine Späher oder Recognoscirungspatrullen schon im Voraus von dem Raume gänzlich zu verdrängen, den man für die Umgehung zu durchschreiten gedenkt. Würden auch zu diesem Zwecke stärkere Cavalerieabtheilungen weitaus entsendet, so müsste der Feind schon durch diese Detachements auf das Vorhaben aufmerksam gemacht werden.

Er findet also wahrscheinlich Zeit, entweder zu einem Flankenstosse oder zu einem Verschieben seiner Kräfte nach der Richtung, aus welcher ihm der Angriff droht.

Das vollständige Umgehen des Feindes erscheint daher blos dann zulässig, wenn mindestens die ersten Stadien dieser Bewegung vom Gegner nicht wahrgenommen werden können, wenn ferners durch eine

geringe Truppenzahl ein feindlicher Gegenangriff so lange verzögert werden kann, bis das Gros sich entwickeln und zur Aufnahme des Gefechtes auch eine halbwegs günstige Oertlichkeit gewinnen konnte. — Das Gros darf daher im Flankenmarsch nicht in Defiléen eingezwängt bleiben, sondern muss eine Marschform bewahren, die eben das rasche Entfalten der Kräfte gestattet.

Nothwendig ist ferners noch, dass diejenige Partei, welche umgeht, auch die Rückzugslinie beliebig wechseln kann, hierin weder durch das Terrain, noch durch Rücksichten auf andere Heereskörper behindert ist. Wie bereits früher erwähnt, wird eine Avantgarde die Vorrückungslinie kaum verlassen dürfen, sondern zu directen Angriffen bemüssigt sein, während es dem nachrückenden Gros überlassen bleibt, eine Umgehung auszuführen, falls der Frontalkampf zu wenig Erfolg verspräche.

Werden all' diese Erwägungen auf die besprochene feindliche Stellung hinter dem Šarka-Einschnitt angewendet, so scheint eine Umgehung — falls die angreifende Brigade die Vorrückungslinie wechseln darf — allerdings zulässig, da das Terrain den Flankenmarsch dem Feinde lange verbergen dürfte und einer Offensive desselben viele Schwierigkeiten in den Weg legt.

Die Ausführung ginge folgendermassen vor sich: Supponirt, dass wieder 6 Compagnien die früher erwähnte Avantgardestellung zwischen dem Čerweny-Berg und Podbaba bereits bezogen hätten, müsste nach dem Čerweny-Berg noch 1 Compagnie detachirt werden, während von den 5 östlich der Chaussée über Generalka befindlichen Compagnien 2 bei Pernikařka concentrirt, 2 zum Gros zurück genommen würden. Die gegen Podbaba detachirte Compagnie hätte nach Ober-Šarka abzurücken.

Gleichzeitig mit diesen Bewegungen wird vom Gros 1 Compagnie über Wokowitz zur Besetzung des gegen Klein-Buchmanka vorspringenden Rückens, eine andere Compagnie — u. z. jede mit einem Cavaleriepiquet — am Wege zur Kabrikischen Mühle bis an die Šarka-Schlucht entsendet.

Ist erstlich die vis-à-vis der feindlichen Front angeordnete Truppenverschiebung ausgeführt, dann tritt das Gros unter Voraussendung von 2 Compagnien und $1/2$ Escadron den Flankenmarsch an. Bis in die Höhe von Libotz marschirt die Infanterie auf der Landstrasse über Wokowitz und auf dem Eisenbahnkörper der Buštěhrader Bahn, die Cavalerie ebenfalls auf der Landstrasse, die Artillerie zwischen der Infanterie auf der Buštěhrader Bahn. Sowie indess die letzten Abtheilungen

das Defilé von Wokowitz-Weleslawin hinter sich haben, marschirt die Brigade in zwei Parallelcolonnen mit Treffendistanz, — Artillerie und Cavalerie zwischen den Treffen, — querfeldein, doch zunächst der Landstrasse gegen die Chaussée von Rusin nach Herrendorf.

Sowie die Avantgarde sich dieser Chaussée nähert, wird vom Gros wieder 1 Compagnie nebst einem Cavaleriepiquet in die rechte Flanke, d. i. beim „Jungfernsprung" vorbei, in den Šarka-Wald entsendet, wo diese Abtheilung durch ihre Cavaleristen die Verbindung mit der nach der Kabrikischen Mühle beorderten Compagnie herzustellen hat.

Hat die Brigade das Defilé Wokowitz-Weleslawin passirt, dann rücken die am Čerweny-Berg, der Pernikařka und bei Šarka postirten Compagnien wieder zum Gros ein; die von Ober-Šarka abrückende Compagnie bildet gleichsam die Arrièregarde und nimmt als solche beim Defilé von Wokowitz-Weleslawin — Front gegen Osten — neuerdings Stellung.

Das Gros hat mittlerweile den Marsch beiderseits der Chaussée von Rusin nach Herrendorf bis an die nach Vorder-Kopanina führende Schlucht fortgesetzt; sowie die Têten dort anlangen, wird gegen Nordost aufgeschwenkt und in voller Gefechtsverfassung der Vormarsch gegen die Linie Kopanina-Nebušitz angetreten. Der Front voran marschiren die nach dem Šarka-Walde beorderte Compagnie, dann 1 Compagnie, welche von der früheren Avantgarde gegen die Ostseite von Kopanina dirigirt wird. Die 2. Compagnie der früheren Avantgarde folgt westlich der Schlucht gegen Kopanina nach, die Cavalerie patrullirt bis über Herrendorf.

Die nach der Kabrikischen Mühle postirte Compagnie rückt jetzt über die Šarka-Schlucht auf Nebušitz und deckt so in nächster Nähe die Flanke der Brigade.

Es wird vielleicht übel bemerkt werden, dass für den Sicherheitsdienst überall ganze Compagnien detachirt sind, während vielfach hiefür blos Patrullen abgesendet würden; doch suche ich dies Verfahren ein für allemal zu motiviren, dass Patrullen allerdings vortreffliche Dienste leisten, möglicherweise aber auch versagen können. Für solchen Fall ist dann die Truppe ohne allen Schirm und den Gefahren einer Ueberrumpelung ausgesetzt. Es scheint daher nützlich, die Patrullen auf Detachements zu stützen, die dem avisirten Feinde beherzt entgegenrücken, ihn zur theilweisen Entwicklung seiner Kräfte und zum langsamen methodischen Vorgehen zwingen, somit dem Angriff das gefährliche Element der Ueberraschung rauben. Solche Detache-

ments sind übrigens nur im coupirten Terrain nöthig, im offenen Gelände können sie nicht viel leisten, sind aber dafür auch entbehrlich. —

Ist die Brigade einmal in die Höhe von Nebušitz-Kopanina gelangt, dann ist auch die Umgehung als gelungen zu betrachten und es wird nur mehr darauf ankommen, compact und unaufhaltsam gegen die feindliche Rückzugslinie vorzudringen und so auch den moralischen Effect der Umgehung zu vervollständigen. Durch feindliche Demonstrationen darf man sich hiebei nicht irre führen lassen. Unternimmt der Feind auch einen ernsten Flankenstoss, so ist die nach Kopanina vorgedrungene Truppe dem Rücken des Gegners schon weit näher, als dieser den eigenen Verbindungen, sie kann daher ihr Ziel ruhig verfolgen in der Ueberzeugung, dass der Feind auf halbem Wege stehen bleiben und dann umkehren werde. Würde man aber noch im Flankenmarsche vom Feinde erfasst, dann kömmt Alles auf raschen Entschluss an, ob man sich dem Feinde direct entgegenwerfen oder aber selben blos durch wenige Truppen aufhalten und mit dem Gros den ursprünglichen Plan verfolgen will.

Beide Wege können zum Ziele führen, wenn sie mit gehöriger Energie verfolgt werden, halbe Massregeln jedoch, indem man z. B. dem Feinde zu viele, für einen Erfolg aber dennoch ungenügende Truppen gegenüberlässt, dafür die Umgehung ebenfalls mit unzureichenden Kräften fortsetzt, oder indem man gar gänzlich in die Defensive zurückfällt, werden sicher zum Verderben gereichen.

Hätte endlich der Feind den grössten Theil seiner Kräfte gesammelt und dem Angreifer frontal nach Nebušitz-Kopanina entgegengeführt, so wäre hiemit der Zweck der Umgehung wohl auch völlig erreicht; den Angreifer trennt nun kein Terrainhinderniss vom Gegner mehr, beide begegnen sich auf offenem Felde, dem Angreifer bleibt aber immer noch der moralische Schwung, welchen die Initiative verleiht, während der Gegner auch hier nur mit halber Energie kämpfen wird, da er die ganze Flankenbewegung nicht aus freiem Entschlusse unternommen hat, ihm selbe vielmehr vom Gegner abgenöthigt wurde.

Zum Gelingen einer Umgehung gehört nach dem Dargestellten nebst richtigem Blick und raschem Entschluss des betreffenden Commandanten hauptsächlich ein unthätiger Gegner, dann ein Terrain, welches die eigenen Bewegungen verbirgt, jene des Feindes verzögert.

Ein solches Umgehen, d. h. eine Umgehung, die erst angesichts des in Position stehenden Feindes eingeleitet werden soll, wird daher nur selten zulässig sein.

5. Beispiel.

Theilweiser Flanken-Angriff bei günstigem Terrain.

Als Schluss meiner Betrachtungen über den Angriff möge ein folgendes Beispiel darthun, wie sehr sich die Schwierigkeiten des blos umfassenden Angriffs herabmindern, wenn das Terrain die Entfernung zwischen den gegen Flügel und Front des Feindes aufgebotenen Abtheilungen zu verkleinern erlaubt, wie man dann wahrlich der Gefahren der Umgehung nicht bedarf, da der Gefechtszweck durch umfassenden Angriff weit leichter erreicht werden kann.

Zwei feindliche Heereskörper, jeder in der Stärke von 5 Bataillons, 1 Batterie und etwas Cavalerie, treffen an der Chaussée von Prag nach Beneschau auf einander. Die aus Prag abgerückte Partei ist am Plateau nördlich Ober-Krč auf die feindlichen Eclaireurs gestossen und hat selbe über den Plateaurand hinabgeworfen. Die weitere Vorrückung muss jedoch vorläufig eingestellt werden, da jenseits des Thales von Krč grössere feindliche Abtheilungen bemerkbar sind, welche die Entwickelung der gesammten Macht für den Angriff als zweckmässig erscheinen lassen.

Die mitlerweile eingelangten Meldungen sagen aus, dass der Feind bereits den ganzen Nordsaum des Kundratitzer Waldes, ebenso den Ober-Rosteler Meierhof occupirt hat, dass ferners auch das Schwan-Wirthshaus an der Chaussée, sowie Schloss und Dorf Unter-Krč vom Feinde stark besetzt sind.

Damit der Feind nicht Zeit finde, sich längs dieser Frontlinie einzunisten und dann selbst eine Offensive zu versuchen, wird sofort zum Angriff übergegangen, der namentlich dem rechten feindlichen Flügel zugedacht ist; denn auch der Frontalangriff wäre ohne gleichzeitigen Angriff des am feindlichen rechten Flügel situirten Kundratitzer Waldes unzulässig, ein Angriff gegen den feindlichen linken Flügel holt zu weit aus und gestattet daher dem Gegner die umfassendsten Gegenmassregeln.

Während daher zunächst der Chaussée $1/2$ Bataillon gegen das Schwan-Wirthshaus und die angrenzende Waldecke vorgeht, $1/2$ Bataillon gegen Unter-Krč hinabsteigt und die Batterie am Plateau nördlich von Unter-Krč ihr Feuer gegen das Schwan-Wirthhaus und die dahinter aufgestellten feindlichen Truppen eröffnet, marschiren 2 Bataillons — durch die Terrainwellen dem feindlichen Auge verborgen — östlich in der Richtung gegen das Bergwerk ab, schwenken endlich südwärts ein und dirigiren sich — beiläufig in Staffeln vom linken Flü-

gel — nach der im Plane eingezeichneten Weise gegen die Lisière des Kundratitzer Waldes. Die letzten zwei Bataillons sind nördlich Ober-Krč an der Chaussée in Reserve geblieben.

Der Angriff auf den Wald richtet sich vorerst nach der gegen das Abdeckerhaus vorspringenden Ecke. Diese, tief gelegen und umfassend von 4 Compagnien angefallen, wird im ersten Andrang genommen sein. Hiemit sind aber dem Gegner die Vortheile einer Waldvertheidigung schon grossentheils benommen; der Angreifer befindet sich nunmehr — nämlich im eroberten Waldtheile — dem Vertheidiger unter gleichen Verhältnissen gegenüber und wird daher auch trachten, von dort aus, wo keine schützenden Lisièren mehr zu stürmen sind, das weitere Vordringen anzubahnen.

Sowie demnach die in den Wald gedrungenen 4 Compagnien wieder geordnet sind, werden 2 derselben gegen das Jägerhaus und in die rechte Flanke der westlich von diesem im Walde befindlichen feindlichen Abtheilungen entsendet. Auch in der Front beschäftigt, werden diese bald zum Rückzuge aus dem Walde genöthigt sein; nur in der äussersten, gegen das Schwan-Wirthshaus vorspringenden Ecke gelingt es ihnen noch, sich zu behaupten.

Die 3. Compagnie dringt auf einige 100 Schritte südlich in den Kundratitzer Wald ein, durchforscht letzteren sodann durch Patrullen, damit man die Annäherung feindlicher Verstärkungen bei Zeiten wahrnehme und denselben entgegenwirken könne. Ist auf solche Art Raum gewonnen, dann rückt noch eine 5. und 6. Compagnie in den Wald, diese und die 4. Compagnie wenden sich nun — im Walde — gegen den Rosteler Meierhof und drängen so, im Vereine mit den noch auswärts befindlichen 2 Compagnien, auch die in der östlichen Waldecke eingenisteten Vertheidiger in das offene Feld. Sie zwingen endlich selbst die beim Rosteler Meierhof haltenden feindlichen Abtheilungen zum Abzuge, indem diese nunmehr von der Waldlisière aus im Rücken gefasst werden.

Die 7. und 8. Compagnie müssen so lange ausserhalb des Waldes bleiben, als feindliche Abtheilungen beim Rosteler Meierhof warnehmbar sind, da diese immer noch einen Offensivstoss versuchen und damit einen Umschwung in der Gefechtslage herbeiführen können. Sowie aber auch diese ihren Rückzug angetreten haben, wird der Rosteler Meierhof durch eine Compagnie besetzt, während sich die übrigen 5 Compagnien — unter steter Beobachtung der östlichen Lisière — Front gegen Südwest im Walde sammeln, da es nunmehr darauf ankömmt, aus diesem auf die Chaussée, d. i. auf die feindliche Rückzugs-

linie zu debouchiren. Bevor man dies unternimmt, muss jedoch der Einklang mit den ausserhalb des Waldes kämpfenden Truppen sichergestellt sein.

Die Fühlung mit diesen durfte zwar auch während des Waldkampfes nicht verloren gehen, nun aber ist es an der Zeit, dem Commandanten der gesammten Truppe über die erzielten Resultate wieder Rapport zu erstatten, zugleich die ferneren Verhaltungsmassregeln zu erbitten.

In der Front wurde das Gefecht bisher ohne Entscheidung geführt, obschon die aus Süden angerückte Partei entweder einen Durchbruch über Ober-Krč oder ein Umfassen des feindlichen rechten Flügels über Unter-Krč hätte versuchen können, u. z. bevor noch der Feind mit Macht in den Kundratitzer Wald eingedrungen war. Jetzt aber ist eine Offensive schon nicht mehr ausführbar, da bereits ansehnliche feindliche Kräfte im Walde nahe der Rückzuglinie stehen, während auch in der Front die Reserve des Feindes noch intact geblieben ist.

Die von Prag ausmarschirte Partei kann nun getrost zum allgemeinen Angriff übergehen: die in den Wald gedrungene Colonne erhält noch ½ Bataillon als Unterstützung und den Befehl, in der Direction von Guldendorf auf die Beneschauer Strasse hervorzugehen; die allgemeine Reserve so wie sämmtliche an der Chaussée bereits engagirten Abtheilungen setzen sich aber gegen das Schwan-Wirthshaus in Bewegung.

Da nun die wenigen Compagnien, welche sich noch in der äussersten westlichen Ecke des Kundratitzer Waldes hielten, einen mächtigen Frontalangriff ausgesetzt sind, während zugleich die 2 südlich des Jägerhauses zurückgebliebenen Compagnien des Angreifers auf deren Flanke drücken, müssen auch diese sich zum Rückzuge entschliessen, womit der letzte Stützpunkt des Feindes im Walde und damit das Schwan-Wirthshaus verloren geht. Letzteres wird vom Walde völlig dominirt und ist deshalb unhaltbar geworden. — Auch die 2 beim Jägerhause gestandenen Compagnien sind nun der Umgehungscolonne disponibel, welche ihre erneuerte Vorrückung bereits angetreten hat. Zum Schutze der linken Flanke — gegen feindliche Abtheilungen, die von der Lisière und vom Rosteler Meierhofe verdrängt, vielleicht über den Chodowa-Berg wieder in den Wald gelangt sind — wurden 2 Compagnien gegen die vom Chodowa-Berg nach Zeleni domki hinabführende Schlucht vorpoussirt; die übrigen 5 Compagnien — denen, wie erwähnt, vom Jägerhause noch 2 Compagnien nachfolgen — sind zur entscheidenden Action disponibel.

Der Gegner darf dieselbe nicht mehr abwarten. Er hat keine Aussicht das Gefecht zu gewinnen, da er — der bedrohten Rückzugslinie wegen — die Reserve nicht gegen das Schwan-Wirthshaus vornehmen kann, den Feind aber auch nicht rasch aus dem Kundratitzer Wald zu vertreiben vermag, indem eben der ausgedehnte und noch dazu schwer zugängliche Waldcomplex jede rasche Entscheidung verwehrt.

Dem Gegner bleibt daher nichts anderes als schleuniger Rückzug übrig. Er beordert die Reserve in eine Bereitschaftsstellung bei Guldendorf, während die übrigen Truppen das Gefecht, so gut es geht, abbrechen und sich über Neuhof auf Libus dirigiren, wo man die Vereinigung mit den im Kundratitzer Walde zersprengten Abtheilungen zu bewirken hofft.

Dieses Beispiel möge einen neuen Beweis liefern, wie sich die im Eingange des Aufsatzes entwickelten Principien der Gefechtsführung auch auf ganz speciele Fälle, wie z. B. auf den Kampf um Wälder, anwenden lassen. Umfassender Angriff im Verein mit Ueberraschung, Ausnützung der erlangten Vortheile durch fortwährend erneutes Umfassen sind wahrlich Universalmittel, welche zur Erreichung taktischer Zwecke fast ausschliesslich angewendet werden müssen. Dieses Beispiel möge endlich, bevor die günstige Form der Vertheidigung besprochen wird, nochmals darthun, wie rasch das blos passive Verhalten zum Nachtheile des Vertheidigers umschlägt. Man hatte Diesem — wie in allen Beispielen — eine möglichst zweckmässige Truppenvertheilung zugedacht, dennoch ist es dem Angreifer leicht, einen Punkt der feindlichen Linie ausfindig zu machen, gegen den sich überlegene Kräfte entwickeln lassen und von wo denn auch bald das ganze System des Vertheidigers über den Haufen geworfen wird.

Die Vertheidigung charakterisirt sich bekannterweise dadurch, dass man dem Feinde die Initiative überlässt, in der Absicht, aus seinen Angriffsbewegungen erst auf dessen Absichten zu schliessen, damit man diese sodann durchkreuzen könne.

Das Durchkreuzen der feindlichen Plane durch offensives Dazwischengreifen muss jedem Vertheidigungsplane zu Grunde liegen; fehlt dieses Streben, dann wird man — wie die früheren Beispiele vielleicht gezeigt haben — geschlagen, selbst wenn man die numerische Ueberlegenheit besitzt.

Der Vertheidiger wird daher trachten müssen, möglichst viel Raum zu occupiren, damit er das Vorschreiten des Angreifers längere Zeit beobachten könne, aus den Kämpfen, welche die in erster Linie ent-

wickelten Truppen bestehen, die Kräftevertheilung des Gegners zu erkennen vermöge, und dann noch Zeit finde, die eigene Aufstellung derart abzuändern, wie es für das Vereiteln der feindlichen Pläne förderlich erscheint.

Zu diesem Zwecke dürfen aber nur wenige Truppen verwendet werden, denn die Hauptreserve muss genügend stark bleiben, damit durch sie dort, wo man selbst offensiv auftreten will, auch wirklich Entscheidendes geleistet werden könne.

Die jetzige Kampfweise gestattet ein solches Ausbreiten der Truppen über grosse Räume sehr wohl, was natürlich der Vertheidigung zugute kömmt. Diese Kampfweise kennt keine geschlossene Aufstellung wie zur Zeit der Lineartaktik, wo die Truppen nicht auf grössere als reglementsmässige Bataillons-Intervalle etc. auseinander gezogen werden durften; sie löst die Streiter in Gefechtsgruppen auf, die sich weit von einander entfernen können, ohne Gefahr, dass der Feind mitten durchbricht, wenn sie anders nur im Einklang zu agiren verstehen.

Deshalb hat aber auch die nur allzusehr noch gebräuchliche Manier, nach der Truppenstärke die für das Gefecht zulässige Frontausdehnung festzustellen, keine allgemeine Berechtigung. — Statt zu fragen: Wie weit darf ich mich mit den disponiblen Truppen ausdehnen? wird die Frage häufiger lauten sollen: Wie soll ich meine Truppen in diesem oder jenem Raume vertheilen, den ich in bestimmter Ausdehnung für meine Zwecke unbedingt occupiren muss? Je kleiner die Truppe, desto grösser wird verhältnissmässig der Raum sein, in dem sie sich für das Gefecht nothwendig auszubreiten hat.

6. Beispiel.

Frontausdehnung eines Vertheidigers.

Um die vorige Behauptung kurz an einem Beispiele zu erhärten, sei angenommen, dass irgend eine Truppe im Motoler Defilé, z. B. Front gegen Osten, Stellung zu nehmen hat.

Möge ihre Stärke auch nur $^1/_2$ Bataillon betragen, so wird sie doch auch die oberen Ränder der beiderseitigen Thalhänge besetzen müssen. Soll der Widerstand beim Meierhof Motol geleistet werden, so wird demnach 1 Compagnie im Gehöfte und zunächst desselben beiderseits der Chaussée, 1 Zug bei Maria de Victoria, 1 Zug westlich „Na Vidaulich" Posto fassen müssen, während $^1/_2$ Compagnie hinter Motol in Reserve bleibt.

Im Unterlassungsfalle, wenn nämlich die Defiléränder nicht be-

setzt würden, müsste jeder Widerstand an der Thalsohle zum Verderben führen; der Angreifer wird auf dem einen oder anderen Thalhange rasch vordringen, dem Vertheidiger in den Rücken gelangen und ihn zum Mindesten zu einem fluchtähnlichen Rückzuge über die zerklüfteten Thalhänge zwingen.

Die Aufstellung des Halbbataillons im Motoler Thale wird daher eine Frontausdehnung von nahe 2000 Schritten annehmen müssen. Sind statt 2 Compagnien 2 Bataillons, ja selbst 4 oder 6 Bataillons disponibel, so werden diese auch keiner grösseren Frontausdehnung bedürfen.

Man sieht daraus, wie das Verhältniss zwischen Frontlänge und Truppenstärke mit dem Wachsen der letzten abnimmt. Brigaden werden oft noch einen Raum von 3000 bis 5000 Schritten decken müssen; erst auf Heereskörper vom Armeecorps aufwärts dürfte die taktische Regel passen, nach welcher auf jeden Schritt Frontlänge mindestens 5 Streiter entfallen sollen.

7. Beispiel.

Vertheidigung durch Offensive in günstigem Terrain.

Wie das offensive Element in der Vertheidigung zu bethätigen ist, möge abermals durch einige Beispiele angedeutet werden.

Eine von Weltrus auf Prag vorrückende Brigade, 7 Bataillons, 2 Escadrons und 2 Batterien stark, wird in der Höhe des Dablitzer Waldes durch feindliche Kräfte, die über Kobilis und Střiškow herandrängen, zum Stehen gebracht. Die Avantgarde konnte in der Eile noch den Bohnitzer und Dablitzer Wald besetzen.

Gegen den letzten Wald bereitet sich nun ein umfassender Angriff vor; denn während der Feind einige Bataillons an der Chaussée entwickelt, ist eine feindliche Batterie bei Střiškow aufgefahren und kann die Annäherung starker feindlicher Abtheilungen über Střiškow gegen die Dablitzer Schäferei beobachtet werden. Die Stärke des Feindes wird ebenfalls auf eine Brigade geschätzt.

Auf diese Meldungen sind von der südwärts vorrückenden Brigade, deren Tête mittlerweile in der Gefechtslinie eingetroffen ist, sofort ein Bataillon in den Raum zwischen Dablitzer Schäferei und Dablitz, 1 Bataillon in den Dablitzer Wald, 1 Batterie auf die westliche Kuppe des Dablitzer Berges dirigirt worden. Im Dablitzer Walde befand sich bisher $1/2$ Bataillon der Avantgarde, welches auch fernerhin dort verbleibt.

Diese $2^1/_2$ Bataillons sind sammt der Batterie für das hinhaltende Gefecht bestimmt, sie sollen das Fortschreiten des dem linken Flügel zugedachten Angriffs derart mässigen, damit die momentan auf die Vertheidigung zurückgewiesene Brigade irgend einen Gefechtsplan in Scene setzen könne.

Dem Vertheidiger stehen im Allgemeinen drei Wege offen:

Er kann den Feind in der Front blos aufhalten und mit dem Gros dem bedrohten Flügel zu Hilfe eilen; er kann den Feind in der Front anfallen und er kann sich allenfalls auch gegen dessen linken Flügel wenden.

Im ersten Falle schiebt man sich dem feindlichen Angriffe direct entgegen; es kömmt dann zwischen Dablitz und dem Dablitzer Berge zum Frontalkampf, in welchem die Chancen auf Seite der von Süden anrückenden Partei sind, da der Vertheidiger mit seinem Gros wahrscheinlich zu spät ankömmt, nämlich erst dann, bis die ursprünglich nach dem linken Flügel beorderten Truppen bereits geschlagen sind und er überhaupt unter dem Eindrucke leidet, dass man sich vom Feinde das Gesetz dictiren lässt. Würden auch all' diese Eindrücke wegfallen, so stösst man doch in der Richtung gegen die Dablitzer Schäferei auf die feindliche Hauptkraft, die der eigenen möglicherweise überlegen ist, keinesfalls aber den eigenen Kräften so weit nachsteht, dass man mit Berechtigung auf den Sieg zählen dürfte.

Ein Angriff auf den schwachen feindlichen linken Flügel, der sich von Kobilis gegen Welka-Skala ausdehnt, ist auch nicht gerechtfertigt; dort steht zwar momentan sicherer Erfolg in Aussicht, man entfernt aber das eigene Gros zu sehr von jenem des Gegners und über dieses will man doch schliesslich den Erfolg erringen.

Am besten entspricht noch der Durchbruch der feindlichen Gefechtslinie, indem man zunächst der Chaussée auf Kobilis vordrängt, die frontal gegenüberstehenden feindlichen Truppen über den Abhang des Plateaus hinabwirft, sodann aber ostwärts einschwenkt, der feindlichen Umgehungscolonne in die Flanke fällt und damit das Gefecht entscheidet.

Diese Action bietet noch den Vortheil, dass sie am schnellsten begonnen werden kann, da die Truppen an der Chaussée bereits zur Hand sind, während sie für das Eingreifen an einem der Flügel erst längere Flankenmärsche ausführen müssten.

Das Gros der Brigade detachirt demgemäss zum Schutze des rechten Flügels $^1/_2$ Bataillon in den Bohnitzer Wald, während sich die zweite Batterie auf der Sattelhöhe zwischen dem Dablitzer und Boh-

nitzer Wald, und zwar westlich der Chaussée gegen die frontal gegenüberstehenden Abtheilungen, ins Feuer setzt.

Hinter der Sattelhöhe, und zwar östlich der Chaussée, sammelt sich inzwischen das Gros der Brigade, noch 4 Bataillons, 2 Escadrons stark, und bricht endlich überraschend und entschlossen gegen Kobilis vor. Auch die am Dablitzer Berg placirte Batterie bietet nun ihr Feuer zur Unterstützung des Frontal-Angriffes auf.

Wie derlei Offensivstösse durch die vereinten drei Waffen kräftig durchzuführen sind, wurde bereits in einem vorangegangenen Beispiele zu schildern versucht. Hier sind die Umstände einem solchen Stosse günstig; der Gegner findet im Terrain keine Deckungen, wird ferners überall dominirt, es darf daher supponirt werden, dass der Durchbruch gelungen sei. Vom linken feindlichen Flügel ist nun nichts mehr zu besorgen, dieser ist in grosser Gefahr, abgeschnitten zu werden, wird daher schleunigst trachten, über die steilen zur Moldau abdachenden Hänge den Anschluss an das Gros wieder zu erlangen. Auch vom feindlichen Centrum ist ein erneuter Uebergang zur Offensive nicht sobald zu erwarten, dieses braucht Zeit und Ruhe, um sich an den Hängen des Plateau, über welches es hinabgeworfen wurde, zu ordnen.

Ist auch Kobilis dem Gegner abgenommen worden, dann gestalten sich für ihn die Verhältnisse umso misslicher; er hat dann gar keine Aussicht, wieder aufs Plateau zu gelangen. Aber selbst wenn sich dieser Ort hält, ist damit für die Südpartei nicht allzuviel gewonnen; Kobilis wird von Westen, Norden und Osten her dominirt, kann daher — wenn sich auch der Feind dort behauptet — auf die Vorgänge am Plateau wenig Einfluss üben.

Nach gelungenem Durchbruche genügt es daher, wenn der Angreifer 1, höchstens $1\frac{1}{2}$ Bataillons bei Kobilis zurücklässt, mit den anderen 3 Bataillons und der Cavalerie aber sich gegen die Umgehungscolonne wendet. Auch das auf den Dablitzer Berg beorderte Bataillon kann nun aus dem Walde auf die Flanke des Feindes wirken. Die an der Chaussée placirte Batterie eilt ebenfalls nach dem Dablitzer Berg, von wo sie, neben den dort bereits thätigen Geschützen, ihr Feuer auf die Umgehungscolonne richtet.

Der Umgehungscolonne bleibt jetzt, nachdem Centrum und linker Flügel bereits geschlagen, nichts anderes übrig, als umzuwenden und dem drohenden Flankenstosse direct zu begegnen. Ueber diese Colonne brechen nun alle jene deprimirenden Einflüsse eines umfassenden Angriffs herein, die früher so mannigfach für den Vertheidiger geschildert wurden. Ist der Commandant dieser Umgehungscolonne kein Mann

von raschem und energischem Entschlusse, die Truppe in seiner Hand kein vollkommen gefügiges Werkzeug, so ist die Niederlage der Colonne entschieden; sie muss gegen Prosek über das Plateau zurückweichen, um in der Moldauniederung die Fühlung mit den Resten der Brigade wieder zu gewinnen.

Die aus Norden angerückte Brigade hat sich bei diesem Durchbruche immerhin der Gefahr ausgesetzt, dass der Feind mit seinem Flankenangriffe früher reussirte, als der eigene Frontalstoss gelingen konnte. Diese Gefahr ist nun hier, der örtlichen Verhältnisse vor der Front und in der linken Flanke wegen, allerdings nicht gross, muss aber jedenfalls in den Kauf genommen werden. Ein geringes Wagniss wird mit jeder Offensiv-Unternehmung verbunden sein, da man ja eben keine absolute Ueberlegenheit besitzt, sich daher an einem Punkte schwächen muss, damit man an einem anderen mit Uebermacht auftreten könne. — Hier wird man sich also darauf verlassen müssen, dass der zur Deckung der linken Flanke bestimmte Commandant seine Aufgabe richtig erfasse, dem feindlichen Vordringen Schwierigkeiten bereite, ohne die disponiblen Truppen einer Niederlage oder der Auflösung zu überantworten.

Wie ein derartig hinhaltendes Gefecht zu führen sei, möge daher nachträglich noch einer kurzen Betrachtung gewürdigt werden: Zur Deckung der linken Flanke sind beiläufig 1 Bataillon, 3 Compagnien zur Hand, von denen 2 Compagnien am kahlen Rücken des Dablitzer Berges östlich der Waldlisière, 1 Compagnie dahinter als Unterstützung placirt werden, während 1 Bataillon einige hundert Schritte nördlich der Schäferei zu aggressivem Vorgehen bereit steht.

Sowie nun die feindliche Umgehungscolonne sich zum Angriffe auf den östlichen Theil des Dablitzer Berges und Waldes entwickelt, bricht letztgenanntes Bataillon rasch in die rechte Flanke des Gegners vor, zwingt diesen zu einer Frontveränderung wenigstens mit einem Theile seiner Kräfte und verzögert dadurch den energischen und umfassenden Angriff auf den Dablitzer Berg. Wird dieses Bataillon endlich durch überlegene Kräfte bedroht, so weicht es dem ernsten Kampfe gegen den Westeingang von Dablitz aus. Erst jetzt vermag der Gegner von mehreren Seiten, nämlich frontal und in der Richtung auf die Schäferei, gegen den östlichen Vorsprung des Dablitzer Berges, vorzurücken.

Die dort aufgestellten drei Compagnien lassen es aber nicht zum Aeussersten kommen. Sie weichen dem feindlichen Sturmangriffe aus, beschränken sich darauf, den avancirenden Angriffscolonnen durch

Schnellfeuer möglichst viele Verluste beizubringen, ziehen sich aber — bis auf eine schwache Arrièregarde — bei Zeiten vom Bergrücken in den südlich anschliessenden Wald und aus diesem in den nach Dablitz führenden Hohlweg zurück, wo sie dem Feinde nun eine neue Vertheidigungslinie entgegenstellen.

Bis unter solchen Umständen der Feind auf den Rücken des Dablitzer Berges gelangt ist, die seitlich placirte Batterie des Gegners durch Schützenfeuer vertrieben und endlich auch die zweite Vertheidigungslinie forcirt hat, muss sich jedenfalls in der Front der Kampf schon entschieden haben.

Kann man aus kriegsgeschichtlichen Beispielen entnehmen, dass der Angreifer seine Erfolge meist und naturgemäss durch Umfassen eines feindlichen Flügels anbahnt, so wird sich beim Vertheidiger, wenn ihm das Element zur Offensive innewohnt, wie im eben besprochenen Beispiele, meist das Streben zum Durchbruche der feindlichen Linie erkennen lassen. Auch diese Erscheinung ist natürlich, denn der Vertheidiger — auf das Abwarten angewiesen — hat seine Reserve in der Mitte einer ausgedehnten Front concentrirt, während der Angreifer selbe schon von Hause aus nach der für die Offensive aus ersehenen Richtung dirigiren kann. Schnelles Handeln ist aber für den Vertheidiger Hauptsache, will er dem Angreifer mit dem entscheidenden Gefechtsacte zuvorkommen und da ist denn der Frontalangriff — wenn ihn das Terrain nicht allzusehr erschwert — das Mittel, von welchem man am raschesten Gebrauch machen kann.

Richtet der Feind seinen Hauptstoss gegen die Front des Vertheidigers, dann wird dieser wieder, damit er Ueberlegenheit entwickeln und so Aussicht auf Erfolg erlangen könne, auf die Offensive von einem oder beiden Flügeln angewiesen sein, wenn eben Zeit und Entschluss zu aggressivem Unternehmen vorhanden ist.

Ein solcher Fall träte ein, wenn sich die beiden kämpfenden Brigaden z. B., statt an der Strasse von Kobilis nach Weltrus, an jener von Neu-Lieben auf Dablitz treffen würden und die Avantgarde der aus Norden anrückenden Partei wieder in der Höhe des Dablitzer Berges in die Defensive zurückfallen müsste.

Der Vertheidiger dürfte jetzt den Dablitzer Wald besetzen, Front und linken Flügel aber staffelförmig zunächst der Chaussée gegen Dablitz zurückhalten, da sich im Terrain dort gar keine Stützen finden.

Unter solchen Umständen darf angenommen werden, dass sich der feindliche Angriff abermals nach der Dablitzer Schäferei richte,

wo man am schnellsten zum Ziele gelangt; während dem Dablitzer Walde gegenüber nur untergeordnete Kräfte zurückgelassen werden.

Ist dies wirklich der Vorgang des Angreifers, dann handelt der Gegner wohl am Zweckmässigsten, wenn er sich in der Front blos auf hinhaltendes Gefecht beschränkt, seine Hauptkräfte hinter dem deckenden Bergrücken in den Dablitzer Wald vorschiebt, und sich aus diesem sodann — unter dem Schutze einer am Dablitzer Berge placirten Batterie — in die linke Flanke des Feindes wirft.

Gefahren und Chancen für beide Parteien sind die nämlichen wie im vorangehenden Beispiele; auch für das hinhaltende Gefecht des Vertheidigers zwischen der Dablitzer Schäferei und Dablitz gelten die dort niedergelegten Verhaltungsmaassregeln.

Auch in der Vertheidigung kann nach dem Dargestellten der Sieg nur dadurch erreicht werden, dass man sich auf geschickte Art der relativen Ueberlegenheit versichert, indem man mit der eigenen Stärke auf die Schwäche, die Blösse des Gegners stösst, nicht aber seine Stösse direct zu pariren versucht.

8. Beispiel.

Vertheidigung bei ausgedehnter Front.

Als letztes Beispiel über Vertheidigung möge endlich ein Fall dienen, in welchem der Vertheidiger zur Sicherung eines verhältnissmässig sehr grossen Raumes genöthigt ist, um die Wichtigkeit darzulegen, die, besonders in solchem Falle, eine starke Reserve besitzt.

Eine von Brandeis über den Wisočan-Berg nach Prag retirirende Armee-Division lässt 4 Bataillons, 1 Batterie und 1 Escadron am Wisočan-Berge zur Deckung des Rückzuges Stellung nehmen. — Dieser Truppe obliegt es sonach, möglichst lange zu verhindern, dass der Feind an den Rand des Wisočaner Plateau gelange, von wo er die südlich anschliessende Niederung durch Geschützfeuer beherrschen, daher unter den dort retirirenden Abtheilungen, Fuhrwerks-Colonnen etc. grosse Verluste und Unordnungen verursachen würde.

Der Obertheil des Plateau ist vollkommen offen und nahezu eben, der Wisočan-Berg selbst eine kaum merkbare Bodenerhebung. Hielte sich daher der Vertheidiger am Wisočaner Berge in strenger Defensive, so hinderte den Angreifer — den man noch als nummerisch überlegen annehmen muss — wohl gar nichts, von Kbel gegen Prosek abzubiegen,

den Feind in der linken Flanke zu fassen und ostwärts über das Plateau hinabzudrängen, wodurch der Schutz, den die Arrièregarde gewähren sollte, gänzlich illusorisch würde.

Der Vertheidiger wird daher die vorgelegenen Ortschaften Letnian, Kbel, dann die stärker markirten Kuppen östlich von Hlaupetin — an der Podiebrader Chaussée — besetzen müssen, damit er sich Raum zum aggressiven Vorgehen wider den Angreifer bewahre und nur die Reserve wird am Wisočan-Berge zurückbleiben. Die Detachements nach den erstgenannten drei Objecten dürfen nicht stark sein, denn da der Feind nur eines dieser Objecte ernstlich angreifen wird, gingen die nach den übrigen Punkten beorderten Kräfte für das Gefecht verloren. Die Reserve wird dafür möglichst stark sein müssen, so stark, dass sie für sich allein den Kampf mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen vermag.

Nach Letnian, Kbel und der Podiebrader Chaussée werden daher je 2 Compagnien dirigirt, wodurch der Reserve die Stärke von $2\frac{1}{2}$ Bataillons, 1 Batterie und $\frac{1}{2}$ Escadron verbleibt. — Der Rest der Cavalerie ist zum Sicherheits- und Ordonnanz-Dienst verwendet.

Möge der Feind nun an der Podiebrader Chaussée, in der Richtung auf Kbel oder Letnian angreifen, überall findet er ein Object, welches er nicht unbeachtet zur Seite lassen darf. Während er sich aber anschickt, den dort gebotenen Widerstand zu brechen, findet die Reserve des Vertheidigers Zeit, dem Feinde offensiv entgegen zu rücken, ihm in die Flanke zu fallen und ihn durch raschen Anprall zu werfen, falls dessen Stärke nicht beträchtlich wäre, oder ihn — wenn er an Zahl überlegen wäre — doch dort zum Kampfe zu zwingen, wo es dem Vertheidiger genehm ist.

Das Gefecht entbrennt auf diese Art nicht gleich am Plateaurande, sondern einige 1000 Schritte abseits desselben. Dem Vertheidiger bleibt dann noch, da er das Gefecht engagirt, freie Wahl dasselbe abzubrechen, wenn kein Erfolg in Aussicht, und sich in der Richtung zurückzuziehen, die für ein abermaliges Erneuern des Kampfes günstig ist.

Hätte sich der Gegner z. B. zum Vorrücken auf der Brandeiser Strasse entschieden, so wird er von der Reserve des Vertheidigers während des Angriffes auf Kbel angefallen. Ob diese Reserve Aussicht zum Siege hat, muss ihrem Commandanten aus der Zahl der feindlichen Truppen und der Verfassung, in der man sie getroffen, wohl bald klar werden. Hat man keine Hoffnung auf Erfolg, dann wird eben das Gefecht abgebrochen, bevor noch der Feind sich aus der defensiven Rolle, in die er momentan gerathen, wieder emporheben kann. Nichts hindert aber jetzt den Vertheidiger, sich im Rückmarsche in der

Flanke des Feindes zu halten, ihn wiederholt zum Frontmachen zu zwingen, den Rückzug, statt nach dem Wisčoan-Berge, endlich gegen Prosek anzutreten, dort neuerdings Stellung zu nehmen und dem Feinde das Herabsteigen gegen Wisočan zu verwehren.

Das nach Letnian detachirte $^1/_2$ Bataillon schliesst sich im vorliegenden Falle beim Rückzuge an das Gros an, das aus Kbel vertriebene $^1/_2$ Bataillon geht an der Brandeiser Chaussée zurück, während das an der Podiebrader Chaussée postirte $^1/_2$ Bataillon über den Laňowitzer, Smetana- und Schanzen-Berg zurückgeht und die rechte Flanke der in der Niederung marschirenden Abtheilungen sichert.

Gewiss ist das Wesentliche der Taktik durch die abgehandelten Beispiele noch lange nicht erschöpft, noch gar manche kriegerische Situation wäre einer eingehenden Besprechung bedürftig, wie denn überhaupt der Sinn taktischer Normen um so klarer hervortritt, je häufiger man diese an der Wirklichkeit abwägt.

Der Defilé-Gefechte z. B. wurde gar nicht erwähnt, doch kann gleich bemerkt werden, dass diese selten vorkommen und bei ihnen einfach das Princip des Durchbruches zur Geltung gelangt, wobei das Defilé die Annäherungslinie des Angreifers abgibt.

Auch die übrigen nicht berührten taktischen Aufgaben lassen sich einfach nach den erläuterten Grundprincipien für das Gefecht lösen. Selbst Kämpfe um Ortschaften und Fortificationen machen hierin keine Ausnahme. Kann man derlei Objecten im Angriff nicht ausweichen, dann wird man sie eben auch nur durch umfassende und überlegene Feuerwirkung den von mehreren Seiten andrängenden Sturmcolonnen zugänglich zu machen wissen. Der Kampf um solche Objecte bildet übrigens eine Ausnahme von der Eingangs aufgestellten Regel, nach welcher das Gefecht von beiden Parteien nicht ohne Aussicht auf den Sieg unternommen werden soll. Isolirte Befestigungen namentlich haben meist nur den Zweck, Communicationen zu sperren und müssen daher — auch ohne Aussicht auf Erfolg — so lange gehalten werden, bis die letzte Patrone verschossen, bis die feindlichen Angriffscolonnen in das Innere des Werkes gelangt sind. Da der Vertheidiger hier meist der Mittel zur offensiven Gegenwirkung entbehrt, ist seine Niederlage immer nur Frage der Zeit. Derlei Beispiele würden daher nur die bereits aufgestellte Behauptung bekräftigen, dass passive Vertheidigung allein niemals zum Siege führt.

Ich darf jedoch die Geduld Derjenigen, die diese Zeilen der Durchsicht würdigen, nicht länger mehr auf die Probe stellen.

Uebrigens muss es ohnehin jeder Garnison anheimgestellt werden, sich im umgebenden Terrain einen Cyclus lehrreicher taktischer Aufgaben fürzuwählen und diese methodisch nach einer Manier, welche den Forderungen der Taktik entspricht, einzuüben.

Dass hiedurch nur Schablone-Wesen gross gezogen werde, ist nicht zu befürchten, denn diese Uebungen müssen ja, wenn gut gewählt, im Soldaten richtige und klare Ansichten wenigstens über einzelne taktische Probleme festigen. Da man aber gewöhnt ist, die empfangenen Eindrücke auch geistig zu verarbeiten, wird das militärische Denken durch eine Reihe correct durchgeführter taktischer Uebungen nothwendig in die richtige Bahn gedrängt werden. Die Schablone hat dann ihre Schuldigkeit gethan; sie wird Dem, der durch sie gelernt, fernerhin nicht mehr hinderlich sein. [1])

---

[1]) Wir halten die vorliegenden taktischen Beispiele, nach ihrer ganzen Anlage, für sehr gelungen, für sehr instructif und hoffen, sie werden unseren Lesern eine willkommene Gabe sein. Wir sind der Ansicht, dass eine Sammlung solcher, in derselben Form und in demselben Geiste gehaltener Beispiele die beste theoretische Anleitung zur Führung des „Gefechts“ abgeben könnte; 50 — 60 solcher Beispiele, sorgfältig ausgewählt, nach den verschiedenartigsten Terraingattungen und der Natur der hauptsächlichsten Fälle, unter Berücksichtigung des Details und dessen, was jeder Waffengattung an Leistung im Gefechte zukömmt, unterstützt durch Betrachtungen, wie sie von Fall zu Fall wachgerufen werden, könnten vielleicht den Gegenstand völlig und in der anregendsten Weise erschöpfen.

Wir ersuchen demnach unsere Vereinsmitglieder, die über alle Theile der Monarchie zerstreut sind und in den verschiedenst geformten Gegenden die Anregung zu den interessantesten Betrachtungen dieser Art finden könnten, uns derartige Ausarbeitungen reichlich zukommen zu lassen. Wir würden dieselben classificiren, im „Organ“ erscheinen lassen und so mit vereinten Kräften ein Werk schaffen, das dem denkenden Militär das sein könnte, was z. B. dem Schachspieler oder dem Freunde der mathematischen Wissenschaften ein Sammelbuch interessanter Probleme seines Faches ist. D. R.

Welche sind die wichtigsten Erfahrungen aus dem Kriege des Jahres 1870 zwischen Frankreich und Deutschland?

Von **Michael Trapsia**, Hauptmann im Generalstabe.

Die bisher veröffentlichten Daten aus dem bedeutenden, mit den besten Waffen geführten Kriege zwischen Frankreich und Deutschland berechtigen schon jetzt, obwohl der genauere Zusammenhang aller Ursachen und Wirkungen der Ereignisse noch nicht logisch aufgeklärt uns vorliegt, — was Aufgabe einer späteren getreuen Schilderung mit Aufwand von unermüdetem Fleisse und vieler Zeit ist, — zu Schlüssen, nach welchen jeder Staat die eigenen Institutionen seiner Wehrkraft schärfer zu analysiren und zu modificiren haben wird, um für den politisch-strategischen Calcül Grundlagen zu gewinnen, auf die mit Berechtigung gebaut werden kann. —

Die militärischen Einrichtungen der beiden Kriegführenden waren allgemein mehr oder weniger im Detail bekannt, aber nur Wenige dürften aus dem Bekannten auf das Eintreten von Thatsachen geschlossen haben, wie jene es sind, die in so grossartig überraschender Art den Werth oder Unwerth der beiderseitigen Einrichtungen constatirten.

Was auf der einen Seite überschätzt, wurde vielleicht auf der anderen Seite unterschätzt; jedenfalls hat der eine Theil der Kriegführenden selbst, grobe, seine Zukunft erschütternde Irrungen im Calcül begangen, deren Folgen die heutige und die kommende Generation zu tragen haben wird.

Uns aber bleibt vor Allem erneuert davon der documentirte Beweis, dass Selbsttäuschungen die verderblichsten Consequenzen nach sich ziehen.

Hält man sich diesen Standpunkt vor Augen, so wird man ungescheut die aus diesem Kriege geschöpften Erfahrungen mit den eigenen Einrichtungen in eine Parallele stellen und, zum eigenen Frommen, manches Bessere im fremden Heerwesen entdecken können,

Die Aufgabe der vorliegenden Reflexionen kann es nicht sein, in Details einzugehen, und so Vergleiche durchzuführen; sie sollen nur die hervorragendsten, einflussreichsten Momente der Erfahrungen des letzten Krieges hervorheben, um eine Anregung zu einer weiteren gründlicheren Abwägung der Vor- und Nachtheile der grossen Fragen des Heerwesens hervorzurufen. Gewandtere Federn haben über diesen Gegenstand geschrieben, und werden gewiss noch schreiben, aber es ist anzunehmen, dass dieser Stoff ebenso eine wiederholte Darstellung zulässt, wie er niemals vollkommen erschöpft werden kann.

Organisation. Man war gewöhnt, das neue cäsarische Frankreich, aus alter Tradition, als den für die Offensive am besten organisirten Militärstaat hinzustellen, indem man sich seine Leistungen im Jahre 1854 und 1859 vor Augen hielt. In der That hat es im Jahre 1859 binnen vier Wochen, nachdem es drei Monate zur Vorbereitung Zeit gehabt, kaum 200.000 Mann über die Alpen geschafft, was aber damals für eine ausserordentliche Leistung angesehen wurde. Seit dieser Zeit war es im Kriege nicht mehr erprobt.

Preussen dagegen, welches seit den Befreiungskriegen erst im Jahre 1866 seine eigentliche Machtentfaltung zeigte, stellte damals binnen acht Wochen an 500.000 Mann operationsfähig in's Feld und schuf ausserdem aus der Landwehr eine Reserve in kurzer Zeit. — Die überraschenden Erfolge in dem Kampfe gegen Oesterreich und die weitere Entwicklung seiner Macht durch den Abschluss der Militär-Conventionen mit Süddeutschland, die als nur für die Erhöhung der Defensive berechnet hingestellt wurden, vermehrten in Wahrheit die Offensivkraft dieses Staates um ein Bedeutendes.

Das Jahr 1870 bewies dies mit voller Klarheit; denn während Frankreich binnen 14 Tagen kaum 300.000 Mann bereitstellen konnte, hatte Preussen über ½ Million Soldaten operationsfähig zur Verfügung, um mit ihnen in das feindliche Land einzufallen.

Bei ungefähr gleicher Bevölkerungszahl konnte nur die weitaus bessere Organisation Preussens zu diesem Uebergewichte beitragen.

Das Eminente dieser Organisation liegt in der getheilten Verantwortlichkeit unter den 13 Territorial-Bezirksbehörden, welche schon im Frieden für die strenge Gliederung der einem Armee-Corps nöthigen Ergänzungen jeder Art Sorge zu tragen haben. — Unmöglich kann eine centrale Leitung mit der gleichen Raschheit für alle Detailanordnungen vorsorgen, wenngleich sie leichter verantwortlich sein kann.

Das schwierigste Problem der Kriegsausrüstung bleibt das Pferdewesen. Preussen hat dies richtig gewürdigt und einen von allen Staaten abweichenden Modus eingeführt, obschon er hart genug von den Besitzern gefühlt wird. — Wo es aber gilt, die grösste Kraft zur Behauptung seines Rechtes, seiner Existenz einzusetzen, da müssen auch ausserordentliche Mittel zur Geltung gelangen, wenn auch das Interesse des Einzelnen darunter litte.

Dagegen stand Frankreich mit seiner Organisation im entschiedenen Nachtheile: eine von Preussen verschiedene Heeresergänzung und, obgleich in Militär-Territorialbezirke eingetheilt, eine centrale Leitung.

Die unwiederbringliche Zeit, das kostbarste Element im Kriege, hat daher als erste Ursache der Niederlagen gewirkt.

Ueberblicken wir nun unsere junge Organisation, so kann wohl besonders, was das Pferdewesen betrifft, Niemandem aus der jüngsten Erfahrung in dem Ankaufe der Pferde für Cavalerie und Artillerie die Beruhigung eingeflösst werden, dass wir an Raschheit das Möglichste geleistet haben. Ich habe in unserer Organisation den schwächsten Theil berührt, ohne dabei alles Andere, besonders was das Aufstellen der verschiedenen Anstalten anbelangt, als eminent zu betrachten, um darzuthun, dass es von nicht geringer Bedeutung ist, hinsichtlich dieser Frage schon allein eine Commission mit dem Entwurfe eines neuen durchgreifenden Modus, gestützt auf die gemachten Erfahrungen, zu betrauen. Es ist nicht zu verkennen, dass ohne eine kräftige Unterstützung durch die Civilbehörden, wenige Provinzen ausgenommen, auch die besten Institutionen illusorisch werden, was besonders hinsichtlich des Pferdewesens der Fall ist, daher auch zugleich die strengsten Gesetze in dieser Richtung aufgestellt werden müssen.

Die Ausfertigung dieser Gesetze ist Gegenstand der Delegation, und die Deputirten können auf keine bessere Art, als in der Votirung derselben, ihren warmen, aufrichtigen Patriotismus bekräftigen. —

Eine zweite rein militärische Frage, hinsichtlich der Organisation, die der Entscheidung zugeführt werden muss, ist: wie weit die Verantwortlichkeit des Reichskriegsministers mit einer weiteren Decentralisation vereinbar ist? — Sollte nicht zum Vortheile der schnelleren Schlagfertigkeit den 17 Territorial-Bezirksbehörden eine grössere Vollmacht und hiemit auch Verantwortlichkeit überlassen werden? Ich erinnere nur an den Fall, dass jedes Adjutanten-Pferd vom Kriegsministerium zugewiesen werden muss? u. s. w.

Zur Heeresergänzung gehört noch eine weitere sehr wichtige Frage:

Die Dislocation der Truppen. Es ist nicht zu verkennen, dass politische Rücksichten hiebei eine gewichtige Rolle spielen, aber darum muss eine um so schärfere Analyse vorgenommen werden, um die Wehrkraft des Staates nicht durch illusorische Skrupel zu beeinträchtigen.

Eine weitere Entwicklung in dieser Richtung würde uns auf ein politisches Feld bringen, auf welchem des Mannigfaltigen und Sonderlichen der verschiedenartigsten Standpunkte täglich zum Uebermaasse gefördert wird. Wie dem immer sei, diese Frage muss in der Folge im Interesse der Wehrkraft ohne Aengstlichkeit discutirt werden.

Eisenbahnen. Uebergehen wir nun auf ein weiteres Motiv, welches die rasche Concentrirung der Kräfte auf irgend einem Punkt begünstigt: die Eisenbahnen.

Frankreich sowohl als Preussen war in dieser Richtung vortheilhaft vorbereitet, wie kein anderer Staat in Europa.

Der Einfluss der Eisenbahnen auf den Krieg ist allseitig anerkannt und das Bestreben nach der Entwicklung der Schienenwege von allen Staaten an die Tagesordnung gestellt. Nach der Entwicklung des Netzes kann man mit einiger Berechtigung daher den Satz aufstellen: dass dasjenige Land, welches das best entwickelte Eisennetz hat, die grösste Wehrkraft, bei gleicher Organisation und Bevölkerungszahl, repräsentiren wird.

Das Wichtigste an den Eisenbahnen, was in militärischer Beziehung durchgreifende Bedeutung besitzt, sind die Knotenpunkte. Die Wahl dieser Knotenpunkte muss daher theilweise der militärischen Beurtheilung zufallen.

Auf diesem Gebiete können wir bei uns in Oesterreich nicht das Grossartigste sehen. So z. B. nimmt ein Strang vor Pest vier lange Zweige auf.

In neuerer Zeit wird in dieser Richtung Manches verbessert, aber tadellos hinzustellen, was anfangs versäumt wurde, wird kaum mehr möglich sein.

Rechnen wir daher mit den Thatsachen und begnügen wir uns für die Zukunft, die Auswahl der Eisenbahnknotenpunkte einer schärferen Prüfung zu unterziehen.

Aus der Betrachtung unserer Landesgrenzen entwickeln sich hinsichtlich des Eisenbahnnetzes in militärischer Beziehung manche Wünsche, die einer Prüfung unterzogen, und dann aber zur Durch-

führung gelangen müssen, sollen nicht Ereignisse, wie das 1859 hinsichtlich der Eisenbahn von Nabresina nach Casarsa, auf die empfindlichste Weise das Versäumte fasslich machen.

Die Zeit ist auch in dieser Beziehung von unwiederbringlichem Einflusse.

Eine weitere Frage ist die Sicherung der Benützung der Eisenbahnen und zwar in der Defensive wie in der Offensive. Im ersten Falle wird der angestrebte Zweck durch Befestigungen, die wir später besprechen wollen, erreicht, während im zweiten Falle ein wohl organisirtes Eisenbahncorps zu Gebote stehen muss.

Ueber beide Wechselwirkungen gibt der gegenwärtige Krieg eminente Aufschlüsse. Schon aus dem nordamerikanischen Kriege haben wir die Bedeutung und Nothwendigkeit des Eisenbahncorps kennen gelernt und Preussen hat diese Erfahrung im Kriege 1866 nützlich zu verwerthen verstanden. Jetzt aber hat es in dieser Richtung Grosses geleistet und sein Eisenbahncorps auf eine bedeutende Stärke gebracht. Das Studium der Details in dieser Beziehung muss wohl erst aus den künftigen Aufzeichnungen geschehen; aber schon jetzt wird die Beantwortung dieser Frage: wie das Eisenbahncorps organisirt, am besten seiner Bestimmung entspricht? von Bedeutung, und der Vergleich mit dem bei uns in dieser Richtung Bestehenden zur Nothwendigkeit.

Befestigungen. Ein eigenthümlicher Glaube hatte sich bisher über die Zähigkeit und Ausdauer des französischen Soldaten in der militärischen Welt entwickelt; man muthete grösstentheils dem Franzosen nur hervorragende Tapferkeit und Vehemenz im Angriffe zu, und sprach ihm die Hartnäckigkeit, Ausdauer und Zähigkeit in der Vertheidigung mehr oder weniger ab. Von diesem Glauben hat nun der gegenwärtige Krieg hoffentlich Alle gründlich geheilt. In seinem in Folge schlechter Führung beispiellosen Missgeschicke hat der Franzose eine Zähigkeit und Ausdauer entwickelt, deren bisher kein Volk sich zu rühmen Berechtigung hat. Die Einheit der Nation, die angeborne Ehrsucht, das Bewusstsein seiner Grösse, die Erinnerung an den Heroismus der Vorfahren, kurz die Geschichte, sind zu mächtige Motive, um selbst ein dem Anscheine nach entartetes Volk wieder unübertroffen hinzustellen.

Schon schien es einen Augenblick, dass für Frankreich, zum Lohne für seinen Heroismus, das Schicksal des Krieges noch eine andere Wendung nehmen müsse, als die inneren Parteiungen diese Hoffnung für immer vernichteten. Es ist von keinem anderen Volke Aehnliches

im Unglücke leicht vorauszusetzen, denn kein Land ist auch für die Defensive so vorbereitet wie Frankreich, aber lehrreich und nachahmungswürdig bleibt die jüngste Erfahrung immerhin.

Die zahlreichen Festungen, welche seine Eisenbahnlinien deckten, bildeten für die Vertheidigung Stützpunkte; sie zwangen den Angreifer zu empfindlichen Schwächungen an seiner Hauptarmee, und hielten ihn in seiner Vorrückung auf. Ohne diese Festungen hätte Frankreich nicht die Zähigkeit entwickeln und nicht der deutschen Armee empfindliche Opfer zufügen können.

Ein offenes Paris, ein Nichtbestehen von Metz hätte schon lange den Preussen den gewünschten Frieden mit der Abtretung von Elsass und Lothringen verschafft; so aber könnte bei der Einigung der Parteien in Frankreich auch dieses Ziel etwas eingeschränkt werden.

Für uns bleibt dadurch die Bedeutung der Festungen documentirt und der Beweis geliefert, dass Befestigungen einen entscheidenden Einfluss auf den Gang des Krieges nehmen.

Die Hoffnung vieler „Menschenfreunde", dass hoch cultivirte Völker den Krieg mit Humanität führen, ist wohl durch die historischen Thatsachen der Gegenwart gründlich geheilt.

Die Gewalt erhält allein im Kriege die Berechtigung, daher auch der äusserste Widerstand entgegen gestellt werden muss. Ein Staat aber kann nur unter dem Schutze von Festungen den äussersten Widerstand leisten.

Nach den Jahren 1859 und 1866 waren bei uns selbst einflussreiche Personen von dieser Thatsache nicht überzeugt. Das wiederholte Auftauchen dieser Frage zeigte von den verschiedenen Auffassungen, und schliesslich wurde in dieser Richtung aus verschiedenen Motiven thatsächlich nichts oder nur wenig geleistet.

Wie dem immer sei, unter dem Eindrucke der uns nahe liegenden Ereignisse gehört diese Frage der Reichsbefestigung erneuert an die Tagesordnung, um die Durchführung um so früher vornehmen zu können.

Es ist gewiss, dass alle erwünschten Befestigungen aus finanziellen Gründen nicht durchführbar sein werden, aber es handelt sich zu entscheiden, was in dieser Beziehung unbedingt geschehen müsse.

Kann auch bei uns von einer Sicherung der Reichshauptstadt aus politischen Momenten vielleicht nicht die Rede sein, so erfordern die Haupteisenbahnlinien unbedingt eine Sicherung, damit das Material

versorgt werden könne, und die erste Niederlage in offenem Felde nicht schon die vollständige Occupirung ganzer Provinzen nach sich ziehe.

Fassen wir nun aus dem Vorhergehenden die Cardinalfragen zusammen, so handelt es sich:

I. In der Organisation:

a) in wie weit die Decentralisation noch anzustreben ist;
b) Ueberprüfung der Art der Pferdeergänzung;
c) Dislocirung der Truppen, um die Ergänzung schneller zu ermöglichen.

II. Im Eisenbahnwesen:

a) Bau der wichtigsten Linien;
b) Studium der Organisation des Eisenbahncorps, um den Anforderungen im Kriege zu genügen.

III. Im Befestigungswesen:

a) Sicherung der Haupteisenbahnlinien und Knotenpunkte.
b) Discutirung der Reichsbefestigungsfrage überhaupt.

Geschrieben im September 1870.

Die französische Armee im Jahre 1870.

Von Oberlieutenant **Bancalari** des 27. Infanterie-Regiments (Generalstabs-officier). [1])

Wenn ich es unternehme, über die Kriegsbegebenheiten, welche sich vor unserem Auge abrollten, über die französische Armee, ihren Werth oder Unwerth, und über die militärischen Einrichtungen desselben und den Einfluss, den sie auf den Misserfolg der französischen Waffen geübt haben; wenn ich ferners, gestützt auf eigene Erlebnisse und Beobachtungen, im Zusammenhange über Gegenstände zu berichten mich anschicke, welche gleichwohl erst in der Folge die übersichtliche, geschichtliche Forschung in's klare Licht stellen kann, so mag dieses Beginnen durch den Umstand gerechtfertigt erscheinen, dass eben bei dem grossen Interesse, mit dem wir Alle dem Feldzuge dieses Jahres gefolgt sind, auch Unvollständiges und Vorzeitiges erwünscht sein dürfte, vorausgesetzt, dass es durch Unparteilichkeit und Streben nach Wahrheit getragen sei.

Vor Allem aber muss ich einige Worte voraussenden, um zu zeigen, was von meiner Darstellung zu erwarten sei, soll dieselbe nicht unter der Last der Anforderungen erliegen.

Der Umstand, dass ich den ersten Phasen jenes Kampfes als Augenzeuge gefolgt bin, eines Kampfes, dessen Geschichte uns mancherlei tiefe Einblicke, wenn auch noch nicht gestattet, so doch fernerhin verspricht; der Umstand, dass ich bei einem Volke und einer Armee verweilte, deren Charakter denn doch schliesslich so Manches erklären muss, was uns von dem Verlaufe der Begebenheiten bis nun räthselhaft erscheint: ruft in mir sehr die Besorgniss hervor, es könnten die Erwartungen nur schwer zu befriedigen sein, die man mit scheinbarer Berechtigung an diesen Bericht knüpft.

Mir kömmt hier der Schwimmer in den Sinn, der eine brandende Meeresfluth durchschwommen, und auf dem Hafendamme angelangt,

---

[1]) **Auszug aus drei am 14., 18. und 25. December gehaltenen Vorträgen.**

der Menge die Gestalt der Wogen schildern wollte, welche sie von ihrem festen Standpunkte deutlicher verfolgen konnte, als er selbst, der, hin- und hergeworfen, mit jeder Welle stieg und in jeder Woge versank.

Einflüsse der verschiedensten Art, bald angenehmer, bald bedenklicher Natur, trübten oft meinen Blick und schwächten selbst meinen Antheil an den Ereignissen ab, so dass auch Unlust und Abstumpfung an die Stelle meines anfänglichen Eifers traten, bis ich endlich durch eiligen Rückzug nach England, im wahren Sinne des Wortes vor Thorschluss, nämlich vor der Einschliessung von Paris, im rechten Augenblicke all' den Schwierigkeiten meiner selbsterwählten Mission entging. Ich erwähne dieser Einflüsse, weil nur sie mich vor dem Vorwurfe der Oberflächlichkeit in meiner Darstellung der Thatsachen sichern können.

Einmal unterbrach irgend ein übereifriger Beamter meine Beobachtungen und verwandelte eine militärische Forschung in eine gerichtliche Procedur; ein andermal traf wieder mein Marsch oder meine Reise auf einen jener Gendarmen, welche wie die Schlagbäume auf Schritt und Tritt — nicht etwa dem Fremden allein — welche jedem Reisenden den Weg versperrten; noch ein anderes Mal waren es eifrige Soldaten, welche ihr Ausschwärmen aus den Lagern damit gut zu machen suchten, dass sie auf der Rückkehr einen „Prussien“ mitbrachten. Und oft genug fiel ich jener unermüdlichen Spürerei zum Opfer, die in Allem, was ihr fremdartig und abweichend vom französischen Typus schien, die preussische Art erblickte. Bald war mein Gesicht, das besonders preussischen Schnitt haben sollte, bald meine Aussprache, bald auch mein Schweigen, bald mein schneller, bald mein langsamer Schritt Veranlassung zu ernsten Unterredungen mit den Handhabern der öffentlichen Ordnung — zuweilen auch mit den Wortführern der öffentlichen Unordnung.

Diese Hindernisse und Aufregungen griffen mir bald die Nerven in lästiger Weise an. Was half es, dass jedesmal das Vorzeigen des österreichischen Passes, unterstützt durch jenen Grad von Bestimmtheit, welchen der Franzose „Energie“ nennt, den wir aber mit „Grobheit“ bezeichnen würden, das unangenehmste Abenteuer zu befriedigendem Abschluss brachte. Endlich wurde mir das ewig wiederkehrende „Vos papiers, Monsieur“, zu einem geradezu ekelhaften Misston und das allzuhäufig gehörte: „Sieh' da, ein Preusse!“ — „Voilà un Prussien!“ — klang schliesslich wie eine persönliche Beleidigung, da ich dabei stets die Augen der umgebenden Menge von Hass fun-

keln sah. Ich kam bald in die unangenehme Lage, einerseits durch den unaufhörlichen, mein Ohr umtönenden Hass gegen die Preussen in meinem Gefühl in's französische Lager hinübergezogen zu werden, während mir andererseits die Franzosen durch ihr allzu überschwängliches Misstrauen, mochte es nun aus der löblichen Quelle regen Antheiles an der Sache, oder aus einem dem Volke eigenen Charakterzuge entspringen, von Tag zu Tag lästiger wurden. Objective Beurtheilung zweier Parteien in einem Streite ist an die Sympathien gebunden, mit denen man beide betrachtet; ich kam so beinahe in den entgegengesetzten Fall.

Eine nicht zu unterschätzende Klippe für jede vernünftige Anschauung der Dinge bildeten ferners die französischen Zeitungen. Wie schwer entzieht man sich dem verflachenden Einflusse sämmtlicher Tagesblätter. Ja, man sagt mit Recht, dass täglich drei Zeitungen, mit Aufmerksamkeit gelesen, auch das best organisirte Gehirn und schliesslich selbst jene Festigkeit der Ansichten und der Ueberzeugung erschüttern könnten, welche man mit „politischen Charakter" zu benennen pflegt. Mich däucht, dass in Frankreich, um eine so traurige Wirkung hervorzubringen, schon die nothgedrungene und regelmässigeLectüre eines einzigen genügt. So viel Selbstbetrug, Phrase und theilweise absichtliche Lüge, wie sie im Laufe der Begebenheiten in den Zeitungen zu finden waren, ist mir unheimlich gewesen, obwohl auch in unserer Heimat vielleicht nicht Alles Ueberzeugung, Gedankentiefe und Wahrheit ist, was da täglich erscheint.

Ich erinnere mich da an die Zeit zwischen dem 26. August und 1. September — als eben jene Operation in's Werk gesetzt wurde, von der die Franzosen sich abenteuerliche Erwartungen machten, welche Bazaine aus seiner bedenklichen Lage in Metz erretten und nach dem Ausdrucke der Franzosen „den Preussen das Grab graben sollte". Man glaubte Bazaine auf dem Marsche gegen Westen und wusste Mac Mahon mit seiner Armee auf dem Zuge gegen Norden. Vermuthungen und Befürchtungen regten sich allenthalben in den Massen; es wurde mit grösstem Eifer discutirt und die stets höchst bewegliche französische Phantasie, unterstützt durch eine sehr geringe Kenntniss der Geographie und vollkommenes Unverständniss jeder militärischen Action, liessen die abenteuerlichsten Gerüchte entstehen und Glauben finden. In diese Aufregung der Gemüther hinein, anstatt zu beruhigen und die überspannten Erwartungen etwas niedriger zu schrauben, hetzten sämmtliche Journale mit wahren Stössen von Lügenmaterial. So erinnere ich mich jener Blätter, welche im Laufe

des 30. August in Paris ausgegeben wurden. Dieselben trugen theilweise die Nachricht, Alles gehe gut, man wisse wohl nicht genau, wo Mac Mahon sei, jedoch habe er bereits Bazaine die Hand gereicht, welcher mit dem grössten Theil seiner Armee bereits in der Nähe von Stenay stehe. Natürliche Bescheidenheit und nothgedrungene Zurückhaltung nöthige, das Uebrige zu verschweigen. Jedoch unterliege es keinem Zweifel, dass man bald grosse Dinge von dort vernehmen werde; dass die beiden vereinigten Helden sich unversehens auf die preussischen Colonnen stürzen würden, und dass binnen kürzester Zeit kein Preusse mehr in Frankreich existiren würde. In demselben Blatte, etwas weiter rückwärts, befand sich eine kurze, nicht weniger freudige Notiz. Es sei nämlich, hiess es dort, Marschall Bazaine gelungen, die Preussen bei Gelegenheit eines Ausfalls gegen Courcelles vollkommen in die Pfanne zu hauen, ja er gedenke sie über die Vogesen zu verfolgen.

Diese Nachrichten, obwohl sie sich gegenseitig aufhoben, fanden nun beide in dem oberflächlich urtheilenden Publicum Glauben und riefen bedeutende Freude und Begeisterung hervor, aus keinem anderen Grunde, als weil die Leser es nicht der Mühe werth erachteten, durch einen Blick auf die Karte die unlogischen Angaben ihrer Blätter zu widerlegen.

Aus solchen Blättern nun sollte der Beobachter auf dem Kriegsschauplatze den Rahmen sich bilden, in den die Erlebnisse und Beobachtungen deutlich hineingepasst werden mussten, sollte nicht in der Erinnerung das Stück Weltgeschichte, dem man da beizuwohnen so glücklich war, einem Chaos von Abenteuern gleichen.

Fasse ich somit zusammen, was ich als Hinderniss geordneter Ergebnisse von kritischer Beobachtung auf meinem Wege fand, so ist es erstlich der überwältigende Einfluss der Ereignisse selbst, die Uebelstände, die jeder nicht officiel beglaubigte Spectateur auf dem Kriegsschauplatze zu bekämpfen hatte, die dadurch herbeigerufenen physischen und moralischen Reisebeschwerden, die Unmöglichkeit, sich mit Karten zu versehen oder Notizen zu machen, um nicht in den zahlreichen Fällen der Revision des Gepäckes für einen Spion gehalten zu werden, die Verfälschung der Wahrheit in den Blättern, die Nothwendigkeit, Alles zu sehen und zu beurtheilen, was sich eben zufällig erhaschen liess, ohne dass man auch für Alles die vollständige fachliche Kenntniss mitgebracht hätte, in vielen Fällen endlich die Rücksicht, die auf das Decorum des österreichischen Officiers zu nehmen war.

Nach diesen Andeutungen dürfte der Ausspruch gerechtfertigt erscheinen, dass ein auf seine eigenen moralischen und materielen Hilfsmittel angewiesener Beobachter weder der historischen, übersichtlichen Erkenntniss, noch der militärischen Wissenschaft überhaupt besonders Erspriessliches zu leisten im Stande ist, wenn seine Arbeit nicht planmässig mit der Thätigkeit Anderer im Einklange, von leitender Stelle aus bestimmt geregelt, fachlich beschränkt und abgegrenzt, hauptsächlich aber in jeder Richtung unterstützt wird.

Dadurch ist aber auch zugleich die Grenze der gerechten Erwartungen und meines Vermögens in Bezug auf diesen Bericht gesetzt.

I.

Der Krieg, der nun wohl seinem Ende entgegengeht, hat, ich wiederhole es, die Gefühle der ganzen Welt auf's Aeusserste erregt. Die Menge, welche blos nach oberflächlichen Eindrücken urtheilt, wurde durch Nachrichten, wie sie noch in keinem Feldzuge versendet werden konnten, Tag für Tag überrascht, ja gleichsam aufgewirbelt, wie ein Mückenschwarm durch Windstösse.

Die Gefangennahme der Armee und des Kaisers nahm zuletzt auch jede geistige Fähigkeit in Bezug auf die Beurtheilung der Begebenheiten gefangen und liess schliesslich blos das unbegrenzte Staunen und die abgöttische Bewunderung der Sieger frei walten. Erst später, nachdem eine Steigerung der Erfolge nicht mehr möglich war, kam mit dem Sinken des Interesses auch wieder die Besinnung.

Wie konnte eine Armee, von der Kriegstüchtigkeit der französischen, in diesem Maasse unterliegen?! Wie konnte diese einem Loose verfallen, von welchem die Streitkräfte selbst untüchtiger Völker noch nie und nirgends ereilt worden sind; selbst nicht die Chinesen im Feldzuge des Generals Montauban, Grafen v. Palikao?!

Dies war beiläufig der Inhalt der Fragen, wie sie in der letzten Zeit des Feldzuges gestellt wurden, wie sie vielleicht selbst der denkende Theil der preussischen Armee sich stellen musste, da diese in ihren grossen Verlusten und in den zu überwindenden Schwierigkeiten denn doch einen Fingerzeig erhalten hatte, dass es nicht die Unfähigkeit und Untüchtigkeit der französischen Armee allein gewesen sein könne, welche ihr grosses nationales Unglück verschuldete.

Das vorschnell und frivol urtheilende Volk hatte die Antwort schnell bereit. Warum soll ein Volk Schonung üben, einem Feinde gegenüber, den seine Soldaten besiegt hatten!

Das Volk kennt nicht die Schwierigkeiten und die Schrecken des Kampfes. Es freut sich nur der Telegramme; es freut sich nur über Gottes wunderbare Fügung, warum sollte es nachdenken, um die Gründe einer so widrigen, wehthuenden Erscheinung zu erkunden!

Man schrie, sang und schrieb, und zwar war das Geschrei Selbstüberhebung, der Gesang meist Schmähung und das Geschriebene häufig Verleumdung.

Wir Neutralen haben nicht Ursache und nicht das Recht, in diesen Chorus einzustimmen.

Erstlich ziemt dem Unbetheiligten, gegen den Unterliegenden und Unglücklichen gerecht zu sein, da dessen Leidenschaften nicht entfesselt und seine Blicke nicht getrübt sind. Uns Oesterreicher aber zwingt schon die bittere Erfahrung, billig zu urtheilen.

Meine Eindrücke aus Süddeutschland, wo ich zwar nicht mit der Armee, wohl aber mit vielen Schichten der Gesellschaft zu verkehren Gelegenheit hatte, lehren mich, sämmtlichen officielen Vertheidigungen zum Trotze, dass selbst unsere Bundesgenossen vom Jahre 1866 uns Oesterreichern im Allgemeinen und der österreichischen Armee insbesondere auf Grund jenes unglücklichen Krieges nicht die gebührende Freundlichkeit entgegenbringen, obwohl wir mit berechtigtem Selbstgefühl auf unsere damalige Haltung, sowie auf unsere ehrlichen Bestrebungen seither blicken dürfen; obwohl dasselbe Jahr 1866 zwei beispiellose Siege an anderen Orten und eine bewunderungswürdige kriegerische Action in Tirol mit sich gebracht und obwohl unsere Bundesgenossen selbst an unserem Missgeschicke Antheil und Schuld getragen hatten.

Wenn also selbst unter den Süddeutschen die günstige Meinung über uns noch nicht wiederhergestellt worden ist, so können wir mit Recht gegen das Urtheil der Norddeutschen, womit die Sieger in diesem Augenblicke den Werth oder Unwerth ihrer niedergeworfenen Gegner betrachten, um so misstrauischer sein.

Abgesehen davon, sind wir übrigens der Wahrheit schuldig, eine Parallele zu ziehen zwischen den Ereignissen des Jahres 1866 und 1870.

Damals hatten nahezu 270.000 gegen 270.000 Mann gekämpft, und der Friede ist noch vor der Aufbietung der letzten Kraft an der stärksten Vertheidigungslinie des österreichischen Staates geschlossen worden, weil ein grosser Theil der Bevölkerung mit grösserem oder geringerem Nachdruck nach Frieden verlangte; die eigentlichen Feindseligkeiten haben 28 Tage gedauert.

Die Preussen waren damals zum ersten Mal nach 50 Jahren in einen grossen Krieg getreten und haben einen Gegner niedergeworfen, der in derselben Zeit sieben Mal in's Feld gezogen war.

Diesmal haben in einem Augenblicke weit über $^1/_2$ Million Preussen gegen höchstens 220.000 Mann gekämpft. Erst in der letzten Zeit, unmittelbar vor dem Falle von Metz, standen der preussischen Armee zersplitterte und nicht besonders kriegstüchtige 550.000 Mann in Paris, in kleineren Festungen zerstreut, und im Süden gegenüber, und dennoch dauert der Krieg heute schon 132 Tage und die Preussen haben an Todten und Verwundeten schon mehr als das Doppelte dessen eingebüsst, was sie auf den Schlachtfeldern des Jahres 1866 verloren.

Wenn wir uns somit selbst achten, so dürfen wir trotz der geringen Meinung, welche wir etwa von den französischen militärischen Einrichtungen hegen, dem französischen Volke und der Tapferkeit wenigstens eines Theiles der Armee unsere Achtung und, in gewissem Sinne, selbst Bewunderung nicht versagen.

Wir Soldaten müssen überhaupt uns die Fähigkeit zu bewahren suchen, weniger nach dem Erfolge, als nach der bei dessen Anstrebung zu Tage getretenen Tüchtigkeit zu urtheilen und werden uns daher nicht begnügen, mit jener landläufigen Phrase: „es sei da ein aufstrebendes Volk einem niedergehenden und verkommenen gegenübergestanden", Unerklärbares zu erklären.

Es will nicht recht einleuchten, wie die Tapferkeit der Individuen in den meisten, besonders den früheren Epochen des Krieges, wie die überschwengliche Opferwilligkeit des ganzen Volkes, dessen Benehmen in keinem Falle anders als muthig und edel war, wie das Ausharren selbst ohne greifbare Aussicht auf Erfolg in einem Kampfe, der alles materiele Gedeihen auf das Aeusserste gefährdet; — wie dies Alles mit Verkommenheit des Volkes sich zusammenfinden sollte.

Man liebt es, das Plebiscit und die dabei zu Tage getretene Unselbständigkeit der Gesinnung, das Benehmen einzelner Generale, besonders aber die Uebergabe von Metz, die Waffenstreckung von Sedan u. s. w. als Argumente anzuführen und vergisst, dass es sehr oft trügerisch sei, von was immer für einer Regierung, und wenn nicht die allgemeine Wehrpflicht im vollen Sinne des Wortes eingeführt worden, selbst von einer Armee einen Schluss auf die Eigenschaften des Volkes zu setzen.

Es sei mir gestattet, auf einige Scenen hinzuweisen, welche eher Achtung vor dem französischen Volke erzeugen müssten, als dass sie auf Verkommenheit desselben hindeuteten.

Als am 6. August in Folge der Niederlagen von Saarbrücken und Wörth Alles verloren schien, als die vorzeitig und mit Gerassel angekündigte Action durch die strategische Ueberraschung der Franzosen im Beginne lahm gelegt und dadurch übertriebene Befürchtungen und allzugrosse Unterschätzung der nationalen Kraft hervorgerufen worden waren, schlug auch der krankhaft gespannte Enthusiasmus des Volkes in tiefe Traurigkeit und Muthlosigkeit um; dergestalt, dass ich, mein Urtheil nach anderen Nationen bestimmend, an die Fortsetzung des Krieges nicht glauben konnte und jeden Tag erwartete, es müssten Volksmassen unter aufrührerischen Demonstrationen vor den Tuilerien erscheinen, um nach Frieden zu heulen.

Dies geschah nicht. Das Ministerium legte seine Vollmachten in die Hand der Kaiserin nieder und wurde, wie bekannt, der Graf v. Palikao mit der Bildung eines neuen Cabinets betraut.

In einer Proclamation, welche von den confusen und ängstlichen Emanationen des Hauptquartiers in Metz vortheilhaft unterschieden war, appellirte dieses Cabinet an den Muth und die Ruhe des französischen Volkes, und gleichzeitig damit wurde eine Anleihe ausgeschrieben, wie sie in diesem Jahrhundert nur einmal einem Volke zugemuthet worden war.

Es schien nun sogleich, als ob diese, dem Patriotismus gebotene Gelegenheit, zur Rettung des Vaterlandes beizutragen, die Gemüther beruhigt hätte; anstatt auf der Place de la concorde sich zu Friedensdemonstrationen zusammenzurotten, erfüllten grosse Menschenmengen diesen Platz, um in das Finanzministerium einzudringen und dort die Ersparnisse ihrer Arbeit, wie man wohl wusste, dem Staatswohl unwiederbringlich zu opfern. Es ist gewiss und es sind mir selbst unmittelbar Fälle zur Kenntniss gekommen, dass Arbeiterfamilien die kärglichen Summen, welche sie subscribirten, durch Beibringung von Familienerbstücken und Präciosen auf irgend eine Summe zu ergänzen verlangten, und zwar so, dass in drei Tagen die ungeheure Summe des Anlehens bedeckt war.

Noch bezeichnender für den nationalen französischen Charakter und für die Fähigkeit desselben, nach grossen Unglücksschlägen zu ehrenhaftem Muthe zu gelangen, bot jener traurige Tag, an dem die Katastrophe von Sedan in Paris bekannt wurde.

Diese Nachricht lastete mit entsetzlichem Gewicht auf den Massen. Die Gassen von Paris waren von einem Menschengewühle erfüllt, in dem jeder Einzelne die ganze Last der nationalen Schande zu fühlen schien. Lautlos standen Tausende auf den Boulevards und starrten mit

bleichen Gesichtern und mit thränenden Augen in die verhängnissvollen Zeitungsblätter. Lautlose Stille herrschte in der Stadt, und auch damals dachte ich mir, nun sei es mit dem Kriege vorbei.

Da kam plötzlich Bewegung in die Menge. Einzelne Rufe wurden laut und alsbald setzte sich ein wirrer Volkshaufe nach der Place de la concorde in Bewegung, abermals nicht, um nach Frieden zu schreien, sondern um die Statuen der Festung Strassburg zu bekränzen und mit begeisterten Zurufen wackeres Ausharren im Kampfe zu geloben.

Wenige Stunden nachher war das Gouvernement gestürzt, welches als ein Hinderniss der nationalen Vertheidigung angesehen wurde, und von diesem Tage an glich Paris einem Heerlager, worin nur Greise, Weiber und Kinder den Waffen ferne blieben. Deutlicher endlich als die Erzählung dieser Begebenheiten und diese Schilderung der Stimmungen, welche aus den einzelnen Unglücksfällen erwuchsen, mag noch der gegenwärtige Anblick von Paris sprechen.

Es ist merkwürdig, dass eben in diesem Augenblicke wieder eine neue wichtige Idee von Frankreich ausgegangen ist, nämlich die vielfach angefeindete und bestrittene Idee, dass man Hauptstädte befestigen solle, d. h. dass man befestigte Hauptstädte vertheidigen könne.

Durch die Ereignisse der letzten Monate ist diese Frage beantwortet; freilich mit der Bedingung, dass eben eine befestigte Hauptstadt von einer ebenso opferwilligen Bevölkerung bewohnt sei, wie Paris.

Man pflegt den Entschluss der Bevölkerung, in der Hauptstadt auszuharren und das Aeusserste zu versuchen, wahnsinnig zu nennen, weil man, den modernen Ansichten entsprechend, die Dinge nach dem Geldeswerthe der Realitäten und nach der Wollust des Besitzes schätzt, und jenes Gefühl nationaler Ehre, die höher steht als jede Realität und jeder Besitz, im grossen Ganzen verloren zu gehen scheint.

Ferners hat der Unmuth der Preussen darüber, dass der Parade auf dem Marsfelde durch die Vertheidigung der Hauptstadt eine Verzögerung erwuchs, es mit sich gebracht, dass diese Vertheidigung dem Volk gleichsam als Verbrechen angerechnet wurde und dass man dasselbe, was in Preussen glühender Patriotismus heisst, bei den Franzosen für Eitelkeit erklärte und zwar aus dem Grunde, weil solch' ein Beginnen vollkommen unnütz und erfolglos sein sollte.

Eine einfache Beobachtung zeigt, dass die Vertheidigung von Paris, wenn sie auch nicht zu einem endlichen Siege der Franzosen

führen kann und wird, dennoch einen grossen Zweck bereits erreicht hat.

Der Friedensschluss nach der Uebergabe von Sedan wäre für die Preussen sowohl als auch für die Franzosen ein bedeutend materieler Gewinn gewesen, und die physische Volkskraft wäre durch denselben im hohen Masse geschont geblieben; im moralischen Sinne jedoch hätten dadurch die Franzosen genau so viel verloren, als die Preussen gewonnen hätten; ja, es ist nicht abzusehen, ob sich das französische Bewusstsein nach einem solchen Schlage jemals wieder hätte erheben können; so wie wir ja auch in anderen Ländern, in welchen im Falle unglücklicher Kriege der Widerstand nicht bis auf's Aeusserste fortgesetzt wurde, trotz der gewahrten physischen Existenz, ein allmäliges moralisches Verkommen bemerken. Durch die Fortsetzung des Krieges und die Vertheidigung von Paris ist die Gefahr des moralischen Verkommens von Frankreich abgewendet worden; denn die Nation hat Zeit gefunden, sich der in ihr schlummernden Kräfte wieder bewusst zu werden, und ist, wenn auch an Goldstücken ärmer, so doch an Ehrgefühl reicher geworden, als sie war.

Somit glauben wir schon aus diesem Gesichtspunkte den Entschluss, Paris zu vertheidigen, nicht nur billigen, sondern auch bewundern zu müssen. Aber auch selbst vom wissenschaftlichen Standpunkte aus stellt sich dieses Unternehmen nicht so unsinnig dar. Man konnte in der Mitte des Monates September nicht voraussehen, dass es mit der Aufstellung und Bildung der Ersatzarmeen, Dank der Zerfahrenheit im eigenen Lande, so langsam gehen werde; man konnte nicht wissen, dass sich kein Mann finden werde, der die durch ein langjähriges klägliches Regiment veruneinigten Franzosen zu einem Ziele zu leiten im Stande wäre.

Wäre es gelungen, eine respectable Kriegsmacht an der Loire zu versammeln, so hätte diese im Vereine mit dem Volkskriege, wenn auch nicht den Feind vernichten, doch die zahlreichen Einflüsse, welche man unter dem Namen der Reibung begreift, unsäglich erhöhen und unterstützen können, und schliesslich hätte daraus eine Nachgiebigkeit des Angreifers bezüglich der Friedensbedingungen resultirt, die von ihm als Ergebniss besonderen Edelmuthes hingestellt, aber nichtsdestoweniger Ergebnisse consequent angewandter Volkskraft gewesen wären.

Der Anblick der nächsten Umgebung von Paris, des Bois de Boulogne, der Oerter Clichy, Courcelles, Bicètre u. s. w., welche nicht nur zerstört, sondern der Erde gleich gemacht worden

sind, zeigen von einem freudigen Gehorchen der dadurch Getroffenen; ja ich erinnere mich an einen wenig bekannten Umstand, dass die Bevölkerung einer dieser Ortschaften durch das Volk gezwungen worden ist, die Wohnungen zu räumen und die Häuser anzuzünden, weil sie dasselbe bisher nur mit Zögern und Widerstreben gethan hatten.

Setzt man mit solchen Resultaten den schon durch den blossen Gedanken, ihre geliebte Stadt könne Schaden leiden, geschwächten Widerstand anderer Stadtbevölkerungen in Parallele, so wird man um so lieber von der tüchtigen nationalen Gesinnung der Franzosen sich überzeugen und zu dem Resultate gelangen, dass dieses Volk, bei allen seinen Fehlern und so viel es auch unter seinen verschiedenartigen Regimes gelitten haben mag, kein verkommenes sei, und dass es mit jenen Erscheinungen, welche uns, z. B. im sinkenden Rom der Cäsarenzeit, entgegentreten, nichts gemein habe und dass Alles, was in dieser Richtung behauptet wurde, leere Phrase sei.

Sehen wir tiefer, so finden wir freilich, dass von der massenhaft sich anbietenden Volkskraft nicht der rechte Gebrauch gemacht wurde; dass einzelne Männer schwer gesündigt, dass die Armee nicht auf der Höhe der jetzigen Anforderungen gestanden und noch dazu der rechten Führer ermangelt hat.

Hauptsächlich intelectuele Mängel sind es, die wir aufdecken müssen, und zwar nur zum Theile solche Mängel der Gesammtheit, grossentheils aber einzelner Individuen.

Vielleicht wendet man ein, dass in Momenten grösserer Entscheidungen blos Werth oder Unwerth der Völker hervortrete und dass den Individuen, als Werkzeugen nationaler Kraftäusserungen, lediglich eine zufällige Bedeutung zukomme.

Diesem Argumente kann ich blos den Ausdruck meiner innigsten Ueberzeugung entgegensetzen, dass die Geschichte hauptsächlich von Individuen geleitet wurde und wird, und dass diese für das Glück und die Grösse, sowie für den Zerfall und die Erbärmlichkeit ihrer Staaten und Völker verantwortlich gemacht werden müssen.

Der Ausspruch eines grossen Denkers: „Nichts ist interessant, als das Individuele“, hat somit auch in der Geschichte volle Geltung. So lange es haltlose, durch die Einflüsterung eigener Selbstsucht und durch verwirrte Meinungen und Triebe niedergehaltene Menschenmassen, und so lange es hinwiederum bevorzugte Individualitäten geben wird, welche die Selbstsucht zu eigenen Zwecken zu leiten und den Irrthum durch eigene Einsicht und bewussten Wil-

len zu beherrschen vermögen, so lange bleibt das Individuum über der Masse.

So viel über die allzuharte Beurtheilung des französischen Volkes.

Anders steht die Sache in Bezug auf die Armee. Ein Volk beurtheilt man mit Recht nach seiner Gesinnung, nach seiner Opferwilligkeit, nach dem, was es gewollt; eine Armee jedoch oft ungerecht nach dem, was sie vollbrachte, oder besser, was man mit ihr gethan hat.

Betrachten wir nun den Gang der Ereignisse selbst, deren Opfer die Armee geworden ist, so wird man sich des Gefühls des Staunens nicht enthalten können, einer Ueberraschung, welche wiederholt den Ausdruck des Abscheues hervorgerufen hat. Bei diesem Ausdrucke jedoch stehen zu bleiben, wäre weder gerecht noch gründlich. Wenn der Verbrecher seine Vertheidigung führen und seine Milderungsumstände geltend machen darf, so wird auch eine ganze Armee, ehe sie abgeurtheilt und verdammt wird, gleichfalls gehört werden müssen, damit man ergründe, wodurch die entsetzlichen Unglücksfälle derselben herbeigeführt worden und ob dieselbe mit der Anklage ihrer Führer, oder ob der entthronte Kaiser mit seiner schweren Anklage gegen die Truppen, Recht behalte.

Diese Untersuchung aber lässt sich nur an der Hand der Geschichte führen, insoferne sie ihre Aufschlüsse darbietet; dann werden auch die betreffenden organisatorischen Eigenthümlichkeiten, im Gegensatze zu den preussischen Heereseinrichtungen, manche werthvolle Anhaltspunkte gewähren, endlich wird auch mancher Zug des französischen Nationalcharakters, besonders dem Beobachter, deutlichere Winke geben, als die beiden anderen Hilfsmittel zusammengenommen.

II.

Die jahrelange Voraussicht des Krieges hat in Frankreich die lebhafteste Thätigkeit erweckt, damit der Staat sich dem preussischen gegenüber organisatorisch stärke. Schon im Jahre 1866 tagte jene Commission, welche die Armee verjüngen sollte und die erst im Jahre 1868 ihre umfangreiche Arbeit schloss.

Zum Unglücke für Frankreich hat diese neue französische Organisation den gestellten Zweck nicht erreicht; vor allem Anderen, weil der klar blickende Niel Concessionen machen musste, theils den Bedenken und Sonderinteressen Napoleon's gegenüber, der die Aufnahme des Volkes im Grossen in die Armee aus politischen Gründen perhor-

rescirte, theils aus Rücksicht auf den bürgerlichen Widerstand gegen Aufbürdung zu grosser Lasten, am meisten aber wegen der Armee selbst, welche sich, nach wie vor, gegen die Antastung ihres exclusiven Charakters sträubte.

Diese letzte Behauptung wird von mir nicht ohne Beweis ausgesprochen. Es sind mir in vielen Schichten der Armee, ja selbst unter der Mannschaft zahlreiche Aeusserungen bekannt worden, welche darthun, mit welch' geringer Meinung Alle über Institutionen urtheilen, welche auf der Wehrkraft des ganzen Volkes ruhen; ja selbst im Generalstabe, in welchem offene und einsichtsvolle Männer zu finden sind, gab es bis zuletzt eingefleischte Gegner, wie sie sagten, der Milizen. Als ich eines Tages, nachdem die Störung des strategischen französischen Aufmarsches dargethan hatte, dass sowohl die Organisation, als auch die Streiterzahl der Franzosen jener der Preussen nicht gewachsen sei, solchen gegenüber meine Ansicht entwickelte, es sei nun unabweisbare Nothwendigkeit, wenigstens die gardes mobiles zur Ergänzung der Cadres, zur Vergrösserung des Kriegsstandes der Compagnien, die den preussischen gegenüber zu schwach seien, zur Completirung und Verstärkung der Brigaden, und die Nationalgarde im vollsten Masse zur Garnisonirung und Besetzung von Festungen heranzuziehen, solle nicht aus dem Missverhältnisse der Kräfte grosses Unglück für die Armee und das Land erwachsen, — wurde mir wohl zugegeben, dass man nicht absehe, wie der nun zu Tage tretenden Uebermacht begegnet werden könnte; bezüglich des Heranziehens der Volkskraft aber waren sie Alle einig: „dass dieses Gesindel nicht brauchbar sei, weil sie blos schreien und nicht kämpfen".

Es ist merkwürdig, dass seither die Armee zu bestehen aufgehört hat, und dass der grösste Theil dieses „schreienden Gesindels" eben heute noch kämpft.

Wir sehen daher vor allem Anderen, dass bei der Verfassung des neuen Wehrsystems, oder eigentlich bei der Ausführung desselben, ein Vorurtheil hemmend eingetreten sei, und dass die theoretisch ganz richtige Massregel durch die Halbheit derselben nutzlos, ja selbst verderblich gewirkt hat. Im Staatsleben gelingt aber blos die in äusserster Verfolgung einer feststehenden Idee mit Ausschluss eines jeden Vorurtheils durchgeführte Massregel, wenn dabei Ueberschätzung und Absonderungslust jeder Körperschaft unterdrückt, und mehr die Vortheile des allgemeinen Besten, als persönliche Abneigungen oder kleinliche Bedenken im Auge behalten werden.

Nehmen wir aber auch an, die neue Organisirung sei die beste

der Welt, und ganz nach dem Wunsche der massgebenden Persönlichkeiten gewesen, so blieb es bedenklich, sie schon nach einem so kurzen Zeitraume des Bestehens zu erproben.

Ein ganzer Staat und eine grosse Armee erlaubt die Transformation nicht so völlig, dass sie beide augenblicklich der Verfassung und Kriegsbereitschaft eines anderen Staates und Heeres gewachsen wären, der dieselben durch einen langen Zeitraum vervollkommnet, im Bewusstsein des Volkes gefestigt und in einem grossen Kampfe erprobt hat.

Die allgemeine Wehrpflicht begegnet überhaupt in Frankreich noch einem anderen Hindernisse, welches in dem Umstande liegt, dass in Frankreich, in Folge wiederholter Revolutionen und bei sehr wechselnden Systemen, die Unterordnung des Individuums unter den Staatszweck und die unwillkürliche Anerkennung höherer Autorität verloren gegangen sind, Tugenden, welche die ersten Erfordernisse allgemeiner Wehrpflicht genannt werden müssen.

Es versteht sich von selbst, dass die stolze und in der eigenen Vorstellung an der Spitze der Civilisation marschirende Stadt Paris in der grossen Masse ihrer Bewohner am allerwenigsten jene Tugenden besass, welche die im Augenblicke des Krieges aus ihr herangezogenen jungen Truppen (gardes mobiles) zu werthvollen Factoren der Kriegsführung gemacht hätten. Ja ich brauche nur diese „gardes mobiles“ von Paris im Gegensatze zu jenen der Provinzen zu nennen, um mit diesem einzigen Worte den Inbegriff ihrer Unbotmässigkeit und Ausschweifung zu kennzeichnen.

Dieser Fehler äusserte sich schon während ihrer Errichtung vor dem Abmarsch nach Chalons, durch ihr wüstes Geschrei, ihr unaufhörliches Bewitzeln der militärischen Einrichtungen, fortwährende vorlaute und bubenhafte Einrückungen in den Zeitungen, was Alles den Unwillen und den Abscheu der Bessergesinnten der Bevölkerung hervorrief. Als sodann das 1., 2. und 3. Bataillon nach Chalons abrücken sollte, beabsichtigte man ihren Marsch, zur Hebung des moralischen Elementes der Stadt, zu einem Triumphzuge zu machen. Dieser Triumphzug verunglückte aber und es ist eine bittere Ueberraschung daraus geworden. Die drei Bataillons sammelten sich in der Nähe ihres Depôts bei den Hintergebäuden des Invalidenplatzes, und von dort sollte der Weg über sämmtliche Boulevards zum Ostbahnhofe genommen werden. Schon in der Nähe der Kirche Madeleine war die taktische Ordnung des 1. Bataillons, trotz des Zurufes seiner Commandanten, vollkommen gebrochen, und nach wenigen Schritten glich die ganze Truppe einem wirren Volkshaufen. Bald war sie vollkommen aufgelöst und durch

etwa eine Stunde bewegte sich, die Boulevards entlang, eine unabsehbare Menschenmenge in Wagen und zu Fuss, von der die betrunkenen gardes mobiles, spärlich eingestreut, den kleinsten Theil ausmachten. Auf dem Boulevard Montmartre war von den drei Bataillons nur mehr der Commandant und sein Adjutant übrig und zur Stunde der Abfahrt hatte sich auf dem Ostbahnhofe nur eine geringe Anzahl betrunkener gardes mobiles versammelt, während der Rest in Paris weiter jubelte.

In Folge dieses verunglückten Triumphzuges sah man sich genöthigt, die übrigen Bataillons in der Stille abzuschieben und auf Seitengassen zu unangesagter Stunde auf den Ostbahnhof abzuführen.

Gegen Ende Juli begannen nun die im Lager zu Chalons befindlichen Bataillons aus keinem andern Grunde zu revoltiren, als weil sie die Vorstellung hatten, sie seien höchst nothwendig für die Besetzung und Vertheidigung von Paris, oder besser gesagt, weil es diesen Jünglingen schwer fiel, die frivolen Vergnügungen der Hauptstadt zu missen, und sich, anstatt derselben, mit einer knappen Verpflegung zu behelfen.

Es ist erinnerlich, dass Canrobert, um diese Meuterei zu dämpfen, ins Lager ritt, und sie mit der, der Ironie dieser Leute gegenüber freilich bedenklichen Frage: „Bedenkt Ihr denn nicht, dass ich die Gewalt und Ihr der Gehorsam seid?“ zu beendigen versuchte.

„Nach Paris!“ schrien ihm die Rangen entgegen. Nun versuchte Canrobert auf ihr Ehrgefühl zu wirken, und sagte ihnen, dass er überzeugt sei, sie würden im Augenblicke der Gefahr des Vaterlandes, wenn man sie nach Paris schicken wollte, gewiss um keinen Preis dahin gehen. „O ja!“ war die stürmische Antwort.

Canrobert musste sich hierauf, in Folge häufiger Steinwürfe, eilends aus dem Lager entfernen, und ein Theil der Mobilgarde zerstreute sich auf Nimmerwiedersehen in den Wäldern.

Wenn ich auch, diesem Benehmen der gardes mobiles von Paris gegenüber, die Haltung vieler Bataillons der Provinzen, besonders der Ardennen, nicht genug rühmend hervorheben kann, so erhellt doch aus dem Erzählten zur Genüge, dass jene Fähigkeit militärischer Unterordnung in der Bevölkerung, besonders von Paris, im Ganzen nicht vorhanden war, und dass insoferne für einen Theil der nationalen Kraft das absprechende Urtheil der französischen Officiere begründet war.

Die bisher angeführten Umstände und Schwächen erklären aber noch nicht zur Genüge, warum die allgemeine Wehrpflicht in Frank-

reich bei Anfang des Krieges nicht zur wahren Geltung kommen konnte.

Die allgemeine Wehrpflicht verlangt vor allem Anderen einen gesunden Staat, gesund sowohl im Wesen, als auch in der Form, wobei es nicht genug ist, dass die Individuen sich unterzuordnen verstehen, sondern wobei das Bewusstsein des Staatszweckes, und der Wille, den Gesetzen zu gehorchen, nicht aus Furcht oder durch Gewalt herrscht, wobei die Staatseinrichtungen lediglich das öffentliche und nicht das persönliche Beste, sei es einer Person, oder einer Körperschaft, fördern; nur wenn diese Bedingungen erfüllt worden sind, wird auch das Wehrgesetz für die nationale Vertheidigung ergiebig sein.

Je üppiger aber die Selbstsucht wuchert, je zaghafter die Verwaltung dem zähen Widerstande der Einzelnen gegenüber nachgibt, desto trügerischer gestalten sich die Hoffnungen, die man auf sie basirt, und um desto gewisser wird der Staat fallen, der mit einem entschiedenen, rücksichtslosen und staatlich kräftigen Gegner sich zu messen hat.

Was sonst an dem Unterliegen der Armee schon bei dem strategischen Aufmarsche schuld war, betrifft mehr die Symptome dieser als fehlerhaft geschilderten Principien. Der eigentliche Keim jedoch liegt in diesen.

Wir finden zudem die politischen Behörden in Folge der starren Centralisation, die jede selbstthätige Aeusserung unterdrückte, hilflos und schwerfällig; wir finden dieselben ohne Einklang, ja in Gegnerschaft mit den militärischen Behörden. Im Süden Frankreichs entziehen sich viele Wehrpflichtige dem Dienste; ihre Verfolgung geschieht mit der ganzen Langsamkeit des bureaukratischen Apparates und bietet keine Resultate; die Regimenter sind meist sehr weit von ihren Ergänzungsbezirken dislocirt und vermögen nur in sehr langen Zeiträumen Theile ihrer Reserve an sich zu ziehen; die Aufbringung der Pferde erfolgt auf eine primitive Art, nämlich durch den Ankauf im letzten Momente des Erfordernisses und durch Einziehung der bei dem Bauer in Kost gegebenen Pferde, während, wie bekannt, die Preussen durch die unumgänglich nothwendige Pferdeconscription, binnen drei Tagen, mit geringen Kosten den gesammten Pferdebedarf sich zu sichern wissen; wir finden die Listen ungenau, und die Stellung der „Garde mobile“, welcher ein departementaler Charakter gelassen, und ein militärischer nicht rechtzeitig gegeben wurde, vollkommen unklar; wir finden schliesslich durch mangelhafte Vorräthe Magazine und

Zeughäuser nicht in jenem Zustande des Strotzens, den Leboeuf in seinen Berichten hervorgehoben hatte.

Ich habe keineswegs durch die Aufzählung dieser Einzelheiten Alles erschöpft, wodurch die ungenügenden Rüstungen erklärt werden könnten, aber diese Punkte gewähren die Möglichkeit, auf alle jene Unterlassungen zu folgern, an welchen die Armee bis zu ihrem Falle laborirte.

Mir ist eine Ueberschätzung der Preussen in meinem Urtheile eben so ferne, wie eine Unterschätzung der Franzosen. Wäre man aber auch ein eingefleischter Feind des preussischen Volkes, so müsste man umsomehr demselben seine Vorzüge abzulauschen suchen, weil man gerade dem Feinde nichts Aergeres zufügen kann, als sich diese zu eigen zu machen und vorkommenden Falles sich derselben gegen ihn zu bedienen.

Schon aus diesem Grunde und dann auch, um für die ungenügenden Vorbereitungen den rechten Maassstab zu finden, wollen wir unseren Blick auf die preussische Mobilisirung vor diesem Feldzuge richten. Ja wir werden sogar Süddeutschland in's Auge fassen müssen, welches im Gegensatze zu 1866, wo z. B. Baiern mit den Rüstungen zu unseren Gunsten nicht zu Stande kommen konnte, und das sich diesmal mit unbegreiflicher Genauigkeit und Schnelligkeit rüstete, so dass die Behauptung, es seien noch niemals solche Massen so klaglos gerüstet und geordnet, nach einer Bewegung auf so grosse Distanzen, in so kurzem Zeitraum kampffähig aufgestellt worden, seine Berechtigung hat.

Es ist erinnerlich, dass der Mobilisirungsbefehl in Preussen am 15., für die süddeutschen Staaten aber am 16. ergangen ist. Die Preussen erkannten wohl, dass es sich hier um einen Sieg der Organisation über die feindliche Organisirung handle und dass die Schnelligkeit der Rüstungsvollendung den Hauptfactor des Sieges bilden müsse, einem Volke gegenüber, welches, wenn einmal zur Offensive gelangt, für die deutsche Methodik grosse Hindernisse und Gefahren bereiten konnte. Wir finden daher sämmtliche Maassregeln auf die Schnelligkeit der Completirung und Aufstellung gerichtet. Man dachte sogar bei der Eintheilung der Armeen auf die Förderung des strategischen Aufmarsches, indem man der I. und III. Armee jene Corps beigab, deren Bezirke höchstens 25 bis 30 Meilen von der Aufmarschlinie entfernt waren.

Diese beiden, zuerst mobilisirten und sehr schnell an ihren Cantonnirungsorten angelangten Armeen deckten schon Anfangs August mit

grossen Kräften den Aufmarsch des Centrums der II. Armee, deren Corps (Sachsen, Hannover, Schleswig-Holstein, Ostpreussen, Pommern u. s. w.) bis 100, ja selbst 120 Meilen weit herbeigefahren werden mussten.

Was den Vorgang der Mobilisirung selbst betrifft, so sind die Vorschriften über dieselbe bekannt. Da aber im Falle eines Kriegsausbruches sehr häufig die Vorschriften und ihre Ausführung divergiren, so wird es nicht ohne Interesse sein, nach verlässlichen Angaben zu schildern, wie in diesem Falle die Mobilisirung wirklich erfolgt ist.

Der 15. Juli, als erster Mobilisirungstag, gehörte dem Armeecommando in Bezug auf die Benachrichtigung der Corpscommanden. An diesem Tage wurde eine grosse Masse von Geschäften abgewickelt und wurden alle jene Weisungen ertheilt, die in der ganzen Mobilisirungsangelegenheit überhaupt vom Kriegsministerium zu erfliessen haben. Dazu gehört die Benachrichtigung sämmtlicher Legationen im Auslande, die Einrichtung der Commissionen, die an den Einbruchsstationen der benachbarten Länder die herbeieilenden Wehrpflichtigen aufzunehmen und zu instradiren hatten.

Der zweite Tag (16. Juli) gehörte den Corps, theilweise den Unterbehörden. Von diesem Tage an hört jede Einwirkung von Oben auf, und es unterbleibt in der preussischen Armee jene Fluth von nachträglichen Verordnungen und Normalien, welche die bestehenden Vorschriften gerade im Augenblicke ihres Gebrauches oft umstossen, erläutern und dadurch verwirren. Jeder Wirkungskreis wird von nun an unbeeinflusst gelassen, und mit dem Ergehen der Befehle von den Corpscommanden an die Ergänzungskörper und Unterbehörden ist jeder dienstliche Verkehr gegen Oben gleichsam abgeschnitten. Dadurch kam gleich zu Anfang der Mobilisirung eine gewisse Ruhe und eine grosse Sicherheit in das ganze Ergänzungsgeschäft, das nicht wenig dadurch gefördert war, dass in der preussischen Armee bis in das kleinste Detail für diesen Fall schon im Frieden vorgesehen ist.

Der dritte Tag (17. Juli) gehörte den Unterbehörden, welche Einberufungsschreiben an sämmtliche Wehrpflichtige ausfertigten und versandten. Zu diesem Zwecke waren sämmtlichen Divisionscommanden und Landesstellen bedeutende Credite gewährt, um die Einberufungsschreiben mittelst Staffetten, Telegraphen, Eisenbahn und Eilpost an die Gemeinden, bis zum Amtmann und Kreisfeldwebel, herunterzugelangen zu lassen. Jedes dieser Einberufungsschreiben muss von dem Empfänger amtlich in Empfang genommen und bestätigt werden,

damit ihm kein giltiger Entschuldigungsgrund wegen Nichteinrückens offen bleibe. Es werden am dritten Mobilisirungstage über 650.000 Namen niedergeschrieben und eben so viele Einberufungsschreiben versendet; eine Arbeit, welche freilich dadurch bedeutend erleichtert wird, dass die lithographirten Adressen schon im Frieden bereit liegen.

Am dritten Tage, und schon früher, wurden noch sämmtliche conscribirte Pferde vorgerufen und am vierten (den 18. Juli) Früh um 6 Uhr stellten sich diese den Uebernahmscommanden vor.

Am fünften Tage wurde mit der Abgabe derselben an die Truppenkörper begonnen, so dass im Laufe des sechsten die Bespannungen der Artillerie und des Fuhrwesens bereits completirt waren. Laut Vorschrift haben die Urlauber am Morgen des sechsten, somit 2 Tage nach dem Empfange des Befehls, unverweigerlich in der Caserne ihres Depôtortes sich einzufinden, und, was besonders interessant ist, sie haben sich diesfalls um die vorgeschriebene Stunde zum weitaus grössten Theile wirklich eingefunden, gleichviel, ob dieselben im Weichbilde der Stadt oder in einer anderen Hauptstadt Europa's domicilirt hatten. Die Truppenkörper hatten nun in den vorhergehenden Tagen mit Aufbietung aller Arbeitskräfte die Magazine zur Ausräumung vorgerichtet, Rüstungen und Armaturen vorbereitet und aus ihrem Stande heraus die vorgeschriebenen Cadres der Ersatzkörper gebildet, die neu aufgestellten Truppenkörper, wofür ja nach der preussischen Organisation der Chargen- und Officiersstand vorhanden ist, aufgestellt, so dass die einrückenden Reservisten und Urlauber am Abende des sechsten Tages bereits zum grössten Theile ausgerüstet, bewaffnet und bekleidet, nicht nur in den Stand ihrer Abtheilungen traten, sondern auch bereits an dem regelmässigen Dienstbetriebe theilnahmen.

Es war somit am Abende des sechsten Mobilisirungstages die Mobilisirung im grossen Ganzen vollendet, und wirklich wurde auch am 23., also dem siebenten Tage der Mobilisirung, bereits der gesammte Privateisenbahnverkehr eingestellt, jedoch mit dem Truppentransport noch nicht begonnen. Es war hauptsächlich der Transport von Kriegsbedürfnissen und Verpflegsartikeln, und jener zahlreichen Regiezüge der Eisenbahnen selbst, welcher an diesem Tage vorgenommen wurde, damit sich der Betrieb für die Truppen gleichsam stärke und vorsehe, und dass nicht der Turnus der Truppenzüge durch Einschieben von Materialzügen u. s. w. gehemmt werde.

Erst am 26. begann der Truppentransport und muss mit ungemeiner Intensivität durchgeführt worden sein, da wir Ende Juli, also bereits in vier Tagen, schon das VII. und II. Corps und die Division

Rheinbaben der ersten Armee; das III. Corps und die I. Cavaleriedivision Hartmann der zweiten Armee und das V. und XI. Armeecorps der dritten Armee bei Landau, somit bereits 160.000 Mann operationsfähig und geordnet, ja selbst mit sämmtlichen Verpflegscolonnen und Anstalten versehen, an der Grenze vertheilt finden, um den theils in Echelons, theils im Turnus erfolgenden Vormarsch der übrigen Corps und den Eisenbahnverkehr selbst zu decken.

Ich selbst reiste am 25. und 26. Juli durch Baiern, und war erstaunt, welche Rührigkeit einerseits und welche sichere Ruhe anderseits diesen etwas gesetzten Menschen durch ihre Instructoren eingegossen worden war.

Was die Einberufung der Urlauber und Reservisten betrifft, so wirkte freilich in Preussen das Individuum auf unschätzbare Weise mit.

In diesem Lande ist eben die allgemeine Wehrpflicht in Fleisch und Blut übergegangen, so dass die meisten jener Wehrpflichtigen, welche am 18. das Einberufungsschreiben noch nicht erreicht hatte, von selbst einrückten und die Depôtorte sogar schon vor dem Einrückungstermin so sehr überschwemmten, dass man sie, ohne sie in Verpflegung zu nehmen, einige Zeit bei den Bürgern unterbringen musste.

Kaum hatten nun diese Leute die militärischen Kleider wieder angezogen, so waren alle jene militärischen Gewohnheiten und so zu sagen Instincte wieder erwacht, die eine eindringliche, kleinlich scheinende, aber genial gedachte Drillmethode in sie hineingebracht hatte.

Durch alle diese Verhältnisse, die geordneten Maassnahmen im Grossen und die pünktliche Erfüllung der Befehle im Kleinen, war es möglich geworden, gleich Anfangs mit grossem Uebergewichte aufzutreten und durch die Schnelligkeit der Aufstellung sichere Garantien für das Gelingen zu schaffen.

Ganz anders sah es nun in Frankreich aus. Dieses Land war mit seinen Rüstungen schon etwa um acht Tage voraus, d. h. es waren seit 14. oder 15. die Eisenbahnen im höchsten Maasse mit dem Truppentransport in Anspruch genommen.

Da in Frankreich trotzdem, dass politische Gründe nicht dagegen sprachen, wie in Oesterreich — die territoriale Eintheilung der Corps und die Stabilität der Regimenter in den Provinzen, aus welchen sie sich ergänzen, nicht im Systeme liegt, so entschloss man sich, die Truppenkörper sammt und sonders an die strategischen Aufmarschpunkte zu bringen, die Ersatz- und Ergänzungsmannschaften, sowie

die Verpflegsanstalten u. s. w., jedoch denselben abgesondert, nachzubefördern. Ja man machte sogar die Concession — aus vielen Gründen wenig empfehlenswerth, besonders im Anfange eines Krieges, — dass südfranzösische Regimenter aus den nächstliegenden Departements sich ergänzen sollten, damit Zeit erspart werde; vielleicht auch aus dem Grunde, welchen ich früher angegeben habe, weil das Heranziehen der Wehrpflichtigen aus dem Süden Frankreichs nicht vollkommen glatt abging.

In Wirklichkeit wurde durch einen solchen Vorgang weit mehr Zeit verloren, als den Preussen der ganze Aufmarsch gekostet hat. Als ich Ende Juli in Paris war, sah ich täglich kleine Mengen von Reservisten von den Bahnhöfen zu ihren Depôts eilen; als ich aber am 12. und 14. August Theile der französischen Moselarmee in Metz vor mir vorüberziehen sah, zählte ich die Mannschaft vieler Compagnien und fand, dass noch damals von dem Kriegsstande von 150 Mann per Compagnie fast überall der dritte Theil und selbst noch mehr fehlte, und zwar von den Compagnien eines bis dahin intakten Corps, nämlich des vierten.

Was den Stand der Bewaffnung betrifft, so sollen die 2 Mill. Chassepotgewehre der Berichte Leboeuf's noch gefunden werden. Bald waren fünf Gewehre mit viererlei Patronen in den Händen der Mannschaft, und zwar das treffliche Chassepotgewehr bei der Linie, einem Theile der Garde mobile und der Franc-tireurs; das Fusil Minié à la tabatière bei einem Theile der Garde mobile nnd der Garde nationale sédentaire, das altartige Miniégewehr (Vorderlader) bei den Festungsbesatzungen und besonders der Garde nationale der Departements und endlich der Chassepotcarabiner und der altartige Carabiner bei der Cavalerie.

Die Verpflegung war so schwer zu organisiren, dass die Truppen bis zum 1. August mit einem Franc Alimentationsgebühr — nachdem die östlichen Departements durch vierzehn Tage lang ausgesogen worden waren — Hunger zu leiden hatten.

Erst am 1. August trat die Feldverpflegung ein, und ist diese im Allgemeinen nicht schlecht gewesen, wenn nicht grosse Schläge zeitweilig den ganzen Apparat der Administration in Trümmer hieben.

An dieser Stelle dürfte es nicht ohne Interesse sein, die Art der französischen Portion in's Auge zu fassen.

Die Preussen hatten in richtiger Erkenntniss der Schwierigkeiten und Uebelstände, die die ausschliessliche Verpflegung mit Schlachtvieh mit sich bringt, ihr Augenmerk auf die Einführung eines Verpflegsartikels gerichtet, der nachträglich bei den Truppen grosse Anerken-

nung fand und jedenfalls weit nahrhafter und kräftigender genannt werden muss, als das lederähnliche Fleisch der den Armeen nachgetriebenen Ochsen gewöhnlich zu sein pflegt, d. i. die Erbswurst.

Bei den Franzosen war eine solche Vorsorge nicht getroffen worden und die Verpflegung erfolgte nach alter Weise. Ich habe grösstentheils ungarische Ochsen in den Schlachthäusern und Schlachtviehdepôts von Metz und Paris zu Gesicht bekommen. Die tägliche Portion des Mannes beträgt nahezu ein Kilogramm, somit weniger als der österreichische Soldat im Felde bekömmt. Nichtsdestoweniger weiss sich der französische Soldat aus seiner geringeren Fleischquantität eine weit genügendere Nahrung zu verschaffen, als der österreichische. Ich habe die Ragouts und Filets der französischen Biwaks schmackhaft und nicht so zähe gefunden, wie jene unserer Lagermahlzeiten.

Das französische Brot gleicht an Güte und Weisse dem feinsten Theebrot, ist ganz aus Weizen erzeugt und beiläufig um die Hälfte nahrhafter, als das unserer Feldbäckereien.

Was das schreibende und rechnende Personale der französischen Armee im Felde betrifft, so scheint dieses durch den Umstand, dass es sich in den Ortschaften immer von mehreren in der Nähe lagernden Truppenkörpern zusammenfand, dem Beobachter ausserordentlich zahlreich zu sein. Die Stellung dieser mit reich gestickten Uniformen auch in den niedersten Chargen geschmückten Officiere der Administration und der Contabilität ist eine eigenthümliche. Sie sind nicht ohne Ansehen unter der Mannschaft, ja ich habe selbst den Zahlmeister eines Cavalerieregiments in Doncourt betrunkene Soldaten mit aller Energie zu Paaren treiben sehen. Mit den Officieren der Truppen aber sah ich sie fast niemals verkehren. In ihrem ganzen Wesen bilden sie ein Charakteristicum der französischen Armee, sowie etwa die Marketenderin und die auf den Flanken der Marschcolonnen auf tausend Schritte zerstreuten Kartoffel- und Zwiebelsammler.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich wieder zu den allgemeinen Zuständen in Frankreich zurück und bin vor Allem zu der Bemerkung genöthigt, dass die auch dem oberflächlichsten Beobachter entgegentretenden Uebelstände der Kriegsvorbereitungen merkwürdig mit der Stimmung im Lande contrastirten. Diese schien meisterhaft vorbereitet; die überschwängliche Zuversicht des Volkes und der Armee ist aber wohl jetzt nicht mehr unerklärlich. Alle Welt sprach damals wie von einer natürlichen Sache, von den verschiedenen Allianzen mit Dänemark, Italien, Oesterreich, vor Allem aber von jenen Bundesgenossen, welche man an den Süddeutschen ohne Zweifel finden würde.

Derlei öffentliches Gerede ist selten vollständig begründet, noch seltener aber ganz grundlos. Wer weiss, wie man Frankreich so lange in der Hoffnung erhalten hat, die süddeutschen Staaten würden wenigstens neutral bleiben? Merkwürdiger Weise wussten ja auch die französischen Agenten noch am 12., 13. und 15. Juli von Darmstadt, Karlsruhe und München, der Wahrheit gemäss, nur von Lauheit und theilweise sogar von feindlichem Verhalten gegen die Preussen zu berichten.

Da fielen Mitte Juli jene diplomatischen Axthiebe zwischen Preussen und Frankreich. Frankreich liess einen Schwall von Worten los; Preussen antwortete unmittelbar und schnell mit langsam überdachten und wohl vorbereiteten Handlungen; es frug nicht und bat nicht, sondern es forderte von Baiern, wessen es bedurfte, und sandte den Kronprinzen unmittelbar zur Uebernahme des Commando nach München; ja es stellte diesen Act als besonderen Beweis des Vertrauens hin, während er nicht mehr noch weniger genannt werden muss, als ein Beweis höchst heilsamen und nothwendigen Misstrauens und rücksichtsloser Energie, die vielleicht auch unsere Geschicke im Jahre 1866 geändert hätte.

Wir finden hier, wie immer in der Geschichte, die frische, rücksichtslose That den Ausschlag geben. — Ist sie gethan, so verstummen alle Fragen und Bedenken und die mitgerissene Menge leistet jubelnd, was sie dem Zögernden niemals zugegeben und dem Rücksichtsvollen mit Zaudern und nur halb geleistet hätte.

Ich besinne mich des tiefen Eindruckes, welchen die Gewissheit, dass die Südstaaten treue Alliirte Preussens sein würden, in Frankreich hervorgebracht hat. Dieser Gewissheit allein ist wohl das Zögern der französischen Heeresleitung und das endliche Aufgeben der Offensive zuzuschreiben.

Einen guten Theil der unbeschreiblichen Panik, die am 6. und 7. August das Hauptquartier ergriff, mag man auf die Erkenntniss der Thatsache setzen, dass eben jener Factor, der die Machtstellung Preussens im Interesse Frankreichs gleichsam unterbinden sollte — 120.000 Mann Süddeutsche — gerade zum ersten glänzenden Siege das Beste beigetragen hat.

So lag einerseits in der militärischen Organisirung, anderseits in der politischen Lage des Landes schon der Keim des späteren Unglücks.

Es ist höchst traurig und niederschlagend für die Individuen einer braven Armee, ihre willig dargebotenen Kräfte im wirren Durcheinander des Mechanismus verpuffen, und ihre Anstrengungen schon im Vor-

hinein durch Fehlschlüsse der Politik zunichte gemacht zu sehen; anzunehmen aber, dass solche Gedanken nur einen Augenblick die Stimmung der französischen Armee getrübt hätten, wäre ein Trugschluss.

In ganz Frankreich zeigte sich nicht mindere Begeisterung als in Deutschland; das Volk ist zwar weit beweglicher und feuriger als das deutsche, jedoch Idealen nicht so schwärmerisch ergeben wie dieses, und so entbehrte es einer allgemein antreibenden Idee. Es freute sich daher nicht irgend eines bestimmten Zieles wie die Deutschen, welchem die Einigung des Vaterlandes zu einem „Reiche echter Gottesfurcht und edler Sitte“ vorgeschwebt haben mochte, sondern es freute sich so zu sagen über seine Freude am Kriege; es dachte nicht über die Mittel, welche den Sieg herbeiführen sollten; es wog nicht bedächtig die feindlichen und eigenen Kräfte; ja es vergass auf den Krieg und hielt lediglich den Moment des Einzuges in Berlin vor Augen.

Alle Schichten der Gesellschaft, besonders aber gerade die maassgebenden, sprachen damals mit äusserster Unterschätzung des Gegners.

Man könnte nicht mit Unrecht den Charakter der Franzosen mit jenem der Frauen vergleichen.

Im Denken und Folgern auf ein sehr enge umzäuntes Feld logischer Schlussfolgerungen beschränkt; wie ein Instrument von jedem sinnlich-oberflächlichen Eindrucke zum Tönen gebracht; gewöhnt, alle Dinge, welche vielleicht bei Durchdenkung ihrer Consequenzen nur einen Moment ihre Vertrauensseligkeit betrüben könnten, mit einer hohlen Phrase zu verdecken; dem Schrecken, der Verblüffung ausserordentlich leicht zugänglich, gleich darauf aber wieder durch ein Nichts bis zum Uebermuthe kühn gemacht; bis zur Lächerlichkeit auf äussere und innere Vorzüge eitel; sinnlich, misstrauisch und untreu, bald bis zur Verächtlichkeit egoistisch und bald bis zum Heroismus aufopfernd, je nachdem Laune, Wetter und Verdauung auf sie einwirken; geschwätzig bis zum Ueberdruss des Hörers, und doch mit einer gewissen Anziehung, einer eigenthümlichen und unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit begabt, deren Einfluss Niemand entgeht, der in ihren Bereich tritt, — so vereinigen sie die meisten Züge, welche man den Frauen gewöhnlich, mit Recht oder Unrecht, zuzuschreiben pflegt.

Alle Erscheinungen in der Organisirung sowohl, als auch in vielen Momenten der Kriegsführung lassen sich blos erklären, wenn man sich diese Eigenschaften, diesen weiblichen Zug im Franzosen, gegenwärtig hält.

Wir wollen nur einige wenige Punkte aus der reichen Sammlung französischer Unterlassungssünden herausgreifen.

So z. B. die namenlose Selbstgenügsamkeit in Betreff militärischer Einrichtungen, die vollkommene geistige Abschliessung gegen die Fortschritte fremder Heere; die sprichwörtlich gewordene Unkenntniss jeder, selbst der französischen Geographie; die Unkenntniss jeder fremden Sprache.

So schritt man in dem Augenblicke, als die französische Offensive beschlossen worden war, zur Annahme von Dolmetschen bei den Generalstabs-Abtheilungen der Corps aus keinem andern Grunde, als weil die Generalstabsofficiere der Armee ungeachtet dessen, dass ein Krieg mit Deutschland Jahre lang in Aussicht stand, mit drei bis vier Ausnahmen, der deutschen Sprache nicht mächtig waren.

Es sassen von jeher französische Militärbevollmächtigte in allen Residenzen, von welchen Keiner die Sprache des Landes sprach, wo er beglaubigt war. Diese Männer waren daher nicht im Stande, den zu beobachtenden Armeen gleichsam den Puls zu fühlen; sie verloren tausend Gelegenheiten, Dinge zu erkunden, welche man sich wohl hütete, ihnen officiel in ihrer diplomatischen Muttersprache mitzutheilen.

Unter anderen Einflüssen ist es auch diesem Umstande zuzuschreiben, dass selbst bei den gebildetsten Officieren des französischen Heeres eine unsägliche Unwissenheit über die Organisirung und über die Einrichtungen ihrer Gegner zu finden war. Ganz begreiflich werden aber auch diese Uebelstände erst dadurch, wenn man sich die eben geschilderten weibischen Züge des Volkes vor Augen hält.

In ganz Frankreich gibt es nur eine gute Karte und zwar jene des Generalstabes, welche, nach unseren Begriffen zwar nicht gerade vorzüglich, aber nur in den Händen der wenigsten Generalstabsofficiere zu finden war. Einer von ihnen behalf sich in seinem wichtigen Geschäfte des Kundschaftswesens mit einer kleinen Schulkarte des Elsass von Reymann in Glogau.

Als ich während der Schlacht von Gravelotte hinter den französischen Linien gegen Etain fuhr, fand ich den rechten Flügel der französischen Armee durch ein Regiment Chasseurs d'Afrique gedeckt. Dieselben lagerten bei Conflans; der Commandant hatte Patrullen nach vorwärts geschickt und ich begann mich eben zu wundern über die Genauigkeit, mit der hier ausnahmsweise der Sicherungsdienst gehandhabt würde. In der Fortsetzung meines Marsches fand ich eine andere Escadron dieser trefflichen Reiter in der Nähe eines Dorfes, welche ihre Pferde abgesattelt hatte, und deren Mannschaft theilweise ausgezogen, im Bade, und theils im Kartoffelbraten begriffen war; — das war der Hauptposten! — In Charny stürzten mir erschreckte Bauern entgegen



und hemmten meine Fahrt durch die Angabe, es seien die Preussen in den benachbarten Dörfern. Ich liess mich dadurch nicht abhalten und begegnete eine halbe Stunde von Bussy entfernt zwei Reitern, die mir zu Fusse und, der Hitze wegen, im Hemde entgegenkamen, um den Standort ihres Regimentes frugen und auf die Nachricht, dass dasselbe noch lagere, den Weg in das benachbarte Wirthshaus fortsetzten.

In das Dorf Bussy gelangte ich gleichzeitig mit einer preussischen Patrulle, die methodisch und ruhig das Dorf recognoscirte und ohne die Einwohner zu beachten, die beiden Pferde und die Monturen jener Reiter mit sich wegführte, die ich auf dem Wege zur ersehnten Labung begegnet hatte. Diesen Vedetten war das Wohl der Armee anvertraut gewesen.

Eine fast eben so grosse Ueberraschung bereitete mir das Benehmen jenes Gardebataillons, das die Reise des Kaisers nach Verdun am Morgen des 16. August deckte, und nun in Etain im Rasten begriffen war. Als ich gegen Mittag in der Umgegend dieses Ortes anlangte, war ich erstaunt, auch nicht die geringste Sicherungsmaassregel zu entdecken, und fand wirklich etwa um 1 Uhr die ganze Truppe in den Wirthshäusern von Etain aufgelöst, ihre Gewehre aber in Pyramiden auf dem Hauptplatze. Gegen 2 Uhr kündigte ein kreischendes altes Weib das Herannahen der Preussen an. Die Grenadiere stürzten aus den verschiedenen Häusern, ergriffen ihre Gewehre und rückten im Geschwindmarsch aus der Stadt. Eine Stunde später sah ich zwei französische Cavaleristen einziehen, welche wieder ihrerseits von der Nähe des Feindes keine Ahnung hatten.

Ebenso waren, nach dem Gefechte des 14. August bei Metz, in unmittelbarer Nähe des Forts St. Julien keine Vorposten aufgestellt, die Garnison des Forts war auf Spaziergängen zwischen der Festung und dem Dorfe St. Julien zerstreut, obwohl das Fort an jenem Tage noch nicht sturmfrei zu nennen war, und obwohl preussische Uhlanen bis auf 500 Schritte im Walde von Grimmont sich herangeschlichen hatten.

Sowie im Kleinen, so war die Sorglosigkeit auch im Grossen unverzeihlich, und so konnte es geschehen, dass die Schlacht am 18. August, dass das Gefecht bei Mouzon und endlich auch die Schlacht von Sedan, dass überhaupt der ganze Feldzug durch die Preussen hauptsächlich durch Ueberraschung gewonnen wurde.

Aus dem französischen Egoismus ist das Hervordrängen der Individuen auch in der Armee abzuleiten. Dem französischen Soldaten ist die Bereitung des Mittagessens eine so wichtige Angelegenheit,

seine Friandise nöthigt ihn zu so vielen Ausflügen in die umliegenden Gärten und Ortschaften, dass es nicht Wunder nehmen darf, die feindlichen Projectile bei Weissenburg, Wörth und Mouzon in die Kochtöpfe schlagen zu sehen, und dass so anderseits wieder eine Beweglichkeit und Unregelmässigkeit in die französischen Lager kam, die nur mit dem Begriffe einer fortgesetzten Verwirrung und Unordnung charakterisirt werden muss.

Das Wort „Unordnung" ist überhaupt dasjenige, durch welches am besten der Aussenschein des ganzen französischen Kriegswesens bezeichnet wird. Alles scheint unordentlich. Die Linie marschirt in unregelmässigen Reihen, ohne Distanz, ohne Anschluss, ohne Takt; die Cavalerie schleicht in faulem Schritte, um fortwährend entstehende Trennungen in der Marschcolonne bald wieder en carrière auszugleichen. Die Artillerie endlich verstopft die Strassen, sobald nur einen Moment gehalten wird. Dabei herrscht fortgesetztes Lärmen und Plaudern. Eine Marschcolonne äussert sich auf weite Strecken, wenn das Rollen der Wagen nur dumpf herüberklingt, durch Tausend Ausrufe und schnatterndes Geplapper, durch angefangene Chansonetten und Zwiegespräche zwischen dem Vorausreiter des ersten Geschützes und dem Stangenreiter des letzten Munitionskarrens.

Was ist aber Unordnung in den Armeen im Kleinen und Grossen anderes, als das ungebührliche Hervortreten der Individualitäten, als der Mangel an jener nothwendigen Dämpfung, welche in der preussischen Armee den Menschen, so lange ihn der Dienst in Anspruch nimmt, ganz und gar niederhält und den Soldaten allein zur Geltung kommen lässt.

Als ich die Reihen des französischen Gardelagers bei Gravelotte durchging, bekam ich nach langer Zeit wieder den wohlthuenden Eindruck von Ordnung und Regelmässigkeit. Diese schwerfälligen und alten Sodalten kochten ihre Suppe in alignirten Reihen und assen sie schweigsam.

Jene fahrige, räubermässige Art des ganzen Feldlebens haben die Franzosen wohl zum grossen Theile der langwierigen Kriegführung in Algier zu danken. Dort im seltenen Kampfe mit wilden, barbarischen Horden, aber fast immer mit den Elementen im Streite, ist es weit schwieriger, einer Compagnie den nöthigen Wasserbedarf zu verschaffen und nachzuführen, als ganze Stämme zu unterjochen. Monate langes Lungern in den Baraken der kabylischen Forts wird durch billige Heldenthaten gegen 20 bis 30 Reiter unterbrochen; tödtliche Langweile erzeugt allerlei Laster; allmählig geht das Streben nach höherer mili-

tärischer Ausbildung zu Grunde; der stete Verkehr mit einer sittlich und physisch entsetzlich gesunkenen Bevölkerung thut seine Wirkung; endlich gehen auch den höheren und niederen Commandanten die rechten Ansichten über moderne europäische Kriegführung verloren, und so ist, was man gerne die hohe militärische Schule der Franzosen nennt, wohl zu einer schätzbaren Schule der Findigkeit für den gewöhnlichen Feldbrauch, für die Ertraguug von Unbilden des Klimas und bedeutende körperliche Anstrengungen, — im Ganzen aber doch auch zu einem „Capua der Geister" geworden.

Was die Disciplin im Heere betrifft, so galt sie von jeher für ausserordentlich gut, aber man dürfte in diesem Falle die in der Armee zu Gebote stehenden Disciplinarmittel mit der Disciplin verwechseln, und die Erfahrung lehrt, dass diese Beiden sich umgekehrt zu einander verhalten.

Im Feldzuge des Jahres 1870 hat die Disciplin aus vielen Gründen gelitten. Ich begegnete hie und da der Klage, dass viele Commandanten unmittelbar nach dem Beginne der Feindseligkeiten die sehr heilsamen Disciplinarmittel gleichsam suspendirt hätten, dass Coquetterie mit der stets zur Auflehnung und zu Widerreden geneigten Mannschaft Platz gegriffen habe, so dass es den Unterabtheilungs-Commandanten schliesslich schwer wurde, wenn nicht eben ihre Persönlichkeit selbst imponirte, mit den Untergebenen auszukommen.

Ich habe selbst am 12. August von den Fenstern des Schlosses Grimmont, wo General Ladmirault sein Hauptquatier aufgeschlagen hatte, eine Compagnie belauscht, die während der Wachtparade zuerst murmelte, sodann aber laut murrte, man könne auf so kothiger Strasse unmöglich stehen bleiben. Ich erwartete in diesem Augenblicke die Statuirung eines grässlichen Exempels, die Compagnie wurde aber blos auf einem anderen Punkte aufgestellt.

Auch ist, vom 6. August angefangen, eine widrige Erscheinung bei jeder Gelegenheit zu Tage getreten; wo ich auch mit Soldaten Gespräche anknüpfte, überall musste ich den Ausdruck des Entschlusses hören, diesen oder jenen General zu hängen oder zu erschiessen. Es sind dies natürlich leere Worte gewesen, welche keinem Entschlusse entsprungen waren, aber von einem Sinn für Autorität zeugten sie nicht.

Die wohlthuendste Erscheinung in der französischen Armee bietet das Verhältniss des Subalternofficiers und Hauptmanns zu ihren Compagnien dar. Die Mannschaft liebt ihre Officiere und folgt ihren Befehlen. Man muss sich jedoch dieses Verhältniss bei Leibe nicht jenem in unserer Armee verwandt denken. Bei uns ist für den Soldaten der Be-

griff „Officier" noch ein heiliger und der gute persönliche Einfluss der Individualität des Officiers ist eben eine erwünschte und heilsame Zugabe. In Frankreich jedoch ist der Truppenofficier lediglich der Vorgesetzte des Sergeant; die vortheilhafte Theilung zwischen den Füssen und Köpfen der Armee, zwischen der rohen Kraft und der höheren Intelligenz ist verwischt. Leider hat man einmal aus dem Beispiele der Franzosen, deren Eigenschaften nach dem Jahre 1859 vielfach überschätzt wurden, die Folgerung ziehen wollen, es sei gar nicht nothwendig für den Truppendienst „gelehrte" Officiere zu besitzen; ziehe man sich Leute heran, die mit den Vorschriften und dem Wesen und den Bedürfnissen des Mannes vertraut seien, so sei dies ein ganz genügendes Resultat.

Ich habe die Unrichtigkeit dieser Folgerung nirgends deutlicher gesehen, als im Verlaufe dieses Feldzuges. Gerade eine Armee von spitzfindigen, raisonnirenden und geistig lebendigen Leuten wie die Franzosen, bedarf des geistigen Uebergewichtes ihrer Officiere; geistiges Uebergewicht aber entspringt vielleicht Einmal aus angeborner, souverainer Natur, dafür tausendmal aus tüchtiger geistiger Bildung.

Der Strich, der bei uns den Officier von der Mannschaft trennt, besteht bei den Franzosen zwischen dem Capitaine und dem Commandant. [1])

Diese Theilung ist schlecht. Die Stabsofficiere und Obersten sind meist militärisch sehr gebildete Individuen, und es fehlt somit nicht an guter Disposition, wohl aber an guter Ausführung; es fehlt nicht im Frieden an erspriesslicher Anregung, wohl aber an geistigem Rapport mit den Abtheilungscommandanten; eine grosse Trägheit tritt der Einwirkung von Oben entgegen, und es ist der glatzköpfige, blasirte, das Absynthglas anstarrende Officier ein volksthümlicher Typus geworden.

Was das äusserliche Wesen der französischen Infanterie betrifft, so ist es jenem der ehemals österreichisch-italienischen Regimenter zu vergleichen; nur sind die Leute meist grundhässlich; sie haben aber dafür, wie jene Italiener, den überaus freien, harmonischen Gebrauch ihrer Gliedmassen, der die Bewegungen des Franzosen so graciös macht.

Die Artillerieofficiere sind von kameradschaftlicher Weise weit entfernt. Meist sind sie grosse, überelegante Gestalten, die mit souverainer Verachtung auf die Linie herabblicken, welche die Aristokratie der Armee zu bilden glauben und im Frieden, im Vereine mit dem

[1]) Man nennt „Commandant" den Bataillonscommandanten, während der Titel des „Majors" lediglich einem Administrationsbeamten zukömmt.

Generalstabe, die Salons möbliren. Die Mannschaft der Artillerie, grösstentheils Elsässer und Normannen, habe ich so häufig mit zerschnittenen Zug-Strängen anreiten sehen, dass ich an ihre Tüchtigkeit nicht glauben würde, wenn nicht die Verhältnisse dieses Feldzuges jeden vernünftigen Maassstab verrückt hätten.

Was endlich die Cavalerie betrifft, so hat der ungeordnete Rückzug derselben nach der Schlacht von Wörth und der geringe Effect, den sie in allen Schlachten, nach preussischen Berichten, erzielt haben soll, zur falschen Ansicht geführt, sie sei untauglich.

Die französische Cavalerie ist zum Theile trefflich beritten, reitet schlecht, hat aber Muth und versuchte mit vollster Selbstaufopferung mehrere widersinnige Angriffe. Eine ganz unfähige Hand hat sie vom Anfang bis zu Ende fehlerhaft verwendet, ihren Werth für den Sicherungsdienst und das Nachrichtenwesen ungenützt gelassen, so dass schliesslich ihr bester Nutzen der war, die arabischen Hengste der Armee Bazaine's in Metz auf die Schlachtbank zu liefern, nebenbei gesagt, bei deren Magerkeit und stahlharten Muskeln eine traurige Ressource.

Allen diesen Nachtheilen und Uebelständen gegenüber ist nun eine Tugend anzuführen, welche ein Heer von Fehlern aufwiegt und allein schwer anzuerziehen ist: diese Tugend ist die Todesverachtung des Individuums. Nicht, als ob der Soldat, in allen Zeitpunkten und unter allen Umständen zum Tode in gleicher Weise bereit wäre, aber wenn es eben trifft, dass das physische und moralische Element sich gleichmässig in Ordnung befinden, dann ist der französische Soldat, ja der Franzose überhaupt, im Kampfe unvergleichbar.

Bei der französischen Armee ist das Gefühl persönlicher Ehre nicht an den Officiersgrad gekettet, auch der gewöhnliche Soldat kämpft nur aus Antrieben der Ehre; wenn aber eine moralische Niederlage ihre Forderungen verstummen macht, dann kämpft er auch nicht unter Zwang, dann flieht er.

Bei den Preussen ist das Gefühl persönlicher Ehre zum Besten des nationalen Bewusstseins gezügelt worden. Darin liegt die so schwer zu besiegende Kraft dieses Volkes, dadurch unter vielen anderen Dingen ist es den Franzosen überlegen worden.

Die persönliche Ehre leitet zu glänzenden momentanen Erfolgen, aber auch zu selbstsüchtigem Verhalten; sie bildet ehrsüchtige Generale, welche den Staatszweck gerne bei Seite setzen, sei es zu Gunsten einer grossartigen theatralischen, sei es einer zwecklosen kleinlichen That; sie wirkt lediglich in Momenten der Aufregung und hat im Kampfgewühl selbst ihr einziges Wirkungsfeld.

Das Gefühl für staatliche Ehre jedoch — enge verwandt mit Vaterlandsliebe — leitet in allen Verhältnissen zur Pflichterfüllung; der Kampf ist ihm eine Obliegenheit, wie alle anderen und die unscheinbarste Verrichtung wird in ihrer Ausführung nicht weniger durch dasselbe beeinflusst, als die glänzendste Unternehmung. Dieses Gefühl allein erhält thatkräftig, und der Staat gedeiht, auf dessen Boden diese Pflanze mit Sorgfalt gepflegt wird.

In diesem Vergleiche glaube ich nun den Faden gefunden zu haben, der uns in dem Irrwege der widersprechenden Erscheinungen dieses Feldzuges zurechtweisen kann.

Bald sehen wir eine Besatzung, die im Augenblicke der Uebergabe die anvertraute Festung in die Luft sprengt, sodann eine andere, welche, ohne den äussersten Widerstand geleistet zu haben, die Waffen streckt; ein General — Abel Douay — schiesst sich eine Kugel auf dem Schlachtfelde von Weissenburg durch den Kopf, weil er ungeheurer Uebermacht erlag, und gleichwohl, die Schande des Rückzuges zu tragen, sich nicht entschliessen kann, während der Kaiser ohne den äussersten Widerstand zu versuchen, mit einer ganzen Armee sich gefangen gibt.

Erst als von der alten Armee fast Nichts mehr vorhanden war, begann das consequente, wenn auch nicht zweckmässige und übereinstimmende Verfechten der staatlichen Idee; erst dann kam Methode in die Vorbereitung der Vertheidigung von Paris; dann galt der bis dahin bei Seite gelassene Trochu seinen Mann; erst der Katastrophe von Sedan und der Vernichtung der Armee war es vorbehalten, das Volk zu den Waffen zu rufen, um das Vaterland zu vertheidigen und in Theorie und Praxis die allgemeine Wehrpflicht durchzuführen.

Wem fällt nun hier die Schuld anheim? Können wir deswegen die Individuen der Armee anklagen? — jener Armee, welche pflichtgemäss ohne zu wissen wohin, ohne zu wissen, weswegen, Befehlen folgte und dadurch ihren Untergang fand? Konnte die wirre Masse der Armee sich umorganisiren, nachdem sie aus sträflichen Gründen schlecht organisirt war; — sie, die ohnehin einer tüchtigen Einwirkung bedurft hätte, um den aus dem Volkscharakter entspringenden Fehlern, die ich früher skizzenhaft angedeutet habe, zu entgehen!

„Es ist Nichts interessant, als das Individuele.“ Ich ändere diesen Satz und behaupte: es sind blos Individuen strafbar: — jene Individuen, welche die Staatsidee nicht fort und fort als Licht aufsteckten, als sie im Halbdunkel ihrer Berathungszimmer commissionirten, um ein neues Heer zu bilden, — welche sich durch kleinliche Beweggründe

abhalten liessen, das System der allgemeinen Wehrpflicht im Geiste und in der Wahrheit anzubahnen und durchzuführen.

Sowie Scharnhorst und Friedrich dem Zweiten der Ruhm der heutigen preussischen Kraftentwicklung angehört, so wird die Geschichte anderseits den Beherrscher Frankreichs, seinen allzunachgiebigen Rathgeber Niel und den Marschall Leboeuf für all' das ungeheure Unglück verantwortlich machen, welches über die französische Armee, über das französische Volk und Land hereingebrochen ist; sie wird dem Letzteren noch den Vorwurf nachsenden, sich zum Verderben seines Vaterlandes in seinen eigenen Fähigkeiten geirrt zu haben.

III.

Ich bekam die französische Armee im Felde zwischen dem 3. und 9. August zum ersten Male zu Gesicht. Zufällig war die erste Truppe, die ich in feldmässiger Ausrüstung und in Kriegsthätigkeit beobachtete, Artillerie, und zwar jenes Regiment des I. Corps (Mac Mahon), welches unbegreiflicher Weise bis zum 6. unthätig im Lager zu Nancy gelassen wurde, so dass es den Anschein gewinnt, als habe man auf dasselbe vergessen.

Die acht Batterien des Regiments standen auf der ausgedehnten Wiese östlich von Nancy, auf dem rechten Ufer der Meurthe, und zwar in zwei Treffen zu je vier Batterien.

Die Geschütze der einzelnen Batterien standen mit Abständen von je zwei Schritten in den beiden Formirungslinien, und zwischen den Lagern je zweier Batterien war ein 12 Schritte breiter Raum gelassen; senkrecht auf den linken Flügel der Geschütz- und Wagenlinie stand die Pferdelinie, und zwar fand ich daselbst die gesammten Bespannungspferde der Batterien an einem langen Seile, theilweise mit Leinen befestigt. Viele, besonders aber die unruhigen Pferde, wurden, wie es die Franzosen nennen, auf kabylische Art an dem Seile befestigt, welches um das Fesselgelenk des linken Vorderfusses einmal umgeschlungen, nahezu jede Bewegung verwehrt.

Was das Pferdematerial betrifft, so habe ich es sowohl in diesem. als auch in den meisten anderen Fällen sehr gut gefunden. Es steht der französischen Armee ein Bespannungsmaterial zu Gebote, wie es der österreichischen leider fehlt: nemlich die Race des normännischen Gebrauchspferdes, die eine vorzügliche Entwickelung der Knochen und Muskeln mit hinreichender Gelenkigkeit und Schnelligkeit verbindet.

Was die Schutzzelte (Tentes d'abri) betrifft, so ist deren Einrichtung bekannt; es ist jedoch vielleicht interessant zu erfahren, dass die

ganze Armee mit wahrer Zärtlichkeit an ihnen hängt, und dass zu Anfang des Feldzuges sogar die Hoffnungen der Armee grossentheils an dieses jedenfalls sehr nützliche Feldmaterial geknüpft waren. Man sprach nemlich unverholen die Ansicht aus, dass bei dem Klima und der Bodenbeschaffenheit Frankreichs, welche zu häufigen Dissenterien führen, die preussische Armee durch das Lagern auf freiem Felde grossen Schaden leiden würde. Ich fand auch während der letzten Kriegsvorbereitungen in Paris in der ersten Hälfte des September sämmtliche neu formirten Truppen (Franc-tireurs und die bald wieder aufgelöste Truppe der Pompiers), bevor sie noch ihre Gewehre empfangen hatten, mit den Zeltbestandtheilen ausgerüstet.

Als ich nach Strassburg kam, schienen mir daselbst die Anstalten zur Armirung und Anbahnung der Vertheidigung mit grosser Lauheit vorgenommen zu werden. Schon waren im Laufe des 4. dunkle Gerüchte und sodann deren Bestätigung zur Kenntniss des Volkes und der Militärbehörden gelangt, und dennoch stellte man noch im Laufe des 5. auf dem Canale des Ill eines jener Kanonenboote zusammen, die ursprünglich zur Mitwirkung bei dem Rheinübergange bestimmt waren. Eben begann man einige Kanonen auf die Wälle zu führen; mit der Reinigung der Schleussen, zur Bewässerung der Gräben, wurde erst im Laufe des 5. begonnen.

Sehr zahlreiche Traineurs durchzogen die Stadt, welche, wie ich sagte, dem I. Corps angehörten und bei dem Abmarsche der letzten Truppen es vorgezogen hatten, zurückzubleiben. Ich erinnere hier an jenen Festungscommandobefehl, welcher um jene Zeit in Strassburg gegen das Betteln der Soldaten erlassen werden musste.

Das Treffen von Wörth, dem ich am 6. Nachmittags von 2—4 Uhr in den letzten Phasen mehr nach Vermuthungen als durch Beobachtungen folgte, weil mich fortwährende Störungen durch Feldhüter und Gendarmen nicht in die Nähe des Schlachtfeldes gelangen liessen, vermag ich daher nicht zu beschreiben. Jedoch ist gegen Abend von 4 — 9 Uhr eine Menge von etwa 12.000 Mann, grösstentheils der Division Douay angehörend, von allen Waffengattungen bei Hagenau in wilder Flucht vorbeigezogen, und so brachte es das Schicksal mit sich, dass ich die erste grössere Menge französischen Militärs in einem Augenblicke zu Gesicht bekam, da keine Truppe der Welt liebenswürdig oder hochachtbar erscheint: im Zustande vollständigster Auflösung. Ich hatte den Eindruck, als könnte ich diesen ganzen Menschentross kälteren Blutes zu einem gigantischen Leichenhaufen vor mir aufgethürmt sehen, als in diesem Zustande militä-

rischer Herabwürdigung. — Bei solchen Eindrücken vergisst man leicht der tapferen Gegenwehr, die einer solchen Auflösung der taktischen Ordnung vorausgegangen sein mochte; man gedenkt nicht der feindlichen Ueberzahl, nicht des wandelbaren Kriegsglückes, und verachtet. anstatt zu bedauern.

Es mag seltsam scheinen, dass ich nach etwa einer Stunde, während die ersten Truppen bald dicht, bald zerstreut bei mir vorüberkamen, nachdem sich auch jener bittere Eindruck abgestumpft hatte, die sich darbietenden Typen in ihrem charakteristischen Eindrucke zu studiren begann. Fine bessere Gelegenheit hiezu, als da, wo Furcht, Unmuth und Lósung jedes militärischen Zwanges die Individualität frei hervortreten liessen, war nicht denkbar.

Die auffallendsten unter den vorüberziehenden Truppen waren die Turcos, jene afrikanischen Jäger, die von den Preussen vielleicht gerade aus Freude, sie besiegt zu wissen, mit unverdientem Hohne und allzugrosser Verachtung beurtheilt worden sind.

Wenn auch unter diesen Leuten einzelne Individuen, was Gesicht und Körperbildung betrifft, von vollendeter Schönheit sind, so ist doch ihr vorherrschender Typus der afrikanische. Mit den schmutzigbraunen Gesichtern, mit den Lippenwülsten, widrig vorspringenden Unterkiefern und Nasen, die auf breiter Basis sitzend zuweilen spitz, zuweilen aber auch kartoffelförmig auslaufen, je nachdem die Einzelnen der Negerrace oder einem unvermischten arabischen Stamme angehören — bieten diese kleinen, magern, aber sehnigen und geschmeidigen Gestalten im Ganzen einen sehr unschönen Anblick dar.

Im Gewühl des Rückzuges bemerkte ich einen grauhaarigen Unterofficier, den einige Turcos mit auffallender Hochachtung, ja fast Zärtlichkeit auf seinem Marsche unterstützten; ich erfuhr, dass ihre Chargen zum Theile Stammeshäuptlinge seien und von ihren Untergebenen dann, wie heilig, in Ehren gehalten werden.

Die Turcos tragen den Kopf, soweit ihn das Fez bloss lässt, geschoren; den Schopf aber haben die französischen Adjustirungsvorschriften kluger Weise ungeschoren lassen. Die Zwilichpumphose dieser Leute trug die Proben aller Erdarbeiten der Bivaks; sonst aber waren diese Araber reinlich, und, was nicht allgemein bekannt sein dürfte, die ruhigsten, bescheidensten und resignirtesten Soldaten der französischen Armee.

Als ich in später Nacht noch einmal auf dem Bahnhofe nachsah, ob nicht ein letzter Zug zur Rückkehr nach Strassburg vorbereitet werde, lagen sie zu Hunderten auf dem Perron, während die

übrigen Flüchtlinge in den Häusern Hagenau's sich gütlich thaten; die Turco's warteten hier ruhig schlafend, bis sie von ihren Officieren geweckt würden, um ihren Marsch fortzusetzen.

Nach den Turcos waren es die Zouaven, die den Blick am meisten fesselten. Während jene dem Beobachter ein gewisses Mitleid, eine gewisse sympathische Theilnahme abzwangen, während ihre Kleidung, als mit ihren Gesichtern im Einklang, national und natürlich schien, hatten diese sammt und sonders etwas Komödiantenhaftes und Abstossendes.

Die französische Armee ist von jeher den Romanschriftstellern und Malern wegen der charakteristischen Gesichter, die sich, sowie überhaupt unter allen romanischen Völkern, besonders in ihr vorfinden, lieb und werth geworden. Ich habe im Laufe des Feldzuges, besonders bei jenem fluchtähnlichen Rückzuge, eine reiche Lese sogenannter militärischer Gesichter gehalten, wie sie der Franzose mit dem Ausdrucke: „figures martiales“ bezeichnet. Freilich haben sich in neuerer Zeit durch das Hineinziehen des geistigen Momentes in die Kriegsführung die Ansichten über diese militärischen Gesichter verrückt. Als noch das tapfere Dreinschlagen fast die ausschliessliche Tugend des Soldaten war, hiess blos ein Gesicht aus Schnurbart, Narben und Pulverschmutz zusammengesetzt, militärisch, und eine gewisse brutale Stupidität, sowie eine blos zum Runzeln taugliche Stirne waren ein unumgängliches Erforderniss derselbèn.

Die preussische Armee beherbergt eine grosse Anzahl Gesichter des anderen Extremes, sogenannte „vergeistigte Brillengesichter“; in der französischen jedoch kann man noch, und besonders in der alten Mannschaft, die altartigen Militärphysionomien in grosser Menge entdecken; Gesichter aber, auf denen hohe Energie mit dem Ausdrucke durchdringenden Scharfsinnes vereiniget wären, wie z. B. jenes des Generals Steinmetz, waren selbst im französischen Hauptquartier nicht so häufig, als es dem, der auf die Lehren der Physionomik hört, wünschenswerth erschiene. Ich glaube auf den Gesichtern der in den Stäben dienenden Officiere und der höheren Beamten überhaupt vielfach eine grosse Blasirtheit bemerkt zu haben, wobei selbst ausdrucksvolle und geistreiche Physionomien durch einen Zug weichlicher Schwäche beeinträchtigt worden sind. Die französischen Truppen jedoch, die lange oder gewöhnlich in Afrika garnisoniren, tragen oft das abenteuerlichste, an Don Quixote erinnernde Gepräge.

Noch will ich aus meinen Beobachtungen anführen, dass ich zu meinem Erstaunen die Cürassiere noch so geharnischt fand, wie sie es

bei Aspern gewesen waren, da man in Frankreich noch heute die stricte Unterscheidung der Cavalerie in leichte-, Linien- und Reservecavalerie festhält; dass sich das französische Schuhsystem (niedere Schuhe mit eingeknöpften Kamaschen) nach längerem Marsche auf kothiger Strasse schlecht verhält, dass die Schuhe ihre Form verlieren, und, wie ich von Soldaten erfuhr, zwar den Fuss gegen Feuchtigkeit nicht schützen, dafür aber, selbst feucht geworden, erbärmlich drücken. Ferners bemerkte ich, dass der französische Hufbeschlag mit glatten Eisen ohne Stollen Ross und Reiter, wenn gepflasterte Strassen passirt werden, gefährdet, und dass besonders die Zugpferde im schweren Zuge fortwährend rutschen.

Da die meisten Flüchtlinge ihre Tornister weggeworfen hatten, so fiel meine Aufmerksamkeit auf die wenigen vorhandenen und ich entnahm, dass der französische Tornister wenigstens um ein Drittheil grösser und schwerer ist, als der unsere. Ferners erfuhr ich noch am Abende nach der Schlacht, dass die Chassepotgewehre im ernsten Gebrauche sich vortrefflich bewährt und bezüglich der Ladefähigkeit und des Fungirens des Mechanismus keinerlei Anstände ergeben haben. Wohl hat mir aber in der Folge ein verwundeter französischer Officier in Metz, nach dem Gefechte des 14. August, erzählt, dass der französische Infanterist, wenn man ihn schon zum Schusse bringen, d. h. vom Drauflosgehen abhalten könne, meist schlecht und verschwenderisch schiesse und nur bei den Jägerbataillons ein gewisser Schützengeist zu bemerken sei. Ueber die Mitrailleusen habe ich überall das überschwenglichste Lob, sowohl von Officieren, als auch von der Mannschaft vernommen. Das Vertrauen in dieselben ist unerschütterlich geblieben, selbst nach den späteren Unglücksfällen; — ein Umstand, welcher zum Nachdenken anregt, und wenigstens vor übereiltem Urtheile über sie abhalten sollte.

Ich begab mich von Strassburg nach Paris und von dort nach Metz.

Was nun den äusseren Eindruck von Metz betrifft, so muss ich vor Allem hervorheben, dass dort das militärisch blickende Auge einige Zeit ganz und gar von jener trockenen Anschauungsweise abgezogen wurde, womit wir gewöhnlich den Terrain in Bezug auf den Kampf zu betrachten streben. Dies liegt wohl in dem hohen landschaftlichen Reize der Umgegend und der Festung selbst. Man denke sich eine alterthümliche Stadt mit grösstentheils winkeligen und unregelmässigen Gassen, mit einem nicht allzugeräumigen Marktplatze,

dessen Kaufbuden in Laubengängen untergebracht sind; einen Ort, ganz im Charakter einer alten deutschen Stadt, ganz abgesehen von dem ausserordentlich wohlthuenden Anblicke des Domes, eines der schönsten Bauwerke französischer Gothik, und meinem Gefühle weit näher stehend, als der Strassburger Münster, das den Beschauer auf allen Wegen, sowohl in der Stadt, als auch in ihrer Umgegend, als ein schnell liebgewordenes Wahrzeichen begleitet.

Der Platz, welcher sich auf der Ostseite des Domes ausbreitet, war gleichsam der Mittelpunkt des ganzen militärischen Verkehrs und bot in ununterbrochener Reihe die fesselndsten und interessantesten Bilder. Wir haben gelesen, dass jene Statue des Generals Favard, der die Festung einst, zur Zeit Ludwigs XIV., im Jahre 1714 tapfer vertheidigte, eine Statue, welche diesen erwähnten Platz ziert, an dem Tage der Uebergabe von Metz mit schwarzem Flortuche umhüllt war. Wir würden den Umstand nicht begreifen, wenn wir die Inschrift nicht kennten, die am Fussgestelle derselben angebracht ist. Sie enthält die Worte, welche einst Favard dem Parlamentär entgegnet hat, der vor der Belagerung der Festung zur Uebergabe derselben aufforderte. Diese Inschrift lautet: „Wenn mein König und Herr mir aufgetragen hat, seine Festung bis zum Aeussersten zu vertheidigen und ich könnte eine etwa entstehende Bresche dadurch verschliessen, dass ich mein Weib, meine Kinder und meine ganze Habe hineinlegte, so würde ich keinen Augenblick zaudern.“ Ein edles und wirkungsvolles Wort, welches durch das darauffolgende Benehmen dieses Generals wahr gemacht worden ist, wenigstens, was die tapfere Vertheidigung der Festung betrifft.

Das Moselthal, aufwärts und abwärts der Stadt, gleicht einem wundervollen Garten, mit dessen herrlichen Anlagen auf's Traurigste die rasirte militärische Zone der Forts im Gegensatze stand. Die linke Thalbegleitung hat sehr schön geformte, unten ziemlich sanfte, oben jedoch steilere Abhänge. Der Ausblick von Fort St. Julien einerseits über die flache, aber dicht cultivirte Ebene zwischen St. Eloy und Thury, im Norden über die benachbarten Höhen, auf die silberweisse Mosel im Thalgrunde, wo sich die Stadt, scheinbar in einem Kessel gelegen, höchst malerisch ausnimmt, gibt ein unvergessliches Bild. Wenn ich die Gegend von Metz durch einen Vergleich charakterisiren möchte, so ist es jener mit der Lage von Prag.

Was den Charakter der Bevölkerung betrifft, so ist derselbe vorherrschend deutsch. Der Umstand, dass die besseren Classen, besonders aber jene der Gewerbetreibenden, im Verkehre sich der französi-

schen Sprache bedienen, vermag aus diesem Grunde noch nicht den Charakter der Stadt zu einer französischen zu gestalten. Im Gegentheile ist die breite Mundart des elsässischen Bauers in der Masse des Volkes allgemein und selbst die heranwachsende Jugend spricht nicht weniger deutsch als in den Zeiten der Herzoge von Lothringen. Beiläufig will ich hier einfügen, dass in den beiden Provinzen Elsass und Lothringen die ehemalige Hauptstadt von Lothringen — Nancy — am meisten französischen Charakter angenommen hat.

Nun sind aber die Bewohner von Metz glühende französische Patrioten, nicht weniger als jene von Strassburg. Vielleicht ist die Folgerung erlaubt, dass denn doch politisch-staatliche Bande den lediglich nationalen Beziehungen nicht überall und immer so sehr untergeordnet zu werden brauchen, wie die stricten Anhänger des Nationalitätenprincips gerne glauben machten. Soviel über den äussern Eindruck dieser Stadt und ihrer Umgegend.

Der Erfolg des Feldzuges hat auch die hohe militärische Bedeutung von Metz in das rechte Licht gesetzt. Schon der Umstand, dass die einzigen ehrenvollen Gefechte desselben nur durch jene Stütze ermöglicht worden sind, welche die Befestigungen von Metz den Operationstruppen gewährt haben, weist deutlich darauf hin. [1])

Der Festung Metz war es zu danken, dass ein bedeutender Theil der deutschen Streitkräfte daselbst lange Zeit festgehalten und, mehr als zwei Monate später, erst zur Belagerungsarmee von Paris gezogen wurde; ja wir finden besonders in Folge des Einflusses dieses Manövrirplatzes, obwohl der Commandant desselben es aus unbekannten Ursachen unterlassen hat, die Offensivwirkung desselben auszunützen und die Kräfte des Belagerers abzuschwächen, die seltene Erscheinung, dass eine siegreiche Armee, welche, selbst nach Vernichtung der feindlichen Armee im Felde, nachdem ihre Tête vor Paris längst Halt gemacht und ihre Seitencolonnen die kleineren Entsatz-Detachements geschlagen hatten, gleichwohl auf ihrer ganzen Operationslinie noch mit sehr grossen und unbeseitigten Hindernissen kämpfen musste.

---

[1]) Eine sehr eingehende Darstellung der militärischen Verhältnisse von Metz müssen wir übergehen, gleichwie wir überhaupt genöthigt sind, von diesem drei Abende währenden hochinteressanten Vortrage, der auch die Operationen und ihre Beurtheilung in seinen Kreis zog, nur das zu geben, was sozusagen von psychologischer Seite die ernsten Vorgänge in Frankreich beleuchtet. Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit unseren Lesern das eben im Buchhandel erscheinende Werk desselben Verfassers: Im Lager der Franzosen, 1870, Leipzig, Wien und Teschen, bei C. Prochazka.
D. R.

Der Anspruch ist gerechtfertigt, dass Metz allein eine ganze Armee gebunden; ohne sie hätten schon in dem Augenblicke, als der Kronprinz, seinen Vormarsch gegen Paris aufgebend, sich zur Verfolgung der Armee Mac Mahon's nach Norden wandte, 140.000 Deutsche gegen die Hauptstadt in Bewegung gesetzt werden können, zu einer Zeit, als die Befestigungsarbeiten von Paris noch nicht vollendet, der Widerstand noch nicht genügend organisirt und der Muth der Bevölkerung durch die hereinstürzenden Katastrophen nahezu gebrochen war. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre, ohne die selbst passive Einwirkung von Metz, Paris schon am 10. September gefallen, ja es wäre selbst die Organisation der Streitkräfte in Chalons und der verunglückte Versuch, dem Angreifer eine Armee entgegenzuwerfen, nicht durchgeführt worden. Wir wollen auch nicht den hohen moralischen Vortheil ausser Acht lassen, den die sichernden Festungswerke von Metz dem Hauptquartier in der drangvollen Zeit vom 6. bis 10. Aug. gewährt hat. Nur durch die Ansammlung von vier Armeecorps auf dem gesicherten Lagerplatze war es möglich, einerseits Ordnung in die Operationen, anderseits aber auch Zusammenhang in die Befehle, Besinnung in die Befehlenden und Zuversicht in die Truppen zu bringen.

Die Einnahme von Metz hat, wir wiederholen es, trotz der unbegreiflichen Unthätigkeit Bazaine's der deutschen Heeresleitung grosse Opfer gekostet. Das eine Gefecht und die beiden Schlachten, die unter ihren Mauern geschlagen wurden, sind die blutigsten des ganzen Feldzuges gewesen. Schon im Monate September hatte das Cernirungscorps durch Epidemien namenlos zu leiden, und es sind vom 10. bis zum 25. August täglich durchschnittlich 1000 Mann, vom 26. September bis Ende October aber 1500, ja selbst 2000 Mann krank von dort abgeschoben und allmälig der grösste Theil der Reservearmee von Cöln und Mainz, in der Gesammtstärke von 35.000 Mann, dahin abgesandt worden.

Wir sehen somit, welchen ungeheueren Einfluss diese Armeefestung selbst bei mangelhaften Vorkehrungen, auf den Gang des ganzen Krieges geübt hat, und es dürften vielleicht durch die Ergebnisse und den ganzen Verlauf dieses Krieges allerlei moderne Ansichten über den Werth und Unwerth von Festungen einer scharfen und berechtigten Kritik unterzogen worden sein.

Die Nachrichten von Wörth und Saarbrücken gelangten im Laufe des 6., 7. und theilweise erst am 8. August durch Telegramme, Boten, oft aber auch in Form unverbürgter Gerüchte zum Hauptquartier. Die Verbindung mit dem I. und V. Corps war unterbrochen, das

Gerücht liess selbst schon die Verbindung mit Paris abgeschnitten sein, und so finden wir in diesen Tagen eine Verwirrung im Hauptquartier, bei der Besatzung und Einwohnerschaft von Metz, besonders aber in den Gemüthern der massgebenden Persönlichkeiten, wie sie durch die wirre Aufeinanderfolge der Depeschen, die in Paris am 8. und 9. veröffentlicht wurden, auf das Deutlichste hervortreten.

Die Unentschiedenheit, welche den Kaiser Napoleon und seinen, der schweren Aufgabe nicht gewachsenen Generalstabschef ergriffen hatte, äusserte sich in wiederholt zusammenberufenen Kriegsräthen. Keinerlei Entschliessung wurde gefasst und die Eifersüchtelei zwischen Leboeuf und den meisten übrigen Commandanten machte ihren verderblichen Einfluss geltend; dem Kaiser aber wird nachgesagt, dass er in jenen Tagen die Kraft zu einer selbständigen Entschliessung völlig verloren hatte. Noch immer ängstigte Gerücht auf Gerücht die in fieberhafter Aufregung befindliche Stadt. Maueranschläge befahlen erst jetzt die Formation der Nationalgarden, welche, den fünf Bezirken derselben entsprechend, in fünf Bataillons getheilt werden sollte. Die Enthebung Leboeuf's wurde von sämmtlichen Generalen, besonders aber von Bazaine, dringend empfohlen. Eine neue Schwierigkeit ergab sich aus dem Umstande, dass unter den Bedingungen, welche Napoleon stellte, nämlich nominel das Obercommando zu behalten und seinen Einfluss auf die Armee zu bewahren, Niemand die Leitung der Operationen übernehmen wollte.

Am Morgen des 7. erhob sich plötzlich das Gerücht, der Feind sei im Anrücken, und zwar in unmittelbarer Nähe der Stadt. Wir lernen aus diesen Umständen, dass der moralische Eindruck der preussischen Vorrückung stets grösser war, als er es in Wirklichkeit verdiente und als es die Preussen selbst zu wissen schienen. Hätten sie diese Umstände gewusst, so wäre es schwer zu begreifen, warum sie beinahe jede Operation, wie es scheint, dem strategischen Bilde zu Liebe, durch Zaudern eingeleitet und beschlossen haben.

Diese Hiobspost kehrte in Metz Alles unter und über. Mit kopfloser Eile wurde im Hauptquartier gepackt; der Kaiser und sein Sohn entfernten sich mit geringem Geleite aus der Stadt. Auf dem Bahnhofe angelangt, erwies es sich aber als unmöglich, bei der Verwirrung, die den ganzen Verkehr ergriffen hatte, die beabsichtigte Reise nach Chalons auszuführen. Der Hof war genöthigt, durch eine dumpf murrende Bevölkerung hindurch, wieder in das Gebäude der Präfectur zurückzukehren.

Noch ein zweites Mal erhob sich die Panik an jenem Tage; zum zweiten Male wurde die Flucht versucht, aber, nachdem schon der Hofzug zusammengestellt war, durch beruhigende Nachrichten überflüssig gemacht und widerrufen.

Bei dieser zweiten Abreise geschah es, dass, als eben der Kaiser mit seinem Sohne den „Pont des morts" — die Todtenbrücke — passirte, ein kleiner Junge aus der schweigenden Menge heraussprang und dem blass und verstört aussehenden Prinzen einen Blumenstrauss überreichte. Man konnte sich in diesem Momente des Gefühls regen Mitleids nicht erwehren.

Endlich, noch am Abende des 7., wurde der Kaiser mit Bazaine in den Hauptsachen einig. Die Entfernung Leboeuf's wurde ausgesprochen; General Lebrun mit der Führung seiner Stelle ad interim betraut und endlich legte im Laufe des nächsten Tages der Kaiser, besonders durch die Berichte aus Paris veranlasst, den Befehl über das II., III., IV., VII. und Garde-Corps in die Hand Bazaine's. Das Personale des Hauptquartiers blieb im Uebrigen unverändert. Auch die Commandanten der Corps wurden an ihren Stellen belassen, mit Ausnahme von Frossard, welcher, mittelst eines Befehles vom 8., seines Commando's enthoben und durch Douay ersetzt wurde.

Mit dem 9., unmittelbar nach der Uebernahme des Commando's durch Bazaine, änderte sich der ganze Charakter des französischen Hauptquartiers und seiner Umgebung. Die leichtfertige Art und Weise der Franzosen hatte es mit sich gebracht, dass der Feldzug bisher wie eine Vergnügungsreise betrachtet worden war; so hatten sich z.B. zahlreiche Zuschauer von Paris und den anderen Theilen des Landes bei dem Hauptquartier eingefunden, welche, wie sie sich ausdrückten, den militärischen Spaziergang nach Deutschland mitzumachen entschlossen waren. Eine grosse Anzahl zweideutiger Weiber hatte sich in Metz herumgetrieben und Vieles dazu beigetragen, den Ernst der Kriegsführung nicht aufkommen zu lassen. Alles war eitel Vergnügen und Zerstreuung gewesen, und jene grosse Schwäche der Franzosen: bei Unternehmungen aller Art den Erfolg, nicht aber auch die Mittel in's Auge zu fassen, die zum Ziele führen, war durch leichtfertigen Chauvinismus bei Generalen, Officieren und Soldaten, wie bei dem Bürger, zum Ausdruck gekommen. Das ward nun Alles anders. Im Laufe des 7. noch fuhren zwei Eisenbahnzüge, mit der Demimonde beladen, von Metz nach Paris zurück. Die Vergnügungstouristen des Krieges stoben wie Spreu auseinander; ausserdem säuberte Bazaine

auf das Energischeste die Stadt von allen unnützen Elementen, stellte binnen kürzester Zeit verhältnissmässige Ordnung wieder her und gab dadurch einen Begriff von seiner eisernen Entschlossenheit.

Des Kaisers späterer Sturz wurde in jenen Tagen begründet. Die Huldigung jenes Jungen war die letzte, die seinem Sohne und dadurch ihm selbst, am Ende seiner Laufbahn, zu Theil wurde. Durch das Zugeständniss, welches er Bazaine zu machen genöthigt war, sich in keinerlei Art in die Operationen zu mischen, keinerlei Einfluss auf die Entschliessungen des nunmehrigen Oberfeldherren zu nehmen, ja sogar der Armee selbst im Ganzen ferne zu bleiben, begab sich derselbe in eine Stellung, die ihn fernerhin für die Franzosen unmöglich machte: er wurde überflüssig. Zwischen die Armee und die aufgereizte Bevölkerung der Hauptstadt, wie König Lear zwischen die beiden feindlichen Töchter gestellt; nicht entschlossen genug, um einer solchen Lage durch seine Rückkehr nach Paris die Spitze abzubrechen, und sich zum Mittelpunkte einer rüstigen, nationalen Vertheidigung im Grossen zu machen; anderseits ausser Stande, dem brutalen Wesen Bazaine's gegenüber seine Würde zu bewahren, war der Beherrscher der Franzosen schon verloren, noch ehe die Revolution von Paris seine Entthronung aussprach.

Am 14., dem Tage der Abreise, war die Stimmung des Volkes bis zur Niedergeschlagenheit gedrückt, und was ich hörte, zeigte von grosser Missstimmung. Um 9 Uhr war der ganze Platz von Neugierigen erfüllt. Die Polizeileute hielten mit Mühe den Platz vor dem Hauptthore frei. Um 10 Uhr kam der Prinz Napoleon aus dem Palaste. Um halb 11 Uhr wurde der Hofwagen geladen, und es entwickelte sich im Palais ein sehr lebhaftes Gehen und Kommen. Um 11 Uhr, nach der Beendigung des Kriegsrathes, kam der Marschall Bazaine eiligst heraus und gab einigen Officieren Befehl. Unmittelbar nach ihm erschien Marschall Canrobert, der trotz seiner Wohlbeleibtheit noch eine gewisse Frische und Kraft des Geistes in seinen Gesichtszügen bewahrt hat. General Changarnier, der von den zahlreich versammelten Officiren und Generalen mit aller Ehrfurcht begrüsst wurde, trippelte geschäftig zwischen den einzelnen Gruppen hin und wieder. Er ist ein vollkommen kraftloser, zitternder Greis geworden. Schliesslich, etwa um Mittag, marschirten die Hundertgarden auf, beiläufig gesagt, eine Truppe, welche an Schönheit und Eleganz der Uniformen und ihrer Equipirung kaum ihres Gleichen hat. Die Volksmenge kam

in wogende Bewegung nnd endlich fuhr der Wagen des Kaisers aus dem Hofe.

Ich fand das Aussehen des Kaisers sehr gebeugt und sein Gesicht sehr sorgenvoll, seine Haare aber vollkommen gebleicht. Nichts destoweniger, glaubte ich noch jenen überlegenen Zug in seinem Gesichte zu bemerken, der einem Manne eigen ist, welcher auch im Unglücke noch mit seinen geistigen Hilfsquellen nicht zu Ende ist. Der kaiserliche Prinz zu seiner Linken ist ein höchst schmächtiger und schwächlicher Knabe. Als der Kaiser vor dem dichtesten Volkshaufen vorüber kam, ertönte ein einziger Ruf: „vive l'Empereur!" wie es schien, von einer Kinderstimme; die Menge blieb vollkommen lautlos.

Das Ziel der kaiserlichen Fahrt war am 14. in Metz nicht bekannt. Der Kaiser blieb den Abend über in Longueville auf dem linken Moselufer, beiläufig eine Stunde von Metz entfernt, unter dem Fort St. Quentin. Von dort erliess er jenes Telegramm über das Gefecht bei Metz am 14., dessen Datum den französischen Journalen die Veranlassung gegeben, das ganze Gefecht in die Nähe von Longueville zu verlegen.

Ich hatte mich am Morgen zu dem Ausfluge auf den Kampfplatz gerüstet, um eben jene Offensivschläge anzusehen, welche, dem allgemeinen Glauben nach, in Aussicht standen. Nun aber rüstete ich mich zur Abreise, denn ich wusste, dass die Armee ihren Rückzug nicht fortsetzen, aber auch nicht offensiv vorgehen werde, und hielt die Preussen für viel zu klug, die starke Position der östlichen Festungsfront anzugreifen. In Metz aber eingeschlossen zu bleiben, erschien mir als ein um jeden Preis zu vermeidendes Loos.

Um 3 Uhr erschollen die ersten Kanonenschüsse von Norden her. Sie wirkten in der Stadt wie Stockschläge auf einen Ameisenhaufen. Sogleich rannten Männer, mit der Genferbinde am Arme, zu ihren Wagentrains; Soldaten eilten aus der Stadt zu ihren Lagerplätzen; die Alarmtrommel rief die Mobilgarden in ihre Casernen; Nationalgarden bezogen die Wachen; überall rollten Wagen und Karren, und überall stockte, lärmte und schrie es in den Gassen. Ich strebte aus der Stadt zu kommen, um von irgend einem günstigen Aufstellungspunkte das Treffen zu verfolgen. Die Porte des Allemands fand ich versperrt; man hielt hier den Eingang für die Verwundeten frei, und für die Ambulancen, welche denselben entgegengeschickt werden sollten. Ohne Aufenthalt drängte ich mich von diesem Thore durch das Gewühl gegen die Porte Chambières, welche zum Schlachthause und von da, über die eiserne Brücke, gegen St. Julien

führt. Die Strasse war frei. Ich langte im Dorfe St. Julien an. Mittlerweile war es 5 Uhr geworden; vom Moselthale, nördlich von meinem Standpunkte hörte ich deutlich heftiges Kleingewehrfeuer; es war dies der Kampf mit der Umgehungscolonne der Armee Steinmetz, welche gegen die Kehle des Forts St. Julien vorzudringen versucht haben mochte. Bald ertönte ganz eigenthümliches Geknatter, gleichsam ein langer, ja unaufhörlicher Knalltriller; es waren dies die 12 Mitrailleusen Ladmirault's, welche dem Vordringen des Feindes hier auf dem linken Flügel Halt geboten. Mittlerweile entwickelte sich das Treffen längs der ganzen Linie; das Fort St. Julien schwieg aber. Vom Süden ertönte der tiefe Donner der schweren Geschütze des Forts St. Quentin; ich sah wiederholt die weissen Rauchballen über dem beherrschenden Fort schweben.

Etwa um 6 Uhr kamen die ersten Verwundeten aus der Feuerlinie und zwar mittelst Maulthier-Ambulancen transportirt. Diese Transportmittel für Verwundete scheinen nun besonders auf engen und schlechten Wegen, wie sie ja in Algerien nur zu Gebote stehen, vorzüglich und nahezu unersetzlich zu sein. Ihre Einrichtung ist einfach; ein Maulthier trägt einen Sattel mit zwei eisernen Armen, auf welchen beiderseits ein Lehnsessel angebracht ist; auf diesem werden die leichter Verwundeten festgebunden. Ist jedoch die Kraft dieser Verwundeten ungenügend, sich sitzend zu erhalten, so erlaubt es die Construction der Lehne, den Armsessel in ein Ruhbett zu verwandeln, und es liegt sodann der Eine der Verwundeten mit dem Kopfe nach vorne, der Andere mit dem Kopfe nach rückwärts, parallel mit der Länge des Thieres. Der gleichmässige, elastische Schritt der Maulthiere schien den Verwundeten die Schmerzen des Transportes bedeutend zu erleichtern; denn obwohl ich sehr grosse Verwundungen zu Gesicht bekommen, so sind doch die meisten Verunglückten, mit Ausnahme eines verstümmelten Officiers der Linie, lautlos und ruhig geblieben.

Um halb 7 Uhr entfernte sich das Feuer im Centrum und das Kleingewehrfeuer wurde fast unhörbar. Nachzügler habe ich während des ganzen Kampfes nicht gesehen, — ein Beweis, dass der Verlauf desselben für die Franzosen ein günstiger gewesen ist.

Ich fand im Tumulte den alten Maire des Dorfes St. Julien, den ich an einem früheren Tage kennen gelernt hatte und der mir freundlich rieth, zurückzukehren; das Volk sei auf's Aeusserste erregt und ich könne mich meines Lebens nicht versichert halten. — Es begann zu dunkeln. Vom rechten Flügel herüber tönte wieder Schuss auf Schuss und ich sah viele Projectile hoch in der Luft platzen. Nun

schloss ich mich an einen Wagen an, der mit Verwundeten angefüllt, der Porte des Allemands zurollte und kam so glücklich in die Stadt. Grosse Menschenmassen standen zu beiden Seiten des Thores; Nationalgarden hielten mit Mühe den Weg frei; Alles zitterte vor Begier, Neues zu hören; es schien den Leuten das Schicksal Frankreichs, der Armee, der Festung auf dem Spiele zu stehen; ja das Mitleid mit den Verwundeten stand in zweiter Linie.

Bei dieser Gelegenheit habe ich eine oft gemachte Bemerkung wieder bestätigt gefunden; auf Grund derselben kann ich die Versicherung geben, dass ich seit meiner Ankunft in Frankreich nirgends auch nur den Schein von Furcht oder egoistischem Interesse gefunden habe; — es war kein Mensch im Volke, der nicht in seinen Reden und Thaten das ideale Interesse der Nation und des Staates dem eigenen unbedenklich vorangestellt hätte. Ich mengte mich unter die Menschenmassen. Ein Gerücht jagte das andere. Bald hiess es, man habe die Preussen in der Mitte entzwei gesprengt, und werde sie des nächsten Morgens vernichten; an einer anderen Stelle erzählte ein Augenzeuge von den ungeheuren Verlusten der Preussen und behauptete, sie wären überall wenigstens zwei Mètres hoch gelegen. Etwa um halb 10 Uhr kam die grösste Menge von Verwundeten an; nun wurde das laute Stöhnen häufiger. Ich habe viele Verstümmelte gesehen. Es war ein sehr trüber Anblick: die von allen Regungen des Gemüthes erfüllte Menge, die langen Züge Verwundeter auf Wagen und Maulthieren, Alles von spärlichem Laternenlichte beleuchtet; von den Höhen drüben noch von Zeit zu Zeit das Aufflammen eines Schusses, und vom fernen Südosten das Rollen der letzten Kanonenschüsse, die den geordneten Rückzug des 2. Corps deckten.

Als ich vor einem der zahlreichen Nothspitäler vorbeikam und durch die halb verhüllten Fenster Blicke hineinwarf auf die in allen Verzerrungen des Schmerzes daliegenden Opfer des Kampfes: — die Einen eben amputirt, die Anderen unter dem Messer des Arztes; als ich die Frauen händeringend, die ganze Masse des Volkes in barbarischer Wuth gegen die Feinde erblickte: da erkannte ich, dass man nicht ohne schmerzliche Bewegung des Gemüthes sich zum Zuschauer eines Kampfes machen könne, dessen Zwecke dem eigenen Gefühle ferne stehen; es erregt tiefe Wehmuth, was aus den umgebenden Bildern in das Gemüth dringt, und man verwünscht, was in einem Kriege, der die eigenen nationalen und staatlichen Interessen berührt, den Betheiligten, den Mitkämpfer, erhoben und begeistert hätte. — —

IV.

Ich hatte in Paris keine Schritte gespart, um unter irgend einem Titel oder Vorwande von Seite des französischen Kriegsministeriums. die Vollmacht zu erlangen, einem oder dem anderen Heerestheile bei seinen Operationen zu folgen. Diese Schritte waren alle fruchtlos.

Ich habe bei Schilderung des französischen Nationalcharakters einen Zug zu erwähnen unterlassen, der für mich gleichwohl damals sehr unangenehm geworden ist. Dieser Charakterzug besteht nemlich darin, dass der gebildete Franzose nicht im Stande ist, irgend ein Gesuch offen und ehrlich abzuschlagen, wenn er sich auch vollkommen in die Unmöglichkeit versetzt sieht, dasselbe zu bewilligen. Mag man die Wurzel dieser Eigenschaft in grosser Höflichkeit oder in Mangel von Aufrichtigkeit suchen; der Erfolg war ein gleich widriger. Meist pflegte ein französischer Würdenträger nach geduldiger und liebenswürdiger Anhörung eines Anliegens mit den sanftesten Ausbeugungen und Einwendungen die Abweisung zu verhüllen. Erst nach einer etwa einstündigen Unterhaltung pflegte ein solcher auf eine spätere Stunde zu vertrösten, oder er ersuchte mit tadelloser Feinheit, Tags darauf den ohne Zweifel günstigen Bescheid abzuholen. Wenn ich mich dann in solchen Fällen zur festgesetzten Zeit in dem betreffenden Bureau einfand, so war in vielen Fällen der Machthaber bereits zur Armee abgegangen. So reiste ich denn endlich, um diese Erfahrung bereichert, ohne weitere Schritte zu versuchen, zur Armee und hatte die Genugthuung, bei meiner Ankunft in Metz die meisten jener Herren zu begrüssen, die mir in Paris offen gestanden hatten, es sei geradezu unmöglich, ohne eine officiele Ermächtigung, auch nur drei Stationen weit zu gelangen. Da aber ein fait accompli stets grossen Eindruck auf die Gemüther zu üben pflegt, so blieb ich denn eben in Folge meiner hartnäckigen Durchführung eines einmal gefassten Planes in Metz unbehelligt. — Was die Reisen in Frankreich in jener Zeit betrifft, so müssen sie Jedermann, der während des Feldzuges, sei es als Einheimischer oder Fremder, durch Frankreich zu reisen genöthigt war, höchst unangenehme Erinnerungen darbieten. In den ersten Wochen des Monats August waren es besonders betrunkene Gardes mobiles, welche alle Waggons anfüllten; die Pariser Taugenichtse aber störten durch ihr unaufhörliches Geschrei und ihren unerträglichen Gesang. Ganz abgesehen von diesen unangenehmen Reisegenossen, war das bei jeder Gelegenheit zu Tage tretende Misstrauen ermüdend und niederdrückend. Jede Reisegesellschaft wandte sich von dem Fremden ab und suchte durch forschende Blicke dessen Gefährlichkeit oder Un-

gefährlichkeit zu erkunden. Nicht selten stahl sich ein oder der andere übereifrige Bürger aus dem Waggon, um eiligst irgend einen Diener der öffentlichen Sicherheit von der Anwesenheit eines vermuthlichen Spions zu benachrichtigen. Der deutsche Accent war es besonders, der zu derlei Unannehmlichkeiten Veranlassung gab, und so wurde, wer unbehelligt zu reisen beabsichtigte, zu einem unaufhörlichen Schweigen verurtheilt. Noch schlimmer waren derlei Begegnisse in den Ortschaften seitwärts der Bahn. Der Gemeindevorsteher, Flurschütz, Forstaufseher u. s. w. wetteiferten in einer oft übel angebrachten Sorgfalt für die allgemeine Sicherheit; d. h. sie suchten jeden Fremden, den das Missgeschick innerhalb die Grenze ihres Bezirkes brachte, auf das Unerträglichste zu belästigen und in seiner Reise zu hindern.

Wenn in einem solchen Orte Gendarmen stationirt waren, so war dies ein glücklicher Umstand, weil diese Männer, bei voller Dienstkenntniss und grossem Eifer, gleichwohl im Stande waren, die Verlässlichkeit der vorgezeigten Papiere zu beurtheilen, weil sie ihre Auskünfte in feinster Weise zu fordern pflegten und endlich, der aufgeregten Bevölkerung gegenüber, ein verlässlicher und willkommener Schutz waren. Ich verdankte es z. B. auf meiner Reise nach Metz, als mich der Hunger nach 20stündiger Fahrt aus dem Eisenbahnzuge in das Dorf Frouard getrieben hatte, lediglich einem daselbst bediensteten Gendarm, dass mich die Bevölkerung, aufgereizt durch einige sehr unsanfte Weiber, nicht lynchte. Es war oft ergötzlich, eine solche Menge untersuchender Individuen um den begierig ergriffenen Pass versammelt zu sehen, den sie Alle mit der grössten Aufmerksamkeit betrachteten, obwohl in vielen Fällen Keines derselben lesen konnte. Das Ergebniss dieser Untersuchungen war fast immer dasselbe. Es hiess: Ist der Pass schlecht, so ist der Reisende verdächtig; ist er aber gut, dann ist er wahrscheinlich ein Spion, denn Niemand pflegt seine Papiere besser in Ordnung zu haben, als eben ein solcher. Fürwahr, kein beneidenswerther Zustand für einen Reisenden, dessen Leben hiedurch in vielen Fällen an die Tüchtigkeit seines Passes geknüpft ist, oder besser: von dem Grade der Vernunft abhängt, deren die anhaltenden Individuen sich eben erfreuen. Mir sind die Gendarmen immer als Rettungsengel erschienen und wenn ich auf meinen Fusswanderungen irgend einen Ort zu betreten im Begriffe war, so suchte ich jedesmal zu erforschen, ob Gendarmen in demselben sich befänden; — mangelten sie, so umging ich den Ort.

Bei aller Strenge in der Ueberwachung der Reisenden scheint es nun, dass hierbei dennoch nicht mit der rechten Umsicht vorgegangen

wurde. Erstlich fand ich gerade in den festen Plätzen, welche ich zu besuchen Gelegenheit hatte, — wie z. B. in Strassburg, Mezières, Sedan — ziemliche Sorglosigkeit in Bezug auf den Fremdenverkehr; ja es verkehrten die auf den Bahnhöfen absteigenden Reisenden, ohne auch nur im Geringsten controlirt oder beobachtet zu werden. Anderseits hatte ich einmal das Unglück, durch Zufall wirklich mit zwei unzweifelhaften Spionen zusammenzureisen. Dieser ihr zweideutiger Charakter ist mir leider zu spät klar worden, alle meine Bemühungen aber, aus ihrer Nähe zu kommen, wurden eben wieder durch unangenehme Zufälle vereitelt. Endlich in Mouzon, jenem Städtchen an der Maas, welches in der Schlacht vom 31. August in Flammen aufging und dessen energische Bewohner von den Preussen zum Theile niedergehauen worden sein sollen, wurde ich in Gesellschaft dieser beiden verdächtigen Individuen gefangen. Alles sprach für meine Unschädlichkeit, aber alle Umstände vereinigten sich, diese beiden Männer, wovon der Eine vorgab, ein Fabricant de sucre aus Valenciennes zu sein, während der Andere ein Schulgehilfe aus Lille war, verdächtig zu machen. Obwohl dieselben in ihren Angaben sich fortwährend widersprachen und verwirrten, wurden sie nur aus dem einfachen Grunde für unschuldig gehalten, weil sie ein reines Französisch sprachen. Mir aber wurde bedeutet, ich hätte „les meilleurs papiers du monde", sei aber sehr verdächtig; ja die beiden genannten Individuen müssten nur deswegen mitgefangen werden, weil sie in meiner Gesellschaft sich befunden hätten; ein gewiss seltener Fall, dass ein unschädliches Individuum zwei zweifellose Schurken verdächtigt. Die Gemeindevertretung von Mouzon folgte hierin dem Drängen der Bevölkerung, welche das Gasthaus, in dem wir uns wartend befanden, in dichten Haufen belagerte; sie lud uns auf die höflichste Weise ein, den herbeigeholten Omnibus zu besteigen, und so wurden wir von Mouzon nach Sedan in der Gesellschaft zweier Nationalgarden und eines Waldhüters transportirt. Im Bureau des Festungscommandanten — sein Name war Melcion d' Arc — änderten sich nun die Verhältnisse. Diesem feingebildeten Militair schien es ganz glaublich, dass ein Officier in der Nähe der Operationen zum Behufe seiner eigenen Instruction sich aufzuhalten suche. Sein richtiger Blick schien die beiden anderen Reisegefährten verdächtig zu finden, und so wurde ich dort wieder aus dem Grunde festgehalten, weil ich eben in Gesellschaft verdächtiger Individuen aufgegriffen worden sei. Eine längere Unterredung mit diesem hochbejahrten Officier mochte demselben endlich über mich beruhigendere Ansichten einflössen, und so wurde ich unter

höflichen Entschuldigungen entlassen, während die beiden Anderen sich noch einer weiteren Untersuchung unterziehen mussten. Ich habe in der Folge auch diese Beiden frei ausgehen sehen, und ich suchte nun, ihre gefährliche Nähe zu fliehen.

Aus diesem, in Kurzem mit Verschweigung aller kleineren Zwischenfälle angeführten Beispiele mag der Schluss gezogen werden, dass der Eisenbahnverkehr in jener Zeit ein sehr misslicher, der Verkehr auf dem flachen Lande jedoch ein beinahe unmöglicher gewesen sei.

V.

Ich schliesse nun meine Vorträge über die französische Armee und über die Eindrücke, welche ich im Feldzuge dieses Jahres zu sammeln die Gelegenheit hatte; ich berufe mich hierbei auf die im Anfange ausgesprochene Beschränkung. Was ich geboten habe, sollte nur eine skizzenhafte Wiedergabe des Beobachteten und eine leicht geschürzte Entwicklung der Folgerungen sein, die sich mir dargeboten haben. Es sollte nicht mehr und nicht weniger sein, als eine freundschaftlich gebotene und freundlich aufgenommene Erzählung eines von einer Reise zurückgekehrten Kameraden im Kreise nahestehender und daher wohlwollender Zuhörer.

In die liebe, theuere Heimat rückgekehrt, hat mich, ich kann es nicht verhehlen, eine Stimmung, die ich früher vielleicht selbst getheilt, befremdet: der noch immer nicht gehobene Pessimismus, die Unterschätzung der eigenen Kraft und Tüchtigkeit, welche hie und da den frohen Muth und jene zur Erreichung tüchtiger Resultate so unumgängliche Lust zum Schaffen und Streben vergällt.

Nun ist aber ein solcher Zustand ein trauriger und gefährlicher. Es deutet der fortgesetzte Zweifel an uns selbst, an die Uebereinstimmung sämmtlicher Theile der Armee, auf eine Untergrabung des allgemeinen Vertrauens, welchem mit allen Kräften entgegenzuarbeiten, unsere wichtigste Pflicht ist.

Ich erachte mein neuerwecktes Vertrauen in die Zukunft, in die Wirksamkeit unserer Armee und in das, was ein ernst wollendes Volk durchzusetzen im Stande ist, ein Vertrauen, womit mich die stets sanguinischen und nicht leicht verzweifelnden Franzosen beschenkt haben, als den grössten Vortheil, den ich aus meiner militärischen Reise gezogen habe. Nirgends und niemals, selbst nicht nach der Katastrophe von Sedan, habe ich Aeusserungen begegnet, etwa dass Alles schlecht sei, oder dass, wenn auch der Einzelne wolle, es an einer tüchtigen Oberleitung fehle.

Vielmehr fand ich sehr häufig mit mehr oder minderer Begeisterung den Satz ausgesprochen: „Es thue Jeder seine Pflicht und das französische Volk wird unbesieglich sein!“

Wir haben in der französischen Staats- und Heereseinrichtung wenig des Nachahmenswerthen gefunden; diese französische Zuversicht müssen wir ihnen aber um jeden Preis abzulernen versuchen und wir können es mit bestem Rechte und aus vernünftigen Gründen.

Der österreichische Pessimismus, der jetzt nur mehr Gewohnheit und Mode zu sein scheint, ist ein Kind der traurigen Zeit, welche auf den unglücklichen Feldzug des Jahres 1866 folgte. Die Armee war damals geraume Zeit hindurch in einer sehr schlechten Lage. Angefeindet von allen Seiten, halb entschuldigt und dafür, wenn auch nur indirect, geschmäht; das Spiel widersprechender Einflüsse, welche sich geltend machten, um, wie mit einem Leichname, heilkünstlerische Exercitien zu pflegen, drohte sie in Grund und Boden zu verderben. In ihren Reihen murrte und schalt der krittelnde Unverstand; Missvergnügen und Muthlosigkeit in allen Schichten, eine schwach aufdämmernde Erkenntniss der Mängel, aber begleitet durch die Unlust, die Reform bei dem Individuum anzufangen, ein gesunkenes Vertrauen in die eigene Tüchtigkeit, vernichteten fast jedes Autoritätsgefühl und tausend andere Erscheinungen wirkten zusammen, um den Bestand des Heeres in Frage zu stellen.

Wie verhielt sich nun aber die sogenannte öffentliche Meinung gegen diese in den Grundfesten erschütterte Armee?

Genau so, wie gegen den Staat. Grösstentheils negirend, zersetzend, satyrisch, stellte sie sich an, als gälte es, dem zerbröckelnden Institute den Zerfall recht leicht zu machen. Es lag dies in dem vielleicht beneidenswerthen Drange unseres Volkes, selbst aus dem bittersten Unglücke spasshaftes und pikantes Capital zu schlagen. Es jagten sich Bonmots und Carricaturen; ja es äusserte sich damals eine Erscheinung, welche vielleicht einzig in der Geschichte dasteht; einzelne Glieder der Armee nemlich gefielen sich darin, in Wort und Schrift sich selbst herabzusetzen und die vom Civil anerkannten Verdienste, ja selbst vom Feinde geachteten Tugenden zu läugnen und zu verkleinern. Eine Fluth von Libellen und Pamphleten ergoss sich, von welchen nur ein kleiner, fast verschwindender Theil Gesinnung und Charakter, die meisten aber blos das Bedürfniss zeigten, die Gedankenhefe, welche durch lange Stagnation erzeugt und nun heftig aufgerüttelt worden war, gewissenhaft, bis zum letzten Tro-

pfen, dem nach Scandal lechzenden Theile des Publicums über die Köpfe zu giessen.

Und heute? — Ich brauche des Vorgekehrten und Geschehenen nicht zu erwähnen; ich begnüge mich mit dem Ausspruche, dass fast Alles verändert und weitaus das Meiste verbessert worden ist.

Noch vor wenigen Jahren wäre meine Schilderung der französischen Armeezustände als Pamphlet, als Stichelei gegen österreichische Verhältnisse benützt worden. Heute wird Manches in derselben uns nur aufmerksam machen, wo wir weiter zu bauen haben, besonders aber dem Individuum Winke ertheilen, wo es sich selbst zu reformiren hat; denn die eingreifendste Reform ist jene, welche alle Individuen einer Armee an und für sich begründen und ehrlich durchführen.

Der Luftball und seine Anwendung im Kriege.

Von Generalmajor **Freiherr v. Ebner.** [1])

Ereignisse, deren nächste Wirkung auf den gesellschaftlichen Zustand Europa's noch nicht zu ermessen und deren weiter reichende Tragweite noch kaum zu übersehen ist, vollziehen sich vor unseren Augen im Westen dieses Welttheiles.

Indem wir auf wenige Monde zurückblicken, stellt sich uns eine Reihe erschütternder Begebenheiten dar, wie sie bisher die Weltgeschichte in solcher Fülle nur innerhalb langer Zeiträume verzeichnet hat. Die Muse der Geschichte wird in der Zukunft Stenographen in Sold nehmen müssen, um bei solchem Fluge der Begebenheiten nicht Wichtiges unverzeichnet zu lassen.

Es wäre in der Gegenwart müssig und vermessen, die Ursachen angeben zu wollen, welche den plötzlichen, obwohl nicht unerwarteten Ausbruch dieser Ereignisse hervorgerufen und einen alle Voraussicht täuschenden Verlauf derselben veranlasst haben, oder die Folgen vorhersagen zu wollen, welche aus ihnen mit Wahrscheinlichkeit hervorgehen werden. Es wäre ein nicht minder verfehltes Unternehmen, als wollte man während des verhängnissvollen Wüthens einer Erdbebenwelle oder einer Sturmfluth, betäubt noch und tief erschüttert von dem plötzlich hereingebrochenen Unheile, über Entstehungsursache und Wirkungsweite dieser Phänomene glaubwürdige Aussagen machen.

Grundbedingung hierzu ist die genaue Feststellung aller einflussnehmenden Thatsachen, denn nur auf diesem sicheren Fundamente lassen sich sichere, also brauchbare Schlüsse bauen. Aber diese Aufgabe — keineswegs leicht bei der Bestimmung und Erklärung gewöhnlicher Naturphänomene — wächst in's Riesenhafte, sobald der Inbegriff menschlicher Empfindungen und Leidenschaften mit in's Spiel tritt und die einfacheren mechanischen Gesetze nicht mehr herrschend, sondern dienend wirken. Die Verkettung von Ursachen und Folgen ver-

[1]) Vorlesung vom 16. December 1870.

wirrt sich so durch zahllose, neu hinzutretende Fäden und erst nach langer Arbeit und geraumer Zeit kann die Entwirrung des Knotens glücken. Wäre sie indessen auch in der Gegenwart möglich, so würde doch die unvermeidliche Beeinflussung des Individuums die Werthmessung der erkannten Thatsachen fälschen. Die gesammte Culturwelt ist solidarisch unter sich verknüpft; Niemand kann sich vermessen, er vermöge mit kühlem Blute solch' weltbewegenden Ereignissen gegenüber zu stehen; derart aber erregt oder verstimmt durch sie, verliert er die nothwendige Objectivität und mit ihr die Verlässlichkeit seines Urtheils.

Ich will ein Beispiel anführen, welches den hemmenden Einfluss einer allzugrossen Nähe und einer allzureichen Mannigfaltigkeit der Erkenntnissgegenstände mit besonderer Klarheit vor Augen stellt.

Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf einen Erdglobus. Wie oft betrachten wir diese getreue Darstellung unseres Planeten, ohne im Entferntesten der unsäglichen Arbeit zu gedenken, welche zu seiner Vollendung aufgewendet werden musste.

Wäre die unseren Erdball umhüllende Luftschichte dicker und dem Menschen das Vermögen verliehen, sich in ihr nach Willkür zu erheben, so wäre diese Arbeit vielleicht in eben so vielen Jahren gelungen, als sie thatsächlich Jahrtausende erfordert hat.

Denn von genügender Höhe aus hätten wir sogleich unseren Wohnort als eine frei im Raume schwebende Kugel erblickt, die Gestalt der Continente, der Zug der Gebirge, der Lauf der Flüsse hätte sich mit voller Deutlichkeit dargestellt, mühsame geodätische und astronomische Messungen hätten entbehrt werden können, kein neuer Welttheil wäre zu entdecken, keine Polarreisen wären zu unternehmen gewesen, mit einem Worte, der ungeheuere Aufwand an körperlicher und geistiger Anstrengung, allein nur veranlasst durch allzugrosse Nähe und Mannigfaltigkeit der Darstellungsgegenstände, wäre auf ein geringes Maass herabgemindert worden.

Aber noch ein weit höherer Gewinn wäre zu erreichen gewesen; denn das Menschengeschlecht hätte unmittelbar und sogleich die seinem Wohnorte zukommende Weltstellung erkannt. Alle die tausendjährigen Fabeln und Irrthümer, welche — getäuscht durch den Sinnenschein, aus dem Glauben entsprangen, unsere Erde sei der Mittelpunkt und Zweck des Weltalls und die gesammte Schöpfung sei nur zum Nutzen und Frommen ihrer Bewohner vorhanden, der frevelhafte Hochmuth, der auf diesem Glauben wucherte, das Blut und die Thränen, die während seiner Bekämpfung flossen, alles dies wäre

uns erspart worden, wenn wir die Gegenstände aus grösserer Entfernung hätten betrachten können.

Wir sehen deutlich, wie schwer die Feststellung und Beurtheilung von Thatsachen ist, sobald die nothwendigen Bedingungen: Zeit, Raum und Unbefangenheit mangeln. Deshalb schreibt die Gegenwart nicht Geschichte, wenn wir darunter die nach ihrem ursächlichen Zusammenhange geordnete Darstellung der Begebenheiten verstehen, und wie begreiflich auch das Verlangen ist, schon jetzt ein ähnliches Einsehen in das Wesen des deutsch-französischen Krieges zu erlangen, so müssen wir doch für den Augenblick darauf verzichten und uns mit solchen Erkenntnissen begnügen, die sich schon in der Gegenwart mit Sicherheit dem grossen Weltereignisse entnehmen lassen.

Würde die uns hier gegönnte Zeit zureichen, so liesse sich mit Leichtigkeit zeigen, dass die Zahl derartiger Erkenntnisse keine geringe sei und dass durch sie, sowohl dem Philosophen als dem praktischen Manne, mancher Zweifel gelöst, manch' neuer Gesichtspunkt eröffnet wird.

Aber selbst in dieser eingeschränkten Richtung dürfen wir nicht vollkommen neue Wahrheiten erwarten, denn solche sind, gleich köstlichen Juwelen, dem Menschengeschlechte nur in karger Anzahl zugemessen; allein auch die durch eine grosse Thatsache erneuerte Bekräftigung einer bekannten Wahrheit ist ein Gewinn.

So glaube ich, dass wir aus dem vor sich gehenden Weltereignisse schon jetzt mit Klarheit zu entnehmen vermögen: dass eine grosse Nation aufhört, gross zu sein, sobald sie sich für grösser hält, als sie ist.

Wir vermögen die Gefahr zu ermessen, welche ein willkürlicher Eingriff in das sich vollziehende Werk berechtigter nationaler Einigung im Gefolge hat.

Wir vermögen die Intensität der Kraft zu erkennen, welche die plötzliche Festigung eines bisher lockeren, obwohl nahe tausendjährigen Verbandes gewährt, und es tritt an uns die Frage heran, welche Folgen die unmittelbare Berührung eines vor sich gehenden Einigungs- und eines parallel laufenden Processes entgegengesetzter Art nach sich ziehen werde. Wer antworten könnte: Er hoffe nichts — aber er fürchte auch nichts, denn er sei gegen Alles gerüstet, der wäre der Beneidenswerthe.

Wir vermögen die Bestätigung eines Gesetzes der Mechanik zu erkennen, vermöge welchem bei ausserordentlicher Vergrösserung der

Massen und Geschwindigkeiten der zusammentreffenden Körper eine Zertrümmerung Beider oder nur eines derselben, verbunden mit einer Vernichtung des anderen, die nothwendige Folge ist.

Wir beobachten zum ersten Male einen *gegenseitig* mit neuen Waffen geführten Kampf, aber wir vermögen zu erkennen, dass hierdurch zwar der Menschenverlust vergrössert, jedoch nichts an den moralischen und intellectuelen Elementen, die zum Siege führen, geändert wurde.

Wir sehen endlich manche bekannte, obwohl nur selten gebrauchte Kriegsmittel neuerdings zur Anwendung gelangen, und wir vermögen uns über ihre Bedeutung ein auf Erfahrung gegründetes Urtheil zu bilden.

Eine jede derartige Erkenntniss kann Stoff für eine nähere Erörterung gewähren, allein es ist an mich die Aufforderung ergangen, den Luftball zum Gegenstande unserer heutigen Besprechung zu wählen; in der That ein nur selten gebrauchtes Kriegsmittel, welches indess selbst im Vergleiche mit den früher berührten Erkenntnissen, eine unerwartete und nicht zu unterschätzende Bedeutung gewonnen hat.

Besorgen Sie nicht, dass ich mich über die weltbekannte Geschichte der Erfindung dieser interessanten Vorrichtung verbreite und etwa mit *Dædalus* beginne, der, nach Ovid's Zeugniss, müde des langen Aufenthalts in Kreta, da Erde und Wasser ihm verschlossen waren, den Luftweg wählte, dem Sonnenwagen zu nahe kam und seinen Sohn *Ikarus*, dem das Wachs der Flügel schmolz, mit Entsetzen in die Arme der blauen Thetis stürzen sah; aber dennoch will ich im Vorübergehen bemerken, dass, wenn man in alten Chroniken blättert, man dort in einem im Jahre 1694 geschriebenen Berichte eines französischen Missionärs, Namens Vassou, die Thatsache verzeichnet findet, dass die Chinesen im Jahre 1306 die Thronbesteigung des Kaisers *Fo-Kien* durch das Aufsteigen eines Luftballons verherrlicht haben.

Es ist gewiss bemerkenswerth, dass die Geschichte so vieler Erfindungen stets auf dieses merkwürdige Volk zurückweist, das, gleich dem Vielwisser, Alles — aber nur das nicht zu wissen scheint: von seinem Wissen den rechten Gebrauch zu machen.

Aber auch in Europa hatten die Gebrüder *Montgolfier* ihren Vorläufer. Siebenundvierzig Jahre vor ihrem ersten öffentlichen Versuche zu Annonay am 5. Juni 1783, stieg ein portugisischer Physiker, Namens *Guzmann*, zu Lissabon, in Gegenwart des Königs *Johann* V., mittelst eines mit Papier überzogenen Flechtwerkes, unter welchem

Feuer brannte, in die Luft empor; allein die Inquisition nahm den kühnen Mann als Zauberer in festen Gewahrsam und durchschnitt so kurz alle weiteren Versuche; dem heiligen Gerichte mochte es unpassend erscheinen, dass Jemand schon bei lebendigem Leibe gegen Himmel fahre.

Derart ist es vollkommen gewiss, dass, wenn die Erfindung Montgolfier's nach dem in Militärbureaux üblichen Modus wäre beurtheilt worden, das Gutachten dahin gelautet hätte, es sei die Erfindung weder neu, noch allgemein anwendbar und sonach nur von geringem Werthe. Durch das erste Urtheil hätte der Berichterstatter seine Geschichtskenntniss, durch das zweite seine Kenntniss der Technik und durch das dritte seine geistige Beschränktheit klar an den Tag gelegt. Denn neu in dem Sinne, wie eine Entdeckung neu sein kann, ist keine Erfindung, die vielmehr gleich einer Frucht, aus mannigfaltigen vorangegangenen und aufgenommenen Keimen, allmälig nur, in einem menschlichen Gehirne zur vollen Reife gelangt, und keine, auch nicht die grösste Erfindung erfreut sich einer allgemeinen Anwendbarkeit. Die Locomotive macht nicht den Wagen, der Telegraph nicht den Boten, die Gasflamme nicht die Lampe entbehrlich, und mit Recht nennen wir James Watt als Erfinder der Dampfmaschine, obwohl man schon 50 Jahre vor ihm durch Dampfkraft Wasser aus Kohlenschachten hob, und 1000 Jahre früher Hero von Alexandrien einen Mechanismus durch Dampf in Bewegung setzte. Nicht Derjenige, welcher den ersten Gedanken fasste und ihn der Nachwelt als Embryo hinterliess, sondern der geniale Mann, welcher die Bedeutung dieses Gedankens zu erfassen, seine praktische Verwirklichung herbeizuführen und den in ihm gelegenen Nutzen der Mit- und Nachwelt zu erschliessen verstand, ist als der eigentliche Erfinder zu bezeichnen.

Auch die Erfindung des Aërostaten zeigt diesen langsam verlaufenden Entwicklungsprocess. Ihr erster Keim liegt über 2000 Jahre zurück und wurzelt in der berühmten Entdeckuug des Archimedes: dass ein in eine Flüssigkeit, wie Wasser oder Luft, eingetauchter Körper durch sie mit einer Kraft emporgetrieben wird, die gleich dem Gewichte der Flüssigkeit ist, deren Platz der Körper einnimmt. So wichtig erschien dem grossen Mathematiker diese Entdeckung (und sie ist in der That ein Grundprincip unserer heutigen Hydrostatik), dass er den Göttern eine Hekatombe opferte; hundert Ochsen mussten bluten, und heute noch ist Lessing's Meinung zeitgemäss, dass deshalb nicht Wenige zittern, sobald eine neue Entdeckung gemacht wird.

Sie sehen, dass man seit den ältesten Zeiten sich des Grundes bewusst war, warum Körper, die leichter sind als die umgebende Flüssigkeit, von dieser emporgetrieben werden; die Ursache des Luftzuges in unseren Feuer-Essen war kein Geheimniss; man wusste, dass die Partikel, welche den Rauch bilden, von der durch Erhitzung dünner — also leichter gewordenen Luft — zu ansehnlichen Höhen getragen werden, und doch, wie spät erst gelangte man zu dem einfachen Gedanken, dass man um diese heisse Luft eine leichte Hülle legen könne, und dass diese sodann, gleich den Rauchpartikeln, von ihr emporgehoben werden müsse.

Als nun Montgolfier endlich dieses neue Ei des Columbus auf die Spitze stellen lehrte, da kamen plötzlich die Gedanken in Fluss und die langersehnte Erfindung wurde zur selben Zeit sogar zweimal gemacht.

Ohne Näheres über die Natur des von Montgolfier angewendeten Füllgases zu wissen und eben nur in Kenntniss, dass es etwa halb so leicht sein solle, als atmosphärische Luft, füllte der eminente Physiker Charles einen Tafftballon von 12 Fuss Durchmesser mit dem damals kürzlich bekannt gewordenen und durch seine Leichtigkeit ausgezeichneten Wasserstoffgase, und liess ihn am 28. August 1783, zum unaussprechlichen Erstaunen der Pariser, vom Marsfelde aus in die Lüfte steigen. So war die Montgolfière, welche der heissen Luft, und die Charlière, welche dem Wasserstoffgase ihre Steigkraft verdankt, gleichzeitig erfunden. Mit der Ersten wagten wenige Monate später (20. November 1783) Pilatre des Rosiers und Marquis d'Arlande den kühnen Flug durch die Lüfte, und eine Woche darauf stiegen Charles und der Mechaniker Robert in einer Charlière, vom Tuileriengarten aus, bis zu einer Höhe von 6000 Fuss empor.

Man muss die Originalberichte der damaligen Zeit lesen, um eine angenäherte Vorstellung zu gewinnen, welch grenzenlosen Enthusiasmus die neue Erfindung hervorrief, welch' naives Entsetzen das gemeine Volk ergriff und zu welchen überschwenglichen Hoffnungen sich selbst die gebildeten Classen hinreissen liessen. Ich wüsste in der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen höchstens jene von Amerika als ein gleich stark auf die Massen wirkendes Ereigniss anzuführen, während das Schiesspulver, der Compass, der Bücherdruck, das Gravitationsgesetz, die Dampfmaschine, der Telegraph, diese Grundpfeiler unserer heutigen Civilisation, geräuschlos und oft nicht ohne Gefahr für den Erfinder, in die Welt traten.

Die Menschheit hat eben die Kinderschuhe noch nicht abgelegt

das Blendende allein begeistert, das einfach Nützliche wird als selbstverständliche Gebühr mit Gleichmuth hingenommen.

Während nun die Bauern von Gonesse, unter welche der erste von Charles entsendete Ballon niederfiel, tödtlich erschrocken davoneilten, da sie meinten, der Mond stürze auf die Erde, und während ein vom Himmel gefallener Sessel als ein neues Mirakel verkündet wurde, indem die ehrlichen Leute nicht wussten, dass ihn ein über der Wolkendecke schwebender Luftschiffer aus seiner Gondel herabgeworfen habe, geriethen Finanz und Polizei in Aufregung wegen der geeigneten Massregeln zur Erhebung der Zölle und zur Abforderung der Reisepässe, die Geographen entwarfen Pläne zur Erforschung des Inneren von Afrika und von Neuholland, die Ingenieurs legten Vauban sammt seinen Nachfolgern bereits zu den Todten, die Taktiker aber und die Strategen verfassten Reglements und Systeme, nach welchen man bei den nun zu erwartenden Luftschlachten vorzugehen hätte.

Wie wenige dieser Voraussichten und Hoffnungen sind in Erfüllung gegangen. Als man Franklin, welcher den ersten Ascensionen beiwohnte, um seine Ansicht über die neue Erfindung befragte, meinte der eben so grosse als bescheidene Mann: „Man könne über die Geschicke eines neugebornen Kindes nichts Bestimmtes aussagen.“

Heute aber, nach 87 Jahren, wissen wir leider, dass das Kind ein Wunderkind gewesen und bis jetzt ein Kind geblieben sei, und wir können sogar mit Gewissheit voraussehen, dass es niemals dem Zustande der Kindheit entwachsen werde.

Wohl hat der Luftschiffer die Bewegung im verticalen Sinne so lange in seiner Gewalt, als Brennstoff bei der Montgolfière, Gas und Ballast bei der Charlière vorhalten, aber diesen Vorräthen sind äusserst enge Grenzen gesetzt; die weit wichtigere Bewegung dagegen im horizontalen Sinne, somit die willkürliche Lenkung des Aërostaten, liegt ausser seiner Macht; gleich der Wolke treibt er als willenloses Spiel des Windes dahin, und das Tragvermögen aller möglichen Aërostaten ist viel zu gering, um an das Mitführen einer die Bewegung bestimmenden Kraftmaschine denken zu können.

Alle Verbesserungen, welche der Aërostat während dieser Zeitperiode erfahren hat, wie der neue Klappenmechanismus, die Anwendung des Kautschuk zur Dichtung der Hülle, die Benützung des Ankers und des Fallschirmes, die Ersetzung des allzu dünnen Wasserstoffgases durch das dichtere Steinkohlengas (zuerst angewendet von dem durch seine Luftreise von London nach Weilburg am 7. und 8. November 1836 bekannten Engländer Charles Green), alle diese Verbesserungen und

Fortschritte haben wohl dahin geführt, dass gegenwärtig die Beschiffung des Luftoceans minder gefährlich ist als die des Weltmeeres, allein sie haben das ersehnte Ziel, den Aërostaten als allgemeines Beförderungsmittel benützen zu können, nicht um eines Haares Breite näher gerückt.

Zahllose Vorschläge über die Construction von Bewegungsmechanismen scheitern, gleich jenen über die Quadratur des Zirkels oder des Perpetuum mobile, an der mathematisch nachweisbaren Unlösbarkeit dieses Problems, und die oft behauptete Meinung, dass in den höheren Luftregionen Passatwinde anzutreffen wären, von einer dem Reiseziele günstigen Richtung, hat leider nur einen sehr geringen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Wesentlich verschieden indessen gestaltet sich die Anschauung, wenn man die Bestimmung des Aërostaten einschränkt und sich die Frage vorlegt, welchen Nutzen er in seiner dermaligen Verfassung der Wissenschaft und der Kriegskunst zu leisten vermag.

Sein Einfluss auf die Naturwissenschaften erstreckt sich zunächst auf die Meteorologie. Durch Beobachtung gewisser, nur in den höheren Regionen des Luftmeeres, vor sich gehender Erscheinungen kann diese Disciplin wesentlich gefördert werden. Und diese Förderung wäre von grösster praktischer Bedeutung, denn, ungleich anderen Wissenschaften, welche sich nur mit der Theorie der Erscheinungen beschäftigen, stellt die Meteorologie deren unmittelbare Verwerthung in Aussicht und zwar zur Vorausbestimmung jenes stets wechselnden und doch unsere nächsten Interessen so tief berührenden Zustandes des uns umgebenden Dunstkreises, welchen wir mit dem Namen „Wetter" bezeichnen.

Wenn die Nennung dieses Endzieles vielleicht ein ungläubiges und wegen Mangels bisheriger Leistungen wohl auch ein berechtigtes Lächeln hervorruft, so wollen wir doch nicht vergessen, dass die Voraussagung des Wetters gewiss das nützlichste, aber auch eines der schwierigsten Probleme ist, die sich die Wissenschaft jemals gestellt hat, und dass erst die jüngste Zeit sich mit den allerersten rationelen Vorbereitungen beschäftigt hat. Wenn desshalb die Erreichung dieses Zieles zweifelhaft erscheint, oder doch erst in der fernsten Zukunft erwartet werden kann, so wollen wir dennoch die besonders von seefahrenden Nationen begonnene Vervielfältigung von meteorologischen Stationen, ihre gegenseitige telegraphische Verbindung, und die bei Bergbesteigungen und Luftfahrten gewonnenen Beobachtungen als einen vielversprechenden Anfang freudig begrüssen. Es bedarf einer unausge-

setzten nummerischen Bestimmung der äusserst zahlreichen, auf das verwickelte Phänomen einwirkenden Factoren, um die Gesetze zu erkennen, welche sie befolgen; liegen aber diese einmal klar vor Augen, dann mag auch das Resultat ihres Zusammenwirkens erkennbar und vorauszusagen sein, und der sich hieraus ergebende Zustand ist es ja, den wir „Wetter“ nennen.

Um aus tausend Beispielen nur eines anzuführen, welches die unerwarteten Aufschlüsse nachweist, die bei Luftascensionen erhalten werden, erwähne ich einer zu Paris von Barral und Bixio am 27. Juli 1850 gemachten Beobachtung über die Abnahme der Wärme bei zunehmender Entfernung von der Erde. Während die Temperatur an der Erdfläche 17·6° betrug, sank sie, als der Ballon eine Höhe von 22.296 Fuss erreicht hatte, unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers, auf 39·7 Grade unter Null, herab. In weniger als einer Stunde erfuhren die beiden Luftschiffer die enorme Temperatur-Differenz von 57·3 Graden. Zu bemerken wäre noch, dass die Höhen der Ballone gewöhnlich durch barometrische Messungen gefunden werden, und dass übrigens die grösste Bergeshöhe, welche für den Mount Everest im Hymalaya nach einer im Jahre 1850 vorgenommenen Messung 27.212 Fuss beträgt, nur einmal bei der Ascension in Wolverhampton (5. September 1862) von Coxwell und Glaisher überboten wurde, die, nicht ohne Lebensgefahr, die enorme Höhe von 11.000 Meter (34.797 Fuss) erreicht haben.

Ich wende mich nunmehr zu den Anwendungen des Luftballs im Kriege als den eigentlichen Gegenstand unserer heutigen Besprechung.

Sie sind von dreifacher Art:

a) Der Aërostat dient als Mittel zu Recognoscirungen; *b*) man hat ihm, statt des Mörsers, die Bewerfung von festen Plätzen übertragen; *c*) und wir sehen ihn in diesem Augenblicke, im Vereine mit der Brieftaube, Courierdienste verrichten.

Der Gedanke, den Luftball als Mittel zur Vornahme von Recognoscirungen zu verwenden, liegt so nahe, dass er von den Franzosen kurze Zeit nach seiner Erfindung verwirklicht wurde.

Die Commission von Gelehrten, welche der Wohlfahrtsausschuss im Jahre 1793 um sich versammelt hatte, beantragte zuerst die Verwendung der Ballone als Beobachtungsmittel bei dem im Felde stehenden Heere. Ein Corps von Aërostiers unter dem Befehle des Ober-

sten Coutelle wurde errichtet, welcher die Versuche in dem kleinen Schlosse Meudon, nächst Paris, begann.

Die erste Schwierigkeit war der Mangel an Schwefelsäure, des bequemsten Mittels zur Bereitung des Wasserstoffgases; sie mangelte, weil die Pulverfabrication allen Schwefel verschlang; die Montgolfière erschien als zu feuersgefährlich; man musste warten, bis der berühmte Chemiker Lavoisier (später ein beklagenswerthes Opfer der verabscheuungswürdigen Schreckensregierung) die Methode ausgebildet hatte, Wasserstoffgas in grossen Quantitäten durch Zersetzung des Wasserdampfes in glühenden Eisenröhren darzustellen.

Das Unternehmen kämpfte mit allen Schwierigkeiten, welche sich stets einstellen, sobald die Anwendung eines neuen Kriegsmittels gefordert wird, während man erst die Frage in Ueberlegung zieht, auf welche Art es einzurichten wäre. Und die Hindernisse, auf welche man in einem solchen Falle stösst, verdoppeln sich sogar; denn indess der Befehlende von den grossen Erfolgen des neuen Kriegsmittels träumt, weiss der Vollziehende noch nicht, wie er es machen, und die Armee am wenigsten, wie sie es gebrauchen soll.

Die längere Dauer und der langsame Verlauf der Revolutionskriege gestatteten übrigens, der Aufgabe einigermassen gerecht zu werden. Das Verfahren, welches Oberst Coutelle befolgte, war in Kürze das Folgende:

In der Nähe der Orte, wo Recognoscirungen vorgenommen werden sollten, wurde vorerst ein Ofen zur Erzeugung von Wasserstoffgas erbaut. Die dort vollzogene Füllung des Ballons nahm im Durchschnitte 50 Stunden in Anspruch. Der nun schwebende Ballon, mittelst Stricken von 20 Aërostiers an den Recognoscirungsort transportirt, wurde dort mit den zur Beobachtung bestimmten Officieren bis auf die erforderliche Höhe emporgelassen und sodann festgehalten. Die Resultate der Beobachtung wurden durch Signale oder durch herabgelassene geschriebene Berichte mitgetheilt. Selbst Märsche wurden in solcher Art mit Ballons, so lange ihre Steigkraft anhielt, unternommen; aber viele gingen durch plötzliche Windstösse zu Grunde.

Ich bin ausser Stande, anzugeben, ob dieses Unternehmen einen besonderen Nutzen gewährt hat. Thatsache ist, dass in den Jahren 1793 bis 1796 zahlreiche Auffahrten unternommen wurden, so bei den Belagerungen von Maubeuge, von Mainz und Mannheim und selbst in der Schlacht von Fleurus, wo General Morlot die Beobachtung ausführte. Unser Arsenal bewahrt als Trophäe einen Seidenballon sammt Gondel aus der damaligen Zeit. In den Berichten des Obersten Cou-

telle findet man erwähnt, dass sich die deutschen Soldaten für verkauft und verrathen hielten, da sie über sich in den Lüften Spione erblickten und sie schreiben und Zeichen geben sahen, während die eigene Armee Muth und Selbstvertrauen gewann und diese Recognoscirungen mit Bewunderung als eine neue Art französischer Bravour betrachtete.

Das Corps der Aërostiers machte noch die Expedition nach Egypten mit. Aber als Conté in Cairo einen Ballon steigen liess, um die Araber zur Bewunderung der europäischen Fortschritte anzuregen, warfen die über den Esbekieh-Platz in angeborener Würde Dahinwandelnden kaum einen Blick auf den über ihren Häuptern schwebenden Aërostaten. Der Sheik El-Bekry, der Bonaparte's Missvergnügen bemerkte, fragte Berthollet unter Anderem, ob ein Europäer durch seine Kunst auch bewirken könne, gleichzeitig in Cairo und in Marocco anwesend zu sein. Diese Eigenthümlichkeit, nichts zu bewundern, ist heute noch im Orient herrschend. Welche Erfindung in der That und welche Kunst vermag einem Orientalen zu imponiren, der vor Allem frägt, ob man deshalb dem Propheten wohlgefälliger werde und der alle Wunder von Tausend und Einer Nacht nicht als Märchen, sondern als geschehene Thatsachen betrachtet.

Das Kaiserreich hob die Anstalt in Meudon auf. Man erzählt, der grosse Kriegsheld sei verdriesslich geworden, weil der Ballon, der am Krönungsabende (16. December 1804) zur Verherrlichung des Festes mit der ungeheuren, aus farbigen und beleuchteten Glaskugeln geformten Kaiserkrone aufflog, 22 Stunden später in Rom auf dem Grabmale Nero's hängen blieb, und so zu einer Fluth schlechter und guter Bonmots eine willkommene Veranlassung bot.

Die folgenden Zeiten waren solchen Unternehmungen wenig günstig. Nicht die Erfindung und der Fortschritt, sondern der Umsturz und die Zerstörung waren das Resultat des Europa verwüstenden Riesenkampfes, und geraume Zeit ruhte der in Blut getränkte Welttheil und sammelte neue Kraft nach solch übermässigem Verbrauche.

Erst vor der Schlacht von Solferino (1859) wurde auf der Ebene von Castiglione bei dem Armeecorps des Marschall's Mac Mahon durch den bekannten Luftschiffer Godard neuerdings eine Recognoscirung versucht. Sie hatte, wie Bazancourt in seiner „Campagne d'Italie" berichtet, kein Resultat; blos drei Reiter vor dem Dorfe Pozzolengo wurden bemerkt.

Der nordamerikanische Bürgerkrieg, so merkwürdig reich an Erfindungen neuer Kriegsmittel, aber vielleicht gerade deshalb so lange während, weil das Nothwendige erst im Drange der Noth geschaffen

werden musste, machte von den Luftballons eine etwas ausgedehntere Anwendung.

Aus brieflichen Mittheilungen des Generals Mac Clellan und aus Nachrichten, welche uns der damals aus Amerika zurückgekehrte Hauptmann Boleslawski überbrachte, geht hervor, dass der genannte General, als er die Potomac-Armee befehligte, häufig Recognoscirungen mittelst Aërostaten unternehmen liess. Es waren Charlièren, welche durch transportable Gasgeneratoren an Ort und Stelle mit Wasserstoffgas gefüllt wurden.

Diese Nachrichten erregten die Aufmerksamkeit unseres damaligen Kriegsministers, Sr. Excellenz des Feldzeugmeisters Graf Degenfeld, und ich habe in seinem Auftrage, als Mitglied des bestandenen Genie-Comité's, zwei mit den nöthigen Rechnungen und Zeichnungen versehene Vorschläge über die militär-technische Benützung des Luftballons verfasst, deren Inhalt, ergänzt durch einige später gewonnene Erfahrungen, ich in gedrängter Kürze mittheilen will.

Es ist vor Allem klar, dass man zum Zwecke einer Recognoscirung keine freie, sondern in der Regel eine gefesselte Aufsteigung anwenden wird. Es ist ferner leicht begreiflich, dass in Bezug der technischen Schwierigkeit des Unternehmens ein sehr wesentlicher Unterschied besteht, je nachdem die Recognoscirung an einem unveränderlichen Orte (wie bei der Belagerung und Vertheidigung fester Plätze), oder an einem nicht vorher bestimmbaren (wie bei der operirenden Armee) ausgeführt werden soll. Anstandslos durchführbar in dem ersten Falle, wachsen in dem zweiten die Schwierigkeiten ausserordentlich.

Zur Aufsteigung an einem unveränderlichen Orte sind gar keine neuen Erfindungen nöthig. Man hat nichts zu thun, als in etwas verkleinertem Maassstabe zu wiederholen, was Henry Giffard gegen das Ende der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 bereits gethan hat. Die von diesem eminenten Techniker getroffenen Einrichtungen haben das Problem der gefesselten Aufsteigung in solcher Vollkommenheit gelöst, dass einzig und allein die genaue Nachahmung empfehlenswerth bleibt.

Die Ballonhülle aus einer doppelten Lage, durch Kautschukfirniss zusammengeklebten und von Aussen mit Leinölfirniss überzogenen, äusserst dicht gewobenen Leinenstoffes angefertigt, besass eine solche Dichte, dass der Verlust an Füllgas, trotz der Anwendung des feinen Wasserstoffgases, binnen vier Tagen kaum den hundertsten Theil der ganzen Füllung erreichte.

Eine Calotte von weissem, gefirnisstem Stoffe, welche die obere

Hälfte des Ballons umhüllte, verhinderte eine allzustarke Erwärmung und Ausdehnung des Füllgases durch die Sonne, und beugte der Ansammlung von Regenwasser in den Maschen des darunter liegenden Netzes vor.

Zur Erzielung einer möglichst grossen Steigkraft wurde Wasserstoffgas als Füllung angewendet. Bei einer gefesselten Aufsteigung ist eine sehr bedeutende Steigkraft nothwendig, da sonst ein Wind von geringer Stärke den Ballon zu Boden drücken würde; auch ist, während der Luftschiffer im freien Ballon selbst den stärksten Sturm nicht fühlt, da er seine Geschwindigkeit theilt, der gefesselte Ballon mit jeder Luftströmung im steten Kampfe.

Der Durchmesser des Ballons war 66 Fuss;
sein Rauminhalt 158.289 Cubikfuss;
sein Gewicht sammt Gondel 3571 Pfund;
seine Steigkraft am Erdboden 5357 Pfund.

Belastet mit 12 Personen, 1607 Pfund, und mit seinem 1043 Fuss langen, konisch geflochtenen, oben 3 Zoll, unten $1\frac{1}{2}$ Zoll dicken Hanfkabel, im Gewichte von 1607 Pfund, betrug seine Steigkraft in der grössten Höhe noch immer 2143 Pfund. Das Kabel war an seinem oberen dickeren Theile auf 89.284 Pfund, an seinem unteren auf 21.428 Pfund Widerstand geprüft, gewährte also eine zehnfache Sicherheit. Es war übrigens ein Dynamometer eingeschaltet, welcher den Zug, den das Kabel erlitt, fortwährend anzeigte.

Das Füllgas wurde entweder durch den gewöhnlichen Process der Zersetzung des Wassers mittelst Eisen- und Schwefelsäure, oder durch Zersetzung des Wasserdampfes mittelst glühender Coaks und Beseitigung der mitentstehenden Kohlensäure gewonnen. Der ersterwähnte Process lieferte das erforderliche Gasquantum von 158.289 Cubikfuss mittelst eines Apparates von 60 Tonnen à 10 Eimer in einer Zeit von 8, der andere in einer Zeit von 48 Stunden.

Eine Dampfmaschine von 50 Pferdekraft wand das Kabel mit grosser Raschheit auf eine 19 Fuss lange und 3 Fuss dicke Welle, und mittelst einer Bremsvorrichtung konnte die Bewegung beim Auf- und Niedersteigen nach Willkür geregelt, sowie durch Abstellen der Maschine sogleich aufgehoben werden.

Der allseitig geschlossene Ballon war an seinem oberen Theile mit einer vorzüglich eingerichteten Hauptklappe versehen und trug an seinem unteren Theile drei Nebenklappen. Diese öffneten sich automatisch bei einem inneren Ueberdruck von $4\frac{1}{2}$ Linien Wasserhöhe und entliessen so das in der grösseren Höhe sich ausdehnende Füllgas.

Ein hoher cylindrischer Schirm, angefertigt aus einem mit Segelleinwand überspannten Holzgestelle, umgab den Raum, wo der herabgezogene Ballon für gewöhnlich ruhte, und entzog diesen der Gefahr, durch einen plötzlichen Windstoss zerrissen zu werden.

Alle bei einer freien Aufsteigung nothwendigen Hilfsmittel waren in der Gondel zur Hand, und jede Ascension wurde von einem erfahrenen Aëronauten begleitet, da die Gefahr, dass durch irgend ein Ereigniss die gefesselte Aufsteigung in eine freie Luftfahrt verwandelt werde, zwar sehr gering, aber doch vorhanden ist.

In der That ereignete sich ein solcher Fall später in London, wo man, ermuntert durch die Pariser Erfolge, eine gefesselte Aufsteigung in einem noch weit kolossaleren Maassstabe eingerichtet hatte. Der Riesenballon von 95 Fuss Durchmesser, ein neuer „Great-Eastern" unter den Luftballonen, hob 30 Personen bis zu einer Höhe von 2054 Fuss empor. Bei einem Versuche am 18. Mai 1869 verwickelte sich das Kabel in der Gleitrolle, in Folge einer unvorsichtigen Handhabung der Dampfmaschine, und riss, 158 Fuss unterhalb des Ballons, der, einem Pfeile gleich, emporschoss und sich in den Wolken verlor. Zum Glück war Niemand in der Gondel und der Ballon senkte sich nächst Linslow, 20 Meilen von London, von selbt wieder zur Erde.

In Paris konnte sich Jedermann um den Preis von 20 Francs das Vergnügen einer solchen Aufsteigung verschaffen. Ich habe zu wiederholten Malen derartige Ascensionen mitgemacht und nicht nur die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der ganzen Einrichtung gewonnen, sondern auch die bekannte Erfahrung gemacht, dass eine Recognoscirung aus einer Höhe von 158 Klafter, also etwas mehr als der zweifachen Höhe des Stephansthurmes, wegen des völlig veränderten Anblickes aller Gegenden, besonders bei bewegter Luft, eine bedeutende Uebung erfordert.

Nicht ohne Absicht bin ich hier in ein näheres Detail eingegangen, denn aus demselben sind die sehr bedeutenden Erfordernisse, welche eine vollkommen eingerichtete, gefesselte Aufsteigung in Anspruch nimmt, zu entnehmen; man begreift, dass die Kosten 100.000 Francs weit überstiegen haben, und man wird mir beipflichten, wenn ich von der Wiederholung halb überdachter Versuche abrathe, welche, wie die im Jahre 1866 hierorts ausgeführten, deshalb sehr theuer sind, weil sie höchstens lehren, wie man die Sache nicht machen solle.

Weit schwieriger ist es, die Bedingungen zu verwirklichen, um

eine gefesselte Aufsteigung an wechselnden, nicht im Voraus bestimmbaren Orten möglich zu machen.

Der Hauptgrund der Schwierigkeit liegt darin, dass, insoferne hierdurch für eine operirende Armee ein brauchbares Recognoscirungsmittel gewonnen werden soll, die Ascension an dem befohlenen Orte in möglichst kurzer Zeit und auch unter ungünstigen Verhältnissen geschehen muss. Wenig wäre dem Befehlshaber damit gedient, wenn die Recognoscirung etwa 24 oder 48 Stunden erst nach dem gegebenen Befehle möglich wäre, oder wegen zunehmender Stärke eines eben beginnenden Windes noch weiter verschoben werden müsste. Sonach wird man zwar ohne Zweifel die eben beschriebene vortreffliche Ballonconstruction Giffard's beibehalten, aber vor Allem darnach streben müssen, dem Gaserzeugungsapparate eine Beweglichkeit zu verleihen, welche mindestens jener einer Kriegsbrückenequipage gleichkömmt. An einen Transport gefüllter Ballone kann natürlich nur auf kurze Strecken und bei ganz ruhiger Luft gedacht werden.

Die Verminderung der Transportsmittel und die Nothwendigkeit einer möglichst raschen Füllung weisen zunächst auf die Anwendung der Montgolfière hin. Es ist Thatsache, dass eine solche Vorrichtung, trotz ihrer enormen Grösse, wenn nur der Feuerherd eine gute Einrichtung hat, binnen sehr kurzer Zeit steigfähig gemacht werden kann. Der Riesenballon Montgolfier's, mit dem er im Jänner 1794 zu Lyon, begleitet von sechs Personen, eine glückliche Luftfahrt ausführte, hatte einen mittleren Durchmesser von 116 Fuss, also einen Rauminhalt von mehr als 800.000 Cubikfuss, und wurde trotzdem in etwa 20 Minuten vollkommen steigfähig. Er behielt seine Steigkraft bei, indem man sodann per Minute beiläufig 5 Pfund Erlenreisig in seinem Feuerkorbe verbrannte.

Für die blosse Hebung von zwei bis drei Personen genügt nun wohl eine halb so grosse Montgolfière; man könnte an die Mitführung der Hauptbestandtheile eines — gleich einem Feldbackofen — rasch zu errichtenden Heizapparates denken; das Brennmaterial lässt sich requiriren, das Füllgas — die atmosphärische Luft — ist überall vorhanden, mit einem Worte, die Erfordernisse sinken auf ein Minimum herab; allein die Montgolfière leidet an Uebelständen, die ihre Verwendung zu dem gegebenen Zwecke, wahrscheinlich für immer, ausschliessen werden.

Man hat sie lange schon wegen ihrer Feuersgefährlichkeit aufgegeben. Diese Gefahr indessen liesse sich noch bekämpfen. Man kann den Ballonstoff schwer verbrennlich machen, vielleicht das soge-

nannte atmosphärische Gas, umgeben von Sicherheitsnetzen, zur Erhaltung der Steigkraft anwenden, oder wohl gar der schwebenden Maschine durch einen Schlauch, mittelst eines Ventilators und eines Calorifères, heisse Luft zuführen; allein alles scheitert an der enormen Grösse, welche der Montgolfière gegeben werden muss, wenn sie zwei oder drei Personen, also nebst der Nebenlast (Gondel, Kabel, Brennstoff, Instrumente) etwa 10 Centner heben soll.

Die Ursache liegt in der geringen Verdünnung der Ballonluft bei einer ohne Gefahr für die Hülle noch zulässigen Erhitzung. Setzt man diese auf 100 Grade, und es ist sehr die Frage, ob dies bei der grossen Abkühlungsfläche erreichbar ist, so zeigt eine leichte Rechnung, dass die Durchmesser dreier Ballone, deren jeder 10 Centner heben kann, und welche, der Reihe nach, mit gewöhnlichem Wasserstoffgas, mit Steinkohlengas, und mit 100 Grade heisser Luft gefüllt sind, mindestens 6, 8 und 10 1/2 Klafter betragen müssen. Allein diese Ballongrössen würden, da durch sie nur eine ganz unbedeutende Steigkraft erzeugt wird, kaum für eine freie Luftfahrt genügen; für eine gefesselte Aufsteigung, welche unter ganz verschiedenen Verhältnissen vor sich geht, müssen ansehnlich grössere Ballone angewendet werden, wenn bei einem Winde von mittlerer Stärke die Ascension noch möglich sein soll. Dass man nun im Felde mit Maschinen, welche an Grösse die Kuppel der Wiener Carlskirche weit übertreffen würden, nichts anfangen kann, ist wohl selbstverständlich.

Es erübrigt nichts, als sich der Charlière zuzuwenden. Nun ist aber das aus Holz oder Steinkohlen gewonnene Gas wegen seiner umständlichen Erzeugung im Felde nicht anwendbar, obgleich es in Städten, wo Gasbeleuchtung besteht, stets das willkommenste Füllgas für den Luftballon bleiben wird.

Die Wahl beschränkt sich somit auf den Wasserstoffgas-Ballon, der auch die grössten Vortheile gewährt, da er für eine bestimmte Steigkraft am kleinsten ausfällt, also die geringste Quantität eines übrigens leicht darstellbaren Gases in Anspruch nimmt,

Könnte man das für eine ein- oder zweimalige Füllung erforderliche Gasquantum im fertigen Zustande transportiren, so liesse sich die Ballonfüllung in der kürzesten Zeit ausführen. Allein der Verwirklichung dieses Gedankens stehen kaum besiegbare Schwierigkeiten im Wege.

Setzt man — was wohl der Wahrheit sehr nahe kommen wird — die nothwendige Grösse des Wasserstoffgas-Ballons auf 7 Klafter Durchmesser fest, so ist für eine einmalige Füllung ein Quan-

tum von mehr als 38.000 Cubikfuss (38.690) Wasserstoffgas zu transportiren.

Denkt man sich dasselbe in Stahlblechgefässen auf den zwanzigsten Theil seines Raumes zusammengepresst, so müssten diese Gefässe über 1900 Cubikfuss Rauminhalt erhalten und sie müssten aus sehr starkem Bleche erzeugt sein, um den Druck von 20 Atmosphären d. i. von $2^1/_2$ Centner auf den Quadratzoll, ertragen zu können.

Die Rechnung zeigt, dass eine Garnitur von 15 cylindrischen, in Halbkugeln endenden, 3 Fuss weiten, $22^1/_2$ Fuss langen Gefässen aus Stahlblech für eine einmalige Füllung erforderlich wäre; sie lehrt aber, dass das Gewicht einer solchen Garnitur 700 Centner übersteigen, daher dem Transport im Felde die grössten Schwierigkeiten bereiten würde.

Wir sehen, der Gedanke ist unausführbar; es erübrigt daher thatsächlich Nichts, als, gleich den Nordamerikanern, transportable Gasgeneratoren, sammt dem nothwendigen Rohmaterial, mit in's Feld zu nehmen und sich das Gas an Ort und Stelle zu bereiten. Aber auch in diesem Falle werden sehr bedeutende Transportsmittel in Anspruch genommen und, was das Schlimmste ist, es wird die zur Vorbereitung einer Ascension nothwendige Zeit ausserordentlich verlängert.

Um nur eine beiläufige Vorstellung zu geben von dem Materialaufwande für eine einmalige Füllung eines Ballons von 7 Klafter Durchmesser, erwähne ich, dass zur Erzeugung von 38.000 Cubikfuss Wasserstoffgas im Gewichte von 4 Centnern, über 200 Centner (112 Eimer) Schwefelsäure des Handels und über 100 Centner Eisen in verkleinerter Form, ferners bei 1000 Eimer (über 1000 Centner) Wasser zur Verdünnung der Säure und zum Waschen des Gases erfordert werden.

Eine aëronautische Equipage, mit dem Material für eine Haupt- und eine Reserve-Füllung eines 7° im Durchmesser haltenden Wasserstoffgas-Ballons müsste demnach bestehen aus:

1 vierspännigen Ballon- und Requisiten-Wagen;
10 „ „ Gasgeneratoren;
2 zwei „ Gaswaschwägen;
10 „ „ Wasserwägen;
15 vier „ Materialwägen und
15 „ „ Material-Reservewägen.

Dies gibt, mit Inbegriff der Reitpferde für den Commandanten und die Chargen, 53 Fuhrwerke und 194 Pferde. Eine vierpfündige Batterie

hat sammt ihrer Divisions-, Corps- und Armee-Reserve um 24 Fuhrwerke und 54 Pferde weniger.

Wohl liesse sich einwenden, dass Recognoscirungen auch mit kleineren Ballonen, etwa von 30′ Durchmesser, möglich seien, wo sich dann die Transportsmittel bedeutend vermindern würden, allein dies ist eine halbe Massregel. Die Steigkraft solch' kleiner Ballone ist viel zu gering, um bei einer gefesselten Aufsteigung einen mässigen Wind bekämpfen zu können, und sie erlauben nicht, das für eine, immer mögliche, freie Luftfahrt nöthige Personale und die erforderlichen Requisiten (Ballast, Anker) mitzunehmen, rauben daher dem Recognoscirenden die für seine Aufgabe nothwendige Unbefangenheit.

Eine Berechnung der sehr bedeutenden Ausrüstungskosten halte ich für überflüssig. Die Summe mag gross oder klein ausfallen, es ist gar keine Gefahr vorhanden, dass wir sie für den in Rede stehenden Zweck aufwenden werden. Ich glaube, wir thun sehr wohl daran, denn wenn man den zehnten Theil der nothwendigen 194 Pferde sattelt, so wird man in den meisten Fällen verlässlichere Berichte als mittelst eines Ballons erhalten, dessen Uebersicht durch ein coupirtes oder bewaldetes Terrain ausserordentlich beschränkt werden kann. Der Chef-Ingenieur der Mac-Clellan'schen Armee, General Barnard, hatte gewiss Recht, als er dem englischen Capitaine Beaumont auf die Frage: was er von dem Werthe der Ballone halte, zur Antwort gab: „Es sei sehr wünschenswerth, die Mittel zu einer Ballon-Recognoscirung zu besitzen, wenn aber irgend ein Impediment der Armee zurückgelassen werden müsste, so würde er sich in erster Linie für die Zurücklassung der Ballone entscheiden."

Aus dem Gesagten erhellt, dass sich die Anwendbarkeit der Ballon-Recognoscirung auf den Positions-Krieg beschränkt, dass in diesem Falle keine beachtenswerthen Schwierigkeiten vorhanden sind, und dass der Nutzen zur Berichtigung der Artillerie-Wirkung und zur Erkennung der Arbeiten und Unternehmungen des Feindes ein sehr ansehnlicher sein kann.

Eine weitere, höchst sinnreiche Benützung des Luftballons für Kriegszwecke verdanken wir den beiden Obersten der k. k. Artillerie, Josef und Franz v. Uchatius. Als die Beschiessung Venedig's im Jahre 1849, selbst nach dem Falle von Malghera, wegen der grossen Entfernung vom Lande, Schwierigkeiten verursachte, unternahmen es die beiden verdienstvollen Officiere, die Stadt mit Hilfe von Ballons zu bewerfen.

Es wurden papierene Montgolfièren von 18′ Durchmesser und 20′ Höhe angefertigt, welche, geheizt mit 16 Pfd. Holzkohlen und 6 Pfd. gefetteter Baumwolle, im Stande waren, ein 30pfündiges Projectil während einer halben Stunde schwebend zu erhalten. Kann man einen Standort finden, von wo der Wind gegen die feindliche Stadt weht, so lässt man von dort zuerst einen Probeballon fliegen, und bestimmt mittelst Uhr und Distanzmesser die Zeit, welche er braucht, um oberhalb der Stadt anzulangen. Darnach wird die Feuerleitung tempirt, welche bei den nun abgesendeten Ballons die Schnur durchbrennt, an welcher das Projectil hängt.

Venedig war für dieses Unternehmen ein ungünstiger Ort. Der Wind wehte meistens gegen das Land und die Operation von der Seeseite unterlag wegen der ungenügenden maritimen Hilfsmittel mannigfaltigen Hindernissen. Dennoch gelangten einige Ballons zur Wirksamkeit, und die Aufregung der Bewohner soll, nach Aussage des Capitäns der in Venedig stationirten englischen Brigg „Frolic“, keine geringe gewesen sein.

Zur raschen Bezwingung volkreicher Städte ist das geschilderte Verfahren zweifellos ein ganz vortreffliches. In unseren Klimaten ist ruhige Luft die Ausnahme, Wind die Regel; bei einer allseitigen Umschliessung des Platzes ist daher die Anwendbarkeit beinahe stets gegeben. Durch Benützung der jetzt gekannten furchtbaren Sprengstoffe (Dynamit, comprimirte Schiesswolle) kann die Wirkung derart verstärkt werden, dass keine Bevölkerung in der Welt den entsetzlichen Zustand auf die Dauer ertragen wird. Ich weiss nicht — ist es Unkenntniss der Sache oder sind es humanitäre Rücksichten, welche die Benützung dieses Städtebezwingungsmittels in dem gegenwärtigen Kriege verhindern — aber die Fortschritte der Civilisation haben uns in der Gegenwart mit so zahlreichen Mitteln beschenkt, durch welche der Schritt in ein besseres Jenseits wesentlich erleichtert wird, dass es auf eines mehr oder weniger wahrlich nicht mehr ankömmt.

Eine ganz neue Art der Benützung des Luftballons ist endlich die Beförderung von Personen und Briefen aus cernirten Plätzen.

Frankreich hat das unläugbare Verdienst, eine neue Gattung von Blokadebrechern erfunden zu haben. Sie nehmen zwar nicht immer den kürzesten Weg, denn Niemand kann behaupten, dass die Strasse von Paris nach Tours über Norwegen führt, allein die eben so unerwartete als energische Fortführung des Verzweiflungskampfes steht

zum grossen Theile mit dieser neu eingerichteten Luftpost in Verbindung. Der Ballon entführte den unternehmenden Republikaner Gambetta aus der eng umschlossenen Hauptstadt und ermöglichte ihm die Organisirung der nationalen Vertheidigung im Süden des Reiches; der Ballon bringt täglich Nachrichten über den Zustand der bedrängten Capitale, und die mitgenommene Brieftaube trägt die Hoffnung, die Ermuthigung, den Aufruf zur letzten vereinten Kraftanstrengung auf hurtigen Schwingen zurück.

Wir stehen hier vor einer der vielen Erscheinungen, deren Nutzen — obwohl erkannt und vorausgesehen von jedem Besonnenen, dennoch die wirkliche Thatsache braucht, um zu allgemeiner Anerkennung zu gelangen. Die Menge will stets ein Ereigniss, um das an und für sich Gewisse auch für wirklich gewiss zu halten.

Eine vorsichtige Heeresleitung kann solcher Ereignisse entbehren; sie wird stetig in der Schaffung neuer Kriegsmittel vorgehen, und die Früchte der ersten Benützung ernten. Sie wird das Gesetz der Anwendung diktiren und sich nie durch erlittenen Nachtheil erst zu einer übereilten Einführung zwingen lassen. Allein die vorsichtige Heeresleitung kann gleichzeitig arm sein. Dann freilich erfordert die Entscheidung, was mit kargen Mitteln, ohne Beschädigung wichtigerer Zwecke, geleistet werden soll, eine verdoppelte Klugheit. Indessen liegt zwischen der Unthätigkeit der Armuth und dem entschiedenen Vorgehen des Reichthums ein empfehlenswerther Mittelweg. Es kann das dem Kriegszwecke förderliche Neue in einem Muster wenigstens, zur späteren leichteren Vervielfältigung, vollständig ausgebildet werden. Droht einmal der Krieg, dann fliesst das Geld, aber es verrinnt nutzlos im Sande, wenn nicht die Ziele, welche erreicht, und die Kräfte, welche thätig werden sollen, mit Ernst und Besonnenheit vorbereitet wurden.

Eine solche Massregel wäre in Bezug des Luftballons sehr zu empfehlen. Wir würden irren, wenn wir glauben wollten, ihn, gleich den Franzosen, wenn die Noth drängt, sofort in Anwendung bringen zu können. Paris ist die Stadt der Ballone, eine Ascension gehört zu den gewöhnlichen Belustigungen, und wie eingebürgert dort und in Frankreich überhaupt ihre Fabrikation, wie gross die Zahl erfahrener Aëronauten ist, dies lehrt eben jetzt die ausserordentliche Frequenz der Anwendung. Hätte vor vier Jahren Olmütz die Rolle von Metz gespielt, wir hätten von dort auf dem Luftwege — kaum eine Nachricht erhalten.

Beachtenswerth ist auch, dass unsere Armee schon seit geraumer

Zeit Institutionen besitzt (sie sind kürzlich unter dem Namen militärtechnisches Comité vereinigt worden), deren Hauptzweck die Exploitirung der Naturwissenschaften ist, sowohl zur Schaffung neuer, als zur Vervollkommnung vorhandener Kriegsmittel.

Ich bezeichne dies als Hauptzweck dieser Institution, weil das Kriegsmittel oder die Waffe (das Wort in seiner allgemeinsten Bedeutung genommen) der bestimmende Factor der Kriegsführung ist. Die ganze Kriegsthätigkeit besteht in dem Streben, entweder die Waffe zur Geltung zu bringen oder sich vor ihrer Wirkung zu schützen, und wie immer auch die Namen der Künste und Wissenschaften lauten mögen, welche diese Thätigkeit zu üben lehren, der Waffe gegenüber treten sie alle in die zweite Linie, denn nicht sie, sondern der sich ändernde Charakter der Waffe bestimmt, was geschehen muss.

So dächte ich, die technische Abtheilung des Militär-Comité's wäre berufen, auch den Luftballon für die angegebenen Zwecke wenigstens in einem Muster auszubilden, die günstigste Constructionsart festzustellen, durch Uebungen bei Manoeuvres das nöthige Personale heranzubilden, und derart dieses nicht zu unterschätzende Kriegsmittel in unserem Heere einzubürgern. Wäre man ausser Stande, der technischen Abtheilung ähnliche Aufgaben zuzuweisen, dann wäre der Zustand dem vergleichbar, wo man der Mühle kein Getreide, dem Hochofen kein Erz, dem Webestuhle kein Garn mehr liefern könnte; die Werke stünden still und es wäre besser, sie an den Meistbietenden zu veräussern.

Man trennt sich schwer von dem Gegenstande, der uns in dieser flüchtigen Stunde beschäftiget hat, ohne noch einen Blick auf die Zukunft der Aëronautik zu werfen. So reich ist das Bild, welches die Phantasie entrollt, wenn man die willkürliche Beschiffung des Luftmeeres als erfunden denkt, dass man sich gerne mit der Frage beschäftigt, ob und wann die Lösung dieses grössten aller naturwissenschaftlichen Probleme dem Menschengeschlechte beschieden sei.

Die genaue Erörterung dieser Frage führt ziemlich weit und mag — wenn es gewünscht wird — vielleicht einer späteren Stunde vorbehalten bleiben. Für jetzt will ich nur erwähnen, dass die Möglichkeit dieser Erfindung, nämlich der Beschiffung der Luft durch Flugmechanismen, aus dem Grunde ausser Zweifel steht, weil ja diese Erfindung von der Natur selbst vor ungezählten Jahren bereits gemacht worden ist. Das Heer der Vögel und Insecten, mit Inbegriff der fliegen-

den Fische und Säugethiere, stellt uns zahllose und in der mannigfaltigsten Art eingerichtete Flugmechanismen vor Augen, welche sich in der Luft nach Willkür bewegen, und von denen viele selbst dem Sturme trotzen.

Als der Mensch den Luftballon erfand, hat er unbewusst den Walfisch zum Vorbilde genommen, denn, gleich diesem, schwebt der Ballon schwerlos in dem umgebenden Mittel. Aber dieses Vorbild ist schlecht gewählt. Das Bereich des Walfisches — der Ocean — ist in seinen Tiefen, mit Ausnahme weniger und langsam fliessender Strömungen, in absoluter Ruhe; das Bereich des Ballons, das Luftmeer, ist in beständiger, oft stürmischer Bewegung.

In dem ruhigen Mittel bewegt sich der Fisch mit geringer Anstrengung; in dem bewegten müsste dem Ballon eine sehr starke, daher eine sehr schwere und sein Tragvermögen weit übersteigende Kraftmaschine mitgegeben werden, um ungünstige Luftströmungen erfolgreich bekämpfen zu können.

Gewiss wird keiner der belebten Flieger einer Flugmaschine als genaues Vorbild dienen können. Auch die Locomotive hat keine Aehnlichkeit mit dem Rennpferde, das sie an Schnelligkeit und Ausdauer weit übertrifft; aber wie dieses seine Hufe, benützt sie die Rauhigkeit ihrer Räder, um fortwährend neue Stützpunkte zu gewinnen, und bei beiden ist der Grund der Bewegung eine durch Wärme in's Spiel gesetzte Hebelwirkung. Gelingt eine ähnliche Nachbildung eines lebenden Flugmechanismus, dann ist die mechanische Beschiffung der Luft erfunden, allein leider setzt dieses Gelingeu zwei frühere Erfindungen voraus. Die eine, die leichtere, muss den Bau einer Kraftmaschine kennen lehren, welche, bei einem sehr geringen Eigengewichte, eine sehr grosse Kraft äussert; die andere, die schwierigere, muss die Kunst lehren, Wärme, diese Grundursache jeder Bewegung, mit dem geringsten Verlust in Arbeit zu verwandeln.

Wenn wir bedenken, in welcher bewunderungswürdigen Vollkommenheit die Natur diese beiden Probleme in dem fliegenden Thiere gelöst hat, so begreifen wir die Möglichkeit des mechanischen Fluges, aber wenn wir uns vor Augen halten, dass wir eine Verminderung der enormen Gewichte unserer Kraftmaschinen nicht einmal anstreben, und dass die besten unter ihnen kaum 4 von je 100 Krafteinheiten verwerthen, welche der unter ihrem Kessel stattfindende Verbrennungsprocess liefern könnte, so sinkt unsere Zuversicht und wir fühlen, wie ferne noch das Ziel liegt, dessen Erreichung so unabsehbaren Nutzen gewähren würde.

Somit kann ich die beruhigende Versicherung aussprechen, dass die Zeit, in der wir das Luftmeer beschiffen werden, keineswegs nahe liegt. Ich meine beruhigend für Jene, welche, vorgerückt in Jahren und die Möglichkeit dieses Ereignisses leugnend, durch das plötzliche Zustandekommen einer der erwähnten vorbereitenden Erfindungen, sehr unangenehm berührt werden könnten.

Sie sollten sich an die alte Marschallin von Villeroi erinnern, die krank und achtzigjährig, um keinen Preis an die Ballone glauben wollte. Widerstrebend nur liess sie sich in den Tuilerien an ein Fenster tragen, das Aussicht auf den ersten in den Lüften schwebenden Ballon gewährte. Als sie ihn nun erblickte, da ging in der greisen Frau eine merkwürdige Wandlung vor. Von der äussersten Zweifelsucht mit einem Male in die äusserste Glaubensseligkeit verfallend, rief sie händeringend aus: „Ja es ist dennoch wahr; jetzt ist es gewiss, sie werden noch die Kunst erfinden, nicht zu sterben, aber ach — ich werde todt sein, bevor es geschehen ist.“

Die Versuche der k. k. Artillerie-Enquête-Commission im Jahre 1870.

Von Oberst **Johann Freiherr v. Waldstätten** des Generalstabes. [1])

Es dürfte noch ziemlich erinnerlich sein, wie, in Folge der Streitschriften Arcolay's in der Militär-Literatur ein Kampf entbrannte um die Frage: ob das glatte oder das gezogene Geschütz besser sei; anderseits wurde — wenn auch nicht in der Oeffentlichkeit, so doch von competenter Seite — darauf hingewiesen, dass andere Systeme gezogener Geschütze, durch ihre Schusspräcision, dem österreichischen Feldgeschütze weit überlegen seien.

Bei den unangenehmen Erfahrungen, welche man 1866 mit den Handfeuerwaffen gemacht, war eine erhöhte Aufmerksamkeit geboten, um bei den Geschützen nicht die Erfahrungen des Jahres 1859 — da man den gezogenen Geschützen mit glatten gegenüberstand — in anderer Weise wiederholen zu müssen.

Eine Commission sollte ihr Urtheil abgeben, und dieses den Grund zu etwaigen Vorschlägen bieten.

Mir, als einem Mitgliede dieser Commission, wurde die ehrenvolle Aufforderung: hier in gedrängter Kürze die Resultate einer beinahe fünfmonatlichen Thätigkeit zu geben.

Ich übergehe rasch die theoretischen Erörterungen, bei welchen eingehend das in- und ausländische Geschützmaterial verglichen wurde, — so weit es eben aus Tabellen und Schriften zu vergleichen möglich ist. — Basirt hierauf, wurde ein Programm entworfen, nach welchem bei den praktischen Versuchen vorzugehen war.

Schon bei diesen Erörterungen zeigten sich die Schweizer Geschütze, dann die preussischen Hinterlader am meisten den österrei-

[1]) Vortrag vom 9. December 1870.

chischen überlegen an Rasanz und Treffsicherheit; — die Commission wünschte daher diese Geschütze auch mit in Concurrenz zu ziehen.[1])

Dieselben wurden jedoch — wohl der bedeutenden Kosten wegen — nicht angeschafft; dafür aber der österreichische 6pfd. Hinterlader beigezogen, weil er an Kaliber, Pulverladung, Geschossconstruction und Sprengladung dem preussischen Hinterlader vollkommen gleichkommt.

Vorerst wollte die Commission die Geschütze — 4-, 6- und 8-Pfünder — mit Bezug auf Treffwahrscheinlichkeit und Treffeffect unter den günstigsten Bedingungen prüfen, die Maximalleistung auf dem Schiessplatze kennen lernen.

Unter Treffwahrscheinlichkeit ist die Fähigkeit des Geschützes zu verstehen, ein Geschoss auf eine jeweilig bestimmte Entfernung zu schleudern; es ist der Gehorsam der Maschine, und da verschiedene Kräfte dabei mitwirken, sind es die Fehlergrenzen, welche man dabei kennen lernen will.

Der Treffeffect wird durch das Verhalten des Geschosses am Ziele hervorgebracht; es ist also der Unterschied nach Geschossgattungen: Hohlgeschoss und Shrapnel, zu machen, das Verhalten der Sprengstücke

[1]) Die Differenzen sind, wie zu ersehen, nicht sehr erheblich; man hätte aber doch, wenn thunlich, die besten Geschütze zum Vergleiche gehabt. Die Tabellen geben die folgenden Ziffern:

		preuss.		schweiz.	franz.	österr.	
		4	6	8	4	4	8
Geschossgewicht. Pfd.		7·8	11·4	14	7·2	6·4	11·7
Rohrgewicht. „		538	774	1110	589	470	890
Bestrichener Raum in Schritten auf Distanz von	500 Schritt	165	136	159	132	129	127
	1000	74	64	71	55	53	55
	2000	29	25	28	19	20	22
	3000	15	14	14	9	10	12
Trefferprocente auf der Distanz von	500 Schritten	100	100	100	100	100	100
	1000	83	100	100	66	77	72
	2000	34	47	56	18	23—40	29 - 44
	3000	15	21	20	8	9	12—23

Der österreichische und französische 4-Pfünder ist vierspännig, die anderen angeführten Geschütze aber sechsspännig.

und Füllgeschosse, dann endlich der Zünder, welche die Explosion hervorbringen, zu prüfen.

Der erste Abschnitt der Versuche sollte also auf festem, ebenem Schiessplatz, mit genau gemessenen Distanzen, Beobachtung der einzelnen Schüsse etc. etc. stattfinden.

Der zweite Abschnitt der Versuche sollte dann zeigen, wie weit Treffsicherheit und Treffeffect durch jene Momente beeinflusst werden, welche sich im Gefechte zur Geltung bringen. Dazu gehört die unbekannte Distanz, und als Mittel dieselbe kennen zu lernen, die Beurtheilung der Schüsse. Diese wird erleichtert oder erschwert, je nachdem man das Ziel und das Einschlagen der Schüsse zu erkennen vermag, je nachdem also die feuernden Geschütze höher oder tiefer stehen, als das Ziel, und als dasselbe durch natürliche oder künstliche Deckungen mehr oder weniger verborgen oder geschützt ist, je nachdem es ruhig steht oder sich bewegt.

Der Treffeffect wird gemindert durch Gestalt und Beschaffenheit der Oberfläche des Bodens am Ziele und durch Deckungen.

Ich habe also den sogenannten Maximalversuch, dann den feldmässigen Versuch, endlich die mit den Kartätschen angestellten Versuche zu besprechen.

Maximal-Versuch.

Derselbe zerfiel in:

1. Schiessen der Hohlgeschosse;
2. „ „ Shrapnels;
3. Werfen der Hohlgeschosse.

Für 1. und 2. wurde ein Ziel erbaut, mit der Absicht, möglichst viele Geschosse, Sprengpartikel, Füllgeschosse etc., wenn es möglich gewesen wäre, alle aufzufangen — um eben ihr Verhalten kennen zu lernen. Wie bekannt benützt man dazu Scheibenplanken als Durchschnittsflächen der Flugbahnen und fängt dadurch den grössten Theil der wirksam werdenden Geschosse etc. auf.

Es wurden zehn Wände, jede 100 Schritte lang, 6 Fuss hoch, mit zwei Zielschwarzen (2 Schusslinien) aufgestellt. — Die ersten sechs Wände waren auf je 25 Schritt hintereinander und bestanden aus zweizölligen Pfosten, damit die schwächeren Sprengstücke, welche in lebenden Körpern stecken bleiben, nicht mehrere Scheibendurchgänge erzeugen (für Shrapnels waren der Ersparniss wegen nur Bretter verwendet); die 7. und 8. Planke auf je 50 Schritte } alle aus Brettern.
„ 9. „ 10. „ „ „ 100 „ }

Um nun die erste Frage zu beantworten: Trifft das Geschütz den Punkt, welchen man zu treffen beabsichtigt, und welche Abweichungen kommen dabei vor? sind die Geschossaufschläge das sicherste Mittel, und diese sind in Seiten- und Längenabweichungen zu theilen. Die ersteren sind selten erheblich und betragen erst auf mehr als 1000 Schr. Entfernung mehr als etwa eine Klafter.

Anders die Längenabweichungen; die grösseren Streuungen bleiben auf allen Distanzen zwischen 150—250 Schritt; beim 6-Pfünder immer am geringsten; —die mittleren, nach meiner Annahme, der Raum, auf welchen die Hälfte der Geschosse fällt, betragen bei den kleineren Distanzen ungefähr 20, bei den grösseren Distanzen 40—50, bei 3000 Schritt schon bis 60 Schr.; wobei wieder der 6-Pfünder sich stets in engeren Grenzen hielt als der 4- und 8-Pfünder.

Die Unterschiede in der Längenstreuung scheinen also nicht so bedeutend; anders ist dieses, wenn man die Scheibendurchgänge in der ersten Planke betrachtet, welche man direct zu treffen beabsichtigt, wo eben die Rasanz der Flugbahnen oder der bestrichene Raum von Einfluss werden.

Da ergab z. B. bei 600 Schr., wo der bestrichene Raum (6 Fuss hohes Ziel) ungefähr 100 Schritt beträgt,

der 4-Pfünder 90 Proc., 8-Pfünder 80 Proc., 6-Pfünder 90 Proc. directe Treffer;

bei 1000 Schritt, wo der bestrichene Raum 55—64 Schritte beträgt, der 4-Pfünder 45 Proc., 8-Pfünder 35 Proc., 6-Pfünder 84 Proc.;

bei 1500 Schritt, wo der bestrichene Raum 30—35 Schritte beträgt, der 4-Pfünder 30 Proc., 8-Pfünder 30 Proc., 6-Pfünder 43·3 Proc. directe Treffer;

bei 2000 Schritt, wo der bestrichene Raum 20—25 Schritte beträgt, der 4-Pfünder 15 Proc., 8-Pfünder 23 Proc., 6-Pfünder 33 Proc.

bei 3000 Schritt, wo der bestrichene Raum 10—15 Schritte beträgt, der 4-Pfünder 5 Proc., 8-Pfd. 7 Proc., 6-Pfd. 23 Proc. directe Treffer.

Alle diese Daten erreichen selten das Mittel der bei den Truppenübungen erzielten Resultate und wurden, wie später zu ersehen sein wird, bei dem feldmässigen Versuche ebenfalls bessere Resultate erzielt. Immer ist das Mittel um so verlässlicher, je grösser die Zahl der Schüsse; hier konnten nur verhältnissmässig wenige Schüsse gegeben werden, wollte man nicht die Commission gleich auf Jahre hinaus beschäftigen (der Maximal-Versuch dauerte 30 Tage und wurde von 7 Uhr Früh bis 3—4 Uhr Nachmittags geschossen).

In Betreff der Rasanz finden wir z. B. bei blinden Schüssen:

beim 4-Pfünder auf 500 Schr. ein Gesch., welches 6 Planken,
„ „ „ „ „ „ „ „ 7 „
„ „ „ 600 „ „ „ „ 5 „
„ „ „ „ „ „ „ „ 8 „
„ „ „ 700 „ 3 „ „ 3 „
„ „ „ 1000 „ 1 „ „ 4 „
„ „ „ 1500 „ 1 „ „ 6 „
„ 8-Pfünder „ 2000 „ 3 „ „ 3 „
„ 6-Pfünder „ 1000 „ 2 „ „ 2 „
„ „ „ 1500 „ 1 „ „ 2 „
durchschlug, wobei mitunter Geller vorkamen; wie überhaupt das gezogene Geschütz vielleicht ebenso gute Gellschüsse liefert, wie das glatte, wenn das Geschoss nicht explodirt.

Schon hieraus sieht man, ein wie wenig dankbares Geschäft es ist, auf 3000 Schr. zu schiessen. Das Geschütz, welches auf 500 Schr., wenn eingeschossen, nicht leicht aus dem Zielschwarzen von 3 Fuss Durchmesser kömmt, trifft auf 3000 Schr. selten die Scheibe. Auf 500 Schr. bewirkt ein Fehler von 3 Fuss Höhe in der Planke einen Unterschied von etwa 60 Schritt im Aufschlag.

Auf 3000 Schr., wo, wie erwähnt, nur die Hälfte der Geschosse auf einen Raum von 50—60 Schritt fällt, hat man — da der bestrichene Raum nur 10 Schr. beträgt — die Aussicht, nur mit einem Sechstel der eigentlich treffenden Geschosse directe Treffer zu erzielen. Dies gibt also 8 Proc. Von einer Beurtheilung des Schusses auf diese Distanz ist nur unter sehr günstigen Umständen die Rede; dabei muss aber noch wenigstens auf die mittlere Längenstreuung Bedacht genommen werden. Man weiss nicht, ob der Schuss um 30 Schr. zu kurz oder ebensoviel zu weit war, abgesehen von den anderen 50 Proc., welche bis 250 Schritte fehlen.

Noch auffallender wird das Verhältniss, wenn man die Sprengpartikel in Betracht zieht.

Es handelt sich nun um die Beantwortung der zweiten Frage, nämlich: Welchen Effect äussern die Sprengpartikel, welche Richtung nehmen sie, wie weit streuen sie etc.

Der grösste Sprengeffect zeigt sich immer auf derjenigen Planke, welche dem Explosionspunkte zunächst liegt, und hier also nie weiter als 25 Schr. entfernt war; — ich sage nicht auf der zweiten Scheibenplanke, weil ja die Explosion nicht immer in oder hinter der vordersten Planke erfolgt. — Aber auch die Zahl der aufgefangenen Sprengstücke ist sehr verschieden. Wenn die Explosion sehr nahe an der Planke erfolgt, so

treffen gewöhnlich sehr viele Sprengpartikel in dieselbe, liegen aber sehr dicht, also auf verhältnissmässig kleinem Raum beisammen. Es fehlt dann die Streuung, wodurch eben der Effect des Schusses erhöht, die Wirkung vervielfältigt werden soll.

Auch die Grösse der Sprengpartikel ist sehr verschieden, und wechselt von etwa 2 Pfd. schweren Stücken bis zu Splittern, kleiner als der Kopf eines Hufnagels. Es ergaben sich folgende Resultate, wobei nur die durchgegangenen oder stecken gebliebenen Stücke gerechnet sind.

Dist.	Geschoss	Sprengstücke per Schuss				
		Planke zunächst der Expl.-Stelle			Nächstfolgende Planke.	Auf allen 10 Plank.
		Minim. [1]	Maxim.	Mittel	Mittel	Mittel
600	4-Pfd.	2	21	9	2·5	12
	8-Pfd.	4	26	14	5	22
	6-Pfd.	9	32	20	7	31
1000	4-Pfd.	2	20	11	1·5	13
	8-Pfd.	7	19	11	3·4	18
	6-Pfd.	10	33	19	5·5	28
1500	4-Pfd.	1	16	5	1	8
	8-Pfd.	2	28	10	1·8	14
	6-Pfd.	5	43	18	5	25
2000	4-Pfd.	2 Schuss ohne Effect	16	3	0·25	4
	8-Pfd.	3	26	8	2·5	12
	6-Pfd.	4	29	13	5	21
3000	8-Pfd.	wurde lagenweise markirt				6
	6-Pfd.					12
	4-Pfd.		11 Schuss ohne jeden Effect. 15 Schuss mit je 1 Tr., 6 Schuss mit je 2, 6 Schuss je 3, — 6 Schuss je 4 und mehr Treffer per Schuss. — Von allen 46 Schuss erlangte man auf der 7., 8., 9. und 10. Planke nur 2 Treffer.				

[1]) In der Rubrik Minimum ist der Schuss, welcher den geringsten, in der Rubrik Maximum, jener, welcher den stärksten beobachteten Effect gab, eingetragen, während die anderen Rubriken die Mittel aus allen beobachteten Schüssen geben.

Anders würden sich wohl die Effecte herausstellen, wenn man die Zusammenstellung nur nach Planken machen würde; dann hätte man wohl den Gesammteffect aller Schüsse, man könnte aber nicht auf den einzelnen Schuss schliessen.

Dies könnte dann zu falschen Folgerungen führen. Man würde glauben, dass die Sprengstücke noch einen bedeutenden Raum in die Tiefe unsicher machen, und dass bei grösseren Distanzen die Wirkung in die Tiefe bedeutender sei als bei kleinen, während gerade das Gegentheil eintritt. Es müssen nämlich die Längenstreuungen der Geschosse überhaupt, auch mit in Rechnung gezogen und noch der Umstand berücksichtigt werden, dass das Geschoss zuweilen 2—4 Planken durchschlägt, sogar noch gellt, bevor der Zünder functionirt.

Die Zahl der Sprengstücktreffer nimmt rapid bei den grossen Distanzen ab: sie scheinen gleichsam zu verflüchtigen. Es ist dies auch ein Ergebniss, welches die Kriegserfahrung schon zeigt: schoss der Feind auf weite Entfernung, so war auch beim richtigen Einschlagen der Geschosse kein Verlust wahrnehmbar.

Die Sprengpartikel gehen nur bei nahen Distanzen **flach** fort. Diese Beobachtung konnte genau gemacht werden, weil Boden und Spitze des 4- und 8-Pfünders beinahe immer ganz bleiben und die Scheibendurchgänge als kreisrunde Löcher — in 2, 3—6 Planken — zu verfolgen waren, von 1500 Schritt aber schon nicht mehr.

Ein grosser Theil der Sprengstücke wird in ganz unregelmässigen Bahnen weggeschleudert; manche fallen erst nach geraumer Zeit zur Erde und werden bei steileren Einfallswinkeln stark nach seitwärts getrieben, sind aber matt und wirken nur durch das Gewicht und den Fall.

Nur die Spitzen gehen in der Schusslinie weiter, aber auch in hohen Bogen. Sie wurden in 12 Fuss hohen Planken nicht aufgefangen, wohl aber mehrere hundert Schritte hinter der letzten Planke gefunden. Manche Sprengstücke bleiben an der Explosionsstelle liegen. Die Sprengwirkung ist bei grossen Distanzen nur in der Nähe der Explosionsstelle **erheblich**, überhaupt aber **ungleichförmig** und daher **nie genau zu bestimmen**.

Weil auf 3000 Schr. die Treffwahrscheinlichkeit sehr abnimmt und sich keine genügende Sprengwirkung mehr äussert, welche es rechtfertigen würde, zu schiessen, kann mit aller **Bestimmtheit** ausgesprochen werden, dass es nur ein **seltener** Ausnahmsfall sein kann, auf diese Distanz zu schiessen.

Diese „Mängel" oder „Vorzüge" — es ist schwer für den Taktiker, darin zu entscheiden — haften allen gegenwärtig bestehenden Geschützsystemen an, denn wenige Procente auf oder ab können hier nicht von Einfluss sein. So z. B. geben die Tabellen auf 3000 Schr. Entfernung

		Proc. Treffer	bestr. Raum Schritt
preuss.	4-Pfünder	15	15
„	6- „	21	14
schweiz.	8- „	20	14
„	4- „	—	10
englische	12- „	—	15
französ.	4- „	8	7
„	12- „	2	9
österreich.	4- „	9	10
„	8- „	12	12
„	8- „	23	nach den Truppenrelazionen des

Jahres 1868.

Es ist der Grundsatz: dass 2000 Schr. die wirksame Schussdistanz sei, von der Artillerie wohl anerkannt, aber nicht befolgt worden; denn es wurde jährlich eine bedeutende Zahl Schüsse auf 3000 Schritte und darüber gegeben, und es wurde anderseits von der Artillerie im Krieg und Frieden oft gefordert, auf 3000 Schr. und darüber zu schiessen.

Auch artilleristische Werke sprechen noch immer von „erheblicher“ oder „namhafter“ Wirkung bis auf 4000 Schritt. — Im Verhältniss schiesst auch das Geschütz auf weite Distanzen besser als auf nahe. Da aber die taktische Forderung auf allen Distanzen dieselbe bleibt — nämlich zu treffen, so nützt das „verhältnissmässige“ Treffen oder Nichttreffen nichts.

Die strenge Forderung: für das Feldgeschütz die Distanz von 3000 Schr. schon als eine solche zu erkennen, welche der Leistungsfähigkeit nicht mehr entspricht, ist von grosser Wichtigkeit, und hat eine Reihe von Consequenzen für die Taktik der verbundenen Waffen.

Mit Einem Worte, je kleiner der wirksame Feuerbereich, desto geringer die Freiheit in der Wahl der Aufstellung, desto beschränkter die eigentlich wirksame Thätigkeit.

So wird z. B. eine Batterie manchen günstigen Punkt nicht als Aufstellung wählen oder eine solche verlassen, wenn der Feind weiter als 2000 Schr. ist, und näher heranfahren; während man bisher hauptsächlich nur die dominirenden Punkte aufsuchte, um nicht — oder so wenig als möglich — von den feindlichen Batterien überhöht zu werden, ohne Rücksicht auf die Entfernung. Ebenso war die Artillerie jetzt schwer zu einem Positionswechsel zu bewegen; auch dabei muss wieder etwas nachgegeben werden, zumal es gar nicht gleichgiltig ist, ob eine Batterie 1000 Schritt näher oder weiter ist; selbst 500 Schr. werden

schon merkbar sein. Dadurch wird sich die Artillerie wieder etwas mehr den Bewegungen der anderen Waffen anschliessen, eine Forderung, welche besonders die Infanterie stellt, weil sie nur ungerne sich des moralischen Eindruckes begibt, den die Artillerie auf die feindliche Infanterie hervorbringt, und weil die Mitwirkung der Artillerie beim Angriffe durch nichts ersetzt werden kann.

Man wird ferners wieder die äusserste Entfernung, auf welche zwei Artillerie-Abtheilungen von einander aufgestellt werden können, wenn das ganze Zwischenterrain unter das Feuer genommen werden soll, auf höchstens 3000 Schritt festsetzen müssen.

Erst wenn die Erkenntniss des wirksamen Schussbereiches in Fleisch und Blut übergegangen ist, werden sich wieder richtige Grundsätze — die immerhin etwas zu stark verschoben wurden — bei der Verwendung der Artillerie zur Geltung bringen. Gerade weil man vom gezogenen Geschütz mehr verlangte als es leisten konnte, weil man die äusserste Grenze seiner Leistungsfähigkeit für die normale hielt, und noch über diese Grenzen hinausging, traten vor dem Feinde nicht jene Erfolge ein, die man erwartete, und man erwartete Erfolge, wo keine Möglichkeit für selbe vorhanden war.

Sobald man nun im vollen Bewusstsein, dass auf 3000 Schr. wohl geschossen, aber zu wenig getroffen wird, auf die Distanz von 2000 bis 1200 Schritt mit der Artillerie herangeht — aber doch ausserhalb des intensiven Gewehrfeuers bleibt — werden sich die in dem Exercir-Reglement der Artillerie angekündigten „grossartigen Erfolge in kürzester Zeit" unvermeidlich zeigen. Dann erst wird der volle Werth des gezogenen Geschützes und seiner Projectile in glänzender Weise hervortreten.

Ich habe hier noch einige Worte über den Vergleich des 8-Pfünders und des 6-Pfünders anzuführen, weil in den späteren Versuchen der 6-Pfünder nicht mehr beigezogen wurde, da gegenwärtig in Preussen keine Shrapnels in Verwendung sind.

Der 6-Pfünder trifft besser und hat einen grösseren Sprengeffect; dieses Factum steht fest und es lässt sich erklären; das Hinterladgeschütz ist länger, schwerer, wurde noch auf 3000 Schr. über die Länge des Rohrs gerichtet, während der 8-Pfünder kürzer, leichter, und bei 3000 über den Anguss gerichtet wird.

Das Geschoss des 6-Pfünders zerschellt in eine grössere Zahl Stücke, während beim 8-Pfünder Boden und Spitze, letztere etwa 1 bis 2 Pfd. schwer, beisammen bleibt. Da ausserdem Zünder, Sprengla-

dung und Drallwinkel verschieden sind, dürfte vielleicht auch hierin ein Grund zu einer grösseren Sprengwirkung zu suchen sein.

Allein der Hinterlader hat auch Nachtheile. — Als den bedeutendsten möchte ich die Behandlung des Geschosses beim Geschütz bezeichnen. — Es hat nämlich einen Percussionszünder, von dem erst der Schläger oder Nadelbolzen durch den Sicherheitsstift festgestellt, dann der Zünder eingeschraubt werden muss; fehlt der Sperrstift, so kann das Geschoss, wenn es beim Laden fällt, explodiren. Das Laden geschieht ausserdem gegenwärtig langsam, gegen den 8-Pfd. wie 1 : 3 — und ist anstrengend; die Bedienungsmannschaft ist rückwärts auf einem Klumpen beisammen.

Der österreichische Zünder hat im Frieden vielleicht mehr Versager als der preussische — doch nicht mehr als 4 bis 5 Proc.; — aber er ist vollkommen gefahrlos und braucht keine Manipulation beim Geschütz. Er functionirt nicht jedesmal rasch genug, und dürften deshalb auch — wenn das Geschoss im aufsteigenden Aste platzt — manche Sprengstücke in hohen Bogen verschleudert werden.

Shrapnels.

Der Hinterlader hat gegenwärtig, in Preussen, kein Shrapnel. Das österreichische Shrapnel hat sich hingegen bei den Versuchen so vorzüglich erwiesen, dass es die höhere Wirkung des Hinterladers vollkommen paralysirt, — so lange derselbe nicht auch ein gleiches Shrapnel besitzt.

Ich gebe im Nachfolgenden einige Daten.

4-Pfünder:

600 Schritt 20 Schuss, 1 blind, 2155 Treffer in allen Planken, 443 Sprengstücke, 1712 Bleik. = 107 pr. Schuss, davon 510 auf der 2., 242 auf der 5., 40 auf der letzten Planke.

1000 „ 25 Schuss, 4 blind, also 21 in Rechnung, 2067 Tr. in allen Pl., 392 Spr., 1675 Bleik. = 100 pr. Schuss, 565 auf der 1., 142 auf der 5., 30 auf der 10. Planke.

1500 „ 25 Schuss, 1 blind, 1887 Tr. in allen Pl., 380 Spr. 1507 Bl. = 78 pr. Sch. 558 auf der 1., 101 auf der 5., 12 auf der 10. Planke.

8-Pfünder:

700 Schritt 20 Schuss, 3181 Tr., 478 Spr., 2703 Blei = 159 pr. Sch. 771 auf der 2., 480 auf der 5., 162 auf der 10. Pl.

1200 Schritt 25 Schuss, 4045 Tr., 537 Spr., 3538 Blei = 163
pr. Sch. 911 auf der 2., 358 auf der 5., 47 auf der 10. Pl.
2000 „ 25 Schuss, 1 blind, 2365 Tr., 324 Spr., 2041 Blei, = 98
pr. Sch., 824 auf der 2., 84 auf der 5., 5 auf der 10. Pl.

Auch hier nimmt die Streuung in die Tiefe bei den grösseren Distanzen ab, übertrifft jedoch die der Hohlgeschosse bedeutend. Einestheils um die Tiefe des bestrichenen Raumes, anderseits um die Empfindlichkeit der Shrapnels gegen Schätzungsfehler bei der Distanz kennen zu lernen, wurde bei dem 4-Pfünder in der Entfernung von 1500 Schr. — 300 Schr. am Aufsatz und ebenso viel an der Tempirung — beim 8-Pfünder analog bei 2000 Schr. Distanz ebenso viel abgebrochen; dabei ergaben sich bei je sechs Schuss, beim

4-Pfünder 76 Treffer auf alle 10 Pl., also 15 pr. Sch.,
8- „ 84 „ „ „ „ „ 17 „ „

ausserdem wurde bei Gelegenheit des Kartätschenversuches auf eine **einzelne** Planke mit vortempirten Shrapnels geschossen[1]), und zwar

beim 4-Pfünder					
Aufsatz	500 Schritt	bei 8 Schuss	je	6.7	Treffer pr. Schuss.
„	600 „	„ „	„ „	6.3	
„	700 „	„ 9	„ „	7.1	
beim 8-Pfünder					
Aufsatz	600 Schritt	bei 10	„ „	13.	
„	700 „	„ „	„ „	9.8	
„	800 „	„ „	„ „	10	

Es stellte sich hier, wie auch später, heraus, dass man wohl die meisten Treffer erhält, wenn das Shrapnel wenige Schritte vor der Scheibe und etwa auf Mannshöhe springt; die Treffer liegen aber dann sehr eng beisammen, wirken also nicht so viel, als wenn sie gehörig streuen. Um eine genügende Streuung zu erhalten, muss das Shrapnel etwa 100 Schritt vor und 20—30 Fuss hoch platzen. — Man trifft auch dann schon deshalb mehr, weil nicht so oft überschossen wird, was allerdings geschieht, wenn man ein kurzes Sprengintervalle anstrebt. Ein Unterschätzen der Distanz ist also nicht von Nachtheil, wohl aber ein Ueberschätzen. Der Zünder des Shrapnels functionirt staunenswerth richtig, besonders auf die weiteren Distanzen.

Bei allen Vorzügen des Shrapnels bleibt aber die Beurtheilung

[1]) Das vortempirte Shrapnel — eine nicht ganz glücklich gewählte Bezeichnung — ist dasjenige, welches mit der Tempirung, auf welche es im Laboratorium eingestellt ist, geschossen wird. Die Shrapnels des 4-Pfd. sind auf 400, jene des 8-Pfd. auf 500 Schritt vortempirt.

des Schusses viel schwieriger, der moralische Effect der Explosion geringer als beim Hohlgeschoss, und verlangt die Tempiruug des Zünders eine Manipulation beim Geschütz; doch ist dieselbe viel einfacher und rascher vollzogen als das Einsetzen des Zünders beim Hinterlader.

Im Allgemeinen möchte ich noch über das Schiessen mit gemessenen Distanzen bemerken, dass jedes Geschütz anders schiesst, und der normale Aufsatz, je nach Geschütz, Witterung etc., oft um mehr als 50 Schritte höher oder tiefer genommen werden muss; also der Vormeister sein Geschütz kennen lernen soll.

Feldmässiger Versuch.

Ich habe früher schon bemerkt, welchen Zweck man mit dem feldmässigen Versuch verband.

Neben diesen verschiedenen Momenten wollte man nicht mehr den Eindruck des einzelnen Schusses, des einzelnen Geschützes, sondern auch den Totaleindruck, den eine — gefechtsmässig schnell — feuernde Batterie ausübe, auf sich wirken lassen.

Es wurden daher jedesmal eine 4- und eine 8-Pfünder-Batterie zu vier Geschützen zu den Versuchen verwendet.

Ich gebe vor Allem das Programm für die verschiedenen Versuche und zwar:

1. Beschiessen einer markirten feindlichen Batterie mit Hohlgeschossen auf 1200 und 2000 Schritt, aus zwei Aufstellungen, so dass die feuernde Batterie einmal höher und einmal tiefer stand, als das Ziel.

Dabei bemerke ich, dass alle Distanzen ungefähr nach dem Plan geschätzt waren und den Batteriecommandanten ihre Aufstellungsplätze vollkommen unbekannt blieben, bis sie dahin geführt wurden.

2. Beschiessen einer Compagniecolonne auf 1800 Schritt mit Hohlgeschossen und Shrapnels aus zwei Aufstellungen.

3. Beschiessen einer Compagniefront, auf 1200 Schritt mit Hohlgeschossen und Shrapnels, ebenfalls aus zwei verschiedenen Aufstellungen.

4. Beschiessen einer Plänklerlinie auf 600 Schritt, aus mässig dominirender Stellung mit Hohlgeschossen, dann mit vortempirten und richtig tempirten Shrapnels, endlich mit Kartätschen.

5. Beschiessen einer an einer Waldlisière aufgestellten Plänklerlinie, aus 1500 Schritt Entfernung mit Hohlgeschossen und Shrapnels.

6. Beschiessen und Bewerfen einer normalen Feldschanze auf etwa 1500 Schritt.

7. Schiessen, während einer bestimmten Zeit, auf 3 verschiedene Planken.

ad 1. Die markirte Batterie bestand aus 6 alten Laffeten, 3 Munitionswägen bei den Geschützen, 3 auf 140 Schritt hinter dem rechten Flügel; 54 Soldaten, 54 Pferde durch Bretter markirt. Dabei muss bemerkt werden, dass die markirten Leute und Pferde eben nur aus einfachen Brettern bestanden und häufig nur die schmale Seite des Brettes gegen die feuernde Batterie gekehrt war. Zwei Geschütze waren durch Erdaufwürfe von 2 Fuss Höhe gedeckt. Die Batterie stand hinter einer leichten Terrainwelle, so dass der im Niveau stehende Beschauer nur die Geschütze des linken Flügels ganz, jene des rechten Flügels unvollständig, Munitionskarren gar nicht sehen konnte. Die Batterie hatte als Hintergrund eine sanfte Lehne.

Es wurden auf

2000	Schritt	mit	4-Pfd.	40	Schuss	in	2	Serien aus der Tiefe,
„	„	„	„	20	„	„	1	„ von der Höhe,
1200	„	„	„	16	„	„	1	„ aus der Tiefe,
„	„	„	„	16	„	„	1	„ von der Höhe,
2000	„	„	8-Pfd.	40	„	„	2	„ „ „ „
1200	„	„	„	32	„	„	2	„ aus der Tiefe gemacht.

Dabei erhielt man Treffer:

1 Ser. 4-Pfd.	Mann	Pferde;	8-Pfd.	Mann	Pferde
	11	7	—	12	11
2 „ „	9	6	—	4	9
3 „ „	4	9	—		
4 „ „	5	4	—	7	16
5 „ „	7	9	—	10	4

2 Protzkasten durch 4-Pfd. zerschossen, — durch 8-Pfd. 2 Geschütze demontirt, 2 Protzkasten, 1 Laffetenrad zertrümmert.

Der Unterschied in der Aufstellung macht keinen wesentlichen Unterschied in den Treffern.

Die ganze flache Welle vor der Batterie war von der Höhe nicht wahrzunehmen und täuschte bei der Beurtheilung der Schüsse.

ad 2. Die Compagniecolonne bestand aus vier Bretterwänden, je 24 Schritt lang, 3 Klftr. Abstand, 5 Fuss hoch, grau angestrichen. Sie stand auf einer Welle, hatte entfernten Wald als Hintergrund und hob sich deshalb vom Horizont nicht ab.

Hohlgeschosse. (4 Serien.)

1800 Schritt 4-Pfd. 20 Schuss 31 Treffer } von der Höhe,
20 „ 120 „

1800 Schritt 8-Pfd. 20 Schuss 56 Treffer } aus der Tiefe.
20 „ 136 „

Dies gibt für die 1. Serie 1·5 }
„ „ 2. „ 6 } Treffer per Schuss,
im Mittel 3·7 }
für die 3. Serie 2·5 }
„ „ 4. „ 6·8 } Treffer per Schuss.
im Mittel 4·6 }

Entgegengehalten gab der Maximalversuch auf
2000 Schritt 4-Pfd. 4 } Treffer pr. Schuss auf allen 10 Planken, die um 1 Fuss höher waren.
8-Pfd. 12 }

Der Vergleich der 1. und 3. mit der 2. und 4. Serie zeigt den Unterschied zwischen der nicht eingeschossenen Batterie mit der eingeschossenen.

Shrapnels.

1800 Schritt 4-Pfd. 20 Schuss 290 Treffer von der Höhe, 15·6 pr. Sch.
20 „ 332
8-Pfd. 40 „ 1555 „ aus der Tiefe, 38 „ „

Der Unterschied in der Stellung machte keinen Einfluss.

ad 3. Die Compagniefront, 70 Schritt lang, auf derselben Stelle, wo die Colonne stand, deren erste Scheibe verlängert wurde.

Hohlgeschosse.

1200 Schritt 4-Pfd. aus der Tiefe, 40 Schuss, 59 Treffer, dar. 14 directe Treffer,
„ „ 8-Pfd. von der Höhe, 40 Schuss, 55 Treffer, dar. 12 directe Treffer.

Der Maximalversuch gab auf 1500 Schritt 30 Proc. directe Treffer, hier 4-pfd. 37 Proc., 8 pfd. 30 Proc., wo die Batterien sich erst einschiessen mussten.

Von den Hohlgeschossen explodirten manche in der Tiefe, einige im Walde.

Shrapnels.

4-Pfd. aus Höhe, 40 Schuss, 333 Treffer, 5 blind, 8·3 pr. Schuss.
8-Pfd. „ Tiefe, 40 „ 928 „ 23 „ „

Die ganze Scheibenplatte war vollständig mit Treffern überstreut.

ad 4. In einer Frontlänge von 100 Schritt waren 50 Brettstücke, 2—3 Fuss hoch, $1 \frac{1}{2}$—2 Fuss breit, als Plänkler aufgestellt; vor denselben befand sich ein 2 Fuss tiefer Graben und leichtes Gestrüpp; sie waren kaum sichtbar.

Hinter der Plänklerlinie, etwa 50 Schritt, waren aus eben solchen Brettstücken 3 Unterstützungen à 15 Mann formirt, in 2 Gliedern, mit je 1 Fuss Intervalle aufgestellt.

Vor den Unterstützungen zog ein steiniger, bis 4 F. tiefer Hohlweg.

Schräg zur Plänklerlinie, vor derselben, führt die Strasse von Bruck zum Bäckerkreuz.

Die Batterien standen, mässig dominirend, auf etwa 600 Schritt.

Hohlgeschoss.

4-pfd.	40 Schuss,	25 Treff.,	11 Mann Plänkl.	7 Unterst.	9 Minuten Feuer.
8-pfd.	40 „	49 „	19 „ „	15 „	

Temp. Shrapnel.

4-pfd.	20 Schuss,	80 Treff.,	23 Plänk.,	11 Unterst.	6 Minnten.
8-pfd.	20 „	234 „	21 „	14 „	

Vortemp. Shrapnel.

4-pfd.	20 Schuss,	37 Treff.,	15 Plänk.,	13 Unterst.	1 1/2 Minuten.
8-pfd.	20 „	97 „	16 „	20 „	

Kartätschen.

4-pfd.	8 Schuss,	5 Treffer,	3 Plänk.,	2 Unterst.	(500 Sch.)
8-pfd.	8 „	4 „	3 „	1 „	(600 Sch.)

Wenn auch die Hohlgeschosse nicht mehr wirken würden, als Kartätschen, so ist doch der moralische Effect der ersteren ein überwältigender, so dass wohl mit Bestimmtheit behauptet werden kann, dass durch einen so vertheidigten Raum keine Infanterie passiren könne.

Zum Vergleich wurde mit 50 Schützen auf die markirte Batterie geschossen, auf 600 Schr. durch 2 Minuten Schnellfeuer 8 M. 8 Pf.
auf 500 Schr. „ 2 „ „ 19 „ 11 „
getroffen, dabei 700 Patronen verschossen.

Die Artillerie wird, hienach zu schliessen, auf 600 Schritt nicht auffahren, wohl aber auf diese Entfernung noch gegen Infanterie-Plänkler sich behaupten können, besonders wenn Pferde und vielleicht auch Bedienungsmannschaft gedeckt sind.

ad 5. Eine Plänklerlinie, wie die eben beschriebene, von 112 Mann, stand an einem Waldrande, der einen sehr stumpfen Winkel bildet, hinter einem Aufwurf, der einen flachen Graben vor sich hatte. Aufwurf und Graben, vor Jahren zur Begrenzung des Waldes angelegt, sind mit Gestrüpp bewachsen, auch der Wald selbst hat dichtes Unterholz. Die Plänklerlinie hatte eine Ausdehnung von 200 Schritt, hinter derselben standen drei Unterstützungen von 25, 47 und 26 Mann.

Die Schusslinie lief sehr schräg gegen die Front, so dass beinahe nur die schmalen Seiten der Brettstücke der Batterie zugekehrt waren. Von

den markirten Plänklern war gar nichts zu sehen und wurden nur die Endpuncte der Aufstellung durch ein Brett markirt; die Batterie stand etwas dominirend auf 1500 Schritt.

Als Resultat ergab sich:

8-Pfünder	20 Hohlgeschosse	12 Plänkler,	2 Unterst. getroffen.	
	40 Shrapnels	29 Mann / 52 Treff.	Plänkler,	10 M. / 11 Treff. Unterst.
4-Pfünder	40 „	46 Mann / 71 Treff.	„	10 M. / 21 Treff. „

Besonders die Hohlgeschosse richteten im Walde arge Verwüstungen an; die bis zu einem Schuh dicken Stämme wurden durchschossen, starke Aeste herabgerissen, dazu das Explodiren der Geschosse; das Alles hätte einer Truppe den Aufenthalt sehr verleidet.

ad 6. Eine Normalschanze, wie sie von der Genietruppe erbaut wird, mit tiefen Schutzgräben und einer quer durchgehenden Traverse, mit vier Geschützen armirt, wurde auf 1500 Schritt beworfen und beschossen.

Die Schanze ist sehr nieder, also schwer zu fassen.

Als Resultat ergab sich:

4-Pfünder		
40 Wurf,	8 Treffer,	11 blinde Geschosse,
40 Schuss,	30 „	5 „ „
8-Pfünder		
40 Wurf,	8 „	9 „ „
40 Schuss,	20 „	0 „ „

Die Beschiessung hat neuerdings gezeigt, dass Erdwerke durch Feldgeschütz nicht leicht zu zerstören sind, denn mit Ausnahme von zwei Scharten hatte die Schanze wenig gelitten.

Die Mannschaft ist in den Schutzgräben vollkommen gedeckt; wenn sie aber auf das Banket tritt, wird sie — besonders durch das Shrapnelfeuer — sehr leiden.

Der Angreifer muss also durch seine Infanterie trachten, jene des Gegners auf's Banket zu ziehen und dann die Artillerie wirken lassen.

Der Wurfeffect war ein ganz geringer und dürfte das Beschiessen wohl immer bessere Resultate geben.

ad 7. Drei Planken wurden aufgestellt, auf 500, 1000 und 1500 Schritte vom Batteriestand, je 50 Schr. lang, 9 Fuss hoch.

Diese Planken wurden nun zweimal beschossen, und zwar das erstemal 3., dann 2., dann 1. — beim zweitenmal 2., 1., und 3, unter der Annahme, dass dies eine sich bewegende Cavalerie sei.

Das Feuer dauerte auf jede Planke zwei Minuten, unmittelbar darauf wurde gewechselt, sofort neu gerichtet etc. und sogleich wieder mit dem Feuer begonnen. Dieses Wechseln des Zieles etc. nahm $1^1/_2$ Minuten in Anspruch.

Als Resultat ergab sich:

4-Pfünder	1500 Schritt,	16 Schuss,	14 Treffer,	1 directe Treffer;	
	1000 „	17 „	19 „	2 „	„
	500 „	15 „	30 „	12 „	„
8-Pfünder	1000 „	15 „	16 „	7 „	„
	500 „	19 „	46 „	5 „	„
	1500 „	17 „	31 „	1 „	„

Für den Versuch 6 und 7 waren keine Shrapnels beantragt.

Im Ganzen brachten alle feldmässigen Versuche einen bedeutenden Eindruck hervor, das schnelle Feuer auf nähere Distanzen war geradezu erschütternd, und doch waren nur Batterien zu vier Geschützen in Thätigkeit.

Vor Allem trat klar hervor, dass das Geschütz eine Maschine sei, welche einer sorgfältigen Behandlung bedarf; diese ist keine einfache, und es ist hauptsächlich die geistige Arbeit des Batteriecommandanten, die hier in Betracht kömmt.

Der Vormeister, der richtig zielt, der Officier, welcher genau beobachtet, vor Allem der Batteriecommandant, der die Distanz verlässlich angibt und dann mit Ruhe und Kaltblütigkeit seine Batterie leitet, geben erst den Erfolg.

Der Infanterist muss sein Gewehr zu handhaben verstehen, der Compagniecommandant verwendet den Soldaten.

Dem Batteriecommandanten obliegt ausser der taktischen Verwendung, die Wahl der Geschosse, das Schätzen der Distanz und die Leitung des Feuers. Eine schlecht commandirte Batterie wird nie gut schiessen, d. h. durch das Schiessen besondere Erfolge erzielen, selbst mit dem besten Geschütz, während eine gut commandirte Batterie, selbst mit einem minderen Geschütz, Vorzügliches leisten wird.

Man legt mit Recht ein grosses Gewicht auf die Kenntniss der Distanz; die Geschicklichkeit im Schätzen der Distanz, noch mehr aber die schnelle Beurtheilung nach Probeschüssen, endlich die sichere Beobachtung des Feuers — alles dies erfordert grosse Uebung.

Batteriecommandanten, die Alle schon vor dem Feinde waren, gestanden, dass sie ein und das andere Mal sich bei der Beurtheilung der Schüsse getäuscht hätten, und dass diese feldmässigen Uebungen

für die Erfahrung den Vortheil gegen den ernsten Kampf gehabt hätten, dass sie den Erfolg zuletzt an den Zielen gesehen, was aber vor dem Feinde nicht möglich ist.

Kartätschenversuch.

Mit den Kartätschen wurden zwei Versuche durchgeführt, und dabei vorerst ältere glatte Geschütze, österreichische, preussische und französische, sowie die österreichischen gezogenen Geschütze, dann verschiedene Arten Kartätschen von $1^1/_2$ Loth bis 32 Loth, verschieden construirte Büchsen etc. etc. verwendet. Dann wurden jene Geschütze und jene Munition, welche unter allen Umständen nicht in Concurrenz kommen konnten, ausgeschieden. Die alten französischen und preussischen Kanonen sind z. B. so unbehilflich, dass sie nicht mehr als Feldgeschütze angesehen werden können.

Bei dem nun folgenden eigentlichen Versuche wurde auf einfache, 9 Klafter lange, 6 Fuss hohe Planken geschossen und zwar der glatte 6-Pfd. mit dem 4-Pfd., dann der glatte 12-Pfd. mit der 7-Pfd. mittleren langen Haubitze und dem 8-Pfd. comparativ versucht.

Distanzen waren auf 150, 300, 500 für die erste, 200, 500, 600, 700 für die zweite Serie der Geschütze.

Da ich kein artilleristisches Werk liefere, kann ich die hier einzuschaltende Treffertabelle wohl weglassen und bemerke Folgendes:

1. Im Allgemeinen erzeugen mehr Schrote auch mehr Treffer; deshalb bekömmt man von $1^1/_2$- und 3-löthigem Schrot mehr Treffer als von 6-löthigem oder 32-löthigem, deshalb gibt eine aufgesetzte Schrotbüchse mehr Treffer als eine einfache.

2. Auf 150 und 200 Schritt Distanz erzielt jedes Geschütz bedeutende Resultate, 20 — 40 Treffer pr. Schuss; auf 300 Schritt wurden im Maximum 12, auf 500 Schritt im Maximum 5·8, auf 600 Schritte 3·7 Treffer per Schuss, auf 700 Schritt, wo nur mit 32-löthigem Schrot geschossen wurde, 0.5 per Schuss erzielt. Die kleineren Schrote, $1^1/_2$-löthig bis 500, und 3-löthig bis 600, gaben auch auf diese Distanz mehr Treffer als die grossen Schrote.

3. Die Feuergeschwindigkeit wurde bei glatten und gezogenen Geschützen anfänglich auf 8—9, später, als die Mannschaft sich vollständig eingeübt, auf 10 Schuss in 2 Minuten gebracht.

Vortempirte Shrapnels wurden 6 und 7 in $2^3/_4$ Minuten geschossen.

Als Resumé lässt sich endlich Folgendes sagen:

Jeder Kartätschenschuss ist unsicher; der eine Schuss trifft viel, der andere wenig; schon auf 300 Schritt nimmt die Wirkung bedeutend ab und ist bei 500 Schritt entschieden zu gering, wenn man sie in Vergleich stellt mit dem Infanteriegewehr für alle taktischen Zwecke, welche man mit einem solchen Schuss verbindet.

Das gezogene Geschütz erreichte jedesmal bessere Resultate als das glatte, wobei jedoch immerhin zu erwägen ist, dass das gezogene Geschütz mit kleineren Schroten schoss als das glatte; von einer bedeutenden Ueberlegenheit des glatten Geschützes über das gezogene könnte aber keinesfalls die Rede sein. Immerhin lässt sich der gegenwärtige normale Kartätschenschuss des gezogenen Geschützes etwas steigern. Auf Distanzen über 400 Schritt wird das gezogene Geschütz den Hohlgeschossschuss mit ungleich grösserem Erfolge anwenden als der Kartätschenschuss, schon des moralischen Effectes wegen, den die vor der Truppe aufschlagenden und explodirenden Geschosse hervorbringen.

Unter diesen Umständen musste sich der Commission die Ueberzeugung aufdrängen: dass die österreichische Artillerie, wie sie es thatsächlich schon bewiesen, den Kampf mit keiner anderen zu scheuen habe;— dass das österreichische Geschütz ein vorzügliches Feldgeschütz sei, wenn auch nicht geläugnet werden kann, dass es andere Geschütze gibt, welche, wenn auch nicht viel, so doch etwas genauer schiessen, — dafür eine schwierigere und langsamere Manipulation bei der Bedienung fordern, — dass diese Geschütze trefflich bedient, — die Batterien ausgezeichnet commandirt werden.

Vorschläge und Anträge der Commission hier zu besprechen, liegt nicht in dem Rahmen dieser Schrift.

Schliesslich möchte ich noch folgende Bemerkung der allgemeinen Erwägung empfehlen.

Bewegliche Ziele — kleine Angriffscolonnen — sind der Artillerie am schwersten zu treffen.

Die Artillerie des Vertheidigers wird daher trachten müssen, sich möglichst bald auf alle jene Räume einzuschiessen, welche vom Angreifer durchschritten werden müssen, und zwar bevor noch die zu beschiessende Truppe in diese Räume tritt. Vermeidet nun der Angreifer mit grösseren Colonnen vorzugehen und mit mehreren Colonnen an ein und demselben Puncte zu passiren, so wird ihm die Artillerie des Vertheidigers weniger anhaben, als man glaubt. Ueberhaupt dürfte

eine entsprechende Beweglichkeit das beste Mittel sein, die Verluste durch feindliches Artilleriefeuer zu verringern.

Feststehende, deutlich sichtbare Ziele hingegen trifft die Artillerie mit staunenswerther Sicherheit.

Nun finden wir, dass die Infanterie bei der Vertheidigung gerade mit besonderer Vorliebe solche Zielobjecte wählt, um sich darin zu vertheidigen, wie z. B. Häuser, Ortschaften, Waldungen etc. Diese Objecte sind selten von solcher Beschaffenheit, dass sie Schutz gegen ein etwas heftigeres Geschützfeuer bieten, gewöhnlich verbergen sie nur. Wendet sich nun der Angreifer gegen dieselben mit einiger Artillerie, so wird dem Vertheidiger der Aufenthalt in solchen Objecten unmöglich, und die Infanterie muss sie räumen, ehe sie vielleicht einen Schuss gethan. Es ist dies um so bedenklicher, als dadurch das Vertrauen in die Vertheidigung vollständig erschüttert werden muss. Man prägt der Infanterie beständig ein, dass sie in solchen Objecten unüberwindlich sei, während die Artillerie allein sie schon vertreibt. Dringt nun in dem Augenblick, wo diese Räumung vor sich geht, die Infanterie des Angreifers nur mit mässiger Stärke und einiger Energie vor, so wird der ungeordnete Vertheidiger nicht viel Widerstand leisten.

Die Folgerungen und die Gegenmassregeln des Vertheidigers sind leicht abgeleitet, sobald man sich mit den gegebenen Voraussetzungen vertraut macht.

Welche Karte eignet sich zum Gebrauche einer operirenden Armee?

Von Oberst Joseph v. Wanka.

In der Regel werden derlei Fragen in Schriften und Vorträgen aufgestellt, um dann vom Fragesteller selbst beantwortet zu werden; ich will von dieser Regel abgehen und die Frage, welche den Titel der Schrift bildet, aufstellen und beleuchten, aber nicht beantworten.

Die grosse Verantwortung, welche eine Entscheidung in dieser Frage mit sich bringt, und die differirenden Ansichten und Gegenströmungen bei den Anforderungen, welche das grosse Publicum an Karten stellt, bringen den Gedanken nahe, dass zur Beantwortung dieser Frage möglich viele Voten gesammelt werden, welche dann, gezählt und gewogen, den berechtigten Wunsch der Karten - Abnehmer zum Ausdrucke bringen müssen, und gegenwärtig, da eine neue Specialkarte der Monarchie angefertigt werden soll, noch vielleicht berücksichtigt werden können.

Wie leicht nachzuweisen ist, lassen sich alle berechtigten und unberechtigten Forderungen, welche Fachmänner und Laien an Kriegskarten, so wie überhaupt an Terrainkarten, stellen, in zwei Hauptansprüche summiren, und zwar: 1. Die Karte soll an topographischen Daten so viel als möglich enthalten; 2. die Karte soll so wenig als möglich Raum, Gewicht und Geld beanspruchen. Die Wissenschaft legt stets auf die erste Anforderung den grössten Nachdruck, während der Soldat gezwungen ist, die zweite Anforderung ganz besonders zu betonen, weil er den Massengebrauch und die wechselvollen Ereignisse eines Krieges im Auge haben muss. Es wird dem Officiere z. B. wenig nützen, wenn er einen kostbaren, mit grossen Opfern angeschafften Schatz von Karten bei Ausbruch eines Krieges in seiner Friedensgarnison zurücklassen muss, weil er, nebst Karten, auch Schuhe und Hemden braucht und sein Gepäck doch aus nahe liegenden Gründen auf ein Minimum restringiren muss. Gesetzt nun den Fall, der Officier

würde Schuhe und Hemden in der Friedensstation lassen und nur Karten mitführen, so kann er diese Karten doch nur bei der grossen Bagage haben, was nun? Wenn die Operationen in der Offensive oder im Rückzuge rapide auf einander folgen, wenn grosse Terrainstrecken in wenigen Tagen durchzogen werden, wenn der Officier, wie es bei forcirten Operationen gewöhnlich geschieht, den Bagagekarren 10 bis 14 Tage nicht zu Gesicht bekömmt und wenn er seine Karten im Koffer hat, was dann? Wenn er das Specialkartenblatt von Olmütz in der Gyulaitasche, die Specialkarte von Mähren im Tornister seines Dieners hat und seine Compagnie nach forcirten Märschen und Gefechten den Auftrag erhält, im Waldgebirge bei Blumenau einen bestimmten Punkt auf einem Karrenwege zu erreichen? —

Anderseits nützt es aber dem Officiere auch wenig, wenn er eine Karte hat, die ein Viertheil der Monarchie enthält und doch so wenig Gewicht hat, dass sie bei sich getragen werden kann, wenn in ihr weder der besprochene Karrenweg, noch das Dorf enthalten ist, von welchem aus er marschiren soll, ja wenn die Karte weder den Wald, durch welchen, noch den Bergfuss, auf welchem marschirt und eventuel gekämpft werden soll, enthält.

Da ist die Scylla und die Charybdis angedeutet, zwischen welchen die Kriegskartographie durchkommen soll.

Suchen wir aber die Durchfahrt zu forciren, nehmen wir eine Karte, welche sehr viele topographische Anhaltspunkte auf sehr wenig Papier ersichtlich macht, so kommen wir auf eine neue Klippe, nämlich, wir erhalten eine Karte, welche eigentlich nur mit der Loupe zu lesen ist, welche bei ungünstiger Beleuchtung oder bei etwas geschwächtem Sehvermögen oder zu Pferde gar nicht benützt werden kann, welche das Auge bei anhaltendem Gebrauche im Dienste und bei Studien zu sehr anstrengt und mit der Zeit zu Grunde richtet.

Oft wurde der Gedanke schon ausgesprochen, dass eben der Subalternofficier Karten haben müsse, welche am meisten Detail enthalten, weil für ihn und seinen Zug der kleinste Ravin, Graben oder Damm, jede Baumreihe, jede Hütte, jeder Weg etc. von Bedeutung sein kann; dass die Wichtigkeit dieser Details mit der Höhe des Commandos immer mehr abnehme, bis endlich der Stratege, welcher die Operationen einer grossen Armee leitet, ausser Statistik, Geschichte und Kriegswissenschaft, welche er im Kopfe haben müsse, nur eine Uebersichtskarte brauche; dem entgegen will ich nur bemerken, dass die Strategie keine positive Wissenschaft ist, welche sich über alle taktischen Rücksichten hinwegsetzen könne, und dass der Leiter grosser Heerestheile

viel bei Nacht am Tische arbeiten müsse, dass er die taktischen Verhältnisse aller jener Gegenden, welche im Bereiche seiner Combinationen von Wichtigkeit sind, nicht erst an Ort und Stelle studiren könne.

Der Subalternofficier kann seine Abtheilung und den Terrainabschnitt, auf welchem selbe operirt, gewiss überblicken und braucht somit in der Schlacht selbst eigentlich keine Karte; aber es wird im Kriege sehr viel marschirt und manöverirt und nur selten geschlagen, und der Subalternofficier braucht im Vorposten- und Patrullendienste, als Führer eines Recognoscirungs-, Fouragirungs- oder Streifungscommandos, als Commandant der äussersten Avant- oder Arriergarde, als Führer einer Abtheilung, welche die Flanke eines marschirenden Heerestheiles zu decken hat, sehr ins Detail gehende Karten.

Aus dem Ganzen lässt sich nun die Folgerung ziehen, dass jeder Officier einer operirenden Armee in die Lage kommen kann, eine Detailkarte zu benöthigen.

Jeder Officier wird somit wünschen, dass er im Bedarfsfalle eine Karte erhält, welche er erstens überhaupt deutlich lesen kann und in welcher er zweitens so viel als möglich findet; anderseits ist aber zu berücksichtigen, dass die Officiere einer Armee über sehr verschiedene Mittel verfügen, Karten mitzuführen und von Zeit zu Zeit umzutauschen: z. B. 1. der Subalternofficier in der Infanterie, 2. der berittene Officier der verschiedenen Waffen, 3. der Commandant einer Batterie; 4. der Brigadier, 5. der Divisions-Commandant, 6. der Corps-Commandant und endlich der Armee-Commandant mit ihren Generalstabs-Officieren und Hauptquartieren.

Schon dieser Umstand erweist, dass die gestellte Frage nicht einfach zu beantworten ist, während man sie leicht in dem Sinne negirend beantworten kann, dass es nämlich keinen Maassstab einer Kriegskarte gibt, welcher sich für alle Officiere einer Armee eignen würde.

Die Frage: „Welche Karte eignet sich zum Gebrauche einer operirenden Armee?“ zerfällt nach dem Gesagten in folgende Fragen:

a) Welche Karte eignet sich für den zu Fuss dienenden Officier, insoferne er keine selbstständige Verwendung findet?

b) Welche Karte eignet sich für den berittenen Officier?

c) Welche Karte eignet sich für den Officier, der selbst bei rapiden Operationen über ein Fuhrwerk verfügen kann?

d) Welche Karte kann als genügend bezeichnet werden für besondere, mehr selbstständige, taktische Verwendungen eines Officieres

und für die taktische Leitung eines Heerestheiles, dessen Operationsfeld man nicht überblicken kann?

An diese reihen sich noch sehr wichtige Fragen, welche zu beantworten wären, nachdem über das Maass, Volumen und Gewicht, so wie über den Preis der verschiedenen Kriegskarten entschieden ist.

1. Sind die nothwendigen Karten ein Kriegsmateriale, welches die Heeresadministration ebenso beizustellen hätte, wie Waffen, Munition, Bekleidung und Verpflegung?

2. Kann das militärisch-geographische Institut den ermittelten Bedarf an Karten für den Rayon des Aufmarsches und die ersten Operationen während der Mobilisirung anfertigen? Wo nicht — welche Kräfte wären erforderlich, um den im Frieden geschaffenen Vorrath evident zu halten, oder wäre es nicht billiger, im Frieden keine Kriegsvorräthe aufzuspeichern, sondern das geographische Institut so einzurichten, dass es mit Ausnützung der allgemeinen Wehrpflicht während der Mobilisirung den Kartenbedarf für den Aufmarsch, während desselben und während der ersten Operationen, den Bedarf für die Fortsetzung der Operationen anfertigen könne?

3. Wie wäre das Kriegsarchiv einzurichten und mit dem Armeecommando in Beziehung zu setzen, um den Nachschub der Karten einfach und präcis durchführen zu können?

4. Welche Einleitungen müssten die Geheimhaltung der kartographischen Vorbereitungen sichern?

Um die Beantwortung dieser Fragen zu erleichtern, habe ich die beigefügte Tabelle entworfen, welcher ich noch folgende Bemerkungen anschliessen muss:

Gewiss wäre es zweckmässiger gewesen, anstatt der nur zum Verstande sprechenden Tabelle, wirkliche Pläne und Karten beizubringen, welche einen und denselben Landestheil in den zu erörternden Maassen darstellen; denn dadurch wäre das, was Ziffern nur andeuten können, anschaulich geworden; dies war nun leider nicht möglich, denn erstens haben wir von keiner Gegend Karten und Pläne in allen angegebenen Maassen und zweitens reichen die Geldmittel nicht aus, die nöthigen Aufnahmen und kartographischen Arbeiten vornehmen zu lassen.

Bezüglich der conventionellen Zeichen wurde angenommen, dass die Vervielfältigung mittelst Kupferstich oder verjüngender Heliogravure geschieht, weil diese Methoden, besonders aber die letztere, in der Vervielfältigung eine sehr deutliche und scharfe Darstellung ermöglichen; ferners wurde ein bedeutend herabgesetzter Ton für die Terraindarstellung vorausgesetzt, so dass in den steilsten Gebirgen Communi-

cationen, Schrift und Bedeckung noch unterschieden werden können, wenn die conventionellen Zeichen auch zart gezeichnet sind. [1])

Ausser dem vorgesetzten Zwecke könnte das Studium der Tabelle auch noch dazu beitragen, die Kritik von Kartenwerken in richtige Bahnen zu lenken und die Anforderungen zu regeln, welche das Publicum an Karten, mit Rücksicht auf den Maassstab, zu stellen berechtigt ist. [2])

Im Allgemeinen ist noch zu bemerken, dass die Kartographie jedenfalls alle topographischen Daten ersichtlich machen muss, insoferne die betreffenden Terraintheile und Gegenstände in ihrer dem Maassstabe entsprechenden Verjüngung noch eine deutlich wahrnehmbare Fläche einnehmen, welche auch noch ein den Gegenstand charakterisirendes conventionelles Zeichen enthalten kann; doch das Studium der Tabelle wird leicht darthun, dass eine allein nach diesem Grundsatze angefertigte Karte nur sehr wenig enthalten würde; die Kartographie muss also noch weiter gehen, sie muss auch wichtige Gegenstände ersichtlich machen, welche mathematisch reducirt, dem unbewaffneten Auge unsichtbar wären, sie muss an Stelle solcher Gegenstände conventionelle Zeichen setzen, welche oft viel grössere Flächen decken, dadurch werden aber die den Gegenstand umgebenden Flächen bedeutend verringert und ebenso die Möglichkeit, andere Gegenstände anzubringen. Dieser Uebelstand wird immer fühlbarer, je mehr Gegenstände von Wichtigkeit dicht beisammen stehen, z. B. Häuser und Häusergruppen

---

[1]) Für jene Leser, welchen die angestrebten Fortschritte in der Terraindarstellung noch nicht bekannt sind, wird bemerkt, dass durch Einführung von Horizontalschichtenlinien in die Kartographie, die Höhen und Böschungsverhältnisse messbar dargestellt werden und dass man daher leicht auf die intensiven Schwärzen der Schraffirung verzichten kann.

[2]) Hier sei es mir gestattet, einige Worte über die Kritik von Kartenwerken einzuschalten, welche zum Maassstabe in keiner Beziehung steht. Ich meine nämlich die Kritik über die Darstellung veränderlicher topographischer Verhältnisse.

Eine Karte stellt z. B. nur den Waldboden als solchen dar und kann den wechselnden Holzbestand bei regelmässiger Waldcultur nicht berücksichtigen; es kann also vorkommen, dass die Karte an einer Stelle Wald angibt, während die Natur eine eben abgeholzte vollkommen unbedeckte Fläche aufweist; eine Allee von mächtigen Bäumen, welche beispielweise einen bedeutenden Terrainabschnitt der Beobachtung entzieht, kann von Reihen junger Bäume nicht unterschieden werden; ein Teich wird als solcher angegeben, insolange Dämme und Schleussen intakt erhalten werden; dass aber Teiche, besonders bei regelmässiger Fischzucht, periodisch abgelassen und als Feld benützt werden, lässt sich in der Karte nicht leicht ersichtlich machen und es muss jedenfalls durch Recognoscirung ermittelt werden, in welchem Zustande der Teich ist. Einen periodisch abgelassenen Teich im Plane ganz zu ignoriren, wäre gewiss unrichtig und die aburtheilende Kritik eines Kartenwerkes, in welchem die periodischen Teiche nicht ersichtlich gemacht sind, wäre berechtigt.

in ausgedehnten Ortschaften, Bergfüsse und Schluchten in sehr durchschrittenen Gebirgsformen etc. Hier sind nun Weglassungen sehr wichtiger Gegenstände geboten.

Diese Einschränkung beeinträchtigt aber die Kartographie und besonders die Terraindarstellung noch in anderer Hinsicht; denn sie verbietet auch, die Papierfläche in minder detaillirten Gegenden vollkommen auszunützen, weil die Karte sonst überladen und undeutlich ausfallen müsste, und den Charakter der Gegend verfälschen würde.

Zur speciellen Beleuchtung der Tabelle übergehend, ist zu bemerken:

Die erste Colonne enthält die Bezeichnung der gebräuchlichen Karten und Pläne und zwar der älteren, welche gegenwärtig im Gebrauche sind, und der neuen, welche in dem Maasse zur Publication kommen werden, in welchem die im Jahre 1869 begonnenen Reambulirungen und Neuaufnahmen der Monarchie fortschreiten.

Nur die vierte und sechste Rubrik behandeln Karten, welche nicht ausgeführt werden sollen, welche ich aber doch beleuchten möchte, weil sie in den deutschen Nachbarstaaten angefertigt werden und weil ihre Besprechung zur Beantwortung der Frage, welche den Titel der Schrift bildet, viel beitragen dürfte.

Die Colonne 2 gibt das Maassverhältniss in Bruchform an.

Die Colonne 3 gibt die Ausdehnung einer österreichischen Meile in Wiener Zollen an.

Wenn Jemand die Tabelle mit Nutzen studiren will, so ist anzurathen, sich auf einem, 24 Zoll im Gevierte messenden Papiere — nach den angegebenen Zahlenwerthen — Quadrate zu construiren, denn diese Construction wird die Vorstellung der zu erörternden Flächen-Verhältnisse sehr erleichtern.

Die Colonne 4 drückt das Resultat der anempfohlenen Construction in Zahlen aus.

Die Colonne 5 begünstigt den Vergleich der verschiedenen Maasse, wenn man ein Kartenblatt zur Verfügung hat und sich im selben einen Zoll aufträgt.

Die Colonne 6 gibt dieselben Anhaltspunkte im Flächenmaasse.

Die Colonne 7 behandelt die Darstellung eines kleinen Hauses. In den beiden Generalkarten würde dieses Haus, statt 32 Quadrat-Klafter, welche es in der Natur einnimmt, 1120, beziehungsweise 1024 Quadrat-Klafter decken; Flächen, auf welchen auch ein Schloss mit Ziergarten stehen könnte.

Im alten Specialkartenmaasse deckt das kleine Haus nur mehr 256 Quadrat-Klafter, also nur den Grund eines grossen Gebäudes.

In den anderen Specialkarten wird es sich schon von grossen Gebäuden unterscheiden.

In den Plänen wird es in der geometrischen Verjüngung zu geben sein.

Die Colonne 8 behandelt ein grosses Gebäude.

In den Generalkarten wird es statt 240 Quadrat-Klafter 1120, beziehungsweise 1024 Quadrat-Klafter decken, und doch vom kleinsten Hause nicht zu unterscheiden sein.

In der alten Specialkarte deckt ein solches Haus nur die 1·3fache Fläche, daher kann man es immerhin noch etwas grösser halten, um es von einer Hütte zu unterscheiden.

In den anderen Specialkarten und selbstverständlich auch in den Plänen ist das Haus in seinen wahren Dimensionen darzustellen.

Die Colonne 9 behandelt eine Gasse von 4 Klafter Breite.

In den Generalkarten wird selbe 33·2, beziehungsweise 32 Klafter breit erscheinen, könnte also höchstens noch gegeben werden, wenn sie sehr ausgedehnte Häuserinseln scheidet.

In der alten Specialkarte wird man noch jene Gassen geben können, welche grosse Häuserinseln trennen und auf Rechnung der minder wichtigen Details auch alle jene Gassen, durch welche wichtige Communicationen führen, doch werden in unregelmässigen Dörfern immerhin einige Gassen wegbleiben müssen.

In der Specialkarte $\frac{1}{100000}$ und in jener $\frac{1}{75000}$ wird man alle wirklichen Gassen geben können und nur in Dörfern, in welchen jede Hütte mit dem dazu gehörigen Gärtchen für sich steht und ringsherum von einer dem Verkehre überlassenen Staub- oder Schlammwüste umgeben ist, würden Weglassungen eintreten müssen.

In der Specialkarte $\frac{1}{50000}$ und in den Plänen wird man, in der Regel, alle Gassen geben können.

Die Colonne 10 zeigt, dass man 20 Klftr. breite Gassen auch in den Generalkarten geben könne, wenn man sie 33·2, beziehungsweise 32 Klftr. breit hält; da aber die breitesten Gassen nicht immer jene sind, durch welche Hauptcommunicationen führen, so wird man lieber auf die Darstellung von Gassen als solche ganz verzichten.

Die Specialkarten und Pläne gestatten die Darstellung im geometrischen Verhältnisse.

Die Colonne 11 behandelt die Eisenbahnen. Da bei selben nicht die Rede davon sein kann, ob man sie geben kann, weil man sie

eben unbedingt geben muss, so zeigt die Tabelle nur, wie breit der Streifen ist, welcher durch das conventionele Zeichen in allen Maassen eingenommen wird.

In den Generalkarten 124 und 120 Klftr., in den Specialkarten 60, 42, 32 und 28 Klftr., in den Plänen 12, 10, 6 und 5 Klftr.; dieser Streifen wird nun dem Terrain rechts und links entnommen, verhindert die Darstellung minder wichtiger Terraingegenstände und schiebt wichtige Gegenstände immer mehr nach der Seite, somit aus der Orientirung, wenn man sie geben will oder geben muss. [1])

Die Colonne 12 behandelt eine 3 Klftr. breite Chausseé und sagt, dass dieselbe in den Generalkarten 83 und 80, in den Specialkarten 40, 28, 20 und 14, in den Plänen 8, 7, 4 und 3·6 Klafter einnimmt.

Die Colonne 13 zeigt, dass eine Landstrasse oder ein erhaltener Landweg von 2°·5 in den Generalkarten 62·5 und 60, in den Specialkarten 30, 21, 16 und 11, in den Plänen 6, 5·2, 3 und 2·6 Klafter einnimmt.

Die Colonne 14 behandelt zwei Feldwege, welche sich unter spitzem Winkel gabeln. Wollte man die beiden Wege nach den Richtungen ihrer Mittellinien geometrisch construiren, so würde der Punkt, wo die beiden Linien sich sichtbar trennen, bei einem Gablungswinkel von 5 Graden verschoben: in den Generalkarten um 457 und 440, in den Specialkarten 220, 151·8, 114·4 und 77, in den Plänen um 44 und 37·4 Klafter, während in den beiden Doppelmaassaufnahmen die Gablung richtig gegeben werden könnte.

Wollte man diesen die Orientirung überaus beeinträchtigenden Uebelstand, welcher bei wichtigen Communicationen auch zu Tag tritt,

---

[1]) Hier will ich andeuten, wie man die Angaben der Tabelle combiniren kann. Z. B. gibt die Natur einen 3 Fuss tiefen Wassergraben, einen 4 Klftr. hohen und 4 Klftr. breiten Eisenbahndamm, einen 3 Fuss tiefen, 2 Klftr. breiten Wassergraben, eine 3 Fuss aufgedämmte, 3 Klftr. breite Chaussée und einen 3 Fuss tiefen Graben, so ergeben (wenn Alles dargestellt werden soll) die Colonnen 11, 12, 22 und 23 für das neue Generalkartenmaass eine Breite von 441·2 Klafter gegen die natürliche Breite von 21 Klftr.; — dass der Damm der Eisenbahn 3°·5 höher ist, als die Chaussée, könnte man nicht unterscheiden, denn beide würden 33°·3 hoch erscheinen; oder richtiger ausgedrückt, sie würden sich scheinbar über den natürlichen Boden nicht erheben, sondern zwischen 33°·3 tiefen Gräben gebaut erscheinen (wie aus den Colonnen 22, 23 und 24 abzuleiten ist). Eine Capelle, welche knapp an der Chaussée steht, somit 14 Klftr. von der Mitte der Eisenbahn absteht, würde 312·6 Klftr. entfernt erscheinen. Lässt man aber Gräben und Dämme weg, so gibt Colonne 15 die nöthigen Daten, welche, mit 7 multiplicirt, die Dimensionen ausdrücken; im gegebenen Falle also noch immer 250 Klftr. Breite gegen 21 Klftr. der Natur.

vermeiden, so müssten beide Wege, oder wenigstens der minder wichtige, in einem Haken abzweigend dargestellt werden und die Gabelung würde in den Generalkarten 62·4 und 60, in den Specialkarten 30, 21, 15 und 11, in den Plänen des einfachen Militärmaasses 6 und 4·2 Klafter breit werden.

Die Colonne 15 behandelt Eisenbahn und Chaussée als Doppelcommunication, welche eine Weglassung ausschliesst; sie wird gegen ihre natürliche Breite von 7 Klafter eine Breite einnehmen von 250 und 240 Klftr. in den Generalkarten; 120, 83, 62 und 42 Klftr. in den Specialkarten; 24, 21, 12 und 10·5 Klafter in den Plänen.

Die Colonne 16 behandelt eines von den häufig vorkommenden, regelmässig gebauten mittleren Dörfern cultivirter Länder.

Wenn man den Grundsatz festhält, dass man in den Generalkarten nicht die Gassen, sondern nur die wichtigsten Hauptcommunicationen im Dorfe selbst ausdrückt, so könnte man noch zwei Parallelchausséen im Dorfe ersichtlich machen; das Dorf selbst könnte man nach seinem Hauptumfange darstellen und um die Hauptcommunicationen gruppiren, indem man Häuser, Gärten und Seitengassen zusammenfasst und allenfalls als rastrirte Fläche zeichnet.

Diese Methode wäre vielleicht der gegenwärtig gebräuchlichen, welche das Dorf ohne Rücksicht auf seine Configuration als Ringelchen bezeichnet und dieses Ringelchen an Stelle der Hauptkirche setzt, vorzuziehen.

Der Umstand, ob der Wohnort eine Stadt, ein Markt, ein Dorf oder ein zu einem anderen Dorfe gehöriger Weiler sei, könnte durch die Schriftgattung unterschieden werden.

In der Specialkarte $\frac{1}{144000}$ könnte man alle sieben und noch mehr Gassen darstellen, wenn man von der doppelten Häuserreihe einer Häuserinsel abstrahirte und letztere als einfache Häuserreihe darstellte.

In den übrigen Karten und in Plänen sind die Gassen, Häuserreihen und Gärten anstandslos anschaulich zu machen.

Die Colonne 17 behandelt eine Reihe getrennter Häuser.

Für Generalkarten entfällt ihre Darstellung, wie oben angedeutet wurde. Die Verringerung in den drei ersten Specialkarten beeinträchtigt wohl die anschauliche Charakterisirung des Dorfes, indem an Stelle der 20 Hütten 6, 9 und 12 Häuser gesetzt werden, welche auch sehr gross sein könnten, doch wird dieser Mangel nicht von Belang sein, er reducirt sich bei der Specialkarte $\frac{1}{50000}$ noch viel mehr und

verschwindet in den Plänen gänzlich. (Siehe Besprechung der Colonne 7.)

Die Colonne 18 behandelt einen Gegenstand, welcher bei Karten für den Kriegsgebrauch von Wichtigkeit ist, denn von der Darstellbarkeit der Wegabzweigungen hängt die Möglichkeit ab, den Befehl über eine Marschbewegung bestimmt geben und mit der Karte in der Hand — ohne beunruhigende Zweifel — besonders im bedeckten Terrain ausführen zu können.

Die Zahlen in der Colonne 18 zeigen, dass bei eben nicht übermässig dichtem Wegnetze die Generalkarten und die alte Specialkarte zu diesem Zwecke nicht genügen, denn man kann die Punkte *a* und *b* in der Karte nicht um 162, 160 und 40 Klafter weiter von einander rücken, ohne mit anderen Bedingungen einer rationellen Kartographie zu collidiren. Von der Specialkarte $\frac{1}{100000}$ an wird die Darstellung möglich.

Die Frage über die Weggablungen wird aber am besten durch Erörterung der Frage über die Darstellbarkeit des Wegnetzes überhaupt beantwortet und ich verweise somit auf die folgende Erörterung.

Die Colonne 19 gibt die nöthigen Daten über die Darstellbarkeit eines dichten Wegnetzes.

Die in dieser Colonne vorhandenen Zahlen sprechen nur wenig zur Vorstellung, doch werden sie durch eine kleine Hilfsconstruction verständlich.

Man construire sich ein Quadrat von 0·96″ Seitenlänge und führe in selbem 50 sich nach verschiedenen Richtungen schneidende 0·003″ dicke Linien von 0·96″ Länge oder 40 derlei Linien durch die ganze Fläche, so wird man eine Vorstellung von der Bedeutung der Angaben erhalten, dass das Wegnetz in der Generalkarte 0·156 der Papierfläche deckt.

Ein Blick auf eine so übersponnene Fläche wird augenblicklich zeigen, dass eine so behandelte Karte das Lesen selbst der wichtigsten Communicationen unmöglich macht, indem sich Alles zu einem unentwirrbaren Gewebe verknüpft. Noch richtiger wird die Vorstellung, wenn man sich in dieses Netz noch die Gewässer, Ortschaften, die Beschreibung und dann noch eine Terrainschraffirung hineindenkt.

Aus dem Ganzen resultirt, dass die Generalkarten höchstens noch jene frequentesten Communicationen geben können, welche grössere Ortschaften verbinden.

Für die beiden Specialkarten $\frac{1}{144000}$ und $\frac{1}{100000}$ wird man, wenn man denselben Versuch mit einem Quadrate vornimmt, welches 2, beziehungsweise 2·9 Zoll zur Seite hat, sich auch augenfällig überzeugen, dass man bei Darstellung aller Communicationen ein zu dichtes Netz bekäme; man wird also auch in diesen beiden Karten Weglassungen vornehmen müssen.

Doch wird man noch alle Wege ausdrücken können, welche — sich kreuzend — verschieden situirte Terraintheile verbinden, wenn man nur jene dichtesten Parallelwege weglässt, welche der Bodencultur wegen angelegt sind, welche gewöhnlich zwei Hauptcommunicationen verbinden und bei welchen es eben gleichgiltig ist, ob man den einen oder den anderen benützt.

Bei den anderen Karten wird man nur mehr in der Darstellung der dichtesten Parallelwege beschränkt, während in den Plänen alle Communicationen gegeben werden können.

Die Colonne 20 zeigt, dass man unwichtige Parallelwege höchstens noch in der Specialkarte $\frac{1}{50000}$ und in den Plänen ersichtlich machen kann und dass selbst in der bezeichneten grossen Specialkarte der durchschnittliche Abstand zwischen zwei Parallelcommunicationen von 0·049 oder beiläufig $\frac{1}{20}$ Zoll zu Weglassungen einladet, welche den Werth einer Karte für denjenigen, der überhaupt Karten lesen kann, gewiss nicht beeinträchtigen.

Die Colonne 21 behandelt die Beschreibung der Karten, gewiss einen sehr wichtigen Gegenstand für den Befehlenden, den Ausführenden und Jeden, welcher die Unvollständigkeit einer Karte durch Fragen und Erkundigungen ausgleichen will; und doch nimmt die Schrift, wenn sie leserlich sein soll, eine die conventionellen Zeichen um das 10-und 30fache übertreffende Fläche im Plane in Anspruch. Der betreffende Name soll nahe an dem zu nennenden Gegenstande sein, nie so gesetzt werden, dass er beim Lesen auf zwei gleichartige Terraingegenstände bezogen werden könne, die Schrift soll aber so wenig als möglich wichtige Terraingegenstände decken etc.

Sehen wir uns nun die Flächen an, welche die Schrift einer dicht mit kleinen Ortschaften bedeckten Quadratmeile in den verschiedenen Maassen decken würde.

In den beiden Generalkarten würde die Schrift beinahe zweimal so viel Papier decken, als die Karte überhaupt hat; wenn man also die Hälfte der Namen weglässt, so bleibt noch immer kein Papier für die Karte selbst.

8 Namen wird das Maximum sein, welches man auf den Quadrat-

zoll noch schreiben kann, wenn die Karte den Charakter einer praktischen Kriegskarte nicht verlieren soll.

Man müsste also in den Generalkarten (von den 108 Namen und Höhencôten) 101 und 100, in den Specialkarten 76, 42 und 10 weglassen; erst in der Specialkarte $\frac{1}{50000}$ und in den Plänen könnte man alle Namen geben.

Die Colonne 22 behandelt Terrainstufen, welche im Culturlande zwischen den Feldtafeln vorkommen, welche Hohlwege und Dämme bilden, und welche die Gangbarkeit mancher flach geböschten Terrainform für Cavalerie und Artillerie vollkommen aufheben und selbst für Infanterie sehr beeinflussen.

Nehmen wir z. B. eine 4 Grad geneigte Feldtafel einmal stetig geböscht an und, ein anderes Mal, von 3 Schuh hohen sehr steilen Ravins nach der ganzen Breite mehrmal getheilt und von vielen, 3 Schuh eingeschnittenen, Feldwegen durchschnitten, so werden diese beiden Terraintheile eine sehr verschiedene taktische Bedeutung haben.

Wenn aber eine Karte taktisch benützt werden soll, so ist man gewiss berechtigt, die Andeutung taktisch so wichtiger Details von ihr zu begehren.

Nun sind aber Schraffen das conventionelle Zeichen für die Neigungen des Bodens und 0.008″ ist die Breite, in welcher man noch überhaupt eine Schraffirung geben kann.

Sieht man nun die Werthe der Colonne 22 an, so findet man, dass ein 3 Schuh hoher Ravin in keiner Karte und auch in keinem Plane in der richtigen geometrischen Verjüngung gegeben werden kann.

Besonders für das Lesen einer Karte ist es wichtig, die Werthe der Colonne 22 mit jenen der Colonnen 23 und 24 zu vergleichen.

Dieser Vergleich ergibt, dass erst vom Plane $\frac{1}{28800}$ angefangen ein 3 Schuh hoher Ravin von einer 4 Klafter hohen Stufe zu unterscheiden ist, während die Unterscheidung des 3 Schuh hohen Ravins von der 6 Klafter hohen Terrainstufe schon mit der Karte $\frac{1}{50.000}$ beginnt.

Wollte man nun die Terrainstufen nach ihrer militärischen Wichtigkeit gruppiren und entsprechend überhalten, z. B. einer 2 Klafter hohen Stufe die doppelte und einer 6 Klafter hohen Stufe die dreifache Anlage eines 3 Schuh hohen Ravins geben, so würde die 2 Klafter hohe Stufe hoch erscheinen: in den Generalkarten 67 und 64 Klafter, in den Specialkarten 32, 22, 17 und 11 Klafter, in den Plänen 6·5, 5·5, 3·3 und 2·6 Klafter.

Die 6 Klafter hohe Stufe würde hoch erscheinen: in den General-

karten 100 und 96, in den Specialkarten 48, 33, 25 und 16·5, in den Plänen 10, 8·5 Klafter; während erst in den Doppelmaassplänen die Darstellung entsprechen würde.

Aus diesen Betrachtungen geht hervor, dass die Einführung conventioneller Bezeichnungen, welche für militärisch wichtige Terraingegenstände von grossem Nutzen ist, indem bei selben Irrungen nicht möglich sind, auf Terrainformen nur eine sehr beschränkte Anwendung finden kann und Weglassungen wichtiger Terrainformen nicht vermieden werden können.

In den Plänen wird man gewiss auch 3 Schuh hohe Ravins geben müssen und man wird selbe auch noch in der grossen Specialkarte $\frac{1}{50.000}$ andeuten können, wenn man sie bis zur Höhe von 11 Schuh gleich und zart hält, Stufen von 2 bis 6 Klafter etwas kräftiger und zweimal so breit macht, während von 6 Klafter aufwärts die geometrische Construction in Schichtenlinien und Schraffen eintreten kann.

In den übrigen Specialkarten wird man mit 2, 3 und 4 Klafter hohen Stufen beginnen können und von 8, 11 und 16 Klafter hohen Stufen zur geometrischen Construction übergehen.

In den Generalkarten wird man auf die conventionelle Bezeichnung von Terrainstufen wohl ganz verzichten müssen, weil 32 und 33 Klafter schon Werthe sind, welche steil geböscht nur mehr im Hoch- und Mittelgebirge vorkommen; höchstens wird es noch zu rechtfertigen sein, wenn im flachen Terrain Thalufer von 10 Klafter Höhe angedeutet werden.

Wollte man sich bei allen diesen Formen helfen, indem man ihnen bei gleicher Anlage eine geringere Steile gibt, so wäre im Ganzen wenig erzielt, denn ein 3 Schuh hoher Ravin verliert jede Bedeutung, wenn er beispielsweise nur 20 Grade geneigt ist.

Immerhin muss aber hier bemerkt werden, dass die Darstellbarkeit relativer Höhen in der Horizontalprojection mit dem Böschungswinkel im umgekehrten Verhältnisse steht, dass man z. B. eine Ueberhöhung von 3 Schuh bei fünfgradiger Neigung in der Specialkarte $\frac{1}{50.000}$, eine Ueberhöhung von 4 Klafter bei fünfgradiger Neigung sogar in der Generalkarte $\frac{1}{300000}$ noch geometrisch darstellen kann.

Da aber die relative Höhe eine geringe, der Böschungswinkel aber die grösste taktische Bedeutung hat, so ist der angedeutete Uebelstand eben durch gar kein Mittel auszugleichen.

Die Colonne 25 behandelt eine 6 Klafter tiefe Schlucht, deren Wände 45 Grad geneigt sind, in ihrer Breitenausdehnung; die Zahlen von der Specialkarte $\frac{1}{75000}$ aufwärts zeigen uns auch noch, welche

Breite jeder Graben, dessen Wände 45 Grad Neigung haben, einnehmen würde, ob er nun eine oder 6 Klafter tief ist.

Man kann die Werthe der Colonne 25 auch nach der Frage umformen: Wie tief muss ein Graben mit 45 Grad geneigten Wänden sein, um noch geometrisch dargestellt werden zu können?

bei $\frac{1}{300000}$ .... 33.3 Klafter
„ $\frac{1}{288000}$ .... 32 „
„ $\frac{1}{144000}$ .... 16 „
„ $\frac{1}{100000}$ .... 11.1 „
„ $\frac{1}{75000}$ .... 8.3 „
„ $\frac{1}{50000}$ .... 5.5 „
„ $\frac{1}{28800}$ .... 3.2 „
„ $\frac{1}{25000}$ .... 2.7 „
„ $\frac{1}{14400}$ .... 1.6 „
„ $\frac{1}{12500}$ .... 1.4 „

Multiplicirt man diese Werthe mit 2, so erhält man das Minimum des horizontalen Abstandes zweier oder mehrerer Gräben, wenn selbe in ihrer richtigen Situation gezeichnet werden sollen — und in weiterer Schlussfolgerung die gebotenen Weglassungen bei einem dicht durchfurchten Boden in den verschiedenen Maassen.

Die Colonnen 26 und 27 sollen überhaupt nur zeigen, dass man im wasserreichen, sehr durchfurchten Mittelgebirge in den Generalkarten nicht einmal alle von Bächen durchzogene Thäler darstellen kann, während taktisch wichtige Terrainwellen zwischen bedeutenden Siefen, erst von der Specialkarte $\frac{1}{100000}$ an, gegeben werden können.

In der Tabelle wurde diese Form der Erörterung gewählt, weil die Darstellung von wichtigen Terraintheilen ihrer Zahl nach nur durch die Dichte ihres Vorkommens gehindert wird und man bei ausnahmsweisem näheren Zusammenrücken nur zweier Thäler durch Auseinanderrücken derselben die kartographische Schwierigkeit umgehen kann.

Die Colonnen 28, 29 und 30 behandeln Flächenausdehnung, Volumen und Gewicht eines Kartenwerkes für eine Fläche von 1400 Quadratmeilen.

Diese Colonnen haben besondere Wichtigkeit, wenn von dem Grundsatze ausgegangen wird, dass sich der Officier die für einen Feldzug nöthigen Karten anzuschaffen hätte, wenn einmal die Gegend des strategischen Aufmarsches bekannt ist; da man aber während des Aufmarsches noch nicht wissen kann, ob die Operationen glücklich oder unglücklich verlaufen werden, so müsste der ambitiöse Officier sich Karten für eine Fläche von 2800 Quadratmeilen verschaffen, denn er

kann die Operationen der Armee und seines Truppenkörpers nicht vorher bestimmen und hat auch die Mittel nicht, seinen Kartenvorrath während des Kriegsgetümmels zu ergänzen. Er müsste somit bei Ausbruch des Krieges, je nachdem er sich für eine oder die andere Specialkarte entscheidet, Karten kaufen und mitführen im Gewichte von 4.3, 9, 16 oder 36 Pfund.

Die Colonnen 31 und 32 geben Volumen und Gewicht der Karten an, welche eine Armee für 6000 Officiere benöthigen würde.

Diese Zahlen sind besonders zu beachten, wenn der Grundsatz festgehalten wird, dass sich der Officier die zum Kriege nöthigen Karten selbst anschafft und dass selbe somit sein Privateigenthum werden; denn wenn von 25 Offiicieren im Verlaufe eines kurzen Feldzuges auch nur Einer in die Lage kömmt, eine genaue Karte für den Dienst zu benöthigen, so kann doch jeder Officier der Eine von den 25 sein, dem die Ehre zu Theil wird, zu einer selbstständigen Thätigkeit berufen zu werden.

Besonders das Studium der letzten 5 Colonnen erleichtert die Beantwortung der unter 1, 2, 3 und 4 angeregten Fragen und kann als Basis zu den Berechnungen benützt werden, wenn über die Fragen *a*, *b*, *c* und *d* entschieden ist.

Um diese Fragen nach allen Richtungen studiren zu können, folgt hier die approximative Kostenberechnung für die Karten eines Kriegsschauplatzes von 2800 Quadratmeilen:

Karten.	Preis der Karte in fl. ö. W.	
	für einzelne Officiere	für 6000 Officiere einer grossen Armee
Generalkarte $\frac{1}{300000}$	9	54000
» $\frac{1}{288000}$	10	60000
Specialkarte $\frac{1}{144000}$	39	234000
» $\frac{1}{100000}$	80	450000
» $\frac{1}{75000}$	143	858000
» $\frac{1}{50000}$	322	1932000

Diese Geldwerthe und die Gewichtswerthe der Colonne 32 drängen zu der Ansicht, dass das Interesse der Armee und somit auch jenes des Staates im Kriege nicht gewahrt ist, ja nicht einmal gewahrt werden kann, wenn der Grundsatz nicht aufgegeben wird, dass Karten Privatbehelfe für den Krieg sind.

Ganz anders erscheinen diese Werthe, wenn der Grundsatz angenommen wird, dass Kriegskarten zur Kriegsausrüstung gehören, den Commanden zum Dienstgebrauche nach Bedarf ausgefolgt, während des Krieges nach den wechselnden Operationen für die zu selben speciel verwendeten Truppen erzeugt und durch die Administration zugestellt werden.

1. Können die Geld- und Gewichtswerthe durch 2 dividirt werden, wenn der Krieg, so wie die letzten beiden Kriege, continuirlich glücklich oder unglücklich verläuft;

2. kann man die Quotienten nochmals durch 2 dividiren, denn es ist gewiss nicht nothwendig, jedem Truppenkörper der operirenden Armee Karten des ganzen Kriegsschauplatzes zuzustellen; endlich

3. wenn angenommen wird, dass eine Karte für zehn Officiere genügt, sobald jene eben nicht Privateigenthum ist, so kann man die letzten Quotienten nochmals durch 10 dividiren.

Es ergibt sich daraus, dass die Kriegskarten für eine Armee, welche 6000 Officiere zählt, für einen ausgedehnten Kriegsschauplatz ausmachen würde:

	an Werth in Gulden	an Gewicht in Ctrn.
Generalkarte $\frac{1}{300000}$	1350	1·5
„ $\frac{1}{288000}$	1500	1·6
Specialkarte $\frac{1}{144000}$	5850	6·5
„ $\frac{1}{100000}$	11250	13·5
„ $\frac{1}{75000}$	21450	23·9
„ $\frac{1}{50000}$	48300	53·7

Nach den Anhaltspunkten der Tabelle und nach den Erörterungen ihrer Colonnen lässt sich leicht zusammenfassen, was eine oder die andere Karte leisten kann und welche Anhaltspunkte sie zur Orientirung im Terrain gibt, ob sich selbe somit zum Kriegsgebrauche und zu welcher besonderen Verwendung eignet.

Linie 1—2. In den Generalkarten sind Terraingegenstände nur darzustellen, indem man weit über das ihnen zukommende Maass geht; bezüglich des Wegnetzes, der Beschreibung und der militärisch-wichtigen Terrainformen müssen sehr umfangreiche Weglassungen Platz greifen. Die Generalkarten haben somit für die Taktik keinen Werth, und der Staat wird keinen Vortheil daraus ziehen, wenn die Armee auch massenhaft mit Generalkarten betheilt würde. Dagegen sind Generalkarten für die Strategie und für die Anordnung combinirter Bewegungen, also für die höheren Commanden, als Dienstbehelfe nothwendig, für das Studium der Geographie und Strategie als Privatbesitz wünschenswerth, übrigens mit geringen Kosten anzuschaffen.

Der Umstand, dass die Terraindarstellung mittelst Schraffen und Schichtenlinien, wie aus den Colonnen 22 bis 27 hervorgeht, sehr viel von der Papierfläche deckt, ohne ein Bild der mit dem Auge zu überblickenden Terrainformationen zu geben, regt den Gedanken an, auf die ohnedies nicht erreichbare Darstellung der Terrainformen zu verzichten, nnd durch lichte Farbentöne die Formationen anzudeuten, welche in der Gegend vorkommen, wobei man entweder markirenden Haupthorizontalen folgen könnte, oder von der absoluten Höhe abstrahirend, mehr die Gestaltung und Vertheilung der das Fortkommen hindernden Stellen zum Ausdrucke bringen würde.

Linie 3. Die Specialkarte $\frac{1}{144000}$, welche sich schon in der Armee eingebürgert hat, dürfte mit ihren Vorzügen und Mängeln den Herren Lesern bekannt sein. Hervorzuheben wäre nur die in dichten Dörfern nothwendige Weglassung von einigen Gassen (Colonne 16); die mehr als $\frac{2}{3}$ betragende Weglassung von kleinen Häusern in den Gassen (Colonne 17), die bedeutenden Weglassungen im Wegnetze (Colonne 19), die Weglassung von 70 Procent der Namen in dicht bevölkerten und stark parcellirten Gegenden (Colonne 21), und die Nothwendigkeit, militärisch wichtige Terrainstufen entweder wegzulassen oder ausser jedem Verhältnisse darzustellen (Colonne 22—24). — Dagegen sprechen die Colonnen 29—32 für diese Karte, wenn sich der Officier die für den Krieg nothwendigen Karten selbst anschaffen und für deren Mitnahme sorgen soll.

Linie 4. Die Specialkarte $\frac{1}{100000}$, welche von mehreren Nachbar-

staaten aufgelegt wurde, hat für den Gebrauch im Kriege gegen die früher besprochene $\frac{1}{144000}$ grosse Vorzüge, welche schon durch die Zahlen der Colonne 4 angedeutet sind, denn sie bietet mehr als die doppelte Papierfläche. Ihre Mängel sind noch fühlbar in der Weglassung von etlichen Feldwegen (Colonne 19), in der Weglassung vieler Parallelwege (Colonne 20), in der Weglassung von 38 Proc. der dichtesten Nomenclatur (Colonne 21), in der Darstellung von 3—24 Fuss hohen Terrainstufen (Colonne 22, 23). Colonne 28 bis 32 beleuchtet die Nachtheile dieser Karte gegen die frühere $\frac{1}{144000}$ und ihre Vortheile gegen die folgende $\frac{1}{75000}$.

Linie 5. Aehnliche Verhältnisse zeigt die in Aussicht genommene neue Specialkarte $\frac{1}{75000}$, sie hat gegen die frühere beinahe die doppelte, gegen die alte Specialkarte $\frac{1}{144000}$ beinahe die vierfache Papierfläche. — Der Uebelstand, die wichtigen Terraingegenstände überhalten zu müssen, ist, wie die Colonnen 7 bis 18 zeigen, im minderen Grade fühlbar, theilweise ganz verschwunden; von den Communicationen wird unter normalen Verhältnissen nichts, bei besonders dichtem Wegnetze nur minder Wichtiges weggelassen werden müssen. Von einer sehr dichten Nomenclatur wird man nur mehr 9 Proc. weglassen müssen.

Bezüglich militärisch wichtiger Terrainstufen (Colonne 22 bis 55) zeigt sich kein besonderer Unterschied gegen die Karte $\frac{1}{100000}$.

Die Karte $\frac{1}{75000}$ hätte aber beinahe das vierfache Gewicht und Volumen der alten Specialkarte $\frac{1}{144000}$, ein Umstand, welcher wohl zu erwägen ist, besonders wenn der geringe Unterschied zwischen der Qualität der Karten $\frac{1}{100000}$ und $\frac{1}{75000}$ und der Umstand in Rechnung genommen wird, dass letztere immer noch beinahe das doppelte Gewicht der ersteren hat, somit, wenn sie getragen werden muss, den zu Fuss dienenden Officier stark belastet, besonders bei rapiden Operationen, welche ohne grosse Bagage ausgeführt werden und über ausgedehnte Terrainstrecken hinziehen.

Desgleichen würde die Massenerzeugung die doppelte Zeit und die doppelten Kosten verursachen.

Ob der unberittene Officier und selbst der berittene, welcher oft lange Zeit von der Bagage getrennt ist, die eine oder die andere der beiden letzteren Karten wünscht, ist ein gewiss nicht unwichtiger Gegenstand der Discussion.

Linie 6. Die Specialkarte $\frac{1}{50000}$, welche auch den Namen Detailkarte erhalten könnte, verfügt über die achtfache Papierfläche gegen die alte Specialkarte $\frac{1}{144000}$.

Die Terraingegenstände sind voll zu geben, nur die wichtigsten

Communicationen nehmen noch eine grössere Breite ein, und steile Ravins von geringer Höhe müssen noch bedeutend überhalten werden; da aber Terrainstufen von 5 Klftr. aufwärts schon geometrisch darzustellen sind und somit dort, wo sie von Schichtenlinien durchschnitten werden, auch durch letztere unmittelbar zum Ausdrucke kommen, so wäre abzuhelfen, indem man steile Terrainstufen von 3 Klftr. aufwärts als 5·5 Klftr. hoch darstellt, Ravins von 9 bis 18 Schuh mit feinen dichten Strichen conventionel andeutet und Ravins von 3 bis 8 Schuh fein und schütter zeichnet.

Durch diese Einführung wäre der letzte Mangel der Detailkarte aufgehoben und selbe würde allen Bedingungen einer Kriegskarte entsprechen; sie würde in der Hand eines Recognoscenten den grossen Vortheil haben, dass die grosse Papierfläche Berichtigungen des Gerippes und der Terraindetails, sowie Entwürfe für Truppenaufstellungen erleichtert.

Die Colonnen 29 bis 32 zeigen aber, dass diese Detailkarte für den Massengebrauch zu gross und zu schwer ist, denn sie vermehrt den Train einer Armee um 2148 Centner, das Gepäck eines Officiers um 35·8 Pfund.

Da aber diese Karte gewiss ein vorzügliches Kriegsmaterial wäre, so wäre eine Discussion über die Frage von Interesse, für welche Zahl von Officieren einer operirenden Armee der Besitz einer Detailkarte so wichtig wäre, dass man selbst den Nachtheil ihres Gewichtes gerne mit in den Kauf nähme.

Nunmehr sei mir gestattet, noch eine kurze Betrachtung über eine Combination der beiden Karten $\frac{1}{100000}$ und $\frac{1}{50000}$ anzufügen.

Da die Gliederung einer Armee verschiedene Thätigkeiten bedingt, so dürfte es schwer sein, das Maass für eine Karte zu finden, welche allen Organen einer Armee genügt, und für die Massenerzeugung, so wie für die Mitnahme und Mitführung nicht zu gross wird; es könnte somit leicht geschehen, dass sich mehrere Leser für die beiden Karten neben einander entscheiden würden, wenn sie nicht vor der Kostenfrage zurückschreckten.

Damit auch dieser Wunsch neben allen anderen eine Berechtigung erhält, will ich einige Worte über die Erzeugung dieser beiden Karten sprechen und deren Kosten gegen die Kosten stellen, welche die Karte $\frac{1}{75000}$ verursachen wird.

Durch Verwerthung der Heliogravure, welche, im k. k. militärisch-geographischen Institute ausgeführt, schon recht befriedigende Resultate geliefert hat, entfällt für die Zukunft der kostspielige und zeitraubende

Kupferstich, und es bleibt nur die topographische Zeichnung, welche als manuele und intellectuele Arbeit viel Zeit und Geld beansprucht, während das Umformen der Zeichnung in ein zum Drucke geeignetes Relief sehr geringe Kosten verursacht und in kurzer Zeit möglich ist.

Da die Heliogravure, wenn sie verjüngend copirt, die besten Resultate liefert, so wird man die Zeichnung stets grösser halten, als die Karte werden soll; so z. B. wird man die im Maasse $\frac{1}{25000}$ gezeichneten Original-Aufnahmsblätter topographisch in das Maass $\frac{1}{50000}$ verjüngen und dann heliographisch auf das Maass $\frac{1}{75000}$ bringen.

Auf die topographische Arbeit kommen somit pr. □ Meile 33·18 □ Zoll.

Würde nun die Aufnahme nur in schwarzer Methode gleich so gezeichnet, dass die Zeichnung eine heliographische Verjüngung auf das Maass $\frac{1}{50000}$ ermöglicht, so hätten wir die Detailkarte mit Umgehung der topographischen Arbeit.

Reducirt die topographische Abtheilung das Aufnahmsmateriale in das Maass $\frac{1}{75000}$ und bringt die Heliographie diese Zeichnung auf das Maass $\frac{1}{100000}$, so haben wir auch diese Karte neben der ersten und die topographische Arbeit umfasst nur 14·75 □Zoll pr. □Meile.

Es zeigt sich somit, dass wir durch zweimalige Anwendung des heliographischen Verfahrens zwei für den Krieg vielleicht gleich wichtige Karten erhalten, und dabei 55·6 Proc. an topographischer Arbeit ersparen, dass also die zwei Karten $\frac{1}{100000}$ und $\frac{1}{50000}$ wenigstens nicht mehr kosten, als die eine $\frac{1}{75000}$.

Verschwiegen darf nicht werden, dass die Originalaufnahmen nach dieser Methode nicht jene Qualität haben würden, welche ihnen die Linie 8 in der Tabelle beimisst, sondern nur jene der Linie 6 — ein Nachtheil, den man sich vielleicht gefallen lassen kann, wenn man berücksichtigt, dass eine noch so vorzügliche Zeichnung im Maasse $\frac{1}{25000}$, wenn sie ein Unicum bleibt, doch für die Armee einen sehr geringen Werth hat.

Die Linien 7, 8, 9 u. 10 behandeln Pläne, welche manchmal im Kriege benützt wurden; fasst man aber die Colonne 29 bis 32 in's Auge, so wird man leicht finden, dass derlei Pläne sich für den Massengebrauch nicht eignen, dass sich auch für ein Hauptquartier die Mitnahme solcher Behelfe nicht empfiehlt, denn ein Exemplar der Aufnahmssectionen für den Kriegsschauplatz von 2800 Quadrat-Meilen würde 143·2, ein Exemplar der Doppelmaassaufnahmen 572·8 Pfunde wiegen.

Von einigem Interesse wäre höchstens noch die Frage, ob es nicht von Vortheil wäre, Gefechtsfelder an strategisch-wichtigen Punkten,

welche durch permanente Befestigungen für den hartnäckigsten Widerstand hergerichtet und verstärkt sind, und auf welchen wichtige, eventuel auch entscheidende Kämpfe voraussichtlich stattfinden dürften, im Maasse $\frac{1}{25000}$ kartographisch darstellen zu lassen, so dass derlei Pläne in einer der Truppenstärke entsprechenden Zahl zur Kriegsausrüstung einer Festung oder eines verschanzten Lagers gehören würden.

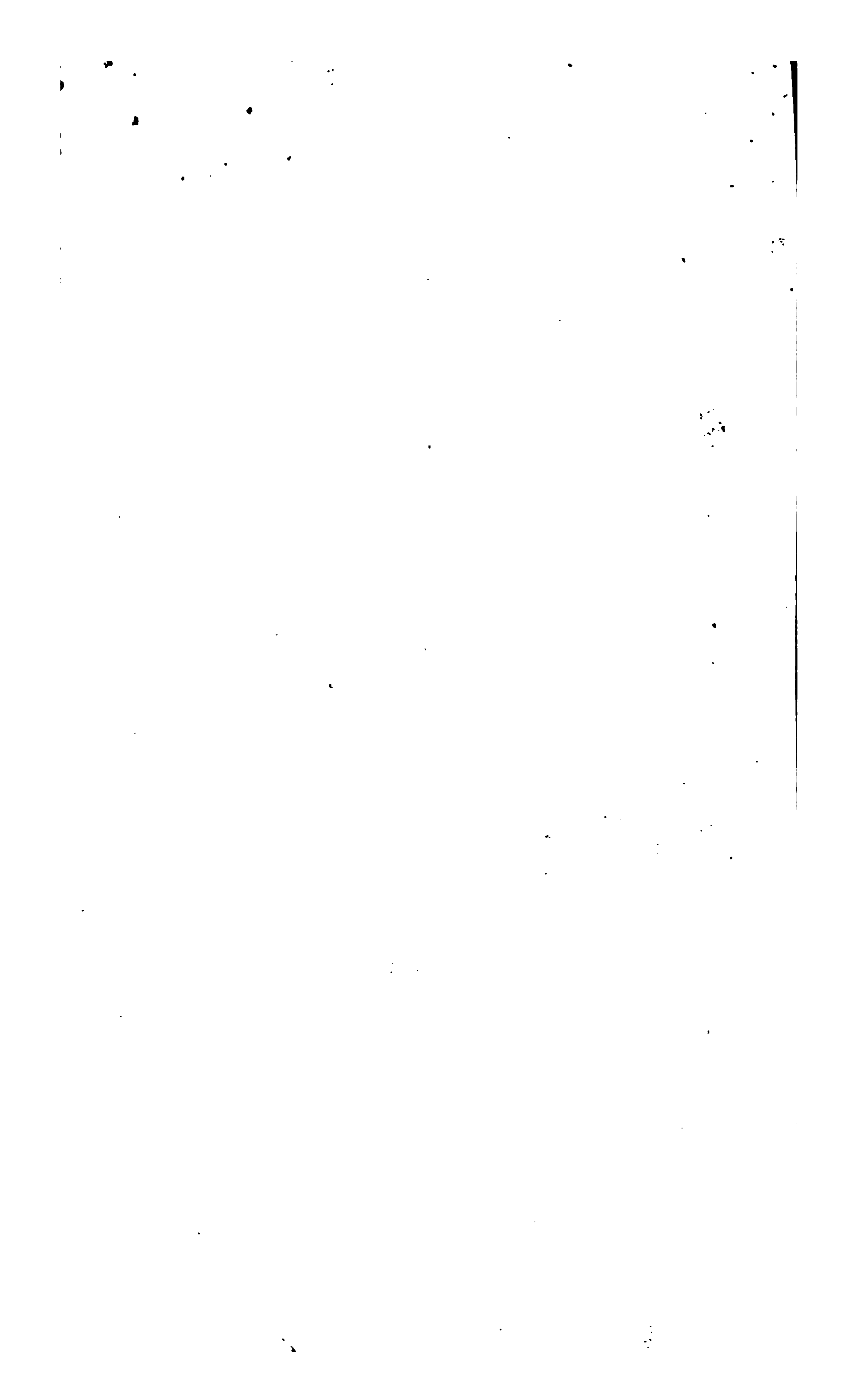
Ich schliesse diesen Aufsatz, indem ich die Hoffnung ausspreche, dass recht viele Kameraden aller Waffen die Mühe nicht scheuen werden, sich in der Tabelle zu orientiren und in die Discussion dieser für die Armee gewiss wichtigen Frage einzutreten. [1])

[1]) Wir können nur sehr erfreut sein, dass die in einem der Aufsätze des ersten Bandes angeregte Frage über die zweckmässigste Form der einer Armee nothwendigen Karten, von so competenter Seite und in der kürzesten Zeit eine so ausserordentliche gründliche Beleuchtung erfahren hat, und schätzen uns glücklich, diesen interessanten Artikel unseren Lesern bringen zu können. Wir sind natürlich auch sehr bereit, weitere Arbeiten über dieses Thema, sollten sie auch von anderen Standpunkten ausgehen und andere Ansichten vertreten, gleicherweise zu publiciren, um so das Beste zu erreichen, das in dieser wichtigen Sache erstrebt werden kann. D. R.

T...

...e Darstellbark...

8.	9.	10.	11.	...	31.	32.
ein grosses Haus 12° Breite, 20° Länge, 240□° Fläche	eine Gasse von 4° Breite	eine Gasse von 20° Breite	eine Eisenbahn von 4° Breite	...	Angenommen, dass 1866 die österreichisch-sächsische Nordarmee 6000 active Officiere hatte, und dass jeder Officier bei Ausbruch des Krieges für alle Eventualitäten mit Karten für 2800□ Meilen versehen worden wäre, so ergeben sich	
erfordert, um m...						
...s feinste Parallellinie 0.008			0.03	0...		
nimmt die *n*fache Fläche ein	nimmt die *n*fache Breite ein	nimmt die *n*fache Breite ein	nimmt die *n*fache Breite ein	nimmt die *n*fache Breite...	Cubik-Schuh	Centner
4.6	8.3	1.7	31	2...	138	59.66
4.2	8	1.6	30	2...	149	64.44
1.3	4	1	15	1...	598	258.96
1	2.8	1	10.4		1238	536.52
1	2.1	1	7.8		2203	954.6
1	1.4	1	5.2		4956	2147.28
1	1	1	3		14934	6470.4
1	1	1	2.6		19819	8587.08
1	1	1	1.5		59736	25881.34
1	1	1	1.3		79274	34347.24



Ueber Remontirung.[1]

Zur Herbeischaffung der nöthigen Kriegspferde jeder Gattung besteht die Remontirung; sie ist für die Ergänzung und Augmentation der Armee mit Pferden, was die Recrutirung für die Mannschaft ist.

Der Betrieb der Remontirung muss daher schon im Frieden so geregelt und eingerichtet werden, dass für den Krieg die nöthige, viel grössere Anzahl von tüchtigen Pferden in kürzester Zeit, mit dem geringsten Geldaufwande, sichergestellt sein könne.

Die Remontirung basirt vor Allem auf der Landespferdezucht; im engeren Begriffe auf der Menge und Gattung der in der Monarchie über den landwirthschaftlichen und allgemeinen Verkehrsverbrauch vorhandenen kriegstüchtigen Pferde, und hat im Bedarfsfalle die brauchbaren Pferde am sichersten und schnellsten aufzubringen und der Armee zuzuführen.

Nach der Menge wäre die allgemeine Landespferdezucht der ganzen Monarchie für alle Eventualitäten, selbst eines lange dauernden Krieges, der Remontirung günstig; nicht so der Gattung nach, da zwei Dritttheile der gesammten Pferdemenge, als zu klein und zu schwach, von der Friedens-Remontirung ganz ausgeschlossen ist, und nur aus Noth für Kriegstransports - Bespannungen verwendet werden müssen.

Auch von dem letzten Drittel der grösseren Landpferde kann nur eine geringe Menge zur Remontirung gerechnet werden, da der bessere und edlere Theil dieser Pferde, hoch über den Remontenpreis im In- und Auslande verkauft, von der Remontirung nicht erstanden werden kann. Rechnet man hievon die unveräusserlichen Mutterpferde, den Fohlennachwuchs bis zu einem Alter von vier Jahren, ferners alle über

[1] Wenn auch der vorliegende Artikel in mancher Hinsicht nur mehr ein historisches Interesse zu beanspruchen haben mag, so glauben wir dennoch, bei der ausserordentlichen Rolle, die dem Pferde in militärischer und staatsökonomischer Beziehung zufällt, mit dieser, aus der Feder eines der bedeutendsten Kenner des Pferdes und des Pferdehandels stammenden Arbeit, etwas sehr Willkommenes und auch Nützliches zu bieten. Der Verfasser derselben ist der seither gestorbene k. k. FML. v. Cseh.
D. R.

sieben Jahre alten und endlich alle fehlerhaften und abgebrauchten Pferde ab, so bleibt die Friedens-Remontirung auf eine geringe Anzahl mittelmässiger Pferde, die zwischen dem vollendeten vierten bis siebenten Altersjahre stehen, beschränkt, und sie muss im Kriegsfalle daher oft zu den älteren, selbst ganz alten und auch fehlerhaften Pferden greifen, um den nöthigen Bedarf zu decken.

Ausserdem wirken oft auch die Valutaverhältnisse ungünstig auf die Remontirung ein, indem sich ausländische Pferdehändler auf unseren Pferdemärkten, besonders auf den ungarischen, betheiligen und so den inländischen Pferdelieferanten das Aufbringen besserer Pferde erschweren.

Die Ausbeute an brauchbaren Kriegs-, besonders Cavalerie-Pferden stellt sich daher bezüglich der vorhandenen Landpferde nicht sehr günstig dar, und könnte nur durch eine namhafte Verbesserung in der Züchtung, zur Herabminderung der bedeutenden Anzahl zu kleiner Landpferde, mit der Zeit abgeholfen werden.

Aus dem ungünstigen Verhältnisse der Landespferdezucht stellt sich die Art und Weise, wie die Pferde im Lande aufgebracht werden können, von selbst heraus. Die brauchbaren Pferde sind selten und vereinzelt im Lande; sie müssen Stück für Stück aufgesucht und aufgekauft werden, weil der Pferdezüchter ebensowenig mit seinen Pferden, wie der Erzeuger mit seinen Producten einen Handel treibt, sondern diese nur zur gelegenen Zeit im Hause oder auf dem nächsten Markte verkauft. Trotz Ausschreibungen der Remontirung macht der Bauer und Züchter keinen Schritt, sein Pferd anzubringen, und bringt er einmal Eines auf den Assentplatz, so ist es gewiss ein unbrauchbares. Das gute Pferd muss daher immer aufgesucht werden.

Gegen das Aufsuchen der Pferde im Lande durch die Remontirung selbst sprechen hinlänglich die gemachten und theuer bezahlten Erfahrungen der ehemaligen ambulanten Assent-Commissionen. — Im Jahre 1856/7 kauften sämmtliche in Ungarn ausgesandten Wandercommissionen 78 Stück leichter Remonten und verrechneten, aus Documenten nachgewiesen, für Reisediäten etc. 11.400 fl., wodurch jedes Pferd, statt um den damaligen Remontenpreis pr. 130 fl. auf 275 fl. zu stehen kam, ungerechnet die Transportkosten der gekauften Pferde, der Fourage für selbe, die Marschzulagen der beständig auf Remonten-Commando wandernden Mannschaft und den herabgekommenen Zustand, in welchem die einzelnen transportirten Remonten, welche geritten wurden, auf dem Sammelplatze anlangten.

Nach den bereits gemachten Erfahrungen kann kein Zweifel obwalten, dass das Aufsuchen, Ankaufen und Transportiren der Pferde den Händlern, resp. Lieferanten überlassen werden muss, weil sie dies am wohlfeilsten bewerkstelligen können. Auch lässt sich zugleich erweisen, dass die Lieferung für jeden Assentplatz nur Einem Lieferanten, Einer Compagnie oder Firma anvertraut werden soll, auch nicht mehr als Eine Assent-Commission je in einem Kronlande aufgestellt werden darf, wenn auf Brauchbarkeit und genügende Menge der Pferde sicher gerechnet werden soll.

Der Remontirungspreis ist so gering bemessen, dass, nach Abschlag der Kosten, die Lieferung eines brauchbaren Remonts nur einen sehr kleinen Gewinn in Aussicht stellt, welcher sich nur durch die Menge gelieferter Pferde steigern kann. Lässt man den Zutritt auf den Assentplatz für Jedermann frei, so wird der Gewinn bis zum Verschwinden vertheilt. — Es ist daher natürlich, dass der grössere Gewinn an der minderen Qualität der Pferde hereinzubringen gesucht wird. — Je mehr Lieferanten daher an einem Platze betheiligt sind, desto mindere, wohlfeilere Pferde werden sie im Stande sein, abzustellen.

Hat beim Ausbruch eines Krieges nicht jeder Assentplatz seinen bestimmten, verlässlichen Lieferanten, so drängen sich eine Unzahl unberufener Leute, die sonst nie mit Pferden gehandelt haben, hervor und überschwemmen denselben mit den schlechtesten Pferden. Eine Mähre wird nach der anderen vorgeführt, der Einkäufer ermüdet bei diesem resultatlosen Geschäfte und er langt endlich mit Wohlgefallen nach einem mittelmässigen Pferde, besonders wenn er durch die Nothwendigkeit zur Beschleunigung des Ankaufes gedrängt wird. Hat der Ankauf schlechter Pferde einmal begonnen, dann werden alle fehlerhaften Pferde im Lande aufgekauft; die brauchbaren bleiben in den Händen der Züchter und Besitzer, welche sie, nach Entäusserung ihrer überflüssigen Pferde, selbst nicht um die höchsten Preise mehr verkaufen können; so werden alle besseren Pferde vertheuert und der Remontirung gänzlich entzogen.

Bestehen in solchem Momente mehrere Assent-Commissionen, dann eilen alle Händler jener zu, welche das geringste Bedenken bei Abnahme ihrer schlechten Waare trägt, so dass ein Assentplatz, der nur taugliche Pferde sucht, ganz verlassen bleibt.

Sind die Assentplätze endlich dem Zudrange aller Leute preisgegeben, dann verschwinden auch die soliden Händler, das Lieferungsgeschäft geräth in die Hände verkommener Gauner, die ausgestossenen

Pferde werden fort und fort unter Anwendung verschiedener Kniffe so lange vorgestellt, bis sie alle an Mann gebracht worden sind.

Kurz, ist die Remontirung nicht schon im Frieden für den Fall eines Krieges vorbereitet, dann wird immer die Anschaffung von unkriegstüchtigen Pferden, selbst mit dem grössten Geldaufwande, nicht möglich sein.

Eine getreue Schilderung der bisher stattgefundenen Kriegs-Remontirungen wird im Stande sein, das Gesagte am Klarsten zu beleuchten.

Bei der Kriegsrüstung im Jahre 1854 wurde der Pferdeeinkauf im ganzen Lande ausgeschrieben, in allen Zeitungen und durch Placate kundgemacht, durch die Behörden und die Gendarmerie bis in die niedersten Schichten der Bevölkerung verbreitet. In Ungarn wurden allsogleich 17 Assent-Commissionen aufgestellt, die Leitung derselben Officieren übergeben, die wohl in der Individual-Beschreibung als gute Pferdekenner bezeichnet waren, selbst aber vielleicht nie ein Pferd gekauft hatten. Ausser diesen wurde noch jedes Cavalerie-Regiment ermächtigt, alle demselben tauglich scheinenden Pferde jeder Gattung, in seinem Rayon, anzukaufen.

Pest war als Sammelplatz bestimmt, wohin alle angekauften Pferde abtransportirt werden sollten. Zugleich wurde dort auch eine Assent-Commission und das Remontirungs-Präsidium für ganz Ungarn und die dazu gehörigen Provinzen etablirt, welch' letzteres alle Assent-Commissionen überwachen und die assentirten Pferde vertheilen sollte.

Zur Wartung und Aufsicht sollten alle Pferde dem Fuhrwesen-Standes-Depôt in Pest übergeben werden. Demselben wurden zur Unterbringung der Pferde die Stallungen der Lagerspitals-Caserne mit einem Fassungsraume von kaum 300 Ständen angewiesen.

Durch Aufstellung so vieler Assent-Commissionen und durch die den Regimentern ertheilte Ermächtigung zum Einkaufe bekam das Bedürfniss nach Pferden den Anstrich der höchsten Noth; der Sucht nach leichtem Gewinn war Thür und Thor geöffnet, jeder Hausirer, Greisler, Zigeuner etc. betheiligte sich an den Pferdelieferungen. Für die so auffällig geäusserte Noth schien jede Mähre genug gut; alsbald waren alle unbrauchbaren Pferde in den Händen unberufener Lieferanten, selbst mittelmässige Pferde stiegen im Werthe bis zu unerschwinglichen Preisen. In der kürzesten Zeit wurden Tausende untauglicher Pferde assentirt, die massenweise nach Pest strömten, wo sie verwahrlost ankamen, zuerst in den wenigen Stallungen, dann im Hofraume wie Häringe dicht an einander gebunden wurden, ohne dass die zu ihrer War-

tung bestimmte nöthige Mannschaft vom Urlaub eingetroffen war. So waren bald über 6000, meistens abgehärmte, alte, fehlerhafte Pferde in und um das Lagerspital im Freien an einander gepfercht, und kaum 400 schlecht gekleidete Recruten aller Nationen ohne Putzzeug zu deren Wartung vorhanden. Schlecht conduisirten, von Urlaub eingezogenen Cavalerieunterofficieren und neu avancirten Fuhrwesensofficieren wurde deren Beaufsichtigung anvertraut.

Die Verlegenheiten des Landesfuhrwesenscommando und des Remontirungspräsidio wuchs mit jedem von auswärts einlangenden Pferdetransport. Während dieses mahnend und drohend den schlechten Pferdeeinkäufen entgegentreten wollte, erhielten auswärts die Einkäufer Belobungen für den so raschen Fortgang der Pferdeanschaffung. (Man kannte in Wien aus den Tagesrapporten wohl die Anzahl, aber durchaus nicht die Qualität der Pferde.) Hiedurch aufgemuntert, suchte man noch mehr, ohne Rücksicht auf Tauglichkeit, die Quantität zu vermehren und es folgte Transport auf Transport der elendesten Mähren nach Pest.

Dort waren die armen Thiere allen Unbilden und Martern ausgesetzt; es schien, als ob sie zur Vertilgung, zur Ausrottung des ganzen Pferdegeschlechts zusammengeführt wären. Es war ein herzzerreissender Anblick, die dicht an einander gedrängten Gerippe, oft nur an einem spannlangen Stricke mit dem Kopf an den Pflock gebunden, bald bis über die Fesseln in Koth und Wasser vor Kälte zitternd, bald verschmachtend der brennenden Sonnenhitze ausgesetzt zu sehen. Das denselben kurz vorgelegte Heu wurde theils vom Winde weggetragen, vom hungerigen Nebenpferde weggefressen, theils in Koth getreten. Der Hafer ging durch die schon durchgebissenen leinenen Futtertornister verloren. Die wenige und ungeübte Mannschaft reichte kaum hin, die Pferde einmal des Tages gehörig zu tränken; zu den vorhandenen zwei Brunnen konnte der Mann kaum nach langem Drängen gelangen; die nahe Donau konnte aus Mangel an Leuten nicht benützt werden. Stundenlange standen ganze Reihen von Pferden mit leeren Hafertornistern über der Nase, bis sie durch die wenigen Wärter davon erlöst werden konnten. Bis die Truppen zur Uebernahme der ihnen zugewiesenen Pferde kamen, waren auch die wenigen als brauchbar angekauften Pferde bis zur Untauglichkeit verhungert, verkümmert, verletzt oder lahm.

Unter solchen Umständen war an eine nur halbwegs befriedigende Ausrüstung nicht zu denken. Eine Besserung der Pferde durch thierärztliche Behandlung war auch nicht zu erwarten, da die wenigen

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die verkäuflichen Pferde [illegible]gen und auszuschei[illegible].

Da sich die zur Pferdeübernahme angewiesenen Offiziere mit [illegible] weigerten, die [illegible] Thiere zu übernehmen, wurde eine commissionelle [illegible] und Ausscheidung aller unbrauchbaren Pferde angeordnet; in Folge wurden über [illegible] Stück in der [illegible] [illegible] ver[illegible] [illegible] [illegible], theilweise nur um 10 bis 25 fl. verkauft, über 70 Pferde als rotzverdächtig vertilgt wurden. Ueber 3000 Pferde wurden nach und nach als unbrauchbar zur Erholung in die [illegible] [illegible] um Pest eingestellt. Alle [illegible] Cavallerieoffiziere aus dem Pensionsstande, mit [illegible] Unteroffizieren, wurden zur Aufsicht bestellt, je 3 bis 4 Pferde einem [illegible] [illegible] [illegible] zur Pflege übergeben, und für 3 bis 4 [illegible] ein [illegible] [illegible] bestimmt.

Von [illegible] konnte durch die unzulänglichen Anstalten [illegible] [illegible] Besserung der Pferde erwartet werden. Täglich trafen [illegible] kranke und verdächtige Pferde in Pest ein. Mit dem Verkaufe [illegible] und dem Vertilgen verdächtig gewordener Pferde musste [illegible] werden, umsomehr, als trotz strengster Verwarnungen die [illegible]-Commissionen nicht aufhörten, schlechte Pferde zu kaufen. Die Ausrüstung der Armee wurde unter diesen Umständen aufgehalten und sehr mangelhaft fortgesetzt, schwache, alte, fehlerhafte Pferde mussten verwendet werden. Es wurden Transportbespannungen zusammengestellt und abgesendet, welche nicht im Stande waren, die [illegible] Wagen fortzubringen, und [illegible] Vorspann bis Szolnok ge[illegible] werden mussten. Während die Bespannung [illegible] nachgeführt wurde, [illegible] einigen Monaten zeigte sich [illegible] den geschlossenen [illegible] [illegible] den [illegible] Pferden die Seuche und nahm so überhand, dass [illegible] [illegible] davon ergriffen wurden. Der Keim dieser Krankheit [illegible] [illegible] auch in den äusserlich gesund scheinenden Thieren und wurde die Krankheit bis nach Szolnok verschleppt; die Bespannungen [illegible] geriethen in einen schauererregenden Zustand und [illegible] [illegible], dass der Krieg nicht zum Ausbruche kam, denn die Armee wäre ohne Transportmittel geblieben.

Dies ist nur ein theilweises Bild von der damaligen Kriegsrüstung in Ungarn. Die Remontirungen in den anderen Provinzen waren nicht besser bestellt. Ein Beispiel hievon wird genügen, dies zu bestätigen. Eine Remontirungs-Bespannung mit [illegible] [illegible] assentirten Pferden machte von Wien im Durchmarsche in Pest [illegible]; der Commandant derselben erklärte seine Pferde unfähig zur Fortsetzung seines

Marsches. Bei der Untersuchung entfaltete sich ein grauenvolles Jammerbild; die meisten bis auf die Knochen abgezehrten Pferde waren fast alle durch die allzuweiten Kumete gedrückt, von den Strängen blutig gerieben, darunter kaum Einige unter 14 Jahre alt. Viele davon hatten das 18. und 20. Jahr überschritten und waren nicht mehr im Stande, den Hafer zu zermalmen. Alle waren abgebraucht, krumm und lahm, eine Sammlung aller Defecten. Fünfzehn davon wurden als rotzig und verdächtig anerkannt, demzufolge die ganze Bespannung zurückbehalten und gegen andere Pferde vertauscht werden musste.

In Wien, dem Centralpunkte aller Ausrüstungen, wo Pferde aller Provinzen zusammengeführt wurden, traten die Mängel und Uebel der leichtsinnigen Pferdeeinkäufe noch sichtbarer auf und waren, wie überall, dem gänzlichen Mangel gehörig vorbereiteter Kriegsremontirungen zuzuschreiben.

Als fernerer Beweis, dass ein so ungünstiges Verhältniss im Pferdeankaufe nur durch regellose Ueberstürzung und Aufstellung überflüssiger Assentplätze, dann den freien Zutritt zu denselben herbeigeführt wird, möge das günstige Resultat der Kriegsassentirung im Jahre 1859 in Pest dienen, woselbst die einzige Assent-Commission für ganz Ungarn durch nur Einen Lieferanten, vom 15. Jänner bis letzten April, 45.000 Pferde eingekauft hat, welche noch heute den Kern des ganzen Armee-Pferdestandes bilden. [1])

Als Ende Februar desselben Jahres die Rüstungen immer dringender wurden, blieb, in der Ueberzeugung, dass die Aufstellung mehrerer Assent-Commissionen schädlich auf den Einkauf einwirken müsse, auch nur diese Eine Commission in Ungarn thätig; sie kaufte aber nun mit aller Aufopferung täglich 500 Pferde der besten Gattung allein in Pest ein und übergab selbe am Platze sogleich den bereits zur Uebernahme anwesenden Commanden der verschiedenen Truppengattungen, wodurch nicht nur jede schädliche Anhäufung von Pferden vermieden wurde, sondern auch jedes Pferd, durch die Uebergabe an eine bestimmte Truppe, der Vernachlässigung sicher entgangen ist, so dass im Ganzen nur 9 Pferde bis Ende April, vor ihrer Abgabe, bei der Assent-Commission, theils durch Krankheiten, theils durch Verletzungen undienstbar wurden.

Als aber im Monate Mai die zwangsweise Pferdeabstellung angeordnet wurde und zur Assentirung derselben mehrere Commissionen aufgestellt wurden, begann durch Unkenntniss, ungleiche Ansichten

[1]) Die vorliegende Arbeit wurde im Jahre 1864 geschrieben. D. R.

und Uebereilung sogleich der massenhafte Zuwachs unbrauchbarer Pferde. Die Epoche vom Jahre 1854 schien sich wiederholen zu sollen, wenn nicht die Uebernahme von 30.000 Pferden der zwangsweisen Stellung für mehrere Comitate durch die Pester Lieferanten das Uebel theilweise abgewendet hätte.

Wie übereilt und leichtsinnig auch im Jahre 1859 fast alle Assent-Commissionen ausser Pest gekauft haben, wird dadurch bestätigt, dass sämmtliche aus allen Provinzen durch Wien passirenden und im Lande noch detachirt gewesenen untauglichen Bespannungspferde, besonders der Artillerie, durch daselbst im Depôt aufgestellt gewesene ungarische Pferde vertauscht wurden und dass noch dermalen fast alle Batterien der Armee mit ungarischen Pferden tüchtig bespannt und an dem an ihrer Schulter eingebrannten C erkennbar sind.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass nicht Jedermann Pferde einkaufen, auch nicht Jeder liefern kann; dass hiezu befähigte, vertraute und im Geschäfte bewanderte Leute erforderlich sind; dass bei eintretendem Bedarf an Kriegspferden, die Nothwendigkeit desselben nicht in die ganze Welt ausposaunt werden darf, damit sie von der Gelegenheit profitiren könne, — dass die Assentplätze nicht unnöthigerweise vervielfältigt werden sollen und dass endlich für jedes eingegekaufte Pferd im Voraus Unterkunft und Wartung bestellt werden muss, wenn es nicht, trotz guten Einkaufs, vor seiner Eintheilung unbrauchbar werden soll.

Da jedoch weder verlässliche Einkäufer noch Lieferanten bei eintretender Nothwendigkeit hergezaubert werden können, müssen solche schon im Frieden geschaffen werden und geben die stabilen Assent-Commissionen die beste Gelegenheit, die Eigenschaften Dieser und Jener zu prüfen und zu erkennen.

Die stabilen Assent-Commissionen sollen überhaupt während des Friedens im Kleinen sein, wofür sie vor und während des Krieges im Grossen bestimmt sind.

Der Leiter einer Assent-Commission ist die Seele des ganzen Geschäftes; er muss in jeder Hinsicht das volle und unbedingte Vertrauen geniessen, welches mehr Garantien, als alle Vorschriften und Controlen, bietet. Es versteht sich von selbst, dass er nicht nur Pferdekenntniss im höheren Grade, eine schnelle Auffassung, ein richtiges selbständiges Urtheil besitzen müsse, er muss auch durch und durch ein Ehrenmann, mit den Verhältnissen der Landespferdezucht und des Pferdehandels bekannt sein, nur das Beste des Dienstes und den Nutzen des Staates vor Augen haben; schliesslich noch mit einem

guten Auge, einer eisernen Gesundheit, unermüdlichen Ausdauer und Energie begabt sein.

Hat man einen Leiter mit den geforderten Eigenschaften gefunden, dann muss man ihm auch vollkommen vertrauen. Er controlirt sich selbst durch seine Einkäufe, durch die allgemeine Stimme, welche über die Qualität seiner gekauften Pferde herrscht.

Nicht ein einzelnes Pferd, nicht die Relation eines oft Unverständigen soll über seine Vertrauenswürdigkeit entscheiden. Die Möglichkeit, dass ein zur Abholung der Pferde bestimmter junger Officier das Recht haben solle, sich die nach seiner Beurtheilung vorhandenen Fehler an diesem oder jenem Remont in der Revisionsliste bemerken zu lassen, ist für den Remontirungsleiter herabwürdigend. Es widerspricht dem vorausgesetzten Vertrauen in die Eigenschaften des Leiters, dass ein unerfahrener Officier auch nur beauftragt werden solle, an den übernommenen Pferden Fehler zu suchen oder gar für solche verantwortlich gemacht zu werden.

Bei dem Umstande, als es fast gar kein Pferd ohne irgend einen Fehler gibt, muss es auch dem Urtheile des Einkäufers überlassen werden, ob dieser oder jener Fehler das Pferd untauglich macht.

Da am Ende doch jedes Pferd ohne Widerrede übernommen werden muss, so ist das Anmerken der allenfalls aufgefundenen Fehler nur eine Formalität, ohne den geringsten Nutzen.

Auch die Anzeigen der Regimenter über die Qualität der abgefassten Remonten sind zwecklose Schreibereien, da sie in zehn Fällen nur einmal ein richtiges, parteiloses Urtheil enthalten. Remonten lassen sich eben nur schwer beurtheilen, darum nur Wenige zum Remontiren verwendet werden können.

Die Relationen über Remonten, selbst nach drei Monaten seit ihrer Abfassung, lauten meistens zweifelhaft, müssen aber, weil sie in der Vorschrift gegründet sind, am bestimmten Termin eingereicht werden. Sie werden meistens nach einer Schablone in der Regimentsadjutantur verfasst und sind gewöhnlich ein Abklatsch der diesfälligen, vom Escadronsschmied und dem Wachtmeister zusammengetragenen Meldungen.

Wenn die Relationen einen Aufschluss über den Pferdezuwachs eines Regiments überhaupt, oder eine Garantie für den Einkauf eines Remontirungsleiters geben sollen, hätte der Brigadier von Zeit zu Zeit über den Zustand der Remonten überhaupt und im Allgemeinen, besonders aber über die bereits einrangirten Remonten zu relationiren, weil über ein rohes Remont ein sicheres Urtheil niemals und nur an-

nähernd und muthmasslich abgegeben werden kann, es sei denn, dass ein Pferd ausgesprochene, für jeden Mann erkennbare Defecte hätte, welche dasselbe unzweifelhaft untauglich machen.

Wenn ausserdem der Divisionär über den Zustand der einrangirten Remonten und ihrer Qualität jährlich wenigstens einmal berichten müsste, würde man höheren Orts viel genauer über die Remontenzuwächse unterrichtet sein, als dies durch die Regimenter geschieht, welche in diesem Fall Partei und Richter zugleich sind.

Der Leiter einer Assent-Commission soll ein General oder Oberst sein, weil sich ein niedriger Gestellter nicht leicht der überspannten Anforderungen der Regimentscommandanten erwehren kann.

Dem Leiter jeder Commission soll ein Stabsofficier mit allen Eigenschaften eines künftigen Leiters zur Seite stehen, welcher sich das ganze Wesen der Remontirung eigen machen muss.

Das Cassa- und Rechnungswesen soll von einem verlässlichen Officier, mit Intervenirung eines Kriegscommissärs, geführt und weder der Leiter noch der ad latus daran betheiligt werden.

Die Gegenwart eines Kriegscommissärs bei dem Acte der Assentirung ist ganz überflüssig, nichtsdestoweniger kann derselbe alle im §. 4 der Remontirungsinstruction geforderten Geschäfte besorgen, ohne seine Zeit bei einer Arbeit zu verlieren, deren Genauigkeit den Leiter am Meisten interessirt und da das Auszahlen der Lieferanten ohnedies erst nach Beendigung der Assentirung geschieht.

Die Aufsicht der assentirten Remonten, ihrer Wartung, Verpflegung und nöthigen Bewegung soll einem verlässlichen Cavalerie-Officier anvertraut und der Commission ein Thierarzt beigegeben werden, welcher über den Gesundheitszustand und das Beschläge der Remonten wacht. Endlich ist noch für die nöthige Stallung zur Unterbringung der Remonten zu sorgen.

Die Assent-Commissionen sollen nur in grossen Städten etablirt werden, welche durch Strassen, Eisenbahn und Dampfschiffe nach allen Richtungen verbunden sind, wo das Zu- und Abtransportiren der Pferde erleichtert ist, wo Capitalisten, Händler und Lieferanten zur grössten Auswahl vorhanden sind.

Jeder Leiter einer Assent-Commission muss die grösste Sorge tragen, sich einen im Pferdegeschäfte bewanderten, vertrauten, wohlhabenden, am Platze accreditirten Lieferanten, oder mehrere, nur Eine Compagnie bildende, Händler zu finden, welche die Lieferungen mit ganz gleichem Interesse betreiben; — denn nur zwei Lieferanten auf ein und demselben Assentplatz, wirken nachtheilig, da ein Jeder der-

selben den Anderen um den Gewinn beneidet und durch mindere Pferde seinen eigenen zu vermehren suchen wird.

Schon ist nachgewiesen worden, dass die Lieferungen auf den Assentplätzen unter keiner Bedingung frei gegeben werden dürfen, wenn der Einkäufer Herr über die Qualität der Pferde bleiben will. Aber schon im Frieden muss sich jeder Assentplatz seinen bestimmten Lieferanten besorgen, so lange er Zeit und Gelegenheit hat, denselben zu erkennen, sich von dessen Redlichkeit und Sachkenntniss überzeugen, ihn bei Nichtbefriedigung abschaffen und mit einem Anderen in Verbindung treten kann.

Vor Anknüpfung eines Lieferungsgeschäftes muss zwischen dem Leiter und dem Lieferanten ein mündliches Uebereinkommen über Qualität und Quantität der verschiedenen Gattungen Pferde bestehen; die Anforderungen müssen mit Rücksicht auf die Landespferdezucht, auf die Marktpreise, den Truppendienst und bei genauer Beobachtung der Remontirungsvorschriften gestellt, sowohl durch den Leiter als den Lieferanten streng und gewissenhaft eingehalten werden. Dem Lieferanten, welcher die Bedingungen eingegangen ist, wird das Meiste daran liegen, alle zur Lieferung gekauften Pferde abstellen zu können, folglich nur annehmbare auf den Platz bringen dürfen, oder seine Lieferungen von selbst einstellen, wenn er nicht durch die vielen Brackpferde zu Grunde gehen will. Es zeigt dies wieder klar, dass der Leiter einer jeden Assent-Commission das allgemeine Vertrauen selbst der Lieferanten besitzen müsse, dass er nur fordert, was billig und durch Uebereinkommen festgestellt worden ist, und sowohl das Aerar als den Lieferanten vor Schaden bewahrt.

Man wird einwenden, dass dieser Vorgang nur in Ungarn möglich ist und nur dort gute Früchte getragen hat. Hierauf wird erwidert, dass diese Remontirungsmodalitäten erst seit dem Jahre 1859 auf dem Pester Assentplatze bestehen, und erst seit dieser Zeit die ungarischen Remonten sich so in der Qualität gebessert haben, dass sie mit Vorliebe von allen Trnppengattungen gesucht werden. Dass aber ebenso in Böhmen nnd anderen Provinzen mit einem einzigen Lieferanten die besten Resultate erzielt werden können, erweiset sich aus Folgendem: In den Jahren 1851, 1852 und 1853 war ich als Oberst des 2. Huszarenregiments Präses einer ambulanten Remontirungscommission. An jedem der zur Assentirung vorausbestimmten Orte fand ich ausser einigen Landzüchtern immer dieselben Händler, die mit ihren, grösstentheils schon an anderen Orten zurückgestossenen Pferden der Commission voraneilten. Nachdem die Commission auf

diese Art mehrere hundert Gulden auf Reisen und Diäten verausgabt, war die Ausbeute an Remonten eine geringe, von kaum mittelmässiger Qualität. So traf mich die Ausrüstung des Jahres 1854. Ich sollte ambulirend, mit erleichterten Kaufbedingungen, in grösserem Maassstabe Pferde kaufen und durch das eigene Regiment nach Nimburg transportiren lassen; da ich aber nur wenige und sehr zweifelhafte Pferde mitbringen konnte, mein Regiment durch fortwährendes Ab- und Zugehen in der Ausrüstung, besonders bei meiner beständigen Abwesenheit, zurück bleiben hätte müssen, verwendete ich mich höheren Orts um die Bewilligung, in Klattau, meiner Stabsstation, einen stabilen Assentplatz errichten zu dürfen. Zuerst abschlägig beschieden, wurde mein noch mehr motivirtes Gesuch bewilligt.

Ich bewog einen dort wohnenden armen Juden, welcher mir unter allen, auf meinen Assentplätzen erschienenen Lieferanten das grösste Vertrauen einflösste, die Lieferung für Klattau zu übernehmen, mit dem Zusatze, dass, wenn er mich befriedigte, ich keinen andern Lieferanten zulassen würde; er müsse daher seinen Gewinn nicht an einzelnen Pferden wie bisher, sondern an der Menge der zu liefernden zu erreichen suchen, daher nur solche Pferde aufkaufen, die bestimmt angenommen werden müssen. Die Armuth dieses Mannes war das einzige Hinderniss, die Assentirung grossartig zu betreiben; da er aber mein vollkommenes Vertrauen besass, streckte ich ihm aus eigenen Mitteln einige tausend Gulden vor. Alsbald nahmen die Lieferungen einen grösseren Maassstab an; als accreditirter einziger Lieferant des Platzes wuchs auch sein Credit, so dass er im Verlaufe von kaum drei Monaten über 4000 Pferde aller Gattungen zu meiner grössten Befriedigung lieferte.

Man wird einwenden und sagen, dass auch der Assentirende selbst alle schlechten Pferde zurückweisen könne. In der That kann er dies auch, allein er verscheucht damit auch alle Händler und verödet sich seinen Assentplatz; auch läuft er Gefahr, ein übersehenes defectuöses zu kaufen und ersetzen zu müssen, weil der unbekannte Lieferant nicht mehr aufzufinden ist. Ein einziger und bestimmter Lieferant, dem der ganze Gewinn des Platzes gesichert ist, ist an denselben gefesselt; es liegt in seinem Interesse, viele und nur annehmbare Pferde zu liefern, weil es bedungen sein muss, dass er alle assentirten Pferde, selbst nachdem sie gebrannt worden, auch wenn sie sich erst in einigen Tagen untauglich zeigen sollten, zurückzunehmen habe.

Letztere Bedingniss ist zugleich die Hauptgarantie für das Aerar und den Leiter; sie schützt vor den gewöhnlichen Kniffen der Ross-

kämerei, welcher der Pferdehandel im Allgemeinen unterworfen, und welche, bei Zulassung unbekannter Händler, nicht zu vermeiden ist.

Hat jeder Assentplatz seinen erprobten Lieferanten im Frieden erworben, so kann mit Ruhe einer zufriedenstellenden Kriegslieferung ohne Vermehrung der Assentplätze nnd ohne Allarmirung durch Ausschreibungen entgegengesehen werden; immer aber vorausgesetzt, dass der Leiter der rechte Mann hiezu sei.

Ohne die Pester Remontirung des Jahres 1859 zum Maassstabe zu nehmen, wird ein Assentplatz in jeder Provinz genügen, so viele Pferde und so schnell aufzubringen, als es überhaupt möglich sein wird, sie auszurüsten und mit Mannschaft zu versehen. Es wird im Gegentheile nothwendig sein, den massenhaften Einkauf so lange zu vermeiden, bis nicht die nöthigen Unterkünfte besorgt, die Mannschaft der Truppen zur Uebernahme der Pferde vom Urlaub eingezogen sein können, und zum Theile auf dem Assentplatze vorhanden sind.

Wird in Oesterreich, Ungarn, Croatien, Siebenbürgen, Böhmen, Mähren, Galizien und Steiermark je eine stabile Assent-Commission aufgestellt, so werden alle zusammen, wenn nur 100 Pferde täglich, alle acht Tage 800, in einem Monate 24.000 Pferde aufbringen und, wenn mit Umsicht und Energie der Ankauf betrieben, auch leicht das doppelte Quantum aufstellen können.

Nachdem bisher das Princip aufgestellt worden, nach welchem die genügende Anzahl brauchbarer Pferde für alle Eventualitäten am sichersten, schnellsten und wohlfeilsten aufgebracht werden kann, bleiben noch Gegenstände zu erwähnen, welche, theilweise in der Vorschrift begründet, selbst den Friedensremontirungen entgegen stehen, und solche, welche die Kriegsremontirung betreffen, für welche festgesetzte Bestimmungen gar nicht bestehen, daher bei jeder Kriegsrüstung nach alter Gepflogenheit verfahren wird, sich auch immer die geschilderten Calamitäten wiederholen müssen.

Der Standpunkt und die Eigenschaften eines Remontirungsleiters sind bereits erörtert und festgestellt worden. Er allein soll nur für die Tauglichkeit aller durch ihn assentirten Pferde verantwortlich sein, alle übrigen bei der Commission Commandirten als Hilfspersonale betrachtet werden. Ein Leiter, wie er sein soll, muss ebenso die Krankheiten, Defecte, das Alter der Pferde kennen wie der Thierarzt, und wenn er selbstständig sein soll, auch in dieser Hinsicht von Niemand abhängen; was aber die Bestimmung der Waffengattung betrifft, für welche dieses oder jenes Pferd tauglich ist, so gehört diese gar nicht

in das Fach des Thierarztes und muss daher absolut dem Leiter überlassen bleiben.

Das Bandmaass, mit welchem die Höhe der Remonten gemessen wird, unterliegt so sehr der Willkür des Messenden, dass er jedes Pferd um einen Zoll grösser oder kleiner erscheinen lassen kann. Es ist dieses daher nur bis auf einen gewissen Grad ein richtiges Maass.

Ein Zoll ist weiters ein so geringes Maass zur ganzen Höhe eines Pferdes, dass es verschwindet, sobald ein Pferd alle anderen Eigenschaften seiner Gattung besitzt. — Ein Zoll der Höhe kann durch Abmagerung eines Pferdes ebenso leicht verloren gehen, als er durch gute Nahrung gewonnen werden kann. — Ein kleines Pferd mit fetten Schultern erscheint nach dem Bandmaasse grösser, als ein viel grösseres mit flachen mageren Schultern in der Wirklichkeit ist. — Ein unruhiges Pferd aber kann mit dem Bandmaasse gar nicht genau gemessen werden, und gibt, zehnmal gemessen, jedesmal ein anderes Maass.

Doch spielt das Maass eine grosse Rolle, sobald ein Remont missfällt und doch keine Defecte an demselben vorgefunden werden — man misst es mit hängendem Kopfe und findet es, wie natürlich zu klein. Aus dieser Ursache sollte an einzelnen Pferden um das Maass eines Zolles nicht gemäkelt werden, wenn sie sonst entsprechen — weil jedes magere Remont, nachdem es, ausgewachsen und gut genährt zur Einrangirung gelangt, meistens bei 3 Zoll Höhe am Bandmaass gewinnt. Das Maass, oder vielmehr die Höhe des Pferdes, muss im Gesichte des Käufers liegen und mit den übrigen Eigenschaften übereinstimmen, wornach es derselbe für diesen oder jenen Dienst classificirt. Das Bandmaass hütet nur den ganz Ungeübten vor grossen Missgriffen. Das jüngst eingeführte Gürtelmaass ist ein vorschriftsmässiges Mittel, kleine Pferde gross erscheinen zu lassen und als solche dem Lieferanten zu bezahlen. — Dieses Maass hat gar keinen praktischen Nutzen, denn es stünde schlecht mit der Beurtheilung eines Pferdekäufers, welcher erst durch das Gürtelmaass die hinlängliche Tiefe und Breite eines Pferdes zu erkennen suchte.

Zu der Friedensremontirung gehört noch der Handeinkauf durch die Regimenter. Diese Art, sich mit Pferden zu ergänzen, ist bei den jetzigen Pferdezuchtverhältnissen auch nur durch einen Lieferanten zu bewerkstelligen möglich. — Die Anzahl von Pferden jedoch, welche ein Regiment jährlich benöthigt, ist zu gering, als dass sich ein solider Pferdehändler damit befassen würde oder als alleinigen Erwerb betrachten könnte. Die Lieferanten für den Handeinkauf sind meistens kleine Pferdehändler, welchen, bei ihrem sonstigen Handel, der sichere

Absatz an die Regimenter zu Gute kömmt. — Es ist jedoch natürlich, dass sie nur solche Pferde den Regimentern liefern, welche sie um keinen höheren als den Remontenpreis an Private verkaufen können. So hat z. B. das fünfte Kürassier-Regiment den Handeinkauf; dessen Lieferant ist ein galizischer Pferdehändler, welcher die Debrecziner Märkte besucht, — derselbe liefert aber dem Regimente erst nach beendigtem Markte seine daselbst nicht angebrachten Pferde. — Es geschieht daher öfters, wenn er alle seine Pferde an Private angebracht hat, dass er dem Regiment keines zu liefern im Stande ist. — Ein solches Regiment bleibt daher mit seiner Ergänzung dem Zufalle ausgesetzt, kommt endlich in Verlegenheit und kauft im Drange der Noth oft mindere Pferde, als es von irgend einer Assent-Commission erhalten hätte.

Der Handeinkauf durch einen Lieferanten ist daher eben nur der einer stabilen Assent-Commission, jedoch sehr beschränkter Art, und wird durch die Bedingung, dass ein Regiment, welches den Handeinkauf ansucht, die Zahl der Pferde, welche es durch denselben aufzubringen im Stande ist, im Voraus angeben müsse, noch mehr beschränkt und gewissermassen in die Nothwendigkeit gedrängt, zweifelhafte Pferde anzukaufen, um der Bedingung zu genügen, oder dem Handeinkaufe zu entsagen. Diese Bedingung ist Ursache, dass mehrere Regimenter den Handeinkauf nicht verlangen, die wohl Gelegenheit hätten, zufällig einzelne gute Pferde in ihrem Rayon zu finden, aber auf eine im Voraus bedingte Anzahl nicht rechnen können. In früheren Zeiten, als der Handeinkauf fast auf alle in Ungarn dislocirt gewesene Regimenter ausgedehnt war, wurden die Remonten aus den Gestüten gekauft, weil bei den damaligen Handels- und Bodenverhältnissen der Remontenpreis mit den Marktpreisen ziemlich übereinstimmte; es musste aber auch die ganze Aufstellung eines Gestütes, die guten wie die oft sehr zweifelhaften Pferde, in Kauf genommen werden. Wie natürlich erhielten die Regimenter hiedurch eine Anzahl vorzüglicher, aber ebenso viel unbrauchbarer Pferde, welche, ohne einen Dienst gethan zu haben, ausgemustert wurden. Durch diesen Vorgang sind jedoch die ausgezeichneten Pferde sehr theuer bezahlt worden.

Der Handeinkauf wird auch jetzt noch mehr oder minder auf diese Art, nur durch Vermittlung der Händler, betrieben, sobald die Regimenter auf ausgezeichnete Pferde Anspruch machen, was auch bei dem sehr gering bemessenen Remontenpreise nicht anders ermöglicht werden könnte; denn sonst würden sich die Officiere leicht ausgezeichnete Pferde durch den Handeinkauf wohlfeil erwerben können, was

nicht der Fall ist, weil der Officier, beim Einkauf eines sehr guten Pferdes, nicht zwei schlechte, um denselben Preis, mitkaufen kann.

Bei den stabilen Assent-Commissionen, wo der Käufer für die Tauglichkeit eines jeden Pferdes verantwortlich ist, kann von ausgezeichneten Pferden, wie sie die Regimenter fortwährend beanspruchen, wohl keine Rede sein. Immer werden wohl auf den Assentplätzen besonders gute und auch schöne Pferde acquirirt, aber doch nur zufällig, indem solche unter den rohen, noch unausgebildeten jungen Remonten zeitweise heranwachsen.

Der Handeinkauf kann sich mit Nutzen nur auf einzelne Pferde ausdehnen, welche zufällig im Rayon eines Regimentes vorkommen und für welche der Lieferant den ganzen Preis nicht bezahlen kann und die daher aus der ersten Hand, niemals vom Händler, aufgebracht werden können. Solche einzelne Pferde, die sich von den gewöhnlichen Remonten vortheilhaft unterscheiden, sollten jedem Regimente, ohne besondere Bewilligung, anzukaufen erlaubt sein, welche dann nach erfolgter Anzeige einfach von der demselben angewiesenen Remontenanzahl bei der stabilen Assent-Commission abgeschrieben würden. Der Brigadier hätte sich von den im Handeinkaufe aufgebrachten Pferden besonders zu überzeugen und von Zeit zu Zeit zu relationiren.

Alle Regimenter in Ungarn, welche sich um den Handeinkauf beworben haben, sind zur Einsicht gelangt, dass sie sich weder besser, noch zur rechten Zeit remontiren können, und haben, ausser zweien, den ferneren Handeinkauf abgelehnt. Wie sich diese Regimenter selbst zu ergänzen im Stande sind, wird aus den Relationen der Brigadiere hervorgehen. Wenn sich in Galizien die Regimenter durch den Handeinkauf besser beritten machen können, als dies durch die Assent-Commissionen geschieht, so tragen gewiss allein die letzteren die Schuld, denn eine Assent-Commission, mit ihrem viel grösseren Bedarfe, wird doch viel leichter einen Lieferanten finden können, welcher mit Befriedigung liefert, als ein Regiment mit seiner kleinen Anzahl Remonten.

Noch verdient die Acquisition besserer, zu Officiers-Chargepferden tauglicher Remonten einer besonderen Erwähnung. Wie schon oben gezeigt wurde, hängt die Erwerbung vorzüglicher Pferde vom Zufalle ab. Durch diesen lässt sich jedoch das Bedürfniss an Officierspferden nur unbestimmt decken; denn es kann geschehen, dass sich unter den Remonten eines Regiments gar keine zu solchen heranbilden. Will man die Assent-Commission nicht zwingen, um ein besonderes Pferd zu erstehen, mehrere zweifelhafte mitzukaufen, so muss die Kategorie von Officierspferden für die Remontirung creirt und verhältnissmässig besser

bezahlt werden. Drei Chargepferde pr. Regiment jährlich würden mit dem 12procent. festgesetzten Remonten-Ersatz äquipariren, von welchem sie jedoch abgeschlagen werden müssen. Fünfzig Gulden über den höchsten Remontenpreis der Truppengattung würden die Möglichkeit geben, Chargepferde anzuschaffen, wozu für jedes Regiment 150 fl. jährl. erforderlich wären. Mehr als die geforderte Summe könnte durch Abschaffung einer in der Remontirungsinstruction begründeten, ganz nutzlosen, Maassregel erspart werden. Nach §. 1 dieser Instruction soll nämlich der Ersatz an Pferden auf den bestehenden Abgang monatlich abgeholt werden. Demzufolge reisen 1 Officier, 1 Diener, 1 Thierarzt, nebst der Mannschaft monatlich von jedem Regimente ab und zu, ihren Pferdeabgang zu fassen. Nach §. 15 „dürfen die zur Fassung bestimmten Individuen die ihnen von der Assent-Commission übergebenen Pferde nicht zurückweisen". Es bleibt also nur die Assent-Commission für die Tauglichkeit der Pferde, nach wie vor der Uebergabe, verantwortlich. Ist da der Officier und Diener nebst dem Thierarzte nothwendig, um oft nur 3—4 Pferde zu übernehmen? Könnte einem verlässlichen Unterofficier, welcher ohnedies mitreisen muss, nicht die Abfassung der Pferde anvertraut werden, da ihm im Regimente viel mehr Pferde in viel schwierigeren Gelegenheiten anvertraut werden? Durch diese Maassregel könnte viel mehr erspart werden, als zur Aufzahlung für Chargepferde nothwendig wäre.

Durch den Einkauf von Chargepferden würde sich die Anzahl besserer Pferde auch für ordinäre Remonten vermehren, weil nicht jedes, als Chargepferd gelieferte, als solches anerkannt, nur als ordinäres Remont wird angenommen werden, und dieser Fall bis zur Abstellung aller Chargepferde sich vielmals ereignen wird müssen. Es ist in der Erfahrung gegründet, dass, je mehr Gattungen von Pferden und je höhere Qualitäten auf einen Assentplatz geliefert werden, desto vollkommener die Gattungen niederer Preise sind. Hat z. B. ein Lieferant Kürassier- und Artilleriepferde zugleich zu liefern, so wird er trachten, je mehr seiner Pferde als Kürassierpferde anzubringen; er ist daher auch gezwungen, alle seine Pferde, wenigstens dem Ansehen nach, als Kürassiere erscheinen zu lassen, um den Käufer möglichst zu veranlassen, sie als solche zu assentiren. Natürlich muss der Einkäufer den möglichsten Nutzen daraus ziehen, und mit den höheren Pferdekategorien auch seine Anforderungen steigern.

So viel über Friedens-Remontirung überhaupt, und ich gehe zur Kriegs-Remontirung und den Massregeln über, die bei Eintritt eines

grossen Pferdebedarfes ergriffen werden müssen, um nur kriegstaugliche Pferde, so lange solche noch im Lande aufzufinden sind, schnell, sicher und wohlfeil anzuschaffen, und sie bis zur Uebergabe an die Truppen tauglich zu erhalten.

Tritt vor einem Kriege der Zeitpunkt zur Aufstellung von Pferden ein, so ist der Bedarf durch die General-Commanden den Leitern der stabilen Assent-Commissionen im geheimen Wege zukommen zu machen, weil die Ausschreibungen und Ankündigungen unvermeidlich zur Vertheuerung und den bereits geschilderten Zuständen führen, durch welche alle brauchbaren Pferde den Assentplätzen entzogen werden.

Der Leiter unterrichtet seine vertrauten Lieferanten von dem Pferdeerfordernisse, welche ihre Anstalten zum grösseren Einkaufe treffen. Es wird vorausgesetzt, dass er seine Lieferanten genau kenne, sie zu dem grossen Unternehmen verlässlich und fähig halte.

Wenn die Einleitungen zum Ankaufe ohne Ueberstürzung in's Werk gesetzt worden sind, werden vierzehn Tage nöthig sein, bevor die ersten grösseren Assentirungen beginnen können, welche nach 3 bis 4 Wochen unausgesetzt einen grossen Maassstab erreichen können.

Die grösste Sorge des Remontirungsleiters muss gegen zu frühes Anfkauen, gegen Anhäufung von Pferden ohne Unterkunft, ohne Wartung sein; denn es reichen oft nur wenige Tage hin, die Pferde für immer herabzubringen, besonders in solcher Zeit, wo die Pferde schon bis zum Assentplatz allem Ungemach ausgesetzt werden und es Noth thut, sie gut zu versorgen.

Der Zustand der Pferde kann mit Zuversicht erst dann als geborgen betrachtet werden, wenn sie in die Hände jener Truppen gelangen, für welche sie bleibend bestimmt sind und welche sie als ihr Eigenthum betrachtet. Nichts bringt sie im Gegentheile mehr herab, als das Uebergehen aus einer in die andere Hand, von einer Truppe zur anderen. Es sollen daher gleich vom Assentplatz, wo möglich, alle Pferde der eigenen Truppe übergeben werden. Zu diesem Endzwecke soll die Anzahl von Pferden sowohl, als die Truppe, welche sie bleibend erhalten soll, den Assent-Commissionen bekannt gegeben und diese zugleich angewiesen werden, welche Truppe nothwendigerweise zuerst und der Reihe nach betheilt werden soll.

Jedem Assentplatze müssen alle Truppengattungen im Verhältnisse der auf demselben aufzubringenden Pferdegattungen zugewiesen werden, damit Ansammlungen von Gattungen vermieden werden

können. Es muss den Assentcommissionen überlassen werden, je nach der Ergiebigkeit des Ankaufes die Truppen selbst rechtzeitig zur Abfassung ihres Pferdequantums heran zu rufen, damit keine Stockung in der Ausrüstung, auch keine Pferdeanhäufung eintreten könne. Auf jedem ergiebigen Assentplatze werden daher Artillerie, Fuhrwesen, Cürassiere und leichte Cavalerie gleichzeitig ihre Pferde fassen, jedes assentirte Pferd unmittelbar vom Assentplatz übernehmen. Es muss aber den Truppen unter strengster Verantwortung zur Pflicht gemacht werden, dem Rufe der Assent-Commission augenblicklich zu folgen. Nur jene Gattung von Pferden, welche auf einem Assentplatze selten oder ausnahmsweise erscheint, wird separirt aufgestellt, wie z. B. in Steiermark leichte Cavalerie-, in Galizien Cürassier-Pferde etc.; die hierauf angewiesenen Truppen werden erst nach Ansammlung der bestimmten oder grösseren Anzahl Pferde zur Uebernahme berufen.

Bevor die Assentirung beginnt, muss für eine hinreichende Unterkunft der Pferde gesorgt werden. Es müssen, wenn die Kriegsrüstung bei guter Jahreszeit beginnt, Flugdächer und Futterbarren errichtet, die Pferde wenigstens von Oben gegen Nässe oder zu grosse Sonnenhitze geschützt, denselben ein trockener geräumiger Standort gesichert werden; denn die grössten Calamitäten gründen sich auf das obdachlose Zusammendrängen der Pferde, ohne genügende Pflege. Sollte die Aufstellung im Winter stattfinden oder sich zur rauhen Jahreszeit hinziehen, so müssen geschlossene Baraken für die Pferde gebaut, deren einfache Bretterwände mit Dünger belegt werden. Die Kosten werden durch die gesicherte Versorgung und Erhaltung der Pferde schon reichlich hereingebracht. Werden solche Baraken in Kriegszeiten noch für alle von den Truppen am Assentplatze gefassten Pferde, bis zu ihrem Abgehen, als Unterkunft benützt, so werden sich die Baukosten für selbe schon mit dem ersparten Stallgelde hereinbringen lassen.

Ein Beispiel, welchen Gewinn die Errichtung von Nothstallungen bietet, geht aus Folgendem deutlich hervor. Im Jahre 1859 habe ich, im Monate Juli nach Wien versetzt, daselbst die Aufsicht über alle aufgestellten, sich täglich vermehrenden, aus allen Gegenden zusammengeführten Remonten erhalten. So, wie im Jahre 1854 zu Pest, fand ich in Wien mehrere Tausend Pferde im Hofraume und in den Stallungen der Poststallcaserne im grössten Elende, ohne gnügende Wartung so gedrängt aneinander gebunden, dass sie sich nicht niederlegen, ja kaum bewegen konnten, nach jedem Regen bis über die Fesseln in Koth standen. Die Pferde schlugen

und bissen sich, ein grosser Theil davon war verwundet, lahm und krank. Die abgehärmten Thiere litten sichtlich und es gingen täglich mehrere zu Grunde. Mehrere Hunderte davon mussten als ganz unbrauchbar verkauft und jeden Tag Rotzverdächtige erstochen werden. Es musste daher für ein Obdach und eine geräumigere Unterkunft gesorgt werden, wenn nicht nach und nach alle Pferde zu Grunde gehen sollten.

Trotz mehrmaliger Vorstellung wurde die Errichtung von Flugdächern ab aerario nicht bewilligt. Ich fand aber endlich einen Privatmann, welcher sich herbeiliess, gegen Entrichtung des Stallzinses im grossen Hofraume seines, nächst der Linie gelegenen, Hauses Flugdächer und Futterbarren zu bauen. Es wurden die besten, noch brauchbaren Pferde, bei 1200 an der Zahl, unter Dach gebracht, alle lahmen und kranken in die Stallungen gestellt, mehr Mannschaft zur Wartung requirirt, und von diesem Moment die Pferde nicht nur dienstbar erhalten, sondern gebessert und gekräftigt zur Ausrüstung verwendet. Der Erbauer der Flugdächer hat schon an dem Stallzinse einen guten Gewinn erzielt und noch ausserdem, nach Demolirung der Stallungen, die Bretter, Balken und den Dünger gut verwerthet.

Wenn man erwägt, dass die Auslagen für Nothstallungen reichlich hereingebracht werden, ausserdem durch Erhaltung der Pferde Millionen erspart werden können, sollte man nicht säumen, die Errichtung derselben für höchst nothwendig zu erachten, und sie bei jeder Rüstung, auf jedem Sammelplatze von Pferden, für immer zu systemisiren.

Nach den gemachten Erfahrungen gehen die meisten Pferde bei den Fuhrwesen-Standesdepôts zu Grunde, weil dort eine namenlose Anzahl von Pferden aller Gattungen angehäuft wird, bevor noch die geringsten Anstalten gemacht sind, dieselben zu unterbringen, zu pflegen, zu bewegen etc. Die Geschäfte bei einem Standesdepôt sind riesengross und häufen sich massenhaft, sobald eine Ausrüstung beginnt, so dass sie bei den sehr mangelhaften Einrichtungen durch die geringen, oft unkundigen, dort in Verwendung stehenden Individuen nicht überwältigt werden können. Ein Standesdepôt ist nicht nur ein Transporthaus und Spital von Tausenden nach einander zu- und abgehenden Pferden, der tägliche Wechsel und Durchzug von Leuten, die häufig ohne Documente, ohne Bekleidung daselbst untergebracht, verpflegt und bekleidet werden müssen, gestalten es gleichzeitig zum Transporthause für Mannschaft. Beirrungen, Klagen, unverpflegte Leute, hungernde Pferde mehren sich unvermeidlich; denn der Commandant, der das

Ganze leiten soll, ist nicht einmal im Stande, Alles zu übersehen, viel weniger zu handhaben. Vergeudung und Veruntreuungen, Verkürzungen der Mannschaft und Pferde sind an der Tagesordnung; die Demoralisirung der Mannschaft und Unterofficiere die unausbleiblichen Folgen. Die Nachwehen des Manipulationswesens, nach Beendigung des Krieges, bleiben niemals aus, wie dies nach jeder Auflösung eines Standesdepôts sattsam in Erfahrung gebracht werden konnte.

Es thut dringend Noth, dass die ganze Einrichtung und Gepflogenheit der Standesdepôts geändert, durch Trennung der Geschäfte vereinfacht und geregelt werde, dass im Voraus schon für Manipulanten, verlässliche, im Geschäfte bewanderte Officiere gesorgt werde.

Die bisherigen Pflichten eines Standesdepôtscommandanten übersteigen die Kräfte eines Menschen; mehrere Tausend Mann und Pferde zu beaufsichtigen, zu verpflegen und auszurüsten, für jeden Buchstaben des nach Riessen verschriebenen Papiers verantwortlich zu sein, ist eine ungerechtfertigte Forderung.

Um in einem Standesdepôt nur einigermassen Ordnung und Richtigkeit der Gebahrung zu erzielen, müsste ein Stabsofficier, ohne alle Verrechnung, als Commandant die allgemeine Ordnung im Depôt und den Gang der Ausrüstung überwachen; ein Rittmeister die Aufsicht und die Verpflegung der Pferde, ein anderer Rittmeister die Mannschaftsverpflegung und Bekleidung, und ein dritter Rittmeister die Zusammenstellung und Ausrüstung der verschiedenen Bespannungen besorgen. Jedem müsste das nöthige Hilfspersonale an Officieren, Unterofficieren, Aerzten und Thierärzten zugetheilt werden, und ein Jeder seine eigene Rechnung und Manipulation zu verantworten und zu führen haben, — das Depôt aber als ein Ganzes beisammen untergebracht werden, weil sonst die Ausrüstungen verzögert werden müssten. An ein Standesdepôt sollten nur Fuhrwesenspferde, und nicht wie bisher alle Gattungen vermischt, übergeben werden. Hiedurch allein schon würde die ganze Gebahrung vereinfacht und der übermässig häufige Zuwachs und Abgang der Pferde vermindert werden. Und schon dieserwegen erscheint es nothwendig, dass die verschiedenen anderen Pferdegattungen vom Assentplatze den betreffenden Truppen übergeben, oder, wenn dies theilweise nicht thunlich, bei der Assent-Commission eigens aufgestellt, daselbst bis zur Abfassung in Wartung und Pflege behalten werden, wozu das Aufsichts- und Wartpersonale so wie die Unterkunft vermehrt und vergrössert werden müssen.

Das ganze Trachten eines jeden Depôtcommandanten muss dahin gerichtet sein, die angeordneten Transportsescadronen und andere Be-

spannungskörper so schnell als möglich auszurüsten und aufzustellen, den dazu bestimmten Commandanten zu übergeben und diese, wenn sie noch keinen Marschbefehl hätten, in die nächsten Ortschaften zu cantonniren, weil nur so die Pferde alsbald ihrer bleibenden Bestimmung zugeführt und vor Verwahrlosung gerettet betrachtet werden können.

Nichts ist ungeeigneter zur Erhaltung der Pferde, als wenn man sie wegen Mangels an Unterkunft noch vor ihrer Eintheilung auf das Land verlegt, denn bei der grössten Aufsicht werden solche arme Thiere als herrenlos betrachtet und behandelt. Solche vorräthige, noch nicht eingetheilte, auf's Land verlegte Pferde werden immer wieder zum Depôt und von da abgeführt, wobei sie, in Koppeln, bald diesem, bald jenem Manne übergeben werden, dabei, nebst dem Marsche, ganze Tage ohne Futter und Wasser herumstehen müssen, bis sie endlich zur Eintheilung gelangen. Keinem bestimmten Manne angehörig, wird den armen Thieren selten das versäumte Futter nachgetragen, so dass sie von Tag zu Tag mehr herabkommen. Die uneingetheilten Pferde können nur beim Depôt, wenn schon früher für deren genügende Unterkunft gesorgt wird, gehörig beaufsichtigt und bis zur Eintheilung sogar gekräftigt werden.

Bis jetzt hat sich bei jedem Standesdepôt und auf grösseren Assentplätzen ein so grosser Mangel an Thierärzten und Beschlagschmieden ergeben, dass kranke Pferde unbehandelt blieben, viele Pferde unbeschlagen abgesendet werden mussten. Die Beischaffung der nöthigen Thierärzte sowohl als Schmiede gehört zu den nothwendigsten Voranstalten jeder grösseren Ausrüstung; diese wird erleichtert, wenn grundsätzlich bestimmt wird, dass jeder Truppenkörper, welcher über 25 Pferde abzufassen hat, seinen eigenen Beschlagschmied mitzubringen hat. Hiedurch wird die Abfertigung der Pferde sehr beschleunigt und keine Anhäufung von Commanden am Assentplatze nöthig.

Den abgerissenen Faden anknüpfend, kehre ich wieder zur Assentirung zurück. Sobald ein grosser Pferdeeinkauf nothwendig wird, müssen die Preise der verschiedenen Pferde und sonstigen Bedingungen des Ankaufes festgesetzt und zugleich mit der Ankaufsordre den Commissionen bekanntgegeben werden. Es muss den Lieferanten schon vor Beginn des Ankaufes ein grösserer Gewinn in Aussicht gestellt werden, welcher immer die grösste Triebfeder zur Beschleunigung und Abwicklung eines jeden Handelsgeschäftes ist und weil sich die Auslagen der Lieferanten nach Maass des Bedarfes vermehren, indem sie entweder ihre eigenen Capitalien flüssig machen, oder Gelder gegen

Zinsen aufnehmen, und zur Wartung und Transportirung viele Leute besolden müssen. Im Jahre 1859 haben die Lieferanten zu Pest täglich 50.000 Gulden verausgabt, und 400 Koppelknechte in Sold gehabt.

Nach den gemachten Erfahrungen haben sich nicht sowohl die Erhöhungen der bestehenden Remontenpreise, als die Bewilligung von Procenten, je nach der Gattung der Pferde, vortheilhaft erwiesen, so dass, je schwieriger das Aufbringen und je dringlicher der Bedarf einer Gattung Pferde, desto höhere Procente dafür bezahlt werden müssen.

Durch die Bewilligung von Procenten für bestimmte Gattungen zwingt man die Lieferanten, diese, — durch die Festsetzung einer bestimmten auf einmal abzustellenden Anzahl aber, solche in grösserem Quantum zu liefern.

Im Anfange der Rüstung, da jede Gattung Pferde gleich nothwendig ist, und mehr die Anzahl als die Gattung berücksichtigt wird, werden die Procente cumulativ zu bezahlen sein, so dass, wenn z. B, 200 Pferde, für welche Procente bewilligt sind, in einem Tage geliefert werden, die Procente für jede Gattung ohne weiters bezahlt werden sollen, wenn auch von einer oder der anderen Gattung nicht 50 Stück gestellt worden sind, weil sonst die Lieferanten so lange eine Gattung sammeln, bis sie 50 Stück beisammen haben, wodurch manche Truppengattung, in der Ausrüstung aufgehalten, auf dem Assentplatze, oft wegen Abgang Eines Pferdes, mehrere Tage zuwarten muss.

Am schwierigsten werden jedesmal Reitpferde aufzubringen sein, besonders deswegen, weil in Kriegszeiten nur formirte und kräftige Pferde hiezu genommen werden sollen. Die Procente hiefür müssen daher am ausgiebigsten zugestanden werden, weil sonst diese Gattung nur selten am Assentplatze erscheinen würde. Für je 50 auf einmal abgestellte Cürassierpferde sollten daher zehn Procent, für ebensoviel leichte, auf einmal abgestellte, Reitpferde acht Procent, für tüchtige Stangenpferde acht Procent und für andere Artillerie- und schwere Zugpferde fünf Procent gleich Anfangs festgesetzt werden. Es versteht sich von selbst, dass, wenn eine Gattung nicht nothwendig ist, auch gar keine Procente dafür bewilligt werden dürfen, oder, wenn z. B. Cürassierpferde nicht sehr nothwendig sind, nimmt man zwei Gattungen, wie Cürassier- und Stangenpferde zusammen und bewilligt die Procente, welche für Stangenpferde bemessen sind. Hiedurch werden zwar die Stangenpferde etwas minder an Gestalt, doch auch mitunter Cürassierpferde geliefert werden.

Für leichte Fuhrwesens- Zug- und Reitpferde wären niemals

Procente zu bewilligen, weil diese Gattungen unter allen Umständen leicht und im Ueberflusse aufgebracht werden können und, bei Bewilligung von Procenten hiefür, nur diese Gattung zumeist geliefert würde.

Sollte die Lieferung nach einiger Zeit auf allen Assentplätzen stocken, der Bedarf aber noch ein dringlicher sein, so müssen die Procente nach Umständen für alle oder nur eine oder andere Gattung Pferde erhöht werden.

Einseitige Preiserhöhungen für einen Assentplatz dürfen niemals eintreten, ebensowenig als andere Erleichterungen für die Lieferanten, weil diese überall gefordert, oder Stockungen in der Lieferung eintreten würden.

So wurde in den Jahren 1854 und 1855 der Preis für die Wiener Lieferanten erhöht, und allsogleich stockte in Pest die Lieferung, bis nicht auch dort der Remontenpreis erhöht wurde. Ueberhaupt wussten sich die Lieferanten in Wien, weil an der Quelle, verschiedene Concessionen zu erwirken, wodurch die ausgiebigeren Plätze benachtheiliget wurden. So wurden erst in letzter Zeit in Wien Zugpferde einzukaufen bewilligt, in andern Orten abgeschlagen; ein Vortheil, welcher den dortigen Lieferanten allein zu Gute gekommen ist.

Um den Fortschritt der Lieferungen zu sichern, muss den Lieferanten die Abnahme aller bestellten Pferde, selbst wenn die Rüstung eingestellt werden sollte, zugesagt werden.

Sollten die Lieferungen ohne Beschränkung der Zahl und Gattung fortgesetzt werden, wie dies bei grossem Bedarf geschehen, so muss zur Sicherstellung der Lieferanten eine Frist bestimmt werden, während welcher denselben, nach Einstellung der Rüstung, alle bereits aufgebrachten Pferde abgenommen werden. Bisher war diese Frist auf 14 Tage festgesetzt gewesen.

Diese bisher im Gebrauche gestandene, bindende Maassregel, so billig sie zur Sicherstellung der Lieferanten ist und während der Nothwendigkeit willig zugestanden wird, ist in dem Moment des Friedensschlusses für den ohnehin erschöpften Staatssäckel höchst drückend, indem eine, schon unnöthig gewordene, grosse Anzahl von Pferden theuer gekauft werden soll, welche längere Zeit gefüttert und gewartet, dann kaum um ein Drittel des Anschaffungspreises verkauft werden muss.

Berechnet man, welche Unsummen auf diese Art geradezu hinausgeworfen werden müssen, so wird die grösste Baarentschädigung, welche man den Lieferanten im Voraus für den gedachten Fall zusichert, geringere Kosten verursachen, als sich durch die wirkliche

Uebernahme der unnöthig gewordenen Pferde bestimmt voraussetzen lässt. Das billigste Maass zur Schadloshaltung der Lieferanten würde sich aus der Summe Geldes ergeben, welche durch die letzten 14 Tage laut Assentprotokol, bis zum Tage der Einkaufseinstellung, den Lieferanten für gelieferte Pferde, sammt Procenten, gezahlt wurde, und zwar, wenn denselben die Hälfte dieser Summe als Entschädigung durch früheres Uebereinkommen zugesichert und ausbezahlt würde. Durch eine so gestaltete Entschädigung würde das Aerar ungemein gewinnen, da sich nachweisen lässt, dass demselben bei Veräusserung der Pferde nach einem Kriege nicht der dritte Theil der ausgelegten Summe zurückgeflossen ist, ungerechnet, was auf die längere Erhaltung der Pferde noch abgerechnet werden muss. Die Lieferanten würden durch die gedachte Entschädigung keinen Verlust erleiden, weil denselben der halbe Preis für ihre Pferde bezahlt würde, welche sie noch, bevor das Aerar zum Verkaufe seiner angehäuften Pferde schreitet, und bevor der Preis der Pferde im Lande herabgedrückt sein kann, wieder verkaufen können.

Uebrigens liessen sich selbst die auf diese Art zugesicherten Entschädigungen auf ein Minimum zurückführen, wenn der unbeschränkte Pferdekauf nur bis zur Vollendung der Hauptrüstung ausgedehnt, die weiteren Einkäufe aber auf eine bestimmte Zahl und Gattung, welche bei jeder Commission bestellt, beschränkt würde.

Grosse Entschädigungssummen würden sich nur bei plötzlicher Einstellung des Pferdekaufes, während die Rüstung im grössten Gange ist, ergeben.

Bei den nach bestimmter Anzahl gemachten Bestellungen für Pferde muss stets gegenwärtig gehalten werden, dass jede neue Bestellung erst nach Verlauf von 14 Tagen in Wirksamkeit, sowie jede Einstellung ebenfalls erst nach 14 Tagen ausser Wirksamkeit treten kann. Nichts ist daher mehr geeignet, im Pferdeeinkaufe ein Schwanken und ein Verziehen der Ausrüstung herbeizuführen, als ein beständiges Bestellen und Einstellen des Einkaufes, weil die Lieferanten im ersten Falle ihre Einkäufer durch's ganze Land vertheilt aussenden, im zweiten Falle wieder aus allen Enden einberufen müssen.

Die Evidenthaltung aller bereits assentirten und noch nothwendigen Pferde ist in dieser Hinsicht höheren Orts höchst wichtig, wenn nicht einerseits zu wenige, anderseits zu viele Pferde eingekauft werden sollen.

Wenn der Leiter einer Remontirung die bedingten Eigenschaften besitzt, ist über Alter und Tauglichkeit der Pferde jede besondere

Bestimmung für die Kriegsremontirung überflüssig, weil es schon im Frieden schwer ist, denselben diesfalls zu controliren, im Kriege dies absolut unmöglich wird. Bisher war es üblich, dass bei dringendem, grossen Bedarf den Assent-Commissionen Zugeständnisse gemacht wurden, Pferde mit diesem und jenem Fehler, sogar einäugige, mit dem Alter bis zu 14 Jahren ankaufen zu können. Diese Concessionen wurden auf das Aergste zum Nachtheile der Rüstungen ausgebeutet, den Lieferanten förmlich mitgetheilt, welche ihrerseits alle spathigen, einäugigen und uralten Pferde zusammenschleppten. Hiedurch allein zeigt sich, wie wichtig es ist, dass der Remontirungsleiter zugleich ein Vertrauensmann sei.

Nicht Verordnungen können die Mängel bestimmen, mit welchen ein Pferd noch als kriegstauglich zu betrachten sei; allein dem Urtheile des Einkäufers muss es überlassen werden, selbst ein mangelhaftes Pferd noch für den von ihm bestimmten Dienst tauglich zu finden.

Das Alter der für einen bevorstehenden Krieg assentirten Cavaleriepferde soll sich in der Regel nie über 8 Jahre erstrecken, dagegen auch mit $4^1/_2$ Jahr nur annehmbar sein, wenn das Pferd ganz formirt, gut genährt und kräftig ist;—das Alter der Zugpferde soll nicht unter 5 Jahren, sonst ganz von dem Urtheile des Käufers abhängig sein. Es werden auf diese Art gewiss alle uralten, kraftlosen, abgemagerten und abgebrauchten Pferde von der Assentirung ausgeschlossen sein.

Je dringender der Bedarf, desto weniger wird sich ein kluger Leiter verleiten lassen, unbrauchbare Pferde anzukaufen; er wird den Krieg und den sogleichen Dienst eines jeden Pferdes stets vor Augen haben und bedenken, dass keine Zeit zur Erholung und Auffütterung gegeben ist, dass von alten, ganz gesunden Pferden ein grösserer Dienst zu erwarten ist, als von den hoffnungsvollsten, unausgebildeten Pferden.

Die Monarchie hat so viele Pferde, dass selbst für das grösste Kriegserforderniss von jeder Gattung, wenn auch gebrauchte, doch immerhin kriegstaugliche Pferde aufgebracht werden können.

Der Leiter eines Einkaufes darf, trotz des Drängens von Oben, kein Pferd gegen seine Ueberzeugung kaufen, weil er mit unbrauchbaren Pferden die Rüstung nicht fördert, dem Staate und der Armee den grössten Schaden bringt.

Beim Einkaufe von Zugpferden wird ein tüchtiger Leiter weniger für gefällige Form, desto mehr für starkes Fundament, Breite und das nöthige Körpergewicht sorgen. Die kleinen ordinären Bespannungspferde mögen noch so hässlich sein, so werden sie, wenn sie nur gesund,

grob, kurz in den Beinen, breit im Rücken, tief in der Brust sind, den besten Dienst thun.

Leider wurde der Dienst des leichten Zugpferdes bei allen Kriegsrüstungen bisher wenig beachtet; hochbeinige, spindlige, schmale Thiere wurden assentirt, so dass ein Viergespann selbst den leeren Wagen fortzubringen nicht im Stande war. Ein Zugpferd, ob gross oder klein, taugt, ohne eigenes grösseres Körpergewicht, für keinen Lastzug. Je kleiner daher ein Zugpferd an Höhe ist, desto breiter und gewichtiger muss es sein. Schon die Benennung des leichten Zugpferdes ist unrichtig und trägt gewiss viel bei, dass zu leichte Pferde als solche assentirt werden. Nach der Grösse des Wagens und der Ladung bei schlechten Wegen ist es ohne Zweifel ein schwerer Zug, welcher dem kleinen Thiere auferlegt wird. Sie sollten daher schwere Zugpferde kleinen Schlages heissen, wodurch ihre Eigenschaft deutlicher bezeichnet, beim Einkaufe mehr Rücksicht auf ihre Breite genommen werden müsste.

Schwere Zugpferde kleinen Schlages sind in Böhmen, Mähren, Oesterreich, Steiermark und Kärnthen wohl zu finden, obwohl sie selten unter 15 Faust, meist schon als Zugpferde grossen Schlages assentirt und für Artillerie in Verwendung kommen. In Ungarn aber gibt es besonders zwischen der Theiss und Donau einen kurzbeinigen, hässlichen und kleinen Schlag schwerer Pferde, welche sich vortrefflich zum sogenannten leichten Fuhrwesensdienste eignen und zu Tausenden aufzufinden sind. In Galizien sind die Bauernpferde zu klein und zu schwach und schmal, ebenso in Siebenbürgen und Slavonien; sie eignen sich nur selten für den erwähnten Dienst.

Alle die erwähnten Anforderungen über die Qualität und Quantität der Pferde wird der Assentleiter nur machen und erreichen können, wenn derselbe seinen vertrauten, ihm bekannten Lieferanten hat, welchem immer daran gelegen sein wird, seine Verwendung zu behaupten. Der Leiter wird aber auch, wie natürlich, in Kriegszeiten seine Anforderung für Form der Pferde mässigen, desto strenger die Kriegstauglichkeit in's Auge fassen, weder ein zweifelhaftes, noch ein auf Hoffnung gegründetes Pferd erstehen. Hält es jede Commission mit dem Einkaufe so, dann werden auch die ausgestossenen Pferde nicht von einer zur anderen wandern, das Aufbringen lauter tüchtiger Pferde wird ermöglicht, die Armee zur rechten Zeit schlagfertig gerüstet, die Ergänzungsdepôts aber werden nicht mit siechen Mähren überschwemmt sein.

Sind jedoch die Pferde auch gut und zufriedenstellend eingekauft worden, so ist die Transportirung der für den Krieg gekauften Pferde oft Ursache, dass die besten im elenden und undienstbaren Zustande bei den Truppen anlangen, und dieser gewöhnlich auf die Rechnung des schlechten Ankaufes geschoben wird.

Die Militärkoppeltransportirung ist allgemein als unpraktisch anerkannt und hat in der kurzen Zeit ihres Bestandes selbst im Frieden den grössten Schaden erzeugt, doch wird sie bei Kriegsrüstungen, wo die Erhaltung der Pferde Noth thut, gerade zum Verderben in Anwendung gebracht.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle Nachtheile der Koppeltransportirung bezeichnen.[1]) Soviel ist aber gewiss, dass bei unseren Marsch- und Bequartierungsverhältnissen kein Mann im Stande ist, für mehr als zwei Pferde gehörig Sorge zu tragen, und dass jede Truppe, welche ihre Pferde zu Fuss transportiren muss, leichtfertig handelt, wenn sie durch einen Mann mehr als zwei Pferde besorgen lässt. Nur wenn der Transport durchaus mit der Eisenbahn oder dem Dampfschiff geschieht, können einem Manne drei Pferde anvertraut werden. Durch die Eisenbahn können Pferde ebenso Schaden leiden wie bei Fussmärschen, besonders durch allzugrosse Hitze oder Kälte. Im ersten Falle sollen die Waggons nicht allzu überfüllt und nicht ganz geschlossen, im anderen Falle nicht ohne hinlängliches Streustroh, gut geschlossen und die Pferde nicht ohne Decken sein.

Leider hat keines unserer Fuhrwesenspferde im

---

[1]) Die besonderen Nachtheile der Militärkoppeltransporte sind im Kurzen: dass die Koppelmannschaften nicht die entfernteste Uebung und Eigenschaft hiezu besitzen und mit den Koppelknechten der Pferdehändler in keinem Vergleich stehen; dass sie mit ihren 5 bis 6 Pferden auf sich selbst angewiesen sind, beim Abmarsch und bei der Ankunft in den Quartieren nicht nur keine Unterstützung finden, sondern selbst unwillig aufgenommen werden, während die Koppeln der Händler vorbereitete, mit Streu versehene Stallungen finden, von den Wirthen und seinen Leuten mit offenen Armen empfangen und beim Einstellen, Abwarten, Füttern und Tränken auf das Beste unterstützt werden; dass die Koppelknechte ihr reichliches Mahl, Ruhe und Bequemlichkeit finden, wogegen der Militärkoppelmann seine Pferde meist in zwei oder drei Stallungen selbst einbinden, dann stundenlang um seine bis 60 Pfund wiegende Fourage laufen, nach dem Marsche, ermüdet, diese nach dem Quartier schleppen muss, während welcher Zeit die hungrigen Pferde in den schlechtesten Stallungen sich selbst überlassen bleiben und weder hinlängliche Wartung noch Ruhe geniessen können; endlich, dass die Civilkoppeln, aus höchstens 30 bis 40 Pferden bestehend, die Nacht zum Marsch benützen, welchen sie in der Kühle, ohne Staub und ohne Störung, zurücklegen, die Militärkoppeln aber eine lange schleppende Colonne bilden, fort und fort zotteln, bei Tag in grosser Hitze marschiren, durch Staub und das Getümmel auf der Strasse vielfältig leiden.

Krieg eine Decke und sind diese selbst für die kostbareren Artilleriepferde nicht allgemein eingeführt. Tausende von Pferden gehen im Lager durch Kälte und Nässe zu Grunde, obwohl für den Preis eines Artilleriepferdes 30 — 40 Decken angeschafft werden könnten. Meines Erachtens wären die dauerhaftesten und wohlfeilsten Decken von Ziegenhaar, wie sie in Unter ungarn, besonders in Slavonien bei den Bauern üblich sind, die bes ten. Sie halten auch besonders die Nässe vom Pferde ab.

Nach den gemachten Erfahrungen leiden Pferde, welche durch die eigene Mannschaft transportirt werden, unter allen Umständen am wenigsten. Diese Maassregel zu beobachten, wird einer jeden Truppengattung möglich sein, weil sie die hiezu nöthigen Leute bereits präsent oder beurlaubt besitzen muss, bevor aber diese nicht eingerückt sind, auch keine Pferde empfangen und auch nicht verwenden kann.

Die vielen kleinen Transporte, das Kreuzen derselben, und überhaupt die Bewegungen, welche vor und während jeder Kriegsrüstung stattfinden, könnten theilweise vermindert werden, wenn der Grundsatz ein für allemal festgestellt würde, dass alle Regimenter und Bataillons sich ihre eigenen Bespannungspferde wo möglich selbst anzukaufen hätten. Viele, besonders Cavalerieregimenter, würden in der Lage sein, sich ihre Wagen schneller und besser zu bespannen, zugleich die Transportkosten ersparen.

Wenn die Regimentsbespannungen selbst mit Zuschlag der Transportkosten aufgestellt werden könnten, würde sich ein Gewinn an Zeit und schnellerer Schlagfertigkeit herausstellen, den Assent-Commissionen aber der Ankauf um viele hundert Pferde erleichtert, die Anhäufung und Verrechnung so vieler Pferde bei den Standesdepôts vermindert werden.

Grundsätzlich sollten sich nur jene Truppen um ihre Bespannungspferde melden, welche dieselben selbst um den Remontenpreis, mit Zuschlag der Transportkosten vom nächsten Assentplatze, nicht anschaffen können. Diese Maassregel ist nicht zu gering zu schätzen, denn ausser den obigen Erleichterungen beschleunigt sie die Ausrüstung; die Bespannungen können schon eingefahren zum Marsche bereit sein, bevor ihre Fassung von einer Assent-Commission hätte bewirkt sein können.

Die jüngst eingeführte Fütterungsart für Remonten, zuerst mit doppelter Heuportion, dann mit allmäliger Haferzugabe bis zur einfachen Heuportion herab und zur ganzen Haferportion hinauf, ist eine sehr angemessene und für die jungen Pferde sehr gedeihliche Maassregel.

Sie ist aber mit Vortheil nur in Friedenszeiten und nur auf Assentplätzen und dort anwendbar, wo junge Pferde, vom weichen auf hartes Futter übergehend, aufgestellt werden, wo nicht die Gelegenheit vorhanden ist, dieselben täglich genügend zu bewegen, wodurch ihnen vor Allem die Füsse schwellen und auch andere Krankheiten hervortreten. Sobald die Remonten in die Pflege der Truppen übergehen, hören die erwähnten Krankheitsveranlassungen auf, darum die besondere Futtergebühr aufhören sollte.

Bei einer Kriegsausrüstung ist jedoch diese Fütterungsart auch auf den Assentplätzen oder den Depôts nicht anwendbar, denn sie bedingt vor allem eine grosse Genauigkeit bei Vertheilung des jedesmaligen Futters und eine gewissenhafte Absonderung und Zusammenstellung der in gleicher Futtergebühr stehenden Pferde, welche bei dem beständigen Zuwachs und Abgang so vieler Pferde unmöglich ist. Der beständige Wechsel des Futterausmaasses wäre die erste Veranlassung zu Verkürzungen der Pferde und zu Unterschleifen, welche beide nur durch ein bestimmtes und immer gleiches Futtermaass, welches jeder Mann genau kennt und fordern kann, vermieden werden können. Die Verrechnung einer solchen Fütterung wäre ebenso schwierig durchzuführen als zu beaufsichtigen, und würde bei Transporten die Verführungskosten des oft grossen Heuquantums vermehren. Dies sind im Kurzen die wichtigsten Beobachtungen zur Einleitung und gedeihlichen Fortführung einer Kriegsausrüstung mit Pferden.

Es handelt sich daher noch um die Beobachtungen, welche nothwendig sind, um nach Beendigung eines Krieges die Pferdeeinkäufe einzustellen, die angesammelten und unnöthig gewordenen Pferdemassen am schnellsten und mit dem geringsten Geldverluste aus dem Futter und aus der Wartung zu bringen.

Vor Allem müssen die Pferdeinkäufe eingestellt, die Lieferanten nach den festgesetzten Bedingungen befriedigt werden. Zur Schonung des Staatsschatzes müssen alle überflüssig gewordenen Pferde mit grösster Beschleunigung aus der Verpflegung gebracht werden, wobei jeder Tag in Rechnung kommt. Bei der Theuerung der ärarischen Verpflegung zehrt ein leichtes Fuhrwesenspferd schon in drei Monaten den Anschaffungs- und oft in einer Woche den Verkaufsschilling auf.

Sämmtliche Assent-Commissionen und Pferde-Depôts wären zu beauftragen, alle angesammelten Remonten, mit Ausnahme von vorzüglichen Cavalerie- und Artilleriepferden, welche als Ersatz für die

im Krieg abgebrauchten für den Friedensstand zu verwenden bleiben, allsogleich an die Meistbietenden zu verkaufen.

So wie bei Beginn und während der Kriegsrüstung muss auch bei der Auflösung der Armee das viele Transportiren, das Uebergehen der Pferde von einer zur anderen Hand möglichst vermieden werden, weil sonst die armen Thiere als herrenlos betrachtet, verwahrlost, im Futter verkürzt, verkümmert und werthlos zum Verkauf gelangen. [1])

Es sollen daher die Pferde nicht erst zusammengeführt, sondern in kleinen Partien, wie sie bei den Truppen unnöthig geworden sind, von denselben verkauft werden. Es können demnach alle Reservepferde der Artillerie und des Fuhrwesens, welche, mit seltener Ausnahme, von mindester Qualität sind, allsogleich an Ort und Stelle oder in den nächsten grösseren Orten, sowie auch alle Regiments-Bespannungspferde verkauft werden.

Durch diese einzige Maassregel entledigt sich die Armee einiger Tausend seiner mindesten, für den Frieden ganz unbrauchbaren Pferde, so zu sagen an Einem Tage, welche durch die Kosten des Futters und Wartung täglich an Werth verloren hätten. Zunächst folgen alle leichten Fuhrwesens-Bespannungspferde, mit welchen man die Wagen, je nach Umständen, bis zur nächsten Eisenbahn bringt, die Pferde gleich partienweise einwaggonirt, nach und nach an bestimmten Orten der ganzen Monarchie absetzt, und nach schon vorausgegangener Ankündigung gleich zum Verkaufe stellt. Da jedoch die grosse Masse von Pferden auf den Eisenbahnen nicht fortgeschafft werden kann, lange müssig im Futter stehen müsste, so ist ein Theil der Pferde längs der Bahn in Marsch zu setzen, um wenigstens theilweise die Futter- und Erhaltungskosten durch die verkürzten Eisenbahnfahrten hereinzubringen.

Zu Fuss werden besonders solche Bespannungskörper marschiren müssen, welche in Provinzen ohne Eisenbahn, oder abseits von diesen, zum Verkaufe bestimmt sind.

Länger werden alle grösseren Artillerie-Zug- und Cavaleriepferde überhaupt zur Auflösung benöthigen, weil sie vorerst genau classificirt und die brauchbarsten für den Friedens-Etat aufbewahrt werden müssen.

Sehr umsichtig muss die Auflösung der Artillerie-Bespannungen vor sich gehen. Es müssen viele, wenigstens 10 Batterien zusammen, von ein und demselben Individuum classificirt und wieder in die nöthige Anzahl Batterien für den Frieden zusammengestellt werden — weil bei einer nur batterieweisen Classificirung von einer gut bespannt ge-

---

[1]) Bei der Auflösung der Armee ist schwerer Ordnung zu halten, weil die Mannschaft schon in Gedanken frei auf Urlaub sich denkt.

wesenen Batterie viel bessere Pferde zum Verkauf kommen würden, als die besten sind, welche von einer schlecht bespannten Batterie beibehalten werden könnten. [1])

Es versteht sich von selbst, dass alle Reit- und schweren Fuhrwesenspferde mit grösster Genauigkeit classificirt, die vorzüglichsten und dienstbarsten so lange beibehalten werden, bis der Friedens-Etat an Zug- und Reitpferden möglichst vorhanden ist, die undienstbaren Pferde aber um so schneller aus dem Futter gebracht werden sollen.

Es werden daher eigene Depôts für ganz brauchbare, vorzügliche Pferde längere Zeit aufgestellt bleiben, und mit hinlänglichem Wart- und Aufsichtspersonale versehen, gut und beisammen untergebracht werden müssen, weil bei Uebereilung leicht viel bessere Pferde verkauft als beibehalten werden. Bei jedem solchen Depôt muss daher ein höherer, im Pferdefach vertrauter Cavalerie-Officier bestellt werden, welcher nach seiner Ansicht alle dahin gelangenden, zum Beibehalten nicht qualificirten Pferde allsogleich veräussern kann, damit kein unnöthiges Pferd längere Zeit im Futter bleibe.

Für die Cavalerie, wenn sie selbst nicht ganze Körper auflöst, werden nur die Depôt-Escadronen einen Ersatz für die im Felde abgebrauchten oder ganz zu Grunde gegangenen Pferde bieten, und sie wird nach Umständen nur durch neue Remontirung in schlagbaren Stand gesetzt werden können.

Die Auflösung einer Armee nach einem Kriege, wenn jeder Mann und jedes Pferd auf dem kürzesten Wege und mit der grössten Ersparniss seiner Bestimmung zugeführt werden soll, ist unter Umständen noch schwieriger durchzuführen, als die Ausrüstung vor einem Kriege, und erfordert ein eigenes Studium. Die Erfahrungen und Geschehnisse geben hiezu die besten Mittel an die Hand, welche durch Aufzeichnung für die Zukunft bewahrt und benützt werden müssen, sonst kann man nicht einmal durch Schaden klug werden.

So waren die hinter einander folgenden Auflösungen der Armee im Jahre 1856 und 1859 recht zur Belehrung geeignet und schon für den oberflächlichen Beobachter wahrnehmbar, dass, wenn zur Auflösung einer solchen zehrenden Pferdemasse ein Plan und ein fester Grundsatz bestanden hätte, Millionen von Gulden dem Staate hätten erspart werden können. Fast alle Pferde der aufgelösten Körper wur-

---

[1]) Im Jahre 1856 wurden die Batterien einzeln aufgelöst und blieben dadurch schlecht bespannt. Im Jahre 1859 habe ich alle drei in Ungarn dislocirten Artillerieregimenter selbst reducirt und zusammengestellt und waren die Friedensbatterien vorzüglich bespannt.

den den Depôts zugeführt, von welchen sie entnommen wurden — Tausende von unnützen, kranken, lahmen Mähren wurden angehäuft, Hunderte von Händen beschäftigt mit Uebergabs- und Uebernahmslisten, während welcher Zeit das theuere Futter verrechnet und den ohnedies zum Verkauf bestimmten Pferden nur spärlich verabfolgt wurde.

Bis die höheren Bestimmungen zum Verkaufe herablangten, bis die Pferde classificirt, die Listen wieder verfasst, die Anzahl von Pferden, der Verkaufsort benannt, die Marschpläne herabgegeben, die Licitations-Protokole dreifach verfasst waren, konnten erst die halb verhungerten Pferde nach monatlangen Märschen als Gerippe um einen Spottpreis verkauft, die Wartmannschaft wieder zum Depôt zurückgeführt, nach Lockerung aller Disciplin und nach monatlangem Herumlungern, auf Urlaub entlassen werden. So standen nach dem Feldzuge 1859 einzelne Fuhrwesens-Transportsbespannungs-Escadronen, dem Errichtungs-Depôt in Pest zuständig, von Pressburg herab, auf ihre Classification und weiteren Bestimmungen harrend, Monate lang aufgestellt. Nach dem Classifications-Ergebnisse, welches, wie natürlich, zum Verkauf lautete, und welches erst dem General-Commando, dann dem Armee-Obercommando unterlegt werden musste, langten Marschpläne, Bestimmung des Verkaufsortes herab, wornach die vielen Umsonstfresser, nach langem abermaligen Herummarschiren, um sehr geringe Preise verkauft werden konnten.

An leichten Fuhrwesens- und Regiments-Bespannungspferden lässt sich nicht leicht etwas Brauchbares für den Frieden herausclassificiren; es kann nur zufällig hie und da ein vorzügliches, noch als leichtes Cavaleriepferd zu verwendendes Pferd vorgefunden werden, welches durch den Aufenthalt der Masse von Pferden hundertfach bezahlt wird. Der Verlust solcher einzelner guter Pferde macht der Gesammt-Cavalerie keinen Eintrag. Endlich aber können ja die zur Auflösung bestimmten Körper ein für allemal beauftragt werden, ganz vorzügliche, ausgezeichnete Pferde vom Verkaufe rückzubehalten und deren Anzahl anzuzeigen, ohne dass dieserwegen die gesammte Pferdemasse in theuerer Verpflegung gehalten werde.

Ebenso kostspielig und nutzlos war die Ausscheidung und Aufstellung vieler Tausend Stuten, welche der Landespferdezucht zurückzugeben beabsichtigt wurden. Die Ausscheidung, Transportirung und Aufstellung derselben kostete Unsummen, die aber noch immer gut verwerthet worden wären, wenn die Stuten wirklich der Landeszucht anheimgefallen wären. Man konnte aber zu keinem Beschlusse kommen,

wie und wo die Stuten mit grösstem Nutzen vertheilt werden könnten, bis sie endlich sämmtlich, selbst dem besseren Bestande des Friedens-Etats der Artillerie, viele davon der Ergänzung der Cavalerie entzogen, nachdem sie monatelang aufgestellt geblieben, mit grossen Kosten durch Eisenbahn und Dampfschiff in alle Gegenden versendet, gleich allen anderen Musterpferden an den Meistbietenden verkauft wurden, ohne dass auch nur Eine Stute der Zucht zu Gute kam, da sie, grösstentheils in die Hände der Mäkler und Händler gerathend, in's Ausland geführt wurden. [1])

Es gibt wohl keinen günstigeren Moment, der durch einen Krieg erschütterten Landespferdezucht aufzuhelfen, als jener der Auflösung der Armee, bei welcher die zur Zucht noch tauglichen Stuten ausgeschieden und den Züchtern zugemittelt werden können, selbst um den allergeringsten Preis, sei es auch nur mit der Verpflichtung, jede Stute wirklich decken zu lassen. Mit 10- bis 15.000 Stuten wäre man im Stande, ganze Landesstrecken mit besseren Pferden zu bepflanzen, die für künftige Remontirungen die grösste Ausbeute liefern könnten.

Hätte man z. B. alle ausgeschiedenen Stuten vom Jahre 1859 in die grösseren Gemeinden zwischen der Donau und Theiss vertheilt, wo fast gar kein besser gebautes Pferd aufzufinden ist, so hätte man dort für ewige Zeit einen besseren Pferdeschlag gründen, und selbst einen grösseren pecuniären Nutzen schöpfen können, als dies durch die verfehlte Ansammlung und kriegscommissariatische Veräusserung der Stuten der Fall war, welche nicht nur der Pferdezucht nicht zugeführt wurden, sondern auch den Verkaufsschilling, durch die Länge der Aufstellung an Futter und Wartung, aufgezehrt haben.

Um daher eine so grosse und wohlthätige Maassregel in einem so bewegten Moment, wie die Auflösung der Armee ist, durchzuführen, muss das Project schon fertig, nur der Ausführung harren. Solche Projecte gehören in das Ressort der Gestüte und des Beschälwesens, besonders des Letzten, welchem bekannt sein muss, wo die Pferdezucht die meiste Unterstützung bedarf und den grössten Erfolg erwarten lässt.

Leider kennen die Hengstedepôts die Landespferdezuchten nur einseitig und sehr oberflächlich nur aus den wenigen zum Decken vorgeführten Stuten, und dies nur aus den Berichten der exponirten Unterofficiere, die von der Pferdezucht nicht die leiseste Idee, von der

*) Nach meiner Erinnerung wurde für die angesammelten Stuten ein Durchschnittspreis von 80 fl. erzielt, obwohl sie über 200—230 fl. kosteten.

Beurtheilung der Zuchtpferde keine Spur haben; die Officiere aber haben bei ihren Bereisungen nur den Zustand ihrer Hengste im Auge.

Der Plan, die nach einem Feldzuge überflüssig werdenden Pferde an Private zu verleihen, welche sie zur Arbeit benützen, bis zu einer bestimmten Frist von drei Jahren, als Eigenthum des Aerars betrachtet, zum Kriegsdienst reclamirt werden können, wie dies in Frankreich versucht worden ist, hat in Oesterreich bei den Landleuten keinen allgemeinen Anklang gefunden, und wäre nach meiner Ansicht ein sehr kostspieliges, ja verschwenderisches Unternehmen gewesen, wodurch keine schnellere Ausrüstung ermöglicht, auf jeden Fall aber sehr zweifelhafte Pferde hiezu rückgegeben worden wären, denn sie würden gewiss tüchtig benützt und abgebraucht, mitunter sehr schlecht genährt worden sein, und hätte das Geschäft ohne Reclamationen, Processen und den verschiedensten Anständen, sowohl von Seite der Privaten, als des Aerars, nicht abgewickelt werden können.

Ein solch' complicirtes, in der ganzen Monarchie sich verzweigendes Geschäft ist nur in einem pferdearmen Lande zu rechtfertigen, wo der Armeebedarf an Pferden vom Auslande bezogen werden muss und dem freien Bezuge durch ein Ausfuhrsverbot entgegen getreten werden kann. In Oesterreich wäre ein solches Gebahren die grösste Verschwendung, selbst wenn die überflüssigen Pferde um die allergeringsten Preise verkauft werden müssten, sobald die Dauer des Friedens wenigstens auf zehn bis zwölf Monate in Aussicht gestellt werden könnte; denn der Erlös für die allsogleich veräusserten Pferde und die ersparten Erhaltungskosten würden schon ziemlich die Beschaffung der Pferde einer neuen Rüstung decken, wie vielmehr, wenn nach noch längerer Zeit zum Kriege gerüstet werden müsste, abgesehen davon, dass nach einem beendeten Kriege die Armee nicht aufgelöst werden kann, ohne dass ein längerer Friede in Aussicht steht.

Würde übrigens eine Verleihung der nach einem Kriege überflüssig gewordenen Pferde an Private dennoch eingeleitet werden, so würden sich schon die Verhandlungen mit den Civilämtern und den Privaten, die Zusammenstellung und Transportirung der Pferde bis zur Abgabe sehr lange hinziehen, wie dies jüngst der Fall war; die Erhaltungs- und sonstigen Kosten würden sich so vermehren, dass man durch eine neu eingeleitete Remontirung viel besser und wohlfeiler die Armee ausrüsten könnte, wenn in Erwägung gezogen wird, dass die Pferde beim Wiederausbruche eines Krieges abgebraucht und uneingehabert von den Privaten übernommen werden müssten, ohne

zu erwähnen, dass viele Pferde sehr spät, viele gar nicht zurückgelangen würden, so dass der grösste Gewinn in jeder Hinsicht, sowohl für den Staatsschatz, als für den Bestand der Armee, nur durch die schnellste Ausserstandebringung aller nach einem Kriege überflüssig gewordenen Pferde erzielt werden kann.[1])

Ich habe hier so manches berührt, was nicht in das Fach der Remontirung gehört, insoferne aber auf dieselbe einen Einfluss hat, als die richtige Entäusserung der Pferde auch die Beischaffung erleichtert.

So erleichtert eine gute Conservirung der Pferde die Remontirung, weil durch sie weniger Pferde zu Grunde gehen und die nothwendigen besser und vollkommener im Lande aufgebracht werden können.

Jedenfalls sollte vom Standpunkte der Remontirung die Bemerkung erlaubt sein, dass die fast allgemein herrschende Abrichtungsweise der Remonten viel dazu beiträgt, dass sich viele derselben sehr spät oder gar nicht zum Dienste eignen. Es ist dies nämlich die zu frühe Vornahme der noch matten, jungen Pferde in der Reitbahn, wo sie ohne Rücksicht ihres Baues, ihrer Kraft und sonstigen Eigenschaften, aufgerichtet, gebogen und verbogen werden.[2])

Alle Remonten, wenn sie auch gut genährt sind, gelangen nach der Assentirung vom weichen auf hartes Futter und auf verschiedenes Wasser; sie ändern ihre ganze Lebensweise und gehen von der grössten Unordnung und Strapaze zur Regelmässigkeit und Ruhe, aus der freien frischen Luft in den warmen, unreinen Stalldunst über. Dieser Wechsel versetzt jedes Pferd, mehr oder minder, in einen krankhaften Zustand von Schwäche und Mattigkeit, welcher viel länger dauert, als manche Abrichter vermuthen; denn ein solches Pferd muss durch die neue Lebensweise die ganze Substanz seines Körpers erneuern.

Ein solches Remont, wenn es auch äusserlich gut genährt ist und stark aussieht, trägt nur mühsam, unter Stöhnen, den ungewohnten, angeschnürten Sattel und die Last des Reiters. Wird es noch ausserdem mit eiserner Faust aufgerichtet, so dass die Nase nach aufwärts

---

[1]) Man irrt sehr, wenn man glaubt, eingehaberte Pferde vom Landmanne zurück zu erhalten; man würde sie nach einer weichen Kost, wie vom Assentplatze, wenn nicht schlechter, im Futterstande rückerhalten.

[2]) Die Reitbahn gewährt grossen Vortheil, die Pferde gehörig abzurichten; bei unkundigem Abrichten aber ist sie die Schlachtbank, auf welcher die Pferde vor ihrem Untergehen zu Tode gemartert werden. Besieht man sich oft nur den Boden mancher Reitbahn, auf dem die Pferde täglich stundenlange im Kreise herumgetummelt werden, so erstaunt man über die unverwüstlichen Beine und Hufe der Pferde.

steht, die oberen Hals- und Rückenmuskel schlotternd alle Kraft verlieren, den Kopf zu tragen, die unteren Hals-, die Schulter- und Brustmuskel, gespannt, die Bewegung der Vorderbeine hindern, so muss es, in der Reitbahn zu beständigen Wendungen gezwungen, durch den oft stundenlange andauernden Schmerz, anstatt sich zu erholen, immer matter und schwächer werden.

Meistens wird dieser Zustand für Faulheit gehalten, die Peitschen werden zu Hilfe genommen, mittelst dieser die Pferde zu rascheren Bewegungen und Wendungen und nicht selten zur Widersetzung gezwungen, und so wird manches Pferd untauglich gemacht, welches bei zweckmässiger Abrichtung ein gutes Dienstpferd hätte werden können.

Wo die Pferde rationel behandelt, erst nach ihrer vollkommenen Kräftigung in die Reitschuldressur genommen werden, gedeihen sie fast immer und werden verhältnissmässig schnell abgerichtet und zum Dienste einrangirt. Vom Anlangen der Remonten bei den Escadronen an, ob schwach oder kräftig, dick oder mager, sollen sie täglich wenigstens $1^1/_2$ Stunden im Freien bewegt werden, womöglich geradeaus auf weichem Boden oder in einem sehr grossen Kreise auf einem Felde oder einer Haide, nach Maass ihrer zunehmenden Kraft, auch geritten werden. Nach Alter und Kraft zusammengestellt, reitet man sie anfangs nur im Schritt mit langen Zügeln, die Schwachen kürzere, die Stärkeren längere Zeit, behält aber Alle lange in freier Luft, wenn auch mit abgesessenen Reitern. Nach längerer Uebung werden die Zügel mehr angestellt, der Kopf wird nach und nach aufgerichtet, ohne die Nase in die Höhe zu zerren. Je mehr sich die Pferde kräftigen, verlängert man die Uebungen; man versucht einige hundert Tritte im Trab und verlängert diesen nach Maass, als die Pferde sich kräftigen und muthig bleiben. Erst wenn sie völlig muthwillig werden, wenn sie, wie man sagt, der Hafer sticht, fängt man an, sie in der Reitbahn zu dressiren. Auf diese Art wird man alle Remonten spielend in der halben Zeit, als abgerichtet, einrangiren können.

Mit dem sogenannten Angalopiren werden die jungen Pferde am meisten hergenommen, indem sie, ohne erlangte Haltung, mit steifem Halse und Rücken, allein auf die eiserne Faust des Reiters gestützt, in der Reitbahn zum Galop gezwungen werden, wobei sie wie rasend herumrennen.

Werden daher Remonten durch Unkundige dressirt, wie dies oft der Fall ist, dann wird das Angalopiren im freien Felde, auf gerader Linie, viel weniger Schaden bringen. Das Reiten der Pferde im Freien

und mehrerer zusammen, steigert ihre Gehlust und macht sie gängig; sie lernen über kleine Unebenheiten des Bodens wegschreiten. Hiezu werden alle für fähig gehaltenen Pferde, in einem Gliede, auf einen Schritt Intervalle neben einander, aus dem Trab zum Galop aufgefordert, ohne zu beachten, ob dieselben rechts oder links anspringen, und so 2—800 Schritte fortgeritten. Wird diese Lection, täglich verlängert, fortgesetzt, bis die Pferde auch aus dem Schritt willig anspringen und 12—1400 Schritt ruhig fort zu galopiren gelernt haben, dann können sie in dieser Gangart auch in der Reitbahn ausgearbeitet werden.

Verhältnissmässig werden bei der Artillerie noch mehr junge Pferde zu Grunde dressirt und zwar aus dreifachen Ursachen:

1. Ist die Artillerie bisher sehr stiefmütterlich mit Reitpferden bedacht worden. Sie erhält ihren Ersatz vom Fuhrwesenscorps, welches, wie nicht zu verargen, die besseren Pferde für sich behält. Es gibt an die Artillerie seine unansehnlichsten, schwächsten, ja sogar verdressirten Pferde ab.

2. Hat die Artillerie überall einen solchen Ueberfluss an Reitschulen (die oft mit Steinen statt Sand und Schotter belegt sind), dass sie gar nicht auf den Gedanken kömmt, ihre Pferde im Freien anzureiten, umsoweniger, als die Artillerie, meistens in grossen Städten dislocirt, sehr weit in's freie Feld zu reiten hat.

3. Weil die dermaligen Reiter und Abrichter der Artillerie noch lauter junge, feurige und ambitiöse Leute sind, die weder genug Kenntniss, noch genug Beurtheilung und Erfahrung haben können, jedes Pferd nach seinen Eigenschaften zu behandeln. Sie brechen Alles übers Knie, und ruiniren wider Vermuthen ihre Pferde.

Die Artillerie ist überhaupt noch in einem Uebergangsstadium und das ganze Pferdewesen derselben in den Händen junger Leute, welchen, wenn sie auch noch so geschickt sind, die Erfahrung und Festigkeit abgeht, welche die Dressur und Erhaltung der Pferde erfordert. Anderseits hindern die alten Officiere, die gar keine Pferdemänner sind und die Verantwortung für die Pferde zu tragen haben, manchen geschickten Officier, ein Besseres zu thun. Zum Besten der Pferde würde es noch mehrere Jahre erforderlich sein, dass das Pferdewesen, ohne andere Einmischung, von erfahrenen Cavaleriegeneralen inspicirt werde, welche der Artillerie mit Rath und That an die Hand zu gehen hätten.

Bei dieser Gelegenheit muss ich erwähnen, dass die Artillerie mehr Stangenpferde ruinirt, als dies das Wesen der Waffe erfordert, besonders werden den Stangensattelpferden die hinteren Fesseln in kürze-

ster Zeit zu Grunde gerichtet. Die Ursache hievon ist die scharfe Zäumung, welche bei der Artillerie im Allgemeinen vorherrscht, und ebenso das jähe Pariren des Sattelpferdes, während die Mittel- und Vorauspferde noch anziehen. Alle Stangensattelpferde sind so von den scharfen Paraden abgeschreckt, dass sie sich beim leisesten Anzug mit aller Gewalt auf die Hanken und die hinteren Fesseln setzen. Eine Trense statt der Stange, wenn auch nur beim Stangenreitpferd, könnte dem Uebel ganz abhelfen. Das Durchgehen ist ohnehin nicht zu besorgen, sobald die Vorauspferde angehalten werden können [1]).

Ueberhaupt denke ich mir, dass alle Artilleriezugpferde, welche geritten werden, statt der Stangen mit dem Pelham versehen werden sollten. Das versteht sich ebenso beim Fuhrwesen.

In Bezug der Remonten ist die Artillerie im Frieden schlecht bestellt, weil sie ihren Ersatz vom Fuhrwesen erhält. Es entgeht ihr hiedurch die Uebung in der Remontendressur und dem Einfahren junger Pferde für den Fall eines Krieges, wo sie das Geschäft selbst besorgen muss; anderseits erhält sie die weniger guten Pferde des Fuhrwesenscorps.

Die Artillerie sollte ihren Ersatz direct von den Assentplätzen erhalten; hierdurch könnte zugleich eine Ersparniss eintreten, weil das Fuhrwesen keine vorräthigen Pferde für die Artillerie in Futter und Wartung halten müsste.

Zum Schlusse bleiben noch die alten Pferde in der Gesammtcavalerie einer näheren Beachtung würdig, über deren Ansammlung in neuester Zeit vielfach die Rede ist, und die, je nach den Ansichten, bald Diesem, bald Jenem, zur Last gelegt wird.

Dass es viele alte Pferde und, unter diesen, auch genug unbrauchbare bei den Truppen gibt, lässt sich nicht leugnen. Sie werden aber immer vorhanden sein und bei allen Truppen fortbestehen müssen, so lange nicht jedes, ein bestimmtes Alter erreichendes Pferd ausgemustert werden wird, was aber bei einer im Voraus festgesetzten Ersatzziffer nicht stattfinden kann.

Bei dem festgesetzten, jährlichen Ersatze von 12 Procent sollte jedes zuwachsende Remont ungefähr 9 Jahre dienstbar bleiben und es würden sonach die mit 4, 5, 6 und 7 Jahren zugewachsenen Pferde das 13., 14., 15. und 16. Jahr bis zur Vollendung ihrer Dienst-

---

[1]) Unerwähnt bleibt, wie viele Pferde der Artillerie an den zweirädrigen Munitionskarren durch die Deichsel lahm geschlagen werden; ein Fuhrwerk, welches mehr an Pferden kostet, als die Erhaltung von noch zwei Pferden mehr für einen zweckmässigeren Munitionswagen betragen würde.

zeit erreichen. Es gehen aber schon Pferde im 1., 2., 3. u. s. w. Jahre ihres Dienstes zu Grunde, so dass, um mit dem 12 procentigen Ersatze auszulangen, ebenso viele Pferde über die 9jährige Dienstzeit beibehalten werden und das 17., 18. u. s. w. Jahr erreichen müssen.

Je schlechter der jährliche Remontenzuwachs ist, je mehr junge Pferde überhaupt in Abgang gebracht werden, desto mehr alte Pferde werden, für die früher zur Ausmusterung gelangten, weiters zum Dienste beizubehalten sein.

Die alten Pferde wird man niemals durch einen im Vorhinein bestimmten Ersatz entfernen können, selbst wenn 20 Procent bewilligt würden, weil man nicht verhindern kann, dass junge Pferde vor der zurückgelegten Dienstzeit in Abgang kommen; — bei einem 20 procentigen jährlichen Zuwachs werden an jungen Pferden proportionirt mehr zu Grunde gehen, als bei einem nur 12 procentigen — also werden wieder ältere Pferde, über die bemessene Dienstzeit, fortdienen müssen.

Das einzige Mittel, keine zu alten Pferde im Dienststande zu behalten, ist die Veräusserung aller in ein bestimmtes Alter tretenden Pferde, selbst, wenn dieselben noch ganz tauglich und dienstbar sind, wofür jedoch ein besonderer Ersatz an jungen Pferden zu leisten wäre.

Wenn alle 16 Jahre alten Pferde auszumustern wären, könnten die mit 7 Jahren assentirten Remonten ihre 9jährige Dienstzeit vollenden, die mit 6, 5 und 4 Jahren angekauften Pferde aber 10, 11 und 12 Jahre im Dienste behalten werden.

Es könnte somit das System des jährlichen 12 procentigen Ersatzes aufrecht erhalten werden und noch der besondere Ersatz für jedes, noch als tauglich anerkannte, 16jährige Pferd geleistet werden.

Wie natürlich müsste das Alter eines solchen Pferdes aus dem Grundbuche nachgewiesen und dies, wie die vollkommene Tauglichkeit, durch den Brigadier bestätigt werden.

Sechszehnjährige Pferde sollten bei noch vollkommener Tauglichkeit nur dann beibehalten werden, wenn dessen Reiter längstens im nächsten Jahre Anspruch auf das Reitdouceur erhält, oder wenn ein Officier die Ueberlassung eines solchen in sein freies Eigenthum beanspruchen kann.

Würden die alten Pferde noch in kräftigem, dienstbaren Zustande zum Verkaufe gebracht, so würde der Ersatz für dieselben dem Aerar gar keine oder höchst geringe Kosten verursachen; denn jetzt schon wird für oft 18- und 20jährige, ganz abgenützte Pferde, wenn sie übrigens in gutem Futterzustande sind, mehr als die Hälfte des Anschaf-

fungspreises gelöst. Wird aber einmal festgesetzt und bei der Bevölkerung bekannt, dass alle 16jährigen Pferde, vollkommen gesund, verkauft werden, so unterliegt es keinem Zweifel, dass diese selbst über den Anschaffungspreis an Mann gebracht werden könnten.

Alte, gesund erhaltene Reitpferde geben vorzügliche Wagenpferde ab, besonders für die Stadt; sie bleiben aber auch auf der Landstrasse oft lange Zeit verwendbar, wenn sie nach und nach eingefahren werden. Selbstverständlich müsste der Verkauf mit Rücksicht auf Zeit und Ort vorgenommen, das Frühjahr und grössere Städte müssten hiezu gewählt, und die Regimenter verpflichtet werden, dem Verkaufe dieser Pferde, in pecuniärer Hinsicht, alle Aufmerksamkeit zu schenken.

Durch diese Maassregel könnten alle zu alten Pferde aus der Armee entfernt und, bei sehr geringen Auslagen, leicht ersetzt werden. Ohne sie aber müssen diese, wie bisher, vorhanden bleiben und auch, nach und nach, immer mehr anwachsen, so dass den Regimentern, zur Entfernung derselben, ein besserer Ersatz an Remonten und, von Zeit zu Zeit wiederholt, wird zugewiesen werden müssen, wie dies schon häufig vorgekommen ist.

Ueber Milizen.

Von **Heinrich Leander Wetzer**, Oberlieutenant und Generalstabsofficier. [1])

Der Name „Miliz" erscheint im 12. Jahrhundert zum ersten Male als Gegensatz zu den anderen bestehenden Formen der Wehrverfassung.

Die französischen Könige führten da eine „Gemeindemiliz" ein, wahrscheinlich um in ihr, die eigentlich Nichts war, als die Bewaffnung einer Anzahl von Männern der niederen Stände, ein Gegengewicht gegen die prätentiösen Repräsentanten des damaligen Wehrsystems, gegen den Lehnsadel, zu erhalten.

Es war ein Versuch, den frühern Heerbann der Fürsten selbst wieder zu beleben. Das Experiment scheint fehlgeschlagen zu sein; die Geschichte zeigt nirgends ein Auftreten dieser Miliz.

Bis dahin konnte unter Miliz (militia, Kriegsmacht), nie etwas Anderes verstanden werden, als die Wehrkraft eines Landes überhaupt, gleichviel, unter welchen Voraussetzungen sie sich formirte.

Das streitbare Bürgerthum, das in jener Zeit in Deutschland, den Niederlanden und Italien sich zeigte, hat nie einen besondern Namen für seine Wehrform gewählt; es galt noch als selbstverständlich, dass jeder wehrhafte Mann sich seiner Heimat auch im Kampfe zur Verfügung

---

[1]) Quellen:
Blankenburg, innere Kämpfe der nordamerikanischen Union.
Kolb, Statistik.
C. v. S., Statistik der europäischen Heere.
Hoffinger, Kenntniss der europäischen Heere.
Gotha'er Hofkalender, 1871, statistische Notizen über Heere, Budgets und Bevölkerungen.
Rüstow, Armee-Organisation.
Rothpletz, die schweizerische Armee.
Schulz-Bodmer, die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren des Militarismus u. s. w.

Da wir überzeugt sind, dass diese Schrift in weiten Kreisen das lebhafteste Interesse finden werde, hat der Verein eine Separatausgabe derselben veranlasst und ist diese, um den Preis von 60 kr. durch die Verlagshandlung Carl Gerold's Sohn zu beziehen. D. R.

stellte. Diese Bürgerwehren waren indessen nur zum Schutze der engeren Heimat zu haben; die staatlichen Bedürfnisse, das Material zu grösseren Unternehmungen vermochten sie nicht genügend zu decken, selbst die Aufrechthaltung der innern Ordnung konnten sie nur bedingungsweise erreichen.

Anderseits war die Adelsmiliz, die Lehngefolge, unbotmässig und unzuverlässig.

Wir begegnen daher, von dieser Zeit an, vielfachen Versuchen zur Errichtung stehender Heere, theils durch Werbung, theils sogar, wie in England, durch eine Art Aushebung von Freisassen.

Es ist richtig, dass der Gedanke, stets zur Verfügung stehende Wehrkräfte zu besitzen, ihnen durch viele Uebung grösseren inneren Gehalt, durch die stete Kriegsbereitschaft grössere Verwendbarkeit zu geben, schon damals längst kein neuer mehr war; aber es würde unnöthiger Weise weit ausgeholt heissen, wollte man die Wehrverfassungen und deren Wandlungen bei den alten Völkern, bis einschliesslich der Römer, noch in den Rahmen dieser vorliegenden Arbeit zwängen.

Mit der seit der Völkerwanderung, oder, richtiger gesagt, durch diese fast verloren gegangenen Pflege eigentlicher Kriegskunst, die sich erst nach und nach wieder aus dem Schutte herausarbeitete, gewannen die aus professionelen Soldaten gebildeten Heere immer mehr Terrain; die alten, verschiedengestaltigen Aufgebote degenerirten und nur noch die Städte erhielten sich bei ihrer Bürgerbewaffnung, obgleich viele der bedeutenderen unter ihnen, neben den bewaffneten Bürgern, förmliche Soldheere hielten. Es ist dies ein Moment, das wohl in das Auge gefasst werden muss und auf das ich auch später noch, zu verweisen, Gelegenheit haben werde.

Sobald die Völker anfingen, den Culturzwecken ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, somit aufhörten, eben nur Krieger zu sein, zeigte sich, dass das Waffenhandwerk sich nicht in zweiter Linie neben dem bürgerlichen Gewerbe betreiben liess. Zum Schutze der kleineren, örtlich engbegrenzten Interessen mochte der bewaffnete Bürger noch ausreichen; sowie aber durch die fortschreitende Cultur der Kreis der Interessen sich erweiterte, war — wollte man nicht von dem waffenkundigen Adel abhängen, — die Aufstellung eigener militärischer Kräfte nöthig.

Sein eigenes Haus, seine eigene Stadt vertheidigte der Bürger, bis in die neue Zeit noch, oft erfolgreich; aber ein allgemeiner Heerbann für die allgemeinen oder gar auswärtigen Interessen gelang nicht mehr. Nur der Adel bewahrte, seiner conservativen Solidarität wegen,

noch eine Zeit hindurch die Fähigkeit, für anscheinend ferner liegende Zwecke in den Krieg zu ziehen.

Betrachtet man aber diese Kriege genauer, so erkennt man leicht, dass die in denselben verfochtenen Interessen eben die Interessen des Adels selbst waren, und dass jeder Krieg, der diese nicht berührte, oder nur für die höheren Zwecke der betreffenden Fürsten oder selbst der Länder geschlagen wurde, in den Reihen des Adels energische Opposition, ja gar häufig offenen Abfall und Landesverrath zur Folge hatte. Ich dürfte hier nur hinweisen auf einige der bedeutendsten dieser Renitenten, auf Heinrich den Löwen, auf die Burgunder Herzoge, auf den Adel im Interim und so fort durch die ganze Zeit des Ritterthums und der Adelsherrschaft bis auf Sickingen und die grossen Führer im Beginn des dreissigjährigen Krieges, denen wohl kein Unparteiischer andere, als die selbstsüchtigsten Motive für ihre Handlungsweise beimessen kann.

Das Bedürfniss, statt der theuer geworbenen Truppen und der unverlässlichen Truppen des Adels und der Städte, ein stehendes Heer aus nationalem Element, zu dem man den Einzelnen gesetzlich zwingen könnte, ohne ihn erst zu kaufen oder mit Privilegien für jeden einzelnen Dienst ködern zu müssen, führte zu vielfachen Versuchen, darunter besonders in Frankreich unter Carl VII. zur Errichtung der Ordonnanzcompagnien, Gendarmes, aus dem Reiterdienst thuenden Adel, 1444—49, und der Freischützen, (francarchers) 1448, aus der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung.

Das allgemeine Wehrwesen, die allgemeine Waffenpflicht verkam dabei immer mehr.

Die Errichtung professioneler Kriegerabtheilungen beförderte natürlich dieses Aufhören der allgemeinen Wehrfähigkeit insoferne, als durch sie auch das äussere Motiv zum Fernbleiben vom Waffendienste gefunden war.

Es ist aber ihr Einfluss durchaus nicht als die unvermittelte erste Ursache, sondern nur als Ring in der Kette zu betrachten. Ihr Entstehen danken diese Heeresformationen dem Umstande, dass Besitz und wachsende Wohlfahrt, bei allen ihren sonstigen vorzüglichen Wirkungen, auch den Nachtheil hatten, dass die Masse des Volkes, vor Allem die besitzenden Stände, anfingen, kampfscheu zu werden.

Die Soldaten von Beruf sollten den dadurch entstehenden Kraftausfall decken.

Die Schweiz machte eine Ausnahme; aber ihre Verhältnisse lagen anders. Es galt zu jener Zeit sicher nicht die Rücksicht auf Tendenzen

und Ansichten, die heute ein Milizheer liberaler erscheinen lassen, als ein auf anderem Wege formirtes. Völker, die den letzten Mann brauchen, um sich ihre Existenz zu bewahren, greifen leicht zur allgemeinen Wehrpflicht, und wo das Interesse des einzelnen Menschen sich so enge und selbstverständlich mit dem gemeinsamen Interesse verknüpft, wie damals in der Schweiz, zur Zeit ihres Befreiungskrieges, — wo ausserdem selbst örtlich der Interessenkreis engbegrenzt war, wo also, in wörtlichem Sinne fast, der eigene Herd vertheidigt wurde, da wird bei einem gesunden, tüchtigen Volke auch leicht Jeder wehrfähig.

Zudem begünstigte das Land den Kampf der ungeübten, aber unermüdlichen und muthigen bewaffneten Bauern.

Die Heere Herzog Leopold's und Carl's des Kühnen, ersteres gleichfalls absolut Milizheer, wenn auch Adelsmiliz, waren in ihrer Hauptwaffe, und was hier noch mehr in das Gewicht fällt, in ihrer Taktik schwere Reiterei; das Fussvolk spielte bei Sempach, bei Granson und bei Murten eine sehr klägliche Rolle.

Man wird wohl den Kampf der abgesessenen, schwergerüsteten Herren bei Sempach nicht als Gefecht des Fussvolks betrachten, und ich kann daher die obige Bemerkung, dass diese Angriffsheere den Charakter der schweren Reiterei trugen, aufrechthalten.

Dass aber mit dieser Taktik und dieser Waffe in den Schweizer Bergen Nichts auszurichten war, dass also die Schweizer gar keine Veranlassung hatten, sich eine andere Wehrkraft zu schaffen, ist klar.

Obgleich sie in ausserordentlicher Minderzahl fechtend am Morgarten, bei Sempach, bei Granson, bei Murten die österreichische und burgundische Ritterschaft zertrümmerten, so gelang es ihnen, — ein Beispiel, welchen Unterschied bei richtiger Verwendung der Waffengattung eben doch zwischen den geübten Professionskriegern und den einfach tapfern, begeisterten Schweizern factisch vorhanden war, — doch nicht, den französischen Armagnacs (einem Fussvolk, von seinem Führer so genannt) bei St. Jacob an der Birs, 1444, erfolgreich zu begegnen.

Im 15. und 16. Jahrhundert bilden sich, nach vielfachen Schwankungen immer mehr die Söldnerheere, die eigentlich stehenden Heere aus, und man nahm nur in soweit Rücksicht auf die ökonomischen Interessen, als man die geworbenen Truppen nach dem zunächst beabsichtigten Gebrauche wieder entliess, und ihnen so Gelegenheit gab, sich wieder irgendwo an anderem Orte zu verdingen. So die schweizerischen Söldner, die sogenannten Reisläufer, die meist in Frankreich oder Italien ihr Brod fanden.

In Deutschland blühte das Landsknechtwesen, in Spanien wurden gleichfalls Söldnerheere formirt, jedoch meist aus Eingebornen.

Da und dort tauchen Versuche zur Errichtung von Landwehren auf, und zwar überall da, wo die relativ geringe Bevölkerung weder im Stande war, genügend grosse Soldheere durch höheren Lohn den mächtigen Gegnern aus der Hand zu winden, noch aus sich selbst die hinlängliche Anzahl Freiwilliger zu schaffen. So in Holland zur Zeit der spanischen Kriege, obgleich die reichen Holländer neben der Landesbewaffnung noch zahlreiche Soldtruppen, meist Deutsche, hielten; so in Schweden, wo Gustav Adolph im Jahre 1625 eine äusserst drückende und doch nicht zureichende Landwehrordnung schuf, die den König nicht davor schützte, beim Beginne des deutschen Krieges Miethtruppen anwerben zu müssen, obgleich sein eigenes Land sich an lebendem Material fast erschöpfte.

Binnen der zwei Jahre, die der König in Deutschland focht, gelangte er soweit, dass nur noch ein kleiner Kern seines Heeres aus Nationalschweden bestand. Seine Landwehrordnung entsprach den Bedingungen eines auswärtigen Krieges durchaus nicht.

Bis dahin hatte sich neben den geworbenen Truppen nur noch die Adelsmiliz, die adelige Heerfolge erhalten. Sie sank mit der Selbstständigkeit des kleinen Adels, mit dem Untergehen der reichsfreien Ritterschaft von selbst zusammen. Seit dem schmalkaldischen Kriege traten auch geworbene Reitertruppen auf und erhielten sich.

In Polen und Russland bestand in der Mitte des 17. Jahrhunderts noch eine Art allgemeiner Kriegspflicht, vielfach durch Rücksichten auf den Adel gemässigt und in ihrem Wesen alterirt; aber diese Organisation kann nicht als eine Concession an volksthümliche, auf das patriotische Bewusstsein der Staatsangehörigen basirte Ideen betrachtet werden, sondern es waren diese Staaten einfach noch nicht so weit vorgeschritten wie die anderen; sie standen noch ungefähr da, wo die Weststaaten zweihundert Jahre früher gewesen.

Der Bauer war, wie auch, obgleich mit manchen Erleichterungen in den anderen Staaten, leibeigen, also disponible Waare; ein besitzender Bürgerstand existirte nicht, der etwas zu verlieren gehabt hätte, und der Adel, der den Waffendienst gerne that, besass nebstbei manche Exemptionen, die ihm diesen Dienst nicht allzu drückend machten.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts, nach Beendigung des dreissigjährigen Krieges, wurden überall stehende Heere organisirt, denen man aber einen streng nationalen Charakter zu geben suchte, obgleich

man es mit der Heimat der durch freie Werbung acquirirten Leute nicht eben strenge nahm.

Landwehrverfassungen im heutigen Sinne bestanden keine, die besonders militärisches Interesse haben könnten; die Staaten hatten keinerlei Bedürfnisse, ein wehrhaftes Volk zu schaffen; dieses wurde im Gegentheile unter dem Regime jener Zeit fast gänzlich des Waffenhandwerks entwöhnt.

In einigen Städten fristeten noch Bürgerschützengesellschaften (Gilden, Schützenzünfte) ein kümmerliches und sehr friedliches Dasein.

Der siebenjährige Krieg wurde mit geworbenen stehenden Heeren durchgefochten.

Erst im Jahre 1773 trat ein neues Element auf. In Nordamerika hatte der Kampf gegen die drückende Herrschaft Alt-England's begonnen. Das Volk, abgehärtet durch die schweren Aufgaben der Colonialexistenz, griff zu den Waffen und Washington organisirte aus diesen Freiwilligen während des Krieges ein schlagfertiges Heer. Freilich kein Heer im damaligen militärischen Sinne, aber eine den Verhältnissen des Landes angepasste und entsprechende Wehrkraft.

England war nicht im Stande, eine der Ausdehnung des Kriegsgebiets entsprechende reguläre Macht auf amerikanischen Boden zu bringen; darin und in der den regulären Truppen ganz ungewohnten Kampfweise der Amerikaner lag eine wesentliche Ursache des endlichen Sieges der letzteren.

Entschieden wurde der Sieg durch die Allianz mit Frankreich, abgeschlossen am 6. Februar 1778.

Die franz. Flotte cooperirte mit der amerikanischen Kaperflotte; General Rochambeau u. A. landeten mit mehreren tausend Mann regulärer Truppen und griffen nachhaltig in den Krieg ein; die Werthdifferenz zwischen den amerikanischen Freischaaren und neuformirten Truppen und dem englisch-deutschen kriegstüchtigen Heere ausgleichend. Wo im Anfange die regulären Truppen die Aufständischen zum Schlagen veranlassen konnten, siegten noch trotz nummerischer Minderzahl, die wohlgeübten und disciplinirten europäischen Truppen, so bei Lexington und Bunkershill; — aber nachdem der Krieg zwei Jahre gedauert hatte, waren eben auch aus den freiwilligen Insurgenten tüchtige, kriegsgeübte Soldaten geworden, und jetzt wurde auch die Minderzahl der europäischen Truppen entscheidend.

Nach zehnjährigem Kampfe war Amerika frei, freigekämpft durch seine Milizen, aber wie gesagt: nach zehnjährigem Kampfe.

Mit den in diesem Kriege zur Geltung, zum Durchbruche gelangten demokratischen Ideen, die man in Europa gierig einsog, kam, wie das immer zu gehen pflegt, auch manche ungesunde, für europäische Verhältnisse unbrauchbare Idee zur hohen Geltung.

Hätte Washington von Anfang reguläre Truppen besessen, er hätte sie sicher lieber in den Krieg geführt, als seine anfänglich entsetzlich undisciplinirten Wehrleute; aber er musste aus der Noth eine Tugend machen, und der grosse Mann wusste das zu thun; er wusste in dem langen Kriege aus seinen bewaffneten Haufen ein brauchbares Heer zu bilden.

An das dachte man in Europa nicht, und schlimmer als dies, man will heute noch nicht daran denken, und heute noch gilt die nun zu einem schärferen Begriffe gewordene Miliz als die höchste Ausbildung nationaler Wehrkraft; ich komme später wieder darauf zurück.

Ich will an der Hand der Geschichte noch den Zeitraum vom amerikanischen Kriege bis heute durchgehen und nachsehen, ob sich denn nirgends eine bessere Berechtigung für den Glauben finde, dass es genüge, dem Waffenhandwerk erst dann die volle ungetheilte Kraft der wehrfähigen Männer eines Landes zuzuwenden, wenn der Feind schon an die Thore pocht, und ob sich der Beruf eines Vaterlandvertheidigers wirklich leicht vereinen lasse mit dem, als Regel betriebenen, bürgerlichen Berufe.

Fast musste man es glauben, als im Jahre 1792 die begeisterten, bis zur Raserei fanatisirten französischen Heere losbrachen gegen die Heere der deutschen Alliirten.

Von den regulären französischen Truppen des Königthums war nicht mehr viel in diesen Freiheitsheeren vorhanden; es waren — es ist nicht zu läugnen — von der Strasse weg vor den Feind geführte Schaaren. Man hatte sie militärisch organisirt, der geistvolle Carnot wusste „Heere aus dem Boden zu stampfen“, und zwar wohlorganisirte Heere; nur waren diese Leute eben fast durchgehends Recruten.

Aber ein wesentlicher Factor stand da in der Rechnung, ein Factor, von dem die Miliztheoretiker des heutigen Tages Nichts wissen wollen, den sie sorgfältig verschweigen, und der — wollte man im heutigen Europa Milizen organisiren — entschieden fehlen würde.

Frankreich lag in politischem Fieber; Besitz, Wohlstand, Familie, alle Bande, die den Menschen an seinen eigenen Herd knüpfen, waren zerrissen, zerstört, profanirt, oder sie drohten wenigstens, es den Begünstigteren zu werden; — hinter sich den Terrorismus, vor sich den gehassten Feind; dazu der widerwärtige Hochmuth, mit dem der Her-

zog Ferdinand von Braunschweig mit dem alliirten deutschen Heere in der Champagne debutirte, und der nur noch neuen Zündstoff in die gährende Bewegung warf.

Das Alles schuf eine Stimmung, wie sie bei Kriegen und in den Verhältnissen des heutigen Tages kaum wieder mit solcher Kraft, Ursprünglichkeit und Ausdehnung sich wiederholen könnte, keinenfalls so, dass man mit Sicherheit darauf zu rechnen vermöchte, wollte oder könnte man selbst ähnliche Verhältnisse schaffen.

Wahrhaft geniale Führer, wie sie sich nur in grossen Entwicklungsprocessen der menschlichen Gesellschaft bilden und finden lassen können, traten an die Spitze der begeisterten Schaaren, und bei dem ersten Zusammenstosse mit den in der alten Schule gebildeten, mit Paradespielerei viel gequälten deutschen Truppen, bei Valmy 1792 — gehen die ersten französischen Truppen, die in das Feuer kommen, die des Generals Chagot, und bald darauf auch die Truppen des französischen Haupttreffens, einfach durch, und nur der eisernen Energie Kellermann's und seiner Generale und der wunderbaren Unfähigkeit des Herzogs von Braunschweig war es zu danken, dass die Franzosen sich wieder zum Halten veranlasst sahen, ja ihre Stellung beinahe wieder besetzten (die Preussen waren freilich nirgends bis in dieselbe vorgedrungen) und wahrhaften moralischen Gewinn aus einer Schlacht zogen, die eine verlorene war, und wirklich nur durch den Braunschweiger zu einer sogenannt gewonnenen wurde.

Wie wenig nachhaltig die Ausdauer der französischen Truppen hiebei noch war, beweist schon ihr Verlust, 300 Mann.

Den ersten eigentlichen Sieg errangen die Franzosen drei Monate später bei Jemappes. Ihre Truppen waren zu dieser Zeit bereits mindestens ein halbes Jahr unter Waffen, darunter den grössten Theil vor dem Feinde.

Machen wir nun eine kleine Abschweifung und sehen wir uns nach der Schweiz um, deren Wehrwesen wir nun ziemlich lange aus dem Auge verloren haben. Die Schweiz fand in den beiden vergangenen Jahrhunderten ihren mächtigsten Alliirten, der ihr treu geblieben bis heute, die Eifersucht der Mächte, und dadurch den politischen Werth ihrer Lage, die sie allen angrenzenden Grossstaaten zur willkommenen Scheidewand vor dem bedenklichen Nachbar machte.

Die Schweiz war daher so glücklich gewesen, den grossen Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts ferne bleiben zu dürfen, und man hielt es auch für keinen Neutralitätsbruch, dass ihre Söhne in allen fechtenden Armeen Europa's dienten und den Respect vor den Schweizern nicht

wenig vermehren halfen. Es war und ist ein tüchtiges Volk und begreiflich war es, dass die kampflustige Jugend auswärts den Krieg suchte, der die eigene Heimat so milde verschonte.

Diese Heimat hatte denn auch so viel wie Nichts für die eigene Wehrkraft gethan. Es bestanden Cantonalmilizen, Milizen schon im heutigen Sinne, d. h. Bürger, die ansässig waren und ihr Geschäft betrieben, aber verpflichtet waren, bis zu einem gewissen Lebensalter der öffentlichen Sicherheit, erforderlichen Falles, ihren Arm zu leihen.

Eine Form, unter welcher diese Cantonalmilizen in ein einheitliches Heer hätten zusammengezogen werden können, bestand nicht.

Diese Friedensseligkeit sollte ein plötzliches trübes Ende nehmen.

Der erste Fall, in welchem eigentliche Milizen nach heutigem Begriffe, nämlich organisirte Milizen, fechten sollten, ist ein sehr lehrreicher, besonders für das politische Moment des Milizsystems.

Allerdings war die Organisation schlecht; aber unter noch schlechteren Verhältnissen hatte Washington mit seinen für den amerikanischen Boden kaum zur Noth tauglichen Wehrkräften den Kampf begonnen.

Die französische Republik, nunmehr Gebieterin über kriegsgeübte Heere, befehligt von Generalen, deren fast jeder Einzelne seinen Namen mit Ruhm zu bedecken verstand, griff Ende 1797 mit harter Hand in die schweizerische Idylle.

Unannehmbare Forderungen, das Waadt betreffend, gelangten an den Bundesrath, französische Truppen rückten im Waadtland ein. Der Vorort Bern hatte sich allerdings noch den Sinn für politische Würde gewahrt, er rief zu den Waffen. Aber es gab auch andere Parteien, die für eine entsprechende Aenderung der Verfassung und für Verhandlungen mit Frankreich stimmten; von den andern Cantonen ward Hilfe zugesagt, aber durchaus nicht von Allen geleistet; in andern Gegenden begnügte man sich, der Obrigkeit ein wenig Verdruss zu machen; an eine sieghafte Erhebung der Miliz dachte Niemand, die Miliz am allerwenigsten. Die französischen Generale Brune und Schauenburg drangen in die Schweiz ein, nach wenig Wochen war Freyburg, Solothurn und Bern genommen; die Absichten des französischen Directoriums auf gänzliche Umwandlung der Schweiz enthüllten sich immer mehr, man griff täglich weiter.

Jetzt freilich, nachdem der Feind die wichtigsten Punkte inne hatte und Hoffnung fast nur noch zum Untergang im Kampfe da war, aber kaum mehr solche auf Sieg, jetzt erhoben sich die Urcantone mit verzweifeltem Muthe, im April 1798.

Partiele Erfolge wurden sogar erstritten, Andermatt, Alois Reding, Major Hauser, Pfarrer Herzog und der Capuciner Paul Styger gewannen schnell den Ruf gefürchteter Führer; Luzern ward wiedererobert.

Aber mit klarem Blick hatten die französischen Generale die wunde Stelle erkannt. Sie wussten, dass man in solchen Truppen nur den Gedanken an das eigene Ich, an die eigene engste Heimat, an Weib und Kind wecken müsse, um — nicht wie moderne Schwärmer meinen, sie zu begeistern zum Kampf, — sondern ihren innern Zusammenhalt zu zerrütten, sie in's Schwanken zu bringen, jeder centralen Leitung unzugänglich zu machen. Die Verhältnisse der Schweiz hatten sich, so wie ihr Territorium, erweitert, der wörtlich zu nehmende Begriff der Vertheidigung der eigenen Heimstätte war nicht mehr zutreffend, dieser sonst so mächtig zum Muthe spornende Gedanke, musste, der weiten Entfernung von der engeren Heimat und der daraus resultirenden Ungewissheit über das Loos der Angehörigen wegen, nunmehr entgegengesetzt wirken.

Die französischen Generale waren praktische Leute; sie rechneten nicht mit idealen Menschen, nicht mit geträumten Dingen, sondern mit dem klar Vorhandenen und deshalb stimmte ihre Rechnung. Sie griffen energisch die Urcantone selbst an, fassten die Bewegung mitten in das Herz. Ein Theil der Milizen, wie die von Glarus, schlugen sich schlecht, sie wollten nach der eigenen gefährdeten Heimat; andere gingen wirklich, so die Unterwaldener; ihr Interesse band sie nicht an Zug, an Schwyz.

Die Schwyzer freilich, unter Reding, die fochten, als auch die Unterwaldener nicht mehr zu haben waren, mit der Sempacher Tapferkeit, und „der Väter Tod“ rauschte als Losung durch ihre Reihen, als Reding sie am Morgarten zum Kampfe aufstellte.

Noch einmal gelang es den mit Heldengrösse fechtenden Schwyzern, den General Schauenburg zu schlagen, aber es war eben nicht mehr die Zeit, wo aufopfernde Tapferkeit allein das Vaterland retten konnte.

Der Feind war nicht mehr der hochmüthige, schwergepanzerte Herrentross, sondern geschulte, verständig geführte Truppen.

Nicht Tapferkeit nur, sondern auch Kriegskunst und Geschicklichkeit ward verlangt vom Führer, Disciplin vom Soldaten; unter den Schweizern gab es viele tapfere Männer, aber in den friedlichen Werkstätten und stillen Studirstuben war vom Kriegswesen nie viel geredet worden.

So kam es denn, dass trotz aller Aufopferung der Milizen sich doch die strategische Führung der Franzosen so überlegen zeigte, dass schon im Mai die Capitulation von Einsiedeln die Schweiz dem Willen des Pariser Directoriums unterwarf.

Die politischen Resultate dieses Krieges sind für unsere Aufgabe ohne Interesse; nur muss constatirt werden, dass die Verfassungsänderungen, zu denen die Schweiz veranlasst wurde, die ganze Schweiz betrafen, und dass nirgends weiterer Widerstand geleistet werden konnte, als in Graubündten, welches in Beidem eine Ausnahme machte, weil es geschützt war durch 20.000 österreichische, reguläre Truppen.

Nach diesem Kriege geht in der Schweiz jeder einheitliche Organisationsgedanke verloren.

Während die Graubündtner noch im Jahre 1799 an der Seite der Oesterreicher fochten, wurden in den andern Cantonen von der neuen helvetischen Regierung für die Franzosen Hilfstruppen organisirt, und bei Dettingen und Zürich stehen Schweizer Truppen den Oesterreichern gegenüber.

Aus den französischen Revolutionsarmeen aber hatten sich in dem Kriegssturm dieser Jahre jene schlachtenerfahrenen, wetterharten Bataillone gebildet, auf deren Bajonetten der grosse Kaiser emporgehoben werden sollte auf den Thron des Genies und der Kraft.

Eine Kriegsepoche dämmerte herauf, vor der die alten Staaten erschracken. Mit den geworbenen Heeren ging es nicht mehr, sie reichten nicht hin.

Da taucht der Name Landwehr auf, als Ergänzung und Hilfe für das stehende Heer.

In Tirol werden, auf Grund alten Lehensgesetzes, die Landesschützen aufgerufen, aber stets nur in Verbindung mit den regulären Truppen gebraucht, wobei sie viele Dienste leisteten, besonders bei Feldkirch 1799. In noch weit höherem Maasse wurde die Kraft des Tiroler Volks im Jahre 1809 in Anspruch genommen.

Das Volk, waffenkundig wie wenige, begeistert wie kein anderes der Monarchie zu jener Zeit, focht heldenmüthig, und doch — als General Chasteler Tirol mit den regulären österreichischen Truppen räumte, brach der Widerstand unter den Schlägen der bairisch-französischen Armee zusammen.

Auch die Errichtung derartiger Auxiliar-Wehrkräfte reichte nicht aus.

Eine durchgreifendere Art der Beschaffung der Soldaten musste

gefunden werden; nicht nur den conservativen Mächten Europa's, sondern ebenso Frankreich gingen die Freiwilligen aus.

Dieser neue Modus der Recrutenschaffung fand sich in der Conscription, der Einschreibung Aller zum Kriegsdienste, mit Aufrechthaltung einiger Exemptionen.

In Frankreich wurde, als Ueberbleibsel der grossen Revolution eine Art Landwehr, die Nationalgarde, beibehalten und weiter organisirt.

Sie hat sich bis zum heutigen Tage, an welchem sie erst zu einer grössern Rolle Befähigung zu erhalten scheint, stets nur zu Einem geeignet finden lassen; sie hat den Revolutionen, im Vereine mit der Armee, zum Siege verholfen. Eine Stärkung der Wehrkraft Frankreichs ist sie selbst unter dem energischen ersten Napoleon nicht gewesen und ist es nie geworden.

Die Conscription, jene Wehrverfassung, welche sich, unwesentlich modificirt, bis heute erhalten hat, beruht auf dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, der Pflicht eines jeden Staatsbürgers, in der Zeit seiner rüstigsten Jahre dem Vaterlande Waffendienst zu leisten.

Je nach dem Grade der freieren Verfassung der Länder und somit der mehr oder minder fortgeschrittenen Nivellirung der Stände erschien die Wehrpflicht mit, weniger oder mehr, vom Gesetz gestatteten Ausnahmen.

Je zahlreicher die Ausnahmen und Begünstigungen, — in welcher Form sie auch erscheinen mögen, — von der allgemeinen Bürgerpflicht, desto mehr zeigt der Staat feudale Tendenzen: je allgemeiner die Gleichheit der Pflichten ist, desto liberaler in edlem Sinne darf sich ein Staat nennen. Eine unlautere Handlungsweise müsste nur einem Regime vorgeworfen werden, welches diese allgemeine Verpflichtung nicht im Interesse der Verpflichteten, sondern mit machiavellistischem Geschick zur Erreichung besonderer, in dem Wohle des Staates nichtbegründeter Machterweiterung, zu ehrgeiziger Eroberung u. s. f. benützen wollte.

Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht war nirgends heller und voller in das Leben getreten, als in Preussen in den Jahren vor 1813 und in jenem Jahre selbst. Das preussische Ministerium Stein, gezwungen, fast unter den Augen des Franzosenkaisers eine Armee zu bilden, die dieser zu bilden verboten hatte, musste einen Weg einschlagen, welcher allerdings stark an den heute so vielfach begehrten erinnert.

Die Wehrpflichtigen wurden einberufen, abgerichtet und wieder beurlaubt. (Krümpersystem.)

Das war ein Vorgang, der unmittelbar vor einem Kriege, bei einer von Kampflust und Patriotismus durchdrungenen Bevölkerung ausführbar war, der aber durch den Umstand, dass man keine Rücksicht auf die ökonomischen Verhältnisse des Landes nehmen konnte und auch nicht nahm, dass man ohne Schonung den Wehrpflichtigen einberufen musste, ob nun gerade dessen Arbeitzeit war oder nicht, ob Ernte zu machen war oder keine, — auf die Dauer nicht durchführbar gewesen wäre.

Jene Zeit der grossen deutschen Erhebung ist viel als Beweismittel benützt worden, um die mühsame und langwierige Soldatenausbildung als pedantisch und überflüssig zu erklären.

Gebe Gott, dass sie pedantisch und strenge wäre, denn mit grossen Worten und magern Handlungen erzieht man nicht und lehrt man nicht; aus der Oberflächlichkeit, die gewöhnlich hinter dem genial-grossspurigen Wesen steckt, wächst weder Wissen noch Können heraus.

Wenden wir uns wieder zu den preussischen Landwehren von 1813, so muss allerdings constatirt werden, dass eine pedantische, sorgfältige Ausbildung ihnen nicht gegeben worden war, wenn es auch an dem nöthigen Ernste in jener ernsten Zeit gewiss nicht gefehlt hat.

Der Krieg begann und die Landwehren schlugen sich vortrefflich.

Aber die beliebte Phrase, die Landwehren hätten den grossen Kaiser besiegt, hält den Beweis der Geschichte nicht aus.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass Preussen, obgleich es eine Armee von ziemlich derselben Stärke wie Napoleon aufgebracht hatte, den Kampf allein nicht hätte siegreich beenden können; es bedurfte der ganzen Kraftanstrengung Russlands, Preussens und Oesterreichs, es bedurfte des Abfalles der Rheinbundstruppen, es bedurfte der Siege Wellington's in Südfrankreich, um den gewaltigen Mann zu stürzen; die preussischen Landwehren, so tapfer sie auch waren, hätten dies nimmermehr vermocht.

Die deutsche Geschichtschreibung hat sich darin gefallen, die jungen, kampfglühenden Landwehren in den Gegensatz zu stellen mit den altgedienten, erfahrenen napoleonischen Kriegern. Sehen wir doch die Sache ruhig und ohne Vorurtheil an.

Die altgedienten, erfahrenen Krieger existirten nicht mehr im Jahre 1813. Sie lagen auf den Schlachtfeldern Italiens, Egyptens, Deutschlands, Spaniens, Russlands; der Kaiser führte ein Heer von Re-

cruten, die kaum die nothdürftigste Ausbildung hatten, oft viel weniger als die preussischen Landwehren, gegen den dreifach überlegenen Feind.

Hören wir ihn selbst sprechen, vor der Schlacht bei Grossgörschen:

„Wir haben keine Cavalerie, das macht nichts. Es wird eine egyptische Schlacht. Wir haben zwar den alten Soldaten des Feindes nur Recruten entgegenzusetzen, aber wir müssen dem natürlichen Muthe der Franzosen vertrauen."

Selbst die berühmte alte Garde, die ursprünglich wirklich aus länger gedienten Leuten formirt worden war, musste Napoleon vor dem Beginne des Krieges 1813 durch ganz bedeutende Nachschübe aus der sogenannten jungen Garde ergänzen, welche fast neu formirt wurde. Das waren meist Leute, die einen, oder wenn es gut ging, zwei Feldzüge in Spanien mitgemacht hatten; denn von der russischen Armee war nicht mehr Vieles brauchbar, fast nur Officiere und Unterofficiere in geringer Zahl.

Es gab indessen einen kleinen Stamm alter Soldaten in eben der alten Garde, der von so vorzüglicher Qualität war, dass, in seinem Rahmen, auch das jüngere Element bald in jene Solidität sich hineinfand, die die alte Garde so unwiderstehlich machte.

Im Jahre 1815 noch, als die Landwehren hinlänglich an den Krieg gewohnt waren, als der Druck der Niederlage des Jahres 1814 noch auf der französischen Armee lag, vermochten es die tapfersten Anstrengungen der Preussen nicht, den zähen Angriff dieser alten Garde auf das Dorf Ligny auszuhalten, und nur den altgedienten, nicht minder zähen Soldaten Wellington's war es vergönnt, in ihrem Salvenfeuer die Trümmer der alten Kaisergarde sich verbluten zu sehen.

Und selbst, als sie kaum mehr als die beinahe ausgebrannte Schlacke jener Kerntruppe war, musste man, von der preussischen Cavalerie angegriffen, ihre Carré's niederkartätschen, weil sie auch dem Reiterangriff noch widerstanden.

Darin liegt eben der Unterschied des alten und des jungen Soldaten. Tapfer können Beide sein, aber zähe ist der Recrut niemals, seine höchste Leistung ist, dass er im Rahmen und in der Ueberwachung der alten Soldaten, neben ihnen, aushält.

Das ist menschlich, es ist psychologisch berechtigt, es ist der vorhandene, wirkliche Factor. Die Begeisterung erreicht ihr Ende in der Müdigkeit. Sie kann noch für den Sturmlauf auf einige Minuten künstlich geweckt werden; aber im lang anhaltenden, decimirenden Feuer-

gefecht gibt es keine Begeisterung; da gibt es nur Gewohnheit, Erfahrung, eiserne und gleichfals langgewohnte, zur zweiten Natur gewordene Disciplin.

Die auf die napoleonischen Kriege folgenden langen Friedensjahre waren nicht geeignet, das Bedürfniss nach besonders eingreifender Ausbildung der Wehrverfassungen darzuthun oder zu schaffen.

Die Staaten waren so absolut als möglich, die privilegirten Stände so mächtig als möglich. Es war also logisch, dass die Ausnahmen von der Wehrpflicht eher wuchsen als abnahmen, und dass endlich die Conscription, statt eine allgemeine Wehrpflicht zu schaffen, nur eine auf den niedern Ständen, besonders auf dem Bauernstande drückend lastende Einrichtung war.

Nur Preussen hatte, Dank dem schüchternen Versuche zu liberaler Gestaltung, den es im Jahre 1813 gemacht hatte, eine grössere Ausdehnung der Wehrverpflichtung beibehalten, und da in Preussen der im Allgemeinen arme Adel ohnehin, seit Friedrich II., gewohnt war, sein Brod in den, fast ausschliesslich ihm vorbehaltenen, Officiersstellen zu verdienen, die allgemeine Wehrpflicht aber auch bei der schleunigen Umkehr der preussischen Regierung zur rücksichtslosesten Adels- und Muckerherrschaft, durchaus keine Schmälerung dieses adeligen Vorrechtes zustande bringen konnte, so war kein Grund vorhanden, Ausnahmen zu Gunsten des adeligen Standes und des grossen Besitzes eintreten zu lassen, und auf andere Stände nahm man nach den Befreiungskriegen so wenig als jetzt viel Rücksicht im Preussenlande. Die an der Spitze stehenden intelligenten Militärs begriffen sehr gut den hohen militärischen Werth einer so ausgebreiteten Wehrpflicht und man setzte in Preussen, mit strenger Gewissenhaftigkeit, in der Armee Alles daran, aus diesen zahlreichen Wehrpflichtigen wohlgeübte, verlässliche Soldaten zu machen.

In anderen Staaten begnügte man sich mit der im Jahre 1813, 14 und 15 bewiesenen Tüchtigkeit und kümmerte sich eigentlich nicht viel um die Armee. Was da Gutes geschah zur Hebung und Ausbildung, geschah fast stets aus der Armee selbst, oft nicht ohne die grössten Schwierigkeiten.

Was Radetzky für die österreichische Armee in jenen Friedensjahren gethan, wird ihm in Dankbarkeit gewiss nie vergessen werden.

Nur zwei Staaten wandten eine wesentlich verschiedene Art der Heeresergänzung an, Russland und England.

Russland bezog seine Soldaten nach dem Stücke, es wurde diesem und jenem Bezirke (das Reich war hiezu in vier grosse Bezirke getheilt) die Lieferung von so und so viel Seelen auf das Tausend, gewöhnlich vier, für ein Jahr aufgetragen und diese Waare dann abgeliefert.

England dagegen war noch immer bei den Werbesoldaten stehen geblieben und ist es heute noch. Es bezahlte gut und bekam daher etwas leichter seinen Bedarf, wozu der in England herrschende Pauperismus viel beitrug.

Holland warb nur für seine Colonialbesatzung, wohin es die eigenen Landeskinder nicht senden mochte. Die Schweiz, als der liberalste Staat Europa's, hatte vollkommen nivellirt und konnte daher die allgemeine Wehrpflicht bis zur äussersten Consequenz durchführen. So entstand die schweizerische Miliz, die, den Verhältnissen der Schweiz vielleicht entsprechend, über jene Grenze hinausgeschritten ist, in der noch Wehrhaftigkeit im Ernste angehofft werden kann.

Ich werde später noch auf das Wesen der schweizerischen Heereseinrichtung zu sprechen kommen.

Sie hatte eine kleine Probe zu bestehen in einem Bürgerkriege, dem Sonderbundskriege 1847, der sich eigentlich weniger durch besondere Ereignisse, als durch enorme Kosten auszeichnete.

Die Erhebungen in Deutschland 1848 und 1849 warfen das Schlagwort „Miliz" wieder in die Höhe. Die revolutionären Gewalten bedurften einer Wehrkraft, um den Kampf gegen die legitimen Regierungen, der nun doch einmal in das Stadium des Waffenkampfs getreten war, ausfechten zu können, und nachdem sich in kurzer Zeit erwiesen hatte, dass der Kampf in den Städten keine siegreiche Entscheidung herbeizuführen vermöge, suchte man, durch milizähnliche Institutionen Feldarmeen, zu schaffen.

Dazu waren die Bürgerwehren und Nationalgarden der erste Versuch und nebstbei der einzige, dem ein eigentlicher organisatorischer Gedanke zu Grunde lag. Zu Feldarmeen erschienen sie jedoch ganz unbrauchbar, da die sesshafte, besitzende Bevölkerung sich zwar nicht ungern zum Soldatenspiele, dafür aber um so unlieber zum Soldatenernste herbeiliess.

Wo daher revolutionäre Feldarmeen gebildet wurden, musste man sich entschliessen, von einer eigentlich organisirten Volkswehr abzusehen und dafür aus Freiwilligen und Geworbenen, endlich einfach Gepressten, in den Formen der gewöhnlichen stehenden Heere ein neues, freilich mit volksthümlichen Namen ausgestattetes Heer zu schaffen.

So waren im grossen Ganzen die ungarischen Honvéd als unga-

rische Armee organisirt worden, deren Kern die kaiserlichen Regimenter bildeten, die in die ungarische Armee übergetreten waren.

So war auch die unter Mieroslawski's Befehl formirte badische Feldarmee geschaffen worden, deren Kern wieder die auf die Seite der republikanischen Armee übergetretene badische reguläre Armee bildete.

Diese beiden Heere, die einzigen revolutionären, die in jenen Jahren selbstständig im freien Felde auftraten, konnten, so lange sie in bedeutenderer Zahl waren und so lange der militärische Geist der ehemaligen eigentlichen Soldaten reichte, Erfolge erringen, die in Ungarn theilweise sogar sehr bedeutende waren.

Dem Drucke der eigentlichen Kriegführung aber vermochten sie auf die Dauer nicht zu widerstehen.

Mit dem Verschwinden dieser Milizversuche, wenn man diese Organisationen überhaupt so nennen dürfte, und unter dem Einflusse der eintretenden streng absolutistischen Regierungsformen der Fünfziger Jahre hörte eine gewisse Zeit hindurch die Milizbestrebung fast ganz auf.

Selbst in Frankreich verlor die Nationalgarde, die im Jahre 1848 eine gewisse Bedeutung zu erlangen schien, unter dem emporkommenden Kaiserreiche den letzten Rest ihres Einflusses und ihres Werthes.

Erst nach dem Feldzuge 1859, als in Oesterreich der Constitutionalismus eingeführt wurde, begann der Ruf nach Milizeinrichtungen wieder, und zwar speciel in Oesterreich, sich zu erheben.

Man versuchte durch Hinweise auf die Schweiz, auf Preussen in dessen Landwehr, auf Amerika, die Vorzüglichkeit derartiger Institutionen der Welt nachzuweisen.

Die beiden erstgenannten Muster schienen nicht glücklich gewählt, der Vergleich mit Amerika, mit den so grell verschiedenen Verhältnissen, passte absolut nicht.

Die Schweiz hatte eine Miliz, zu der sie ihrer geringen politischen Macht wegen greifen konnte; aber diese Miliz hatte noch keinen Beweis geliefert, ob sie für den Krieg in grossem Maassstabe, für den modernen Krieg die Befähigung besitze.

Nicht als ob hier Zweifel in die individuele Tüchtigkeit des schweizerischen Wehrmanns gesetzt werden sollten; es handelt sich hier nur um den begründeten Zweifel, ob die Schweiz in ihrer Kriegsorganisation den Anforderungen des heutigen Krieges Rechnung getragen habe.

Ob sich hinlänglich Verwandtes zwischen den österreichischen

Völkern und den Schweizern fände, um verwandte Einrichtungen möglich zu machen, erscheint wohl noch zweifelhafter.

Preussen aber, dessen Leitung ein ehrgeiziger, kühner Staatsmann übernommen hatte, dem es gelungen war, seinen eigenen glühenden Herrschgeist und seine Eroberungslust dem alternden Könige einzuimpfen, hatte gerade im Beginne des verflossenen Jahrzehnts alle Mittel in Bewegung gesetzt, seine Landwehr nach Möglichkeit in den Rahmen des Linienheeres zu zwängen und diesem, durch eine erhöhte Präsenzzeit, eine innere Tüchtigkeit zu verleihen, die es zum geeigneten Werkzeuge für die Eroberungspläne des preussischen Ministers machen sollte.

Dies gelang auch und nachdem sich dieses Heer im Jahre 1864 als genügend erwiesen hatte, wurde der Krieg 1866 gleichfalls glücklich in das Werk gesetzt und vollendet.

Es waren dies Kriege, die fast ausschliesslich von Linienheeren geschlagen wurden; die Freiwilligen Garibaldi's sind durchaus nicht mit Milizen in Bezug auf ihre Organisation in Verwandtschaft zu bringen, und die einzigen milizartigen Truppen, die im Jahre 1866 fochten, waren die Tiroler Landesschützen, zum überwiegenden Theile aus ausgedienten Kaiserjägern bestehend, die ihren militärischen Unterricht meist in den italienischen Kriegen der Jahre 1848, 1849, mindestens 1859 erhalten hatten.

Während diese Ereignisse sich in Europa begaben, hatte sich in Amerika ein Kampf zu Ende gespielt, der für die Entwicklung der Miliz-Idee von grösstem Interesse ist.

Die nordamerikanischen Freistaaten besassen ein stehendes Heer nur zum Schutze der Indianergrenze und dieses Heer erreichte selten eine Stärke von über 14.000 Mann mit wenigen Kriegsschiffen. Das Officierscorps der Union war meist aus der Militärschule zu Westpoint hervorgegangen; sehr viele dieser Officiere hatten sich jedoch nach dem Verlassen der Schule bürgerlichen Beschäftigungen hingegeben. Milizpflichtig war Jeder vom 18. bis zum 45. Jahre, daher die inscribirten Milizen der ganzen Union etwa $1\frac{1}{2}$ Million zählten, worunter 50.000 Officiersstellen bekleideten.

Diese Milizen hatten während der vergangenen Friedensjahre allerdings jährliche Uebungen gehalten, man hatte sie jedoch nur besucht, wenn man eben dazu Lust hatte, und diese Concentrirungen waren stets mehr eine in grossem Style angelegte Belustigung, als eine ernste Waffenübung. Im Norden besonders, wo die inneren Verhältnisse schon consolidirter waren, betrieb man diese Soldatenspielerei nur wie einen Sonntagsscherz. Der sclavenhaltende Süden mit seinen schwankenden

und viel gestörten inneren Zuständen, mit seinen grellen Gegensätzen zwischen dem Sclaventhum und dem enormen Reichthume der Grundbesitzer, hatte in seiner weissen Bevölkerung einen stolzen, wehrhaften Sinn gezeugt.

Allerdings war an der einheitlichen Wehrform eben so wenig, wie im Norden; aber das einzelne Individuum führte wenigstens seine Waffe mit Geschick. Zudem war es ein einflussreicher Zufall, dass die meisten und unstreitig die begabtesten Officiere aus Westpoint Söhne des reichen Süden waren.

Als die Zerklüftung so weit gediehen war, dass die Feindseligkeiten nicht mehr abgewendet werden konnten, war es der Süden zuerst, der unter Beauregard Organisationen in das Leben rief, die ihn befähigten, schon am 11. April 1861 ernste Feindseligkeiten gegen das von einer schwachen Abtheilung regulärer Bundessoldaten besetzte Fort Sumter zu eröffnen.

In dieser bedrohlichen Zeit vermochte der Präsident zum Schutze der Bundeshauptstadt nur 700 Mann Truppen zusammenzubringen.

Der Krieg wurde beschlossen und es war somit der Augenblick gekommen, wo das amerikanische Milizsystem seine ernste Probe abzulegen hatte.

Die wichtige Frage schneller Kriegsbereitschaft war zu lösen.

Ein Glück für den Norden, dass der Süden mit ähnlichen Calamitäten, wenn auch bei dem energischen Charakter seiner Bevölkerung in etwas geringerem Grade, kämpfte.

Die Mobilmachung der Milizen misslang auf das Vollständigste. Man brachte, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Massachusett-Milizen, nahezu gar Nichts zusammen.

Da griff die Regierung zu dem verzweifelten Mittel, den Werbetisch aufzuschlagen und ein stehendes Heer Freiwilliger zu werben.

Bedeutende Handgelder wurden geboten; wer mit irgend einem renommirten Namen um Erlaubniss bat, ein Regiment, Bataillon oder eine Compagnie „aufthun“ zu dürfen, erhielt die Werbebewilligung und wurde Oberst, Major oder Hauptmann dieser Truppe.

Ob der Mann militärisch irgend einen Werth hatte, war in diesem Augenblicke gleichgiltig.

Ein Administrationspersonale fehlte gänzlich; man acquirirte Alles, was sich dazu meldete. Zur Administration war verhältnissmässig ein stärkerer Andrang, als zu den oft leer stehenden Werbebureaux.

Alles musste erst geschaffen werden; denn die vorhandenen Vor-

räthe waren in den langen friedlichen Jahren nicht in reinen Händen gewesen. Wer fragte auch viel nach diesen Kriegsgeräthen?

Unerhörte Unterschleife waren das Erste, womit diese neugeschaffenen Organisationen sich bemerkbar machten.

Die Regierung begriff, dass sie nicht auf diesem Wege zum vorgesteckten Ziele gelange. Die immer dringender werdende Gefahr machte die Miliz etwas flüssiger. Es gelang Lincoln, im Mai noch 18.000 Mann für die reguläre Armee und 42.000 Freiwillige zusammenzubringen, so dass eine Armee von etwa 70.000 Mann beisammen war, der man den Charakter eines stehenden Heeres zu geben sich bemühte.

Der Süden dagegen war in etwas besserer Lage, wenn auch ihm eine schnelle Mobilmachung, die den Sieg unzweifelhaft entschieden hätte, nicht gelang.

Der frühere Präsident hatte es verstanden, die Cadres für die reguläre Armee der Union in den Süden zu verlegen; sie boten jetzt den Kern für die Neuorganisirung.

Im Süden bestand eine Art Conscription, die von den einzelnen Staatenregierungen nun strenge gehandhabt wurde. Aus den Indianerstaaten Texas, Arkansas und Louisiana konnte man durch den ewigen Indianerkrieg geübte leichte Truppen erhalten; man besass ein gutes Officierscorps; die Vorbedingungen waren daher für die Miliz der Südstaaten ohne Zweifel günstiger.

Aber materiel stand der Süden weit hinter dem Norden zurück. Man bezog aus dem Norden nicht nur Industrieerzeugnisse, sondern selbst Lebensmittel, Mahlfrüchte u. dgl. Die Production des Süden hatte sich fast nur auf Baumwolle beschränkt. Die Absperrung setzte daher den Süden grosser Verlegenheit aus. Die Verproviantirung erschien fast unausführbar.

Die beiden Operationsobjecte, mehr politisch als militärisch dazu geworden, waren Richmond im südstaatlichen Virginien und im Norden die Bundeshauptstadt Washington. Ihre Entfernung beträgt nur 25 Meilen.

Bei einer geordneten Wehrkraft würden die Südstaaten hinter der strategischen Linie des James-river, an dem Richmond liegt, ihr Heer haben den Aufmarsch bewirken lassen können und Washington wäre unrettbar gewesen.

Wenn auch Washington keinerlei militärischen Werth besass, so konnte sein Verlust doch für den Krirg entscheidend werden; denn in allen Bürgerkriegen, oder besser gesagt, in allen von den sesshaften, besitzenden, durch ihre politisch-ökonomischen Verhältnisse mit dem

Staate in dessen praktischer Form, mit dem realen Staatswesen und, nicht wie der Soldat nur mit dessen idealem Begriffe, eng verknüpften Bürgern geführten Kriegen, sind die Centralpunkte des staatlichen Lebens viel entscheidender, als sie dies bei rein militärischer Führung eines Krieges sein können, obgleich sie auch da eine bedeutende Rolle spielen.

Die Südstaaten aber konnten eben auch nicht fertig werden; an ein Zusammenraffen eines eigentlichen Heeres, an das Formiren einer Gesammtkraft wollte anfangs Niemand denken.

Vom Nordwesten Missouri's bis zur Mündung des Potomac, welche Linie ungefähr die strategische Front des Südens bezeichnet und auf welcher Linie in ihrer ganzen Ausdehnung der Krieg in Scene gesetzt werden sollte, sind 250 deutsche Meilen.

Gefechte fanden zwischen den zerstreuten Abtheilungen statt, die Unionstruppen erfochten, etwa 8000 Mann stark, über 3000 Conföderirte in Westvirginien einen Sieg, von dem viel Lärm gemacht wurde. Wie hartnäckig sich die jungen Truppen geschlagen haben, beweist unter Anderem ihr Verlust an Todten und Verwundeten, 46 Mann.

Noch war kein Beweis vorhanden, dass diese Armee überhaupt lebensfähig sei, als schon die Furcht vor einer Militärherrschaft, vor dem „Säbel“, so gross wurde, dass man decretirte, es könne nie ein Officier Sitz und Stimme in der gesetzgebenden Versammlung erhalten.

Dieses Misstrauen verstimmte natürlich die plötzlich von freien Bürgern zu einer gehassten Soldatesca degradirten Soldaten und Milizmänner. Sie schienen das Missverhältniss zwischen ihren Pflichten und ihren Rechten vollkommen zu begreifen.

Als es endlich am 21. Juli 1861, also vier Monate nach dem Beginne der Vorbereitungen, zur Schlacht bei Bull-Run kam, wobei die Unionstruppen in bedeutender Ueberlegenheit waren, lief die neue Armee nach dem ersten Gegenstosse so unaufhaltsam davon, dass sie erst in Washington wieder zum Stehen gebracht werden konnte. Die Disciplin war vernichtet, dem Feinde stand kein ernstes Hirderniss mehr im Wege.

Aber so sehr viel besser war eben die Südarmee auch nicht; — hätten die Unionisten dem ersten Stosse Stand gehalten, so wären, trotz der guten Führung, die Conföderirten davon gelaufen.

Das alles musste sich erst abschleifen; es mussten erst Soldaten werden aus den beiden Heeren.

Beiderseits wurden jetzt ganz enorme Anstrengungen gemacht. Es kam allmälig Methode in die Angelegenheiten. Man warb und conscribirte; zu eigentlicher Ausnützung des Milizsystems zeigte sich dieses nicht geeignet. Die Milizen liessen sich nur zu Dienstleistungen für einige Monate, deren Zahl genau bestimmt wurde (meist drei), bewegen; durch ihre längere Abwesenheit von Hause wären ihre persönlichen Angelegenheiten wahrscheinlich doch zu sehr gefährdet gewesen.

Man formirte also Heere erst während des Krieges und erst Ende 1861 besass der Norden etwa 600.000 Mann auf dem Papiere.

Die Tageskosten waren 1 ½ Millionen Dollars = über 3 Millionen Gulden.

Ich will eine Stelle aus Blankenburg's amerikanischem Kriege citiren, dessen treffliches Werk ich hier für diesen Krieg hauptsächlich benützte. Diese Stelle ist so bezeichnend für diesen Krieg, so bezeichnend für die in dieser Arbeit behandelte Frage selbst, dass sie hervorgehoben zu werden verdient.

Er sagt: „In dem festen Glauben, dass bei einer solchen Kraftentwicklung der Süden, der höchstens an 300.000 Mann in das Feld stellen konnte, rasch niedergeworfen sein werde, betrachtete die Bevölkerung den Krieg mehr als eine willkommene Anregung des Nationalgefühls, denn als ein Uebel.

Vor einer Staatsschuld bebte Niemand zurück; Calamitäten des Krieges empfand man nicht, da die Schlachtfelder weitab lagen und sich für gutes Geld Freiwillige in Masse fanden. Statt einer Stockung im Handel und Wandel eröffnete der Krieg dem Gewerbefleisse, dem Unternehmungsgeiste und der waghalsigen Speculation nur neue Bahnen.“

Der Krieg war aber nicht rasch beendet, sondern ging, immer furchtbarer werdend, fort.

Die Erkenntniss, dass die hohen Interessen, welche beide Theile, jeder in seinem Sinne, vertraten, auf dem begonnenen Wege nicht durchgekämpft werden könnten, brachte nach und nach einen vollkommenen Umschwung zum Besseren hervor. Anstrengungen wurden beiderseits gemacht, für welche die europäische Geschichte bis jetzt keinen Vergleich bietet.

Jetzt war es der Norden, dem sich die Chancen des Gewinnes mehrten, denn der materielen Kraft des Norden vermochte der Süden, trotz der grössten Aufopferung, nicht mehr die Waage zu halten.

Aus den zusammengetrommelten Haufen bildeten sich durch den Krieg selbst nach dem Ablaufe des ersten Jahres allmälig kriegstüch-

tige Massen; in den deutschen Regimentern des Norden entstanden der Union Kerntruppen.

Das Alles geschah freilich erst in und mit dem langen Zeitraume, den der Krieg schon erfüllte; — mit den materielen Opfern, die er schon bis dahin verschlungen, war die endlich sich formirende brauchbare Armee entsetzlich theuer bezahlt.

Das Volk schuf aus sich heraus Heere, die endlich nach vierjährigem Kampfe siegreich waren; Männer von sehr nothdürftiger militärischer Bildung, wie Grant, Sherman, Siegel (ein gewesener badischer Lieutenant), gewannen Erfahrung und militärische Praxis, die den Sieg ermöglichte; — das Talent und das wenigstens theoretische militärische Wissen eines Beauregard, Lee u. a. m. machten selbst die Niederlagen ruhmreich.

Das amerikanische Volk hatte bewiesen, dass doch ein tüchtiger Kern in ihm verborgen gewesen; mit welchen Opfern es aber die Entscheidung dieses Krieges erkauft hatte, werden wir später erörtern, — eines Krieges, den ein im Beginne des Kampfes vorhandenes, gut organisirtes europäisches Heer ohne Zweifel in dem Feldzuge eines einzigen Jahres beendet haben musste. Es ist dies keine willkürliche Annahme, es ist dies eine Behauptung, die sich mit mathematischer Gewissheit nachweisen lässt, die übrigens auch von keiner Seite bestritten wurde.

Vom amerikanischen Kriege an bis zum Jahre 1870 zeigte sich nirgends mehr der Versuch zu milizartigen Organisationen von Bedeutung. Es war diesem Jahre vorbehalten, das Bild eines Krieges zu liefern, in welchem nach der Zertrümmerung des Linienheeres eines Landes die Kriegführung in so lange fast ausschliesslich von dem bewaffneten Volke in der Form von National- und Mobilgarden, den Freischützen und nicht organisirten Bauern übernommen wurde, bis feldtüchtige Neuformationen des Heeres den Kampf wieder aufnehmen konnten.

Noch ist die letzte Entscheidung nicht gefallen; aber — wenn nicht der Winter oder eine diplomatische Intervention der anderen Mächte einen Umschwung herbeiführen, so lässt sich wohl schon voraussehen, dass trotz der grössten Opfer, des ausdauerndsten Patriotismus, der edelsten Selbstverleugnung der französischen Bürger, die Volkswehr, wie so oft in der Geschichte, endlich doch dem Gewichte regulären Kriegswesens erliegen wird, bevor die neuen Truppen dem Feinde qualitativ nahe gekommen sind.

Frankreich schuf sich während dieses Krieges erst eigentlich diese Volkswehr, diese Milizorganisationen; — wir wollen diesen Namen den Mobilgarden und Franc-tireurs geben, nicht weil sie es in Wahrheit sind, sondern weil, im Falle des Gelingens ihres Widerstandes, die Anhänger des Milizsystems ihnen diesen Namen octroyiren werden, — und ausser ihnen ein neues Heer.

Auf dem Continent ist es nur die Schweiz, die wirkliche Milizen im modernen Sinne hat.

England besitzt eine ganz eigenthümliche Wehrform, die sonderbarer Weise von den Milizfreunden auch immer als mustergiltig bezeichnet wird.

Die Nationalgarden Italiens haben keinerlei militärischen, sondern nur einen polizeilichen Werth; die Voluntarios del libertad in Spanien sind noch undefinirbar.

Die Schweiz theilt ihre sämmtlichen Bürger, absolute Unbrauchbarkeit abgerechnet, in ihre Milizen ein.

Zu den Feldtruppen gehören der Auszug vom 20. zum 27., zur Reserve vom 27. zum 35. und zur Landwehr vom 35. bis 45. Lebensjahre, und es umschliessen diese Kategorien alle Jene, die zum Waffendienste tauglich sind.

Zu den Ersatztruppen gehören die Jünglinge vom 18. bis 20. Jahre, wenn sie für den späteren Dienst Tauglichkeit versprechen, ferners alle Leute vom 20. bis zum 45. Jahre, die aus irgend einer Ursache bei den drei Kategorien nicht einexercirt wurden, endlich die Freiwilligen über 45 Jahre.

Zu den Hilfsabtheilungen, den Arbeitercorps, gehören Alle, die zwar zum Waffendienste nicht tauglich, doch geeignet sind, als Militärarbeiter verwendet zu werden. Endlich nach dem 45. Jahre ist der schweizerische Bürger landsturmpflichtig.

Die Schweiz formirt ihre Armee bezüglich der Waffengattungen in 77 $^{2}/_{10}$ % Infanterie. 8 % Scharfschützen, also 85 $^{2}/_{10}$ % Fussvolk, 1 $^{4}/_{10}$ % Cavalerie, 11 % Artillerie mit 1 $^{9}/_{10}$ % Geschütz auf 1000 Mann, 2 $^{4}/_{10}$ % Geniesoldaten.

Es wird bemerkt, dass bei den anderen Continentalheeren der durchschnittliche Procentsatz der Cavalerie 14 ist.

Die Schweiz ist nicht in der Lage, grössere Bestände an Cavalerie zu formiren, da die Recrutirung zur Cavalerie meist vom Privatbesitze des Pferdes abhängt.

Ein ähnliches Verhältniss findet bei der Einstellung zu den Scharfschützen statt, zu welchen ärmere Leute nicht eingetheilt wer-

den dürfen, da die ziemlich kostspielige Ausrüstung und Bewaffnung dem einzelnen Schützen selbst, bezüglich ihrer Anschaffung und Erhaltung zur Last fällt.

Der Cavaleriebestand ist selbst für die Terrainverhältnisse der Schweiz ein viel zu geringer.

Der eidgenössische Oberst Herzog aus Aargau sagt in seinem Berichte an den Bundesrath vom December 1870 gelegentlich der Mobilisirung einiger Divisionen zur Grenzbesetzung: „Die Schweiz ist leider namentlich an Cavalerie arm und da der Werth dieser Waffe in den neuen Kriegen sehr an Bedeutung zugenommen hat, so haben wir es umsomehr zu bedauern, dass unsere Einrichtungen die Aufstellung einer beträchtlich stärkeren Cavalerie nicht gestatten."

Der eidgenössische Oberst Rothpletz sagt in seinem interessanten Werkchen über das schweizerische Heerwesen: „Sind wir im Falle, die Grenzen weit zu überschreiten, so geschieht dies jedenfalls nur mit einem verbündeten Heere, dessen Bestand an Cavalerie unseren Mangel deckt."

Nach dieser, aus einem gesunden, fachmännischen Urtheile stammenden Bemerkung lässt sich aber der Autor wieder von falschem Patriotismus, der vertuschen will, hinreissen.

Er motivirt den geringen Stand der Cavalerie mit dem Umstande, dass die Armee der Schweiz nicht berufen sei, Eroberungskriege zu führen und Rüstow bezeichnet es an einer Stelle sogar als schätzenswerthe Eigenthümlichkeit der Milizheere, wenig Cavalerie halten zu müssen.

Es ist Beides nicht stichhaltig. Zugegeben, dass die Schweiz keine Eroberungskriege zu führen gesonnen ist, so ist sie doch anderseits sehr leicht in der Lage, einen Vertheidigungskrieg führen zu müssen.

Der Natur der politischen Verhältnisse nach könnte dieser Vertheidigungskrieg wohl nur gegen eine Grossmacht gerichtet sein und wir geben hier abermals zu, dass es dann für die Schweiz, aber nur für sie, ihres geographischen Verhältnisses wegen, wegen des Charakters ihrer Bewohner und dann hauptsächlich der Unmöglichkeit wegen, ein einer Grossmacht numerisch ebenbürtiges Heer aufstellen zu können, nothwendig ist, den Kampf in den eigenen Grenzen aufzunehmen.

Bemerken wir aber wohl, dass die Schweiz eben durch diese Umstände gezwungen ist, diese Form des Kampfes zu wählen. Die Schweiz wird daher in ihren Kriegen fast immer auf die absolute strategische Defensive ebenso angewiesen sein, wie auf die politische.

Ein Anderes aber ist es bei Staaten, die einander numerisch nicht viel verschiedene Heere aufzustellen vermögen, bei Grossstaaten insbesonders, denen die Eifersucht der Nachbarmächte nicht wie der Schweiz zum Schutze, sondern zum Schaden gereicht, die sehr leicht sich in der Lage sehen, Kriege ganz allein, oft nach mehreren Seiten, führen zu müssen. Solche Staaten können nicht, wie die Schweiz, den Kampf eigentlich nur des ehrenvollen Unterganges wegen führen, sie kämpfen um den Sieg.

Man kann die Forderung aufstellen, eiu wohlregierter Staat solle Aggressivpolitik nicht treiben, er solle nur gezwungen zu eigener Vertheidigung das Schwert führen. Auch das will ich bedingungsweise recht gerne zugestehen. Aber ein Defensivkrieg, — die Defensive im Sinne der grossen Menge genommen, — ist für solche Staaten ein Unding, eine Unmöglichkeit bei der modernen Kriegführung. Ein Land vertheidigt sich nicht mehr, indem es einige Zugänge an der Grenze militärisch besetzt, die bei der grossen Gangbarkeit der mittel- und westeuropäischen Länder besonders, eben an anderen Punkten umgangen, einfach vermieden werden, oder indem es seine Armee hinter der Grenze aufstellt und geduldig wartet, bis der Feind, nach Vollendung seiner Rüstungen, über die Grenze hereinbricht, um die Schlacht zu suchen. Der Sieg liegt nicht im taktischen Act selbst; es ist dieser nur die Krönung des Ganzen.

Zur rechten Zeit die Unvermeidlichkeit des Kriegs erkennen, gerüstet sein, bevor der Gegner sich ganz klar, bevor er fertig geworden, in kühner, gewaltiger Offensive den halb vorbereiteten Feind auf seinem eigenen Boden niederschmettern, das ist vernünftige Vertheidigung des Landes. Die Art der Kriegführung gibt dem Kriege nicht seinen wahren Charakter; die politische Tendenz des Krieges allein macht ihn zum Angriffs- oder zum Vertheidigungskriege, zum Kriege, hervorgerufen durch verwerflichen Ehrgeiz, oder durch die heilige Pflicht der Vertheidigung des Vaterlandes. Der Krieg 1859 ist von Seite der Oesterreicher militärisch als Angriffskrieg begonnen worden. Welcher Unbefangene aber könnte verkennen, dass Oesterreich da einen reinen, ausschliesslichen Vertheidigungskrieg geführt hat.

Im Kriege 1866 verwechselte man in Oesterreich den politischen Begriff der Landesvertheidigung mit der militärischen Defensive; die Folgen sind noch vor unser aller Augen.

Gesetzt den Fall, dass uns die Zukunft nicht noch pikante Enthüllungen über die eigentlichen Motive zum Kriege 1870 bringt, gesetzt, die heutige Anschauung, nach welcher Napoleon III. in unbe-

greiflicher Verblendung den Krieg zwischen Frankreich und Preussen provocirte, sei die richtige, so ist dieser Krieg, wie ihn Preussen begonnen hat, eine musterhafte Verwirklichung der offensiven Vertheidigung. Das war dann die politische Defensive, gepaart mit der enormen Energie der Mobilmachung und vertreten durch eine glänzende Offensive.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass bei Wörth, Mars-la-tour und Sedan die preussische Grenze viel besser vertheidigt werden konnte und wurde, als auf dem Boden der preussischen Rheinprovinz.

Es werden also Staaten, die von den friedlichsten Tendenzen beseelt sind, trotzdem Heere halten müssen, die für die Offensive sich eignen.

Man kämpft ja, um zu siegen, um seinen Willen dem Gegner gegenüber zur Geltung zu bringen und jenen des Gegners zu brechen; man kämpft, weil man im Kampfe dies ersehnte Resultat zu erreichen hofft.

Wäre man entschieden unmächtig hiezu, sollte z. B. Sachsen allein einen Krieg gegen Preussen führen, so wäre das einfache Aufnehmen des Kampfes der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen.

Die Defensive entscheidet keinen Sieg; er wohnt ihr gar nicht inne und selbst da, wo es günstige Verhältnisse gestatten, dass die feindliche Angriffskraft sich an der Defensive bricht, selbst da schafft diese keinen Sieg, wenn nicht aus ihr sogleich eine rücksichtslose Offensive sich entwickelt.

Zur Offensive schreiten muss also ein Heer, das siegen soll, auf jeden Fall einmal, und darum ist es unverständig, wenn man versucht, Consequenzen bezüglich dessen, was dem Heere eines defensiven Staates vor anderen Heeren gestattet sei, zu ziehen aus einer falschen Prämisse, nämlich der, dass es überhaupt Staaten gebe, — ich nehme abermals die Schweiz aus, nicht weil sie ein Milizheer hat, sondern weil sie eben nicht anders Krieg führen kann aus Ursachen, die ich schon erwähnt, — die bei der Defensive stehen bleiben können bei einem Kriege. Dies könnten nur Staaten sein, die den moralischen Muth zum Siegenwollen nicht haben, nur Staaten, die sich selbst aufgegeben haben.

Ob nun Staaten von grosser Bedeutung, also solche, denen selbstständige Kriege leicht in Aussicht stehen, Milizinstitutionen haben oder nicht, es hat keinen Einfluss auf jene Grundsätze, die sich auf die Offensivfähigkeit eines Heeres beziehen und die meist die Organisation desselben, die geistige wie die materiele, zum Gegenstande haben.

Es wäre daher schon aus diesem Grunde unrichtig, wollte man

sagen, es sei für Milizheere nicht nöthig, so viel Cavalerie zu besitzen wie andere. Ich will hier ganz davon absehen, dass die Cavalerie taktisch zwar eine ausgesprochene Offensivwaffe ist, dass sie dies aber strategisch durchaus nicht zu sein braucht. Ich will dies gar nicht weiter ausführen, es ist eine Sache, die sich Jeder zu leicht selbst klar zu machen vermag.

Niemand wird sagen wollen, dass Armeen, die viel Cavalerie besitzen, deshalb Aggressivtendenzen ihres Staates annehmen lassen.

Die Ziffer der Cavalerie liegt ganz ausschliesslich in den geographischen Verhältnissen des eigenen und jener Länder, mit denen man möglicher Weise in Krieg gerathen kann. Preussen hat in West, Ost und Südost Länder, in denen die Cavalerie keine besondere Hindernisse, — im Grossen genommen — findet, deshalb hat es eine starke Cavalerie; Russland hat in Süd und West dasselbe und hat diese Mahnung begriffen; Oesterreich hat zwar auch im eigenen Lande und in Deutschland, Russland und Rumänien eine sehr starke Cavalerie nöthig, besitzt sie aber leider nicht; die Schweiz aber, weil sie ihrer Kraft nach keinen Krieg über die eigenen Grenzen tragen kann, ihr Land aber kein Cavalerieland ist, darf und muss sich auf geringere Cavaleriebestände beschränken.

Der aggressivste Staat der Welt, wenn er die Schweiz angriffe, würde trotz seiner Eroberungstendenz seiu Operationsheer auch mit einer verhältnissmässig kleineren Procentzahl Cavalerie ausstatten, als er dies bei Kriegen in Frankreich, Oesterreich, Russland u. s. w. thäte.

Indessen besitzt, wie schon gesagt, die Schweiz selbst für ihre kleinen Zwecke zu wenig Reiterei, die übrigens auch nicht einmal gut ist.

Was den Unterricht der schweizerischen Milizen anbelangt, so ist es damit sehr bescheiden bestellt.

Als vollkommenes Milizheer hat das eidgenössische keine eigentlichen Cadres; auch dieser Rahmen muss bei den Herbstübungen erst wieder zusammengefügt werden.

Es befinden sich daher die Mannschaften und die Unterofficiere, in vieler Beziehung selbst die Truppenofficiere, auf demselben Niveau der Ausbildung. Diese Ausbildung geschieht durch Einziehung der Milizmänner in einem gewissen Turnus zu mehrtägigen Waffenübungen, so dass die Gesammtpräsenzdienstleistung im Frieden sich auf etwa zwei Monate beläuft, welche sich wieder auf eine Reihe von Jahren vertheilen.

Von der Cavalerie wird eigentlich vorausgesetzt, dass sie, als

Selbstbesitzer des Pferdes; auch reiten könne; denn das beim Unterrichte Gelehrte reicht, der kurzen Zeit wegen, natürlich nicht hin, um eine cavaleristische Abrichtung zu ermöglichen.

Ebenso mittelmässig ist es mit den Uebungen der Artillerie und des Geniecorps bestellt und sind besonders für Erstere Officiere fast nicht zu bekommen.

Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, dass — selbst die vielen angeborenen Vorzüge des Schweizers, seine physisch gute Entwicklung, seine Intelligenz, ein gewisses Verständniss für das Waffenwesen, selbst Alles das, als unzweifelhaft vorausgesetzt, — der dem Milizmanne ertheilte militärische Unterricht — ein durchaus unzulänglicher sei.

In dem Vortrage des Bundesrathes an die Bundesversammlung vom 8. December 1870 heisst es unter Anderem: „Die Ausbildung der Truppen einiger Cantone zeige grosse Mängel. Den Officieren fehle vielfach eben so sehr die praktische, wie die theoretische Bildung, der Mannschaft selbst die elementare.

„Hier kann nur durch einen besseren militärischen Unterricht, ertheilt durch ein besseres Instructionspersonal und durch Verwendung einer grösseren Instructionszeit, geholfen werden.

„Der Mangel an Instruction mache sich, mit Ausnahmen, auch beim Generalstabe geltend; bei grösseren Unternehmungen hätten Schwierigkeiten aller Art entstehen müssen.

„Gerne geben wir zu, dass diese Erscheinungen bei Vielen ihren Grund einzig darin haben, dass ihnen allzu wenig Gelegenheit zur Uebung geboten wird.“

Es ist dies eben in der Schweiz von den verständigen Militärs ebenso gut anerkannt, wie irgend wo anders, wenn sie auch ebenso richtig zugeben müssen, dass es sich da zum grössten Theile um unabstellbare Fehler handelt, weil es nicht Fehler der Ausführung, sondern Schwächen des Systems selbst sind.

Das schweizerische Kriegsdepartement, dem die Macht nicht zusteht, längere Präsenzen zu erwirken, hat ferners vor nicht allzu langer Zeit erneuert dem Bundesrath eine kräftigere Förderung des militärischen Jugendunterrichts an das Herz gelegt und dies motivirt mit der Unmöglichkeit, beim Eintritte in die factische Milizpflicht erst die gründliche Schulübung vornehmen zu können.

Dieser Jugendunterricht hat indessen selbst in der Schweiz mehr theoretischen als praktischen Werth.

Es ist gewiss vom sanitären Standpunkte sehr zu loben, dass die heranwachsende männliche Bevölkerung durch militärische Uebungen abgehärtet und gestärkt werde, aber es ist eben damit nur gewonnen, dass der angehende Milizmann die Waffen zu handhaben und die Bewegungen auszuführen weiss.

Die Schweizer Milizen besitzen diesen Unterricht in der Waffenführung und doch sagen die schon früher erwähnten Berichte des eidgenössischen Bundesraths und des Oberst Herzog: „Es gab Bataillone, welche das Herz jedes Vaterlandsfreundes mit Trauer erfüllen mussten", so mangelhaft sei Ausbildung und Disciplin gewesen. „Das Kriegshandwerk darf nicht länger als eine unnütze Plage oder als blosse Spielerei angesehen werden."

Das ist freilich nicht genügend für den Krieg. Das ist die alte, so oft dagewesene, so oft widerlegte, so oft wiedergebrachte Täuschung, in die sich die Freunde sogenannter volksthümlicher Wehrverfassungen hineingelebt haben, genug sei es für den Soldaten, wenn er die Waffe führen gelernt.

Selbst den schwerfälligsten polnischen Recruten kann man mit Fleiss und Energie in etwa acht Wochen dahin bringen, dass er in der Menge seinen Platz ausfüllt; um wie viel eher wird dies also bei intelligenten jungen Leuten, besonders, wenn sie schon Waffenübungen gemacht haben, der Fall sein.

Die Einjährig-Freiwilligen, die in der österreichischen und in den deutschen Armeen bestehen, und an welche gewisse Anforderungen bezüglich ihres Intellects gestellt werden, sind gewöhnlich nach drei Wochen „abgerichtet". Und doch! nach einem Jahre sind sie noch immer keine Soldaten, keine Wehrmänner von jener Verlässlichkeit, wie sie der heutige Krieg braucht, — um wie viel weniger ist es das Kind irgend einer stillen Karpathenhütte oder ähnlicher Gegenden.

Zum Soldaten, das heisst zum brauchbaren Kriegsmann, wird daher auch der Milizmann der Schweiz nicht, wohne ihm auch das wackerste Herz in der Brust.

Es ist nicht so schwer, den Grund einzusehen. Der heutige Krieg stellt nicht nur an die allgemein vom anständigen Manne zu fordernde Tapferkeit, sondern auch an eine gewisse objective Selbstständigkeit des Soldaten grosse Anforderungen.

Es wird sich dieses sogar noch mehr steigern und es ist dies nicht geeignet, eine Truppe in sich zu kitten, es lockert ihren Verband vielmehr, physisch wie moralisch, und es erfordert einen grossen vorhandenen Fond an innerem Zusammenhalt, an gewohnter Disciplin, an

ernster Soldatentugend, wenn eine Truppe in den heutigen Kriegen mit Erfolg fechten, mit Nachdruck siegen will.

Das Individuum muss aufgehen im Allgemeinen; ein Soldat, der in den Kampf seine eigene Individualität mitbringt, taugt Nichts; er soll, er darf nichts Anderes sein, als der bewusste Agent des allgemeinen Gedankens; er muss aufhören, er selbst zu sein, damit er aufhöre, an sich selbst zu denken, damit er handle, ohne die an sich berechtigten Einflüsse seiner menschlichen Natur das Uebergewicht erlangen zu lassen.

Ich will den vielbenützten Vergleich eines Heeres mit einer Maschine durchaus nicht anwenden; er darf nicht gelten, er ist nicht zutreffend. Es ist ja eben die grosse Aufgabe der militärischen Ausbildung, dass der einfache Soldat in seiner Sphäre den Gedanken der Befehlgebung erfasse, dass er ihn denkend ausführe.

Um dies zu können im Augenblicke einer Gefahr, einer Aufregung, für die unsere Milizfreunde zum geringsten Theile einen Maassstab haben dürften, — um dies zu können, sage ich, muss der Soldat eben im Stande sein, sein ganzes Fühlen und Denken dieser Idee zuzuwenden.

Die übermässig kurze und durch viel ausser dem militärischen Zwecke Liegendes noch mehr verkürzte Präsenzzeit (und dies gilt auch von den Einjährig-Freiwilligen) reicht aber nicht aus, den Gedanken an die eigene Person in den Hintergrund zu drängen, die Rücksichten auf sich selbst aufzuopfern dem Besten der Sache.

Wäre ein solches Opfer durch eine Handlung repräsentirt, wie sie der Augenblick schafft, und sei sie so gross wie der Tod eines Märtyrers, so würde ich unbedingt zugeben, dass sie auch ohne längere Vorbereitung geschehen könne. Es wäre lächerlich, dies zu leugnen.

Aber zu derartigen Opfern, die nur vom Individuum mit vollem Bewusstsein und echter Würde gebracht werden können, niemals aber von der Masse, kommt der einzelne Soldat wohl selten. Solche Opfer werden auch nicht gefordert. Der Staat braucht den Sieg, nicht den ruhmvollen Tod allein.

Das Opfer des Soldaten ist unbemerkbarer, aber es ist schwerer, weil es ein fortdauerndes ist; es ist schwerer, weil es weit mehr geistiger als körperlicher Natur ist.

Es ist nicht schwer, sein Leben einer Sache hinzugeben; aber an diese Sache sein Herz und seinen Verstand ketten, das ist eine andere Sache, und gar Mancher hat sie nicht zu Stande gebracht, und ist ein

unbrauchbarer Soldat und dem Vaterlande die heiligste Bürgerpflicht schuldig geblieben.

Nicht in heroischem Patriotismus allein, nicht in leichtsinniger Todesverachtung liegt die sieghafte Gewalt eines geschulten Heeres; ein gar wesentliches Moment muss noch dazu kommen, von dem unser Schiller seinen alten Wachtmeister, trotz dessen arger Pedanterie, so wahr und treffend sagen lässt:

„— — der Saus und Braus,
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick!"

Ideale Soldaten freilich kann man auch durch eine längere Präsenzpflicht nicht schaffen, Menschen bleiben sie immer; aber sie sollen wenigstens militärisch nicht schlechter sein, als diejenigen des gefährlichen Nachbars, mit dem der Krieg ausbrechen könnte.

Das nicht ganz günstige Urtheil, das ich über die Ausbildung der Schweizer fällte, ist das Ergebniss einfacher Rechnung, — wenn Einer ein Handwerk oder eine Kunst durch zwei Monate übt, so kann er sie nicht so gut treiben, wie ein Anderer von denselben Fähigkeiten, der ihr drei Jahre lang obliegt. Soll aber Einer von minderen Fähigkeiten sie eben so gut lernen, so braucht er logischer Weise noch mehr Zeit dazu.

Die Schweiz hat bis jetzt wenigstens keine Gelegenheit gehabt, diesen Satz zu widerlegen, die Brauchbarkeit ihrer Miliz in wirklichem Ernste zu beweisen.

Ich will der Schweiz, die mir, um anderer Vorzüge willen, lieb und werth ist, von Herzen wünschen, dass sie keine Gelegenheit bekomme, ihr Heil allein in der Miliz suchen zu müssen; die Leute werden brav und wacker fechten und sterben, aber siegen werden sie nicht.

Die Schweiz vermag im Ganzen, nach amtlichen Quellen, sammt Landwehr etc. im Kriege nominel 182.430 Mann auf die Beine zu bringen; das ist soviel in Beziehung auf die Bevölkerung der Schweiz mit 2,534.200 Einwohnern, als z. B. für Oesterreich mit 35 Millionen Einwohnern die Aufstellung von rund 2,510.000 Mann wäre.

Diese unverhältnissmässig grosse Procentziffer ist durchaus nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, ein Resultat des Milizsystems; eine andere Grundlage, als die allgemeine Wehrpflicht, kann auch ein Milizsystem nicht schaffen. Der Grund liegt einfach darin, dass Oesterreich z. B., welches nach Durchführung seines jetzigen Wehrgesetzes nominel und 800.000 Mann Linie, 80.000 Grenzer (bis zur Auflösung), 120.000

Honveds und 80.000 Mann cisleithanische Landwehr, zusammen 1,080.000 Mann aufbringen soll, diese aus 12 Jahrgängen erhält, die Schweiz aber ihre Bürger 25 oder, die Ersatztruppen mitgerechnet, 27 Jahre zum Wehrdienste verpflichtet.

Würde dies Oesterreich thun, so wären auch hier aus 25 Jahrgängen etwa 2,225.000 Mann aufbringbar, also die mit dem Aufgebote der Schweiz relativ gleiche Ziffer aus der Bevölkerung. Die Freunde des Milizsystems vergessen diese Eigenthümlichkeit des schweizerischen Wehrgesetzes bei ihren Lobreden auf das dortige System stets, und es wird gut sein, daran zu erinnern.

Den Vorzug des Massenaufgebotes kann sich jeder Staat durch Zuschlag von so und so viel Jahren zur Landwehrpflicht, in Oesterreich z. B. von 13 Jahren, verschaffen.

Preussen und der norddeutsche Bund z. B. verschaffen sich diesen Vortheil schon in gewissem Maasse, indem sie die Wehrpflicht der Landwehr in diesem Kriege um vier Altersclassen erweitert haben.

Ein bemerkenswerther Umstand ist nun der, dass weder die Schweiz, noch ein anderer Staat, das Aufgebot von über 7 pCt. der Gesammtbevölkerung für die Dauer eines ganzen Feldzuges zu tragen vermag, und dass daher die Aufstellung der eidgenössischen Armee mit 182.000 Mann für den Krieg eine vollkommene Chimäre ist.

Es ist auch die Schweiz nicht im Stande, einen Feldzug hindurch mehr als 3 pCt. bei höchster Anstrengung im Felde zu halten, und das haben andere Staaten ohne Milizsystem, wie z. B. Preussen im Kriege 1870, auch zu Stande gebracht.

Wir sehen, dass, was Zahl und Ausbildung anbelangt, ein Milizheer den andern Heeresorganisationen gegenüber höchstens einige eingebildete Vortheile, dagegen sehr reale Nachtheile hat, wobei wir uns immer auf das einzig Verlässliche, auf das praktische Beispiel, stützen können.

Die schweren Schäden, an denen das reine Milizsystem leidet, hat vielfach die Aufmerksamkeit auf ein sonst praktisches Volk, die Engländer und ihr Heer, hingelenkt.

Es wird zweckmässig sein, auch auf dieses Heerwesen einen Blick zu werfen, um nachzuweisen, ob und was für Verwandtes dasselbe mit Milizsystemen besitze und welche Vortheile es gewährt.

Die englische Wehrkraft besteht aus der Miliz und dem stehenden Heere; die erste ist ganz ausschliesslich nur zur Landesvertheidigung im engsten Sinne bestimmt und kann, ihrer Eigenthümlichkeiten wegen, gar nicht ausser Landes gebraucht werden.

Sie besteht nur aus sesshaften Bürgern; die Masse des Volkes ist davon ausgeschlossen.

Das stehende Heer ist durchgehends geworben; der Mann dient je nach der Waffe 10 — 12 Jahre und erhält, wenn er diese Dienstzeit noch einmal annimmt und abdient, eine kleine Pension von etwa 25 ö. Kreuzern täglich. Die Officiere erhalten ihre Stellen noch immer durch den Patentkauf, müssen jedoch ein Examen ablegen.

Das stehende Heer soll auf dem Kriegsfusse an Truppen in Europa betragen 76.800 Mann, in Ostindien und den Colonien 136.000 Mann. Beim Ausbruche eines europäischen Kriegs, an dem sich England betheiligen wollte, dürfte auf das rechtzeitige Eintreffen der indischen Truppen kaum gerechnet werden können.

Da indessen die Freiwilligen etwas spärlich zu werden beginnen, so besteht z. B. gegenwärtig die ganze europäische englische Landmacht nur aus 30.000 Mann.

Die Miliz, aus Freiwilligen der besitzenden Stände vom 18. bis 25. Lebensjahre bestehend, beträgt in allen Waffen etwa 130.000 Mann.

Der ganze Charakter dieser Miliz, die Uebungen, die sehr die Tendenz öffentlicher Schaustellungen durchblicken lassen, erregen den Wunsch, das diese Miliz sich erst beweise, bevor sie als Heeresform in ernstlichen Betracht gezogen werden kann.

Es ist eine jener Defensivformen, über die ich meine Ansicht schon ausgesprochen habe, und die Geschichte Englands, das, abgetrennt vom Continente, scheinbar so berechtigt ist zur Defensive, weist nach, dass zu aller Zeit das englische Interesse verfochten werden musste durch auf den Continent gesendete Armeen oder wenigstens durch gefällige Alliirte.

Die englische geworbene Armee ist gut, da sie lange im Dienste steht; aber sie ist aus Elementen zusammengesetzt, die ihr die Achtung im eigenen Lande sehr schmälern. Es ist nicht als ein Zeichen besonderer demokratischer Gesinnung der Regierung anzusehen, dass die Mannschaften ausser Dienst ohne Seitengewehr ausgehen.

Der tief eingefressene Pauperismus in England schafft das freiwillige Menschenmaterial zur Noth auch in Kriegszeiten.

In Amerika ist man nach dem Secessionskriege, da doch nun kein Krieg mehr in Aussicht steht, wieder zur alten Form der Milizinscribirung zurückgekehrt, hat aber das bestehende Heer von 14- auf 40.000 Mann vermehrt.

Das sind die dermaligen wirklichen, durchgeführten Miliz- und Werbesysteme, die in der civilisirten Welt vorhanden sind.

Bei allen Mängeln des Milizsystems findet sich doch bei allen drei Staaten, in denen es Milizen gibt, in Amerika, der Schweiz und beziehungsweise in England, ein verwandter Zug, der eine gewisse Berechtigung zum Halten von Milizheeren in sich schliesst.

Ich meine nicht die Freiheit in diesen Ländern; sie hat die Milizen da nicht geschaffen.

Ich meine die relative militärische Sicherheit dieser Länder.

England und Amerika schützt das Meer vor gefährlichen Invasionen; die Schweiz dagegen ist, wie schon früher bemerkt, das Kind der europäischen Eifersucht. Es ist kaum denkbar, dass sie allein stehe im Streite um ihre Integrität, und den eigentlichen Krieg für die Schweiz wird eben, nach Umständen, die eine oder die andere der Grossmächte zu führen haben.

Ein zweiter werthvoller Factor ist die entschieden einheitliche Gesinnung nach Aussen, trotz der vielen Reibungen im Innern. Das gibt, wenn auch noch lange kein brauchbares Heer, so doch eine Opferwilligkeit und Zuverlässigkeit, wie sie gegenwärtig, durch denselben Gedanken beseelt, Frankreich zeigt, wenn auch mit wenig Hoffnungen anf Erfolg.

Dieser zweite Factor ist es, dessen sich die drei Völker hoch bewusst sind und in welchem sie die Ursache der günstigen Entwicklung ihrer Angelegenheiten suchen.

Sie halten sich alle drei ihrer inneren Kraft, ihrer Wehrfähigkeit wegen, für gefürchtet. Das sind sie nicht und können es nicht sein; aber das Schicksal hat ihnen Mauern geschaffen, die sie schützen, ohne dass sie selber ein besonderes Verdienst daran haben.

Wenn die Schweiz übrigens, wie Amerika, über ein gar nie occupirbares Territorium von 170.000 □ Meilen und über die Geldmittel geböte, die Amerika zu Diensten standen und stehen, in einem für europäische Staatscassen märchenhaften Maasse, so würde der gesunde, tüchtige Sinn des Volkes, eben wie Amerika, während des Krieges ein Heer schaffen, wenn dasselbe auch versäumt hätte, dies vor dem Kriege zu thun.

Das Volk der Schweiz würde, hätte es die physische Macht dazu, eher siegen können als die meisten seiner etwaigen Gegner, weil es eine Tugend hat, um derenwillen ihm mancher Schatten verziehen werden darf; weil es sein Vaterland liebt, ohne Anmassung, ohne Dünkel, ohne Phrase, ohne Heuchelei; weil es, wenn auch in Sprache und Nation geschieden, in dem Begriffe der Heimat Alles zu finden weiss, was es liebt und ehrt, und weil es untergehen würde, mit einem Segenswunsche auf den Lippen für die schöne Heimat.

Darum dürfen wir auch bei trockener und ziffermässiger Untersuchung der Wehrfähigkeit dieses Landes dem Schweizer keinen Vorwurf machen aus der Täuschung, in die ihn langer Friede gelullt.

Ernst aber müsste der Vorwurf gegen jene Regierung, gegen jenes Volk sein, bei denen die Vorbedingungen, nach welchen die Schweiz, Amerika und allenfalls England Milizorganisationen wagen durften, nicht eintreffen.

Die Regierungen jener Staaten, wo dies eben nicht der Fall ist, und der mit ernstem Sinne und mit Verständniss die Sachlage erwägende Theil der Völker haben dies ebenso wohl begriffen, als sie anderseits erkennen mussten, dass die permanente Kriegsrüstung, dass also ein stehendes Heer eine unerschwingliche Last sei, die kein Staat zu tragen wagen dürfe, der sich nicht des rohesten Chauvinismus schuldig machen will.

Die unleugbar fortschreitende bessere Schulbildung der Bevölkerungen, die dadurch erleichterte Elementarbildung des Militärs waren weitere Momente, die ein Ablassen von dem Principe eines eigentlichen stehenden Heeres zulässig machten und es besitzt gegenwärtig kein Staat ein Heer, das den Charakter eines stehenden Heeres trüge, keines, in welchem das Wehrwesen der ausschliessliche Lebensberuf der Heeresmitglieder wäre.

Ueberall bestehen blos die Stämme für ein Heer, das in seiner Masse gebildet wird durch das Aufgebot der in einem bestimmten Alter stehenden, wehrfähigen Bevölkerung, und der Unterschied zwischen den erstrebten Milizsystemen und dem dermaligen Heerwesen besteht eigentlich in letzter Linie darin, dass ein Milizsystem, nach dem Muster des schweizerischen, auch die Stämme, die Cadres, und mit ihnen den nöthigen Unterricht, verschwinden lassen würde.

Die Cadres ermöglichen, zu Milizorganisationen im Gegensatze:

1. Die Heranbildung der Officiere nicht nur für speciele Aufgaben, sondern für den Dienst der ganzen Armee, und damit die grösstmögliche Garantie für eine tüchtige Führung aller, der kleinen wie der grossen Abtheilungen.

2. Das Hervorrufen soldatischer Tüchtigkeit in jedem einzelnen Wehrmanne, bevor er wieder zu seiner gewohnten bürgerlichen Beschäftigung zurückkehrt.

3. Die Bildung eines Rahmens aus unmittelbar und ohne äussere Beeinflussung im Dienste stehender Wehrleute, zwischen die eingereiht, auch die schon länger aus dem Präsenzdienst getretenen Mannschaften, ihre Soldateneigenschaften, das Resultat mühevoller, mehrjähriger Erziehung, wiedergewinnen.

4. Die Möglichkeit, einen geschulten Verwaltungsmechanismus für den Krieg vorzubereiten.

5. Die werthvollste Eigenschaft eines guten Heer-Organismus zu sichern: die schnelle Mobilmachung, nicht blos einzelner Heerestheile, was z. B. zum Zwecke der Grenzbesetzung auch die Schweiz kann, sondern des Gesammtheeres mit voller Kriegsausrüstung, und folglich auch die Möglichkeit, den strategischen Aufmarsch schnell und mit geschulten Truppen zu machen.

Wenn ein kleines Land ein Milizheer besässe, ich will das Beispiel der Schweiz beibehalten, so würden die kurzen Entfernungen innerhalb des Landes ebensowohl, als die concentrirteren und daher einfacher zu lösenden Interessen der Staatsangehörigen es vielleicht gestatten, dass die Armee in etwa derselben Zeit ihren Aufmarsch mache als jene eines Grossstaates mit dem Cadresystem. Dabei ist stets ein relativ gleich gutes Eisenbahnnetz vorausgesetzt.

Hielte aber ein Staat, wie z. B. Oesterreich, statt des Cadreheeres ein Milizheer ohne Stämme, hinge daher dieser Grossstaat, ohne innere gesetzliche Macht, in der Schnelligkeit und Mobilisirungsfähigkeit lediglich vom Geschicke und guten Willen der einzelnen Provinzen, der autonomen Gemeinde, des einzelnen Bügers endlich ab, so ist wohl einzusehen, dass ein Gegner erst erfunden werden müsste, welcher der Mobilisirung eines solchen Heeres nicht zuvorkäme. Und selbst die Schweiz, in der der gute Wille des Volkes, die verständige Verwaltung, das lange eingelebte Wehrsystem, mehr als irgend wo anders, die Milizmobilisirung ermöglichen sollte, veranlasst den Oberst Herzog und den Bundesrath in den mehrerwähnten Berichten zu strengen Bemerkungen.

Diese Berichte sagen: „Beim Aufgebot selbst hätten die Cantonalbehörden mehr Gewicht auf die Raschheit als auf die gute Ausrüstung und Organisation gelegt; dies habe eine grosse Friction erzeugt; übermässige Nachschübe seien dadurch entstanden, was beim Aufgebot aller Truppen höchst lähmend auf die Schlagfertigkeit der Armee hätte einwirken müssen."

„Die Führer seien unbehilflich gewesen in der Wahl der Mittel, das Fehlende zu ergänzen.

„In den Cantonalvorräthen seien bedeutende Lücken.

„Es gebe Cantone, bei welchen bei der Mobilmachung 1870 es sich herausgestellt habe, dass sie die Militärgesetze und Organisationen vom Jahre 1850 noch nicht durchgeführt hätten.

„Ueberhaupt war die Reibung in dem ganzen Mechanismus eine unglaubliche, und wie viel ärger müsste eine solche werden, wenn statt der fünf Divisionen die ganze Armee von einem Tage auf den anderen auf die Beine gebracht werden müsste."

Soweit die officielen, der Bundes-Versammlung vorgelegten Berichte.

Der Krieg der Grossstaaten aber ist nicht wie der der Kleinstaaten, bei welchen es eigentlich fast gleichgiltig ist, ob sie überhaupt ein selbstständiges Heer haben oder nicht.

Sie können nur fechten an der Seite einer Grossmacht; — wäre es da nicht klüger, sie hielten sich nur die nöthigen Polizeitruppen und liessen die Grossmächte über das Schicksal der Kleinen ruhig entscheiden? Aendern können sie ja den Machtspruch der Grossen doch nicht.

Seit in die Politik das Faustrecht wieder eingezogen ist, und seit die „einseitige Vertragskündigung", oder präciser gesagt, der Treubruch ein erlaubtes Mittel der äussern Staatskunst geworden, ist die Zeit der kleinen Staaten vorüber; sie hatten ihren Boden im verbrieften Recht; dieser Boden hat aufgehört, fester Grund zu sein.

Berechtigt zu existiren sind nur noch Staaten und Völker, die sich mit der Waffe selber schützen können, also nur Mächte, die im Nothfalle ihre Existenz in einem selbstständigen Kriege zu verfechten im Stande sind.

Bei Kriegen solcher Mächte kann es sich selten um die förmliche Eroberung des gegnerischen Landes zum Zwecke vollständiger Annectirung handeln. Das wäre für einen vernünftigen Sieger ein Grund, die vorhandenen Werthe nach Thunlichkeit zu schonen; es wäre der Krieg, wie er gegen kleine Staaten geführt wird, die zum Wegnehmen ausersehen sind.

Im Kriege mit Grossmächten aber kann man selten auf die Landbeute allein rechnen; es ist mehr die Absicht vorhanden, die Hilfsmittel des feindlichen Landes, also die vorhandenen Werthe an Menschen und Dingen so vollständig zu zerstören, dass die Arbeit eines möglichst langen Zeitraumes zur Wiederherstellung des Zerstörten und Gestörten nothwendig ist.

Diese Zeit ist es dann, die der Politik des Siegers zur Ausbeutung in jeder Richtung zur Verfügung steht, und in der die Früchte des Sieges gebrochen werden müssen, bevor der alte Gegner sich wieder neugekräftigt dazwischenlegt.

Die kommenden Kriege werden immer mehr die Tendenz der Zerstörung der Werthe zeigen; es ist eine thörichte Hoffnung, von humanitären Bestrebungen hierin Erspriessliches zu erwarten.

Je mehr Handel und Industrie Lebensnerv im Volke wird, desto mehr muss ein radical geführter Krieg seine Aufmerksamkeit auf diese richten, um sie auf Jahre hinaus zu lähmen.

Nur ein materiel zu Grunde gerichteter Staat ist ungefährlich in

der Politik; die militärische Gefährlichkeit freilich hängt auch noch von anderen Dingen ab.

Will man daher einige Sicherheit einem Staate verschaffen, so muss er ein Heerwesen erhalten, welches nicht nur nothdürftig schlagfähig ist, sondern welches, mit Rücksicht auf die eventuelen Gegner, alle denkbaren Garantien des Sieges, des absoluten Sieges in sich trägt.

Dann ist die Ausgabe für das Heer nichts anderes mehr, als die jährliche Versicherungsprämie. Es können trotzdem Unglücksfälle eintreten, wie ja wohl auch einmal eine Versicherungsgesellschaft verunglücken kann; aber die in menschlicher Macht stehenden Vorsichtsmaassregeln sind dann wenigstens getroffen.

Der Staat ist dann in der Lage, durch Drohung vom Kriege abzuschrecken und, bräche er doch aus, ihn in seinen Folgen abzuschwächen, die Gefahr für Besitz und Wohlstand des eigenen Landes abzulenken, sie vielleicht durch den Sieg ganz zu beseitigen für die Zukunft.

Diese möglichste Sicherung des Staates ist das wichtigste Problem der inneren Staatskunst.

Erst muss wohl gesorgt werden, dass man leben könne, dann, wie man lebe.

In militärischer Beziehung halte ich das Cadreheer für entschieden jedem Milizheere an Tüchtigkeit überlegen und glaube dies, soweit Erfahrungen über Milizen zu Gebote stehen, nachgewiesen zu haben; es wäre daher die Aufgabe der Organisation — wenn der vorige Satz sich bewährt hat, — ein tüchtiges, aber möglichst billiges Cadreheersystem aufzustellen.

Da kein Staat mehr als Cadres im Frieden erhalten kann, so ist in einem Cadreheere auch das nöthige Gleichgewicht der Heere berücksichtigt.

Es ist ohne Zweifel eine schwere Last, selbst nur die Cadres im Frieden zu erhalten, obgleich auch da Umstände eintreten, die, von den Milizfreunden absichtlich übersehen, die Last doch bedeutend milder erscheinen lassen.

Das Bestehen solcher Cadres, die, sammt den gerade im Unterrichte befindlichen Altersclassen, in Grossstaaten natürlich immerhin ein-, zwei-, selbst mehrmalhunderttausend Menschen umfassen, schafft das Existenzmittel für zahlreiche Industriezweige, für einen regen Verkehr in vielen Theilen des Handels; viele Tausende leben vom Heere.

Das darf nicht so ganz unterschätzt werden, denn die eigenartigen Bedürfnisse des Heeres, hervorgehend aus den Bedürfnissen der grossen versammelten Menschenmenge, sind es weit mehr, die diese Vortheile

der Industrie und dem Handel bringen, als der einfache Consum des einzelnen Soldaten, den er auch als Nichtsoldat zu Hause bewirken würde.

Ein zweites, nicht unwesentliches Moment, hier spreche ich hauptsächlich von Oesterreich, ist, dass die Präsenzdienstleistung beim Soldaten in vieler Beziehung die in der Heimat nie oder wenig besuchte Schule ersetzt.

Wer mit vorurtheilsfreiem Auge diese Seite der innern Thätigkeit des Heeres betrachten wollte, der würde gestehen müssen, dass die vielgeschmähte Armee, deren Existenz im Frieden wie eine Art Landplage angesehen zu werden pflegt, dem Staate in civilisatorischer Beziehung ganz immense Dienste geleistet hat. Es ist zu bedauern, dass man in der Heeresverwaltung nie daran dachte, statistische Erhebungen hierüber machen zu lassen. Es wäre noch jetzt Zeit zu interessanten Vergleichen zwischen der Leistung der Armee und jener der Volksschule, obgleich durch das endliche Besserwerden der letzteren Aussicht geworden, dass eine Last von den Schultern der Armee genommen werde, die bei der neu eingeführten kurzen Präsenzzeit, des eigentlichen militärischen Unterrichtes wegen, fast unerträglich geworden ist.

Endlich muss berücksichtigt werden, dass ein Staat, der selbstständig existiren, der seinen Bürgern Besitz und Sicherheit garantiren möchte, Auslagen für seine Wehrhaftmachung hat, mag er nun seine Wehrkraft in einem stehenden Heere, einem Cadreheer, einer Miliz ohne Cadres, oder einer nebelhaften, bis jetzt zwar viel genannten, aber nie klar definirten „Volksbewaffnung" suchen.

Die Kosten der verschiedenen Systeme sind allerdings verschieden, wenn auch durchaus nicht in dem Grade, als die Menge geneigt sein mag, zu glauben; sogar sehr gering, wenn man,—wie dies geschehen muss, — den Grad der Ausbildung und Tüchtigkeit mit in Rechnung zieht.

Auch ist weiter zu beachten, dass Völker von geringerer geistiger und physischer Begabung die Wehrhaftmachung im Allgemeinen vertheuern, directe und indirecte, und wäre es selbst nur der verlorenen Unterrichtszeit wegen.

Nicht das Theuerste ist stets das Beste, das ist wahr, aber ebensowenig gibt die Billigkeit einer Sache eine Garantie für die Güte derselben ab.

Der rationelste Weg liegt eben auch hier in der Mitte.

Die nachstehende Tabelle soll einen Vergleich der Kostenverhältnisse und die Anspannung der Volkskraft bei einigen Heeren ermöglichen, und es dürften hiebei, besonders in das Gewicht fallend, die Angaben der Rubriken 6 und 15 erscheinen:

Staaten.	Einwohnerzahl		Stärke des Heeres auf		Die Kriegsmacht fordert Proc. männlicher Bevölkerung	Staats-	
	im Ganzen	männliche	Friedensstand	Kriegsstand		Einnahmen	Ausgaben
1	2	3	4	5	6	7	8
Vereinigte Staaten von Nord-Amerika	a) 31,443321	16,085204	44.785	?	b) 0 2%	1540,153340	1215,338231
Belgien	4,829320	2,422334	40.000	100000	4.1%	70,610000	70,725134
Frankreich nebst den Colonien	41,085775	c) 21,658000	d) 404.794	e) 1.350000	6.2%	832,689302	832,108329
Grossbritannien nebst den Colonien	190,000000	f) etwa 90,000000	191073 davon 30–50000 in England	mit Milizen und Freiwilligen 2.439158 ?	im Ganzen 1·2% in Europa 7·7%	754,713330	688,578450
Italien	25,404723	h) 12,726688	183.441	573721	4.5%	380,202464	444,661125
Norddeutscher Bund	29,906217	14,791000	315.736	977262	6·6%	114,761578 ausserdem die Ausgaben und Einnahmen der einzelnen Bundesglieder	115.098199
Oesterreich	35,943592	17,797610	246.695 ohne Landwehr	822472 gegenwärtig mit Landw. 972472	5·4%	384,983952	390,293730
Russland	k) 85,216201	etwa 42,300000	726.000	1,156000 wov. i. Krieg verwendbar etwa 500000	2 7%	l) 656,429570	656,429570
Schweiz	2,510494	1,236363	—	rund 200000	16·3%	8,929987 fernere die Cantonalbudgets	8,806506

Alle Ziffernsätze sind in österreichischem effectiven Silbergeld (Gulden den Friedensstand giltig. c) Der Colonien wegen nicht ganz genau. d) Davon 125.000 Mann indische Truppen musste die Gesammtbevölkerung aufgeführt werden. g) Hievon 13.875000 fl.

Budget			Das Kriegsbudget kostet		Der einzelne		Organisation.	Anmerkung.
für das Landheer	für die Kriegsflotte	für die gesammte Kriegsmacht	% der Einnahmen	% der Ausgaben	Soldat kostet nebst Verwaltung	Einwohner zahlt jährlich		
9	10	11	12	13	14	15	16	17
163,284141	41,601576	204,885717	13%	16%	3645	6·50	Geworb. stehend. Heer, in zweiter Linie die Miliz vom 18. bis 45. Lebensjahre.	
14,749400	—	14,749400	20·8%	20 8%	368·73	3	Cadreheer mit starker Landwehr (Ban).	
168,358973	70,204733	238,563706	28·6%	28·6%	415·60	5·80	Cadreheer mit einer landwehrartigen Mobilgarde.	Die dermaligen Verhältnisse in Frankreich machen diese Ziffernsätze ungenau.
122,654000	97,576900	g) 220,230900	29%	32%	568	für England 7·30	Geworb. stehend. Heer, in zweiter Linie eine Miliz, ausser Landes nicht brauchbar.	Zur Zahlung der Militärlast trägt vor Allem das europäische England bei, daher 7·30 fl. per Kopf.
57,257288	11,178243	68,435531	18%	15%	312	2·70	Cadreheer.	
100,284957	5,395095	105,680052 l)	92%	92%	317	3·50	Cadreheer mit Landwehr.	
69,262992	7,946612 mit Landwehren	i) 77,173604	18%	18%	280·80	2·15	Cadreheer, die Landwehr erst in Errichtung.	
192,879891·5	23,865806·8	216,745698·3	33%	33%	265 60	2·76	Cadreheer, eine Art Volkswehr (Opoltschenie) ist nicht organisirt.	Auf das europ. Russland fällt bed. mehr Last, da aus vielen russ. Bez. keine Steuern fliessen.
m) 4,578591	—	4,578591	51%	51%	kein Friedensstand.	1·82	Reine Miliz.	Die besonderen Kostenverhältnisse d. schweiz. Miliz siehe Text.

erechnet. **Zur Tabelle:** a) 1868. b) Der Kriegsstand unbestimmbar, daher die Procentziffer nur für
uslande und in den Colonien. e) Erst in der Durchführung. f) Mit Rücksicht auf Colonialsteuer und
ie Milizen. h) 1868. i) $18^{69}/_{70}$. k) 1865. l) In Silber zu 117 Agio. m) 1864.

In der Schweiz lässt sich die Kostenhöhe für den einzelnen Mann nicht wohl berechnen, da kein Friedensstand vorhanden ist und die jährliche Budgetsumme hauptsächlich für Kriegsvorräthe, grössere Uebungen u. dgl. verwendet wird.

Es ist unrichtig, wie dies viele Statistiker mit Vorliebe thun, das Bundesbudget als alleinige Schweizer Militär-Ausgabe darzustellen.

Es tragen die einzelnen Cantone, die einzelnen Gemeinden, endlich selbst der einzelne Wehrmann einen relativ sehr bedeutenden Theil der Militärlast. Der Cavalerist reitet sein eigenes Pferd, der Staat kauft sehr wenige, — die sogenannten Regiepferde; — der Soldat im Allgemeinen hat einen bedeutenden Theil seiner Ausstattung, besonders der Scharfschütz, zu kaufen; die Kosten der Einberufungen zu Uebungen etc., kurz, das niedere Transportwesen bezahlen entweder die Gemeinden, oder gleichfalls der Wehrmann selbst.

Das repräsentirt eine bedeutende Summe, die nicht im Budget des Staates, aber sehr empfindlich in jenem des Volkes steht, und sie betrüge bei ähnlicher Organisation in Oesterreich annähernd gerechnet 10—12 Millionen in gewöhnlichen Jahren.

Ausserdem stehen im eidgenössischen Budget für Militärwesen keine Militärpensionen (die auch gar nicht hineingehören, in Oesterreich aber 11 Millionen betragen), keine Militärschule u. dgl.

Da erscheint dann allerdings leicht ein billiges Budget.

Unter den in der vorstehenden Tabelle verglichenen Budgets fällt ferners das amerikanische durch seine enorme Höhe auf.

Nach Schulz-Bodmer, dem unleugbar sehr geistreichen, aber eben so ungerechten Vorkämpfer für Milizsysteme, beliefen sich schon im Jahre 1853/54, da die Union nur 12.000 Mann und einige Kriegsschiffe hatte, die Heeresauslagen derselben auf 45 Millionen Gulden.

Ihre Budget-Daten sind schwankend geblieben, da die Bestände vielfach wechselten, und der Soldat, der geworben werden musste, in den verschiedenen Jahren höher oder niedriger im Preise stand. Unter die obige Summe ist übrigens bis zum Ausbruche des Krieges der Heeresaufwand nie herabgegangen.

Um aber billig zu sein, darf man an den Aufwand der Union, besonders in der jetzigen Zeitperiode, nicht ganz den europäischen Maassstab legen.

Man muss vor Allem beachten, dass das Geld in Nordamerika nicht den europäischen Werth hat und daher eine, vielleicht ein Viertheil der Summe betragende Uebersteigung des europäischen Werthbegriffs zu Ungunsten der Union in der Vergleichssumme steht.

Es muss ferners bemerkt werden, dass die Union sehr bedeutende Militärpensionen in ihrem Heeresbudget noch aus dem Secessionskriege führt.

Dies Alles anerkannt, bleibt doch ein Budget von so enormer Grösse, dass eben nur noch das zwecklose, unnatürliche Wehrsystem einen genügenden Grund dafür abgeben kann.

Das englische Wehrwesen ist für europäische Verhältnisse enorm theuer.

Nach diesem Vergleiche der normalen Heereskosten müssen nun auch die Kosten der Kriege ein wenig in das Auge gefasst werden.

Für Cadresheere rechnet Rüstow, als Kriegsunterhalt das Dreifache des gewöhnlichen Budgets, — natürlich ist hier die Berechnung der durch den Krieg zerstörten Werthe nicht angefügt.

Für Milizheere rechnet Rüstow ein bedeutend höheres Bedürfniss, und — wenn ich nicht irre, ist es Schulz-Bodmer selbst, der für ein Milizheer von 150.000 Mann einen mehrmonatlichen Feldzug mit 68,850.000 fl. beziffert. Ein Milizheer von der Stärke des österreichischen Heeres zum Beispiel würde also für einen mehrmonatlichen Feldzug etwa 367,200.000 fl. beanspruchen, während, nach Rüstow, ein Cadreheer von dieser Stärke die Summe von etwa 100 Millionen binnen sechs Monaten bedürfte.

In beiden Fällen ist nur vom eigentlichen Heeresaufwand die Rede.

Die Berechnungen Rüstow's und Schulz-Bodmer's beruhen auf theilweise willkürlichen, jedenfalls gewagten Annahmen; aber ich berufe mich gerne auf die beiden genannten Schriftsteller, da dieselben, besonders Schulz-Bodmer, den gegnerischen Standpunkt so kräftig vertreten.

Es sind jedenfalls Voraussetzungen, die trügen könnten, und man dürfte ihnen weniger Gewicht beilegen, wenn sie nicht eine eigenthümliche Bestätigung durch die Nachweise über die Kosten der Milizkriege in den vereinigten Staaten 1861/64 und der Schweiz 1847 erhielten.

Die Betrachtung dieser Kosten ist maassgebend, weil es sich eben bei ihnen nicht mehr um Annahmen, sondern um wirklich Geschehenes handelt.

Für die amerikanischen Kriegskosten werde ich auszugsweise die Angaben eines mit grosser Sachkenntniss geschriebenen Artikels der „Neuen freien Presse" Nro. 2123 vom Jahre 1870 citiren.

„Für Kriegszwecke hat die Union in den vier Jahren ausgegeben: 2412,547.181 Dollars. Die Gesammtausgabe an Anleihen und Einkünf-

[illegible] acht Jahren mit den Millionen für den Krieg und seine Folgen beträgt [illegible] Dollars. Nimmt man an, was auch unter [illegible] Verhältnissen angegeben worden wäre, so bleibt noch immer eine Kriegsschuld von [illegible] Dollars. Hiezu kommen noch als Folge des Krieges: [illegible] für die [illegible] 2[illegible] Dollars, Zunahme der Schulden der einzelnen Staaten, ferner der einzelnen Countys, Städte etc. — örtliche Ausgaben derselben, welche nicht durch Anleihen gedeckt wurden — Verlust an vorhandenen Werthen durch die Zerstörung, zusammen 4[illegible] Millionen Dollars.

Die Ausgaben für den Secessionskrieg zusammengerechnet betragen also [illegible] Millionen Gulden österr. Währ. auch Blankenburg berechnet die Kriegsrechnung Amerika's an Kriegs-Anleihen und Steuern, jedoch noch mit Nichtberechnung der zerstörten Werthe, was in die frühere Rechnung eingeschlossen ist, auf [illegible] Millionen Gulden.

Blankenburg sagt weiter: „Bringt man davon den vierten Theil als [illegible] Kriegskosten, wie sie möglicher Weise auch einem europäischen Staate erwachsen könnten, in Abzug, so bleiben immer noch 45[illegible] Millionen Gulden, eine Summe, die eine ewige Jahresrente von 27 Millionen Gulden oder das Sechsfache dessen repräsentirt, was Preussen während der fünfzig Friedensjahre durchschnittlich aufgewendet hat, um sich zur Aufstellung eines numerisch gleichen, [illegible] schlagfertigen Heeres zu befähigen." Und weiter: „Man mag nun immerhin einwenden, dass Amerika bei dem obigen sechsfachen Aufwande das erspart habe, was Preussen durch die Präsenthaltung eines Friedensheeres an nationaler Arbeitskraft eingebüsst habe.

„Hierauf aber lässt sich mit vollem Rechte erwidern, dass die horrenden Opfer an Leben und Gesundheit, welche der amerikanische Krieg mehr gekostet hat, als es beim Vorhandensein eines disciplinirten und geschulten Heeres der Fall gewesen wäre, diesen Verlust an Arbeitskraft vom Humanitätsstandpunkte schon überreich aufwiegen. Die aus mangelhafter [illegible] entsprungene lange Dauer des Krieges und ihre schweren Folgen für Wohlstand und Gesittung sind dabei gleichfalls in Betracht zu nehmen.

„Ausserdem aber vermag Niemand zu sagen, ob Amerika nicht in neue Kriege verwickelt wird, und dann wieder zu gleichem, plötzlichem Capitalaufwande gezwungen sein wird, während die dauernde Rente, mit der europäische Staaten ihre dauernde Kriegsbereitschaft erkaufen, stetig fortwirkt."

„Endlich aber besteht der Vergleich seine Probe zu Gunsten europäischer Verhältnisse auch bei Aufstellung eines allerdings immer etwas unsicheren arithmetischen Calculs.

„Preussen, als der damals gleichen Volkszahl wegen, mit dem Norden der Union stets am Besten vergleichbar, hat im Frieden durchschnittlich 118.000 Mann mehr auf den Beinen gehabt, als die Vereinigten Staaten.

„Man berechnet aber den durchschnittlichen Arbeitswerth eines Mannes in Deutschland nicht höher als 210 fl., was für jene 118.000 Mann jährlich etwa 24,780.000 fl. ergeben würde. Die ewige Rente, welche durch die Kriegskosten Nordamerika's repräsentirt wird, übersteigt dann den um diese Summe erhöhten militärischen Jahresaufwand Preussens während des vergangenen halben Jahrhunderts immer noch um das Vierfache."

Soweit Blankenburg. Wenden wir die Ziffern auf das heutige Preussen an, welches etwa 300.000 Mann im norddeutschen Heer Friedensstand hat und durchschnittlich 101·25 Millionen Gulden jährlich auslegt.

Der Friedensstand überragt um etwa 270.000 Mann den amerikanischen Friedensstand; das repräsentirt eine verlorene jährliche Arbeit von 56³/₄ Millionen Gulden.

Die preussisch-norddeutsche Armee kostet also jährlich, direct und indirect, 158 Millionen Gulden.

Wenn die vereinigten Staaten, statt eines erst während des Krieges sich allmälig fester verkittenden Milizheeres, ein Cadreheer, nach dem Muster und in der Stärke des heutigen preussischen Heeres, gehalten hätten, so würden sie — ich sprach schon früher die Ueberzeugung aus, dass es für Niemand zweifelhaft sein könne, dass das heutige norddeutsche Heer der Secession binnen einem Feldzuge ein sicheres Ende bereitet haben würde, — seit nunmehr 9 Jahren eine jährliche Ersparniss von 112,000.000 Gulden machen, und diese Ersparniss müsste sich sogar steigend fortsetzen, da dann nicht die zu productiveren Zwecken besser verwendbaren Einkünfte der Union zum Schuldenzahlen verwendet werden müssten.

Stellen wir die Kosten, welche der früher erwähnte Artikel der „Neuen freien Presse" brachte, statt der von Blankenburg gegebenen Summen ein, so ergibt sich sogar ein jährlicher Verlustbetrag von nicht weniger als 339 Millionen Gulden zum Nachtheile der vereinigten Staaten, wenn wir selbst nur eine Verzinsung von 5 Percent annehmen wollten.

Diese Summe, — die frühere, nach der Blankenburg'schen Ziffer, übrigens nicht minder, — ist als jährlich verlorene Rente so enorm, dass sich der Nationalökonom und der Patriot fragen müssen, ob die mancherlei Vortheile und hauptsächlich die vielen Bequemlichkeiten, die das Milizsystem für die Bevölkerung hat, aufgewogen sein können durch die ungeheueren Kosten, die nicht etwa nur im Falle gänzlichen Unterliegens, sondern in jedem, auch im Falle des Sieges, eintreten.

Etwas billiger, den kleinen Verhältnissen entsprechend, kam die Schweiz weg. Sie hat z. B. im Jahre 1847, als der Sonderbundskrieg ausbrach, für diesen vierzehntägigen Putsch einen Freischaarenzug in Scene gesetzt, der 16 Millionen Franken kostete.

Was England anbelangt, so bleibt nur noch nachzuweisen, dass seine Heeresverfassung auch im Kringe theurer ist, als die der Continentalheere, und man kann dies besonders bei Betrachtung des bedeutendsten Krieges thun, den England führte, gegen Frankreich und Napoleon I.

England, nicht im Stande, mit seinem verworrenen Heeressystem grosse Armeen auf den Continent zu bringen, war doch gezwungen, daselbst thätig einzugreifen, weil es, ohne angegriffen zu werden auf seiner Insel, durch die Continentalsperre zu empfindlich getroffen war.

Um das Missverhältniss zwischen seiner Streitkraft und seiner kriegerischen Intention zu beseitigen, war England zu Subsidiarleistungen an continentale Alliirte gezwungen, denen es zwar nicht an Leuten, aber an Geld gebrach, zu Leistungen, die mit dem eigenen Kriegsaufwande die englische Staatsschuld vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1815, um etwa 2000 Millionen Gulden vermehrten.

Würde England, bei einer der österreichischen nicht viel nachstehenden Einwohnerzahl, nach den jetzt in Oesterreich und den meisten anderen Continentalstaaten herrschenden Principien sein Heer organisirt gehabt haben, so würde es, bei der Fähigkeit, im spanischen Kriege und bei Waterloo statt mit 70.000 mit 200.000 Mann aufzutreten, binnen 15 Jahren, einer annähernden Rechnung zu Folge, über 400 Millionen Gulden rein erspart haben.

England hat es während des ganzen Krieges effectiv nie auf die Summe des österreichischen Friedensstandes gebracht; bei seiner grössten Anstrengung besass es nominel 190.000 Mann, von denen indessen stets nur 70 — 80.000 Mann effectiv waren.

Wir sehen also, was die Kosten der verschiedenen Systeme anbelangt, dass stehende Heere, die sich unendlich schwer ergänzen, und ge-

wöhnlich eine Miliz als Anhängsel in den Kauf nehmen müssen, wie in England und Amerika, die theuerste Heeresform sind; dass Milizheere entschieden die billigsten, wenn man sie nicht braucht, dass sie aber für den Krieg im höchsten Grade unsicher und dann nebstbei immens theuer, — und dass daher die Mittelstrasse, das Cadreheer, nach allen Seiten hin, wenn auch nicht als Ideal, so doch hinlänglich zweckmässig erscheinend, gerechten Anforderungen entspricht und, bezüglich der Kosten, erträglich ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass für die Oekonomie eines Landes rationeler gesorgt erscheint, wenn aus demselben eine Jahresrente zur Sicherung eines bestimmten Zweckes bezahlt wird, als wenn demselben, ohne ihm auch nur eine annähernd sichere Garantie für den Erfolg seiner Opfer zu bieten, das mehr als voll berechnete Capital für diese Rente plötzlich und auf einmal entrissen wird.

Man kann einwenden, dass durch die Einführung des Milizsystems die Kriege seltener werden müssten, dass sich daher die gebrachten Opfer in den langen Friedenszwischenräumen hereinbringen würden.

Es ist eine stets zu hörende Redensart, dass, wenn das Volk bewaffnet wäre, — der gewöhnlich beliebte Ausdruck für ein Milizsystem, ob er passt oder nicht, ist ja gleichgiltig, er klingt gut, — die Regierungen gezwungen sein würden, von etwaigen Aggressivgedanken abzustehen und Friede zu halten.

Nun kann doch kein vernünftiger Staat, sei seine Regierungsform, welche sie wolle, sich eine Miliz halten, damit diese die Regierung und das Land zu dieser oder jener Politik zwinge!

Was also hindert den Aggressivgedanken? Die absolute Unfähigkeit einer Miliz zum Angriffskriege. Das führen die Milizfreunde sogar als Vorzug an.

Ich habe schon früher gesagt, dass die heutige Kriegführung einen Defensivkrieg, im Sinne der grossen Menge, verdammen muss, dass es eine aus durchsichtiger Hypergelehrsamkeit entsprungene Ansicht ist, dass die Defensive dem Angriff überlegen sei, und dass es tief zu bedauern sei, diesen falschen Satz, durch Uebertragung in die Strategie noch falscher, noch unhaltbarer, aber nichtsdestoweniger noch mehr geglaubt und nachgebetet wissen zu müssen.

Taugt die Miliz nicht für den Angriffskrieg, in dem die einzig rationele Vertheidigung liegt, so taugt sie überhaupt nicht für den Krieg, und da wäre es vorzuziehen, gar kein Heer zu halten.

Ein Heer, das nicht die Garantien des Sieges in sich birgt, ist

schlimmer denn gar keines, sowie ein Heer, das geschwächt ist in Zahl und moralischem Werth, nicht nur kein Schutz, sondern ein Schade ist.

Es kostet Geld, trotz seiner Schwäche viel Geld, ohne den Sieg, den Erfolg, die Verzinsung des Capitals, zu ermöglichen.

Ein Staat, in so vielen Dingen das Spiegelbild des einzelnen Menschenlebens, gleicht ihm doch nicht in der Berechtigung zur Selbstbestimmung über seine Existenz.

Der einzelne Mensch kann diese abschliessen, wann und wo er will; er kann freiwillig austreten aus seinem Leben und seinem Wirken.

Der Staat aber, zusammengesetzt aus den tausend Interessen seiner Bürger, muss diese durch seine eigene Existenz schützen und vertreten; er muss, wenn Transactionen unvermeidlich sind, diese schonend durchzuführen wissen; er muss jede Gewaltthat, sei sie die grosse des Krieges, sei sie die kleinere des Verbrechens, zu dämmen, in ihrer Wirkung zu mildern, im Nothfalle zu strafen und dadurch die allzu leichte Wiederholung zu verhüten im Stande sein.

Hiezu bedarf er einer bestimmten Gewalt, einer Executivkraft; das ist das Heer.

Man sagt, die bewaffneten Bürger würden die innere Ordnung schützen.

Gesetzt, dem wäre so, würde das persönliche Erscheinen der Parteien auf dem Kampfplatze den Parteihass nicht bis zur Unversöhnlichkeit steigern?

Und wie, wenn die bewaffneten Bürger eines ganzen Landestheiles ihre Pflicht gegen den Gesammtstaat verweigerten?

Welche Milizen hätte man z. B. gegen die aufständischen Bocchesen senden sollen?

Das Heer, sei es nun das eigentlich stehende Heer oder das fälschlich mit diesem Namen bezeichnete Cadreheer, besitzt eine gewisse Neutralität in den innern Händeln eines Staates; es soll die einfache Verkörperung des Gesetzes sein.

Deshalb kann in einem richtig denkenden Heere niemals ein Zweifel über die Gesinnung bestehen; das im gesetzlichen Weg entstandene Gesetz ist ihm Leitstern.

Es ist kein Zweifel, dass die Mission der Heere, die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit nach Aussen und Innen, dem ganzen Institut der Heere bittere Feinde schaffen musste. Es gibt so Viele, die für ihre catilinarischen Pläne diesen Schutz der öffentlichen Sicherheit sehr lästig und sehr beengend finden.

Unter allen Vorwänden kämpfen sie an dagegen.

In einer gewissen Verbindung, wenn auch nicht im schlimmen Sinne, mit diesem Umstande findet sich die Ursache, weshalb es gerade einzelnen Republiken gelungen ist, Milizinstitutionen zu schaffen und doch die Ordnung erhalten zu können.

Eine republikanische Regierung ist keine personel constante; jede neue Wahl bietet die Möglichkeit, ohne besondere Gefahr eine andere Partei an das Ruder zu bringen.

Es ist der Weg offen dem Patriotismus ebenso, wie dem Ehrgeiz und der Gewinnsucht.

Die Wahlen folgen sich schnell. Es ist kein Grund vorhanden, durch Gefahr und Gewalt einen Umsturz versuchen zu wollen, der leicht und unblutig, durch Feder und Wort zu erreichen ist.

Anders ist es mit monarchischen Staaten. Es ist die constante Macht, mit der hier zu rechnen ist.

Die der Regierung abgeneigte Partei hat keine Aussicht, eine Aenderung in der Gesinnung des Regenten durchzusetzen; noch weniger aber bietet die monarchische Regierung dem politischen Ehrgeiz oder der Gewinnsucht immer den gewünschten Wirkungskreis.

Hier bleibt also kein Mittel, als die gewaltsame Gefährdung des Bestehenden, sei es durch Bedrohung, sei es durch offenen Widerstand und Aufstand, sei es durch hochverrätherische Herbeirufung fremdländischer Hilfe.

Hier reichen keine Milizen aus; es hiesse nur, gleichzeitig mit den treuen Bürgern, auch die innern Feinde des Vaterlandes bewaffnen. Hier ist es das Heer, dem die Sicherheit des Staates, die Würde des öffentlichen Rechts, Leben und Besitz des ruhigen Bürgers anvertraut sind. Das Heer hat, in edlerem Sinne, einen conservativen Charakter und muss ihn haben, denn Schutz ist seine Aufgabe und Schutz und Erhaltung sind die nämlichen Begriffe.

Das Ziel, nach dem im Allgemeinen gestrebt wird, ist materieler Wohlstand. Der Wohlstand aber, der Besitz, schafft nicht gerade den aufopfernden, selbstvergessenden Muth des Soldaten; der Verlust an Gütern ist gewöhnlich mehr gefürchtet, als alles Andere.

Die Zeit ist vorüber, da Tugend und Tapferkeit nur eine Bezeichnung in der Sprache hatten.

Die humane Richtung der Zeit hat die Menschen scheu gegen den Schmerz gemacht, gegen den Schmerz an sich und an Anderen; aber sie hat die Menschen weder milder noch gerechter zu machen vermocht.

Unter dem Schutze des Namens der Humanität hat sich der feigste Egoismus eingenistet und inhuman gilt dem Einzelnen meist das, was ihm gefährlich oder unbequem ist.

Man kann sich der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass die humanen Bestrebungen der Zeit, ohne dass es in ihrem wahren Wesen läge, ebenso wie das gewinnsüchtige Mäklertreiben unserer Zeit und die Alles beherrschende Gier nach Genuss, auf das eigentliche Soldatencapital, den Mannesmuth, die Kraft, die Fähigkeit zur Aufopferung für allgemeine Interessen, furchtbar schädigend eingewirkt haben, und dass eine den europäischen Stämmen sonst nicht eigene Feigheit und Selbstsucht anfängt, die grössten und heiligsten Fragen der menschlichen Gesellschaft mit ihrer unreinen Hand lösen zu wollen.

In diese Hand aber kann man die Waffe nicht legen, die das Vaterland vertheidigen soll; sie würde sie verkaufen.

So lange aber nun irgend ein Staat noch im Stande ist, ein wirkliches Heer zu bilden, ein kräftig organisirtes Heer zur Hand zu haben, es zum Angriff auf den friedlichen Nachbar führen zu können, so lange muss dieser, und sei er noch so friedlich, wehrhaft bleiben, wenn er leben will.

Es gibt in der politischen Verbindung, wie in der Einzelexistenz des Menschen ein Recht, welches, ohne im Gesetzbuche zu stehen, an der Spitze allen Rechtes steht, die Nothwendigkeit.

Aus diesem Recht bestehen Heere.

So lange es nicht gelungen sein wird, alle Länder, alle Völker und alle Regierungen zu loyalster Friedensliebe zu bringen, — und diese Zeit scheint leider doch noch ferne; — so lange ein Staat noch besteht, der nicht die vollgiltigste Garantie für die Wahrheit seiner Friedensversicherung gibt — und das scheint noch fernliegender, weil es noch schwerer ist; — so lange muss der Angriff gefürchtet und folglich der Gegenangriff, die Vertheidigung, gerüstet bleiben.

Agitationen, welche dahin zielen, die Vertheidigungs-, das heisst die Wehrfähigkeit des Vaterlandes zu schmälern, zu schwächen, sind bewusst oder unbewusst Landesverrath, und aus diesem Gesichtspunkte sollte sie ein redlicher Patriot betrachten.

Das kann nicht hindern, dass man unnütze Ausgaben abschaffe und die Sache, so billig als möglich, einrichte. Man setze aber nicht an die Stelle eines starken, freilich viel consumirenden Heerwesens ein schwaches, krüppelhaftes Ding, das aufgefüttert mit schönrednerischen Phrasen, innen hohl und marklos ist, wie seine Nahrung.

Wie alle menschlichen Einrichtungen hat auch der Organismus der Heere viele und bedeutende Fehler und Nachtheile. Es hat nicht an Männern gefehlt, welche diese Nachtheile und Fehler begierig aufgegriffen und auch für die Fernerstehenden, weniger Betheiligten mundgerecht gemacht haben. Dagegen wäre an sich wenig einzuwenden, es ist dabei nur zu bedauern, dass geistvolle Schriftsteller, wie Schulz-Bodmer, zu Uebertreibungen, zu Entstellungen, zu Unrichtigkeiten Zuflucht nahmen, als hätten sie gefühlt, dass die factischen Uebelstände den factischen Vortheilen gegenüber, nicht schwerwiegend genug seien, um überzeugend auf den Leser wirken zu können.

Ich will einige der crassesten Beschuldigungen noch anführen.

Ueber den Kostenpunkt, der wesentlichsten und bedingungsweise berechtigtesten Klage, wurde schon gesprochen und wurden dabei einige der Miliz nicht ganz günstige Entdeckungen gemacht.

Schulz-Bodmer spricht weiter für die geworbenen Cadres — eigentlich für ein geworbenes Heer, wie in England; da wir die enormen Kosten eines solchen aber schon kennen, und man Schulz doch nicht so unökonomische Anwandlungen zumuthen kann, so darf ich wohl etwas mildernd eingreifen und nur von „geworbenen Cadres" sprechen.

Hat aber ein Staat, der das Interesse seiner Bevölkerung wirklich hochhalten will, in Wahrheit Vortheile davon, dass er sich einen geworbenen Stamm, vom übrigen Volke für immer abgelöster Miethlinge verschafft? Und wie ist es denkbar, dass sie billiger sein könnten, als der gleich starke Stamm von Wehrpflichtigen?

Oder sind vielleicht gekaufte Landsknechte qualitativ besser, als die Kinder des Landes, die waffenfähige Jugend?

Freilich meint Schulz-Bodmer, dass Leute, die sich anwerben lassen, ohnehin meistens nicht gerne arbeiten, dass also der Arbeit in den betreffenden Ländern dadurch ein minderes Quantum Hände entzogen werde.

Das ist eine Behauptung, die eigentlich keine Widerlegung verdient; wollte man aus der Bevölkerung alle Jene zu Soldaten machen, die bei rüstigem Alter „ohnehin nicht arbeiten", wahrlich, man könnte riesenhafte Heere aufstellen.

Schulz-Bodmer wirft den dermaligen Heeren, den stehenden, wie er sie nennt, und deren eines, das englische, er inconsequenterweise bewundert, Neigung zu Desertionen vor.

Es ist richtig, dass Milizen, die im Frieden in ihrer Heimath beurlaubt sind und ihr bürgerliches Gewerbe treiben, eigentlich kein

Motiv, wenigstens kein mit dem Kriegsdienste zusammenhängendes, haben können, sich heimlich ihren Verpflichtungen zu entziehen.

Aber wie es im Kriege damit bestellt ist, lässt sich nachweisen. Im Secessionskriege Amerika's marschirten Milizabtheilungen, deren dreimonatliche Verpflichtung abgelaufen war, einfach nach Hause, eine höhere Verpflichtung gegen das Vaterland, als ihren Contract, nicht erkennend.

In Italien, in Baden, in Ungarn, in den Jahren 1848 und 1849, in Amerika im Jahre von Bull-run, im Sonderbundskriege 1847 gab es bei den Freischaaren, Volkswehren und Milizen die schlimmste Sorte der Desertion, die offene Feldflucht, in unglaublicher Ausdehnung.

Bei den Werbungen in England ist es notorisch, dass es der grössten Aufmerksamkeit der Behörden bedarf, um nicht nach Auszahlung des Handgeldes ein allgemeines Verschwinden zu erleben.

Schulz-Bodmer wirft den Heeren vor, die Völker demoralisirt zu haben. Ich habe schon früher meine Ansichten über die Ursachen der Demoralisation ausgesprochen; da aber Schulz die Kraft und die sittliche Grösse heerloser Staaten, wie z. B. Amerika's, als Gegensatz und Beweis anführt, so lohnt es doch die Mühe, eine Erscheinung, die der amerikanische Krieg bot, etwas genauer zu betrachten.

Die unbedingt tüchtigsten, opferwilligsten Truppen der Union, jener Kern, dem sie vor Allem ihren Sieg zu danken hatte, das waren die deutschen Regimenter.

Zu Zweidritttheilen aus Eingewanderten, der Rest aus Söhnen eingewanderter Eltern bestehend, geführt von deutschen Emigranten, haben diese Regimenter, haben die Deutschen in Amerika überhaupt eine moralische Kraft, eine sittliche Höhe gezeigt, die weit über die des Amerikaners reichte.

Es lässt sich nicht annehmen, dass der Mensch aufhöre, demoralisirt zu sein, sobald für ihn die Wehrpflicht aufgehoben ist.

Entweder entstammten die wackern Deutschen in Amerika also keinem demoralisirten Volke, — und Deutschland hat doch Heere und Wehrpflicht, muss also nach Schulz demoralisirt sein, — und dann spricht die Anklage unwahr, oder sie waren noch corrumpirt, aber doch immer noch besser, als die ohne Wehrpflicht aufgewachsenen Amerikaner! Dann wäre aber die Anklage wieder unwahr.

Ausserdem bietet die Administration im amerikanischen Kriege, obgleich sie von der Wehrpflicht nicht angekränkelt war und fast durchgängig in den Händen von eingeborenen Amerikanern lag, gerade-

zu unerhörte Beispiele vom elendesten Betrug, von dem frechsten Diebstahle am Staate. Nicht nur von Einzelnen, das kann überall vorkommen, sondern im Grossen und mit System, wurde dieses „Geldmachen“ betrieben.

Ein weiterer Vorwurf ist, dass die europäischen Heere den Pauperismus schaffen.

Diesen schuf und schafft die Richtung der heutigen Industrie; er ward zur allgemeinen Krankheit in dem Augenblicke, als die beiden Hände aufhörten, ein Arbeitscapital zu sein, und die Fabrik sich auf das Ackerfeld baute.

Es liegt ohne Zweifel eine gewisse Logik in dem durch die menschliche Entwicklung verursachten Reicherwerden der Reichen und Aermerwerden der Armen, man muss nur wünschen, dass die weiteren logischen Consequenzen nicht zu spät begriffen werden.

Selbst die Disciplin und die Zuverlässigkeit der Heere ist weiters noch angegriffen worden.

Könnte man dies selbst zugeben, obgleich z. B. das preussische Heer, gegenwärtig im Kriege mit Frankreich, eine ganz ausserordentliche Zuverlässigkeit zeigt, trotzdem es ein Cadreheer ist, worin läge denn die Garantie, dass Milizen verlässlicher seien?

Ich verweise nur auf die schon früher angeführten Citate aus den Berichten des Oberst Herzog und des eidgenössischen Bundesrathes.

Und wenn irgendwo durch Hetzereien Truppen schwankend geworden sind, findet man nicht sonderbarer Weise immer Namen im Spiele, die man auch aus der Milizagitation kennt? Ist es nothwendig, die Namen des Jahres 1848 zu nennen?

Kennzeichnet das nicht den Zweck? In den wenigen Kriegen, in denen Milizen gefochten, haben sie durchaus nicht mehr, wohl aber vielfach weniger Disciplin gezeigt, als die anderen Heere.

Auch in Frankreich, obgleich da wirklich der einheitlichste Patriotismus den Bürgern das Gewehr in die Hand drückt, scheint, den Berichten wenigstens nach, unter den Franctireurs u. s. w. nicht übermässig viel Mannszucht zu herrschen.

Oder soll, wie Schulz-Bodmer meint, der geworbene Soldat zuverlässiger sein, weil er sich durch seinen Contract gebunden glaubt?

Die englischen Truppen sind nach Aussen aus nationalen Ursachen zuverlässig; aber man sende doch irische Regimenter gegen die Fenier!

In den englischen Ostindienbesitzungen wurde auch geworben: aber man erinnere sich doch des grauenhaften Aufstandes der indigenen

Truppen 1857. Und selbst die Flotte, der Stolz Alt-Englands, hat in ihren Annalen den Parker'schen Matrosenaufstand.

Suchen wir also keine specielen Sünden in den bestehenden Heeresorganisationen, suchen wir in den Soldaten nichts Anderes als Menschen mit den allgemeinen menschlichen Tugenden und Schwächen, so wird unsere Betrachtung den realen Boden nicht verlassen. Man wird erkennen, dass jene Form für jede gemeinsame Unternehmung, also auch für ein Heer, die beste ist und die meiste Kraft verleiht, welche die Schwächen und schlechten Eigenschaften in ihrer äusseren Wirkung eindämmt, welche die Herrschaft eines einzigen Gedankens, des Gesetzes, ermöglicht, welche Niemandem gestattet, seinen Mangel an innerer Tüchtigkeit zu zeigen und Andere damit zu vergiften, welche aber jedem Manne ermöglicht, seine Kraft, seinen Mannessinn, seine ganze Fähigkeit dem Dienste der Sache in dem erwählten oder angewiesenen Wirkungskreise zur Verfügung zu stellen.

Diese Form richtet sich natürlich nach den Menschen, denen sie angepasst werden soll, und kann nicht überall gleich sein.

Je concentrirter und gleichartiger die politische Anschauung eines Volkes, desto lockerer und bequemer kann die Wehrform des Landes sein; denn die Garantie für das einmüthige Handeln liegt in der gleichen, in der in Einem Gedanken sich vereinenden politischen Meinung aller Landesangehörigen.

Je weiter auseinander aber die Ansichten der Parteien liegen, je weniger ein dominirender Gedanke, je weniger ein wirklicher, nicht nur heuchelnd anerkannter Vereinigungspunkt vorhanden ist, ist es die Wehrform, welche eine Vereinigung in sich schaffen, aus sich heraus im Volke begründen muss; da ist es die Schule des Heeres, die jeder Bürger durchschreiten sollte, die den Grund legt zur endlichen Verständigung; es ist das Heer, das den Schutz des staatlichen Bestandes übernimmt, welcher von den im heissen Kampfe liegenden Parteien auf das Schwerste gefährdet ist.

In Oesterreich erscheint ein reines Milizsystem ganz unzulässig, fehlen doch alle Vorbedingungen zu einem solchen vollständig.

Es hiesse nicht nur die äussere, sondern ebenso die innere Sicherheit des Staates gefährden, wollte man das letzte Band zerreissen, das einheitliche Wehrwesen mit der natürlichen Heeresschule, den aufgestellten Cadres.

Es zeigt wohl von dem bedauerlichen Leichtsinn, mit dem so ernste und wichtige Fragen im Staatsleben, wie das Heerwesen, behandelt werden, dass aus den Reihen einer Partei, die gegen föderali-

stische Bestrebungen zu kämpfen behauptet, zuerst und nachdrücklichst Milizeinrichtungen verlangt, förmlich in das Actionsprogramm aufgenommen wurden.

Diese Männer haben, einem leeren Schlagworte fröhnend, übersehen, dass die Miliz vom ersten Tage ihres Bestehens an ein rein föderalistisches Institut sein müsste, ein Heer, aus so und so viel national streng gesonderten Corps bestehend.

Wo soll dann die Kraft gefunden werden, die den, durch ein Milizsystem mit Waffen unterstützten, separatistischen und destructiven Tendenzen ein Gegengewicht bieten kann?

Wo die Macht, die das Uebergreifen der einen oder der anderen Partei vermittelnd verhinderte?

Es gäbe keinen Krieg, der der Mitwirkung Aller sicher wäre, denn die Simpathien sind getheilt.

Der einheitliche Staatsgedanke ist durch das wüste Schreien ehrgeiziger Demagogen in den Hintergrund gedrängt; das gemeinsame Heer vertritt in diesem Augenblicke, beinahe allein, die österreichische Idee.

Das Heer in seiner jetzigen Gestalt würde ein Volksheer sein, wenn die allgemeine Wehrpflicht Wahrheit wäre, wenn nicht, besonders aus den besitzenden Ständen, die Umgehung dieses Gesetzes mit System getrieben würde.

So lange sich Bürger des Landes mit den unehrenhaftesten Mitteln der Verpflichtung zum Waffendienste für das eigene Land entziehen, so lange kann keine Rede davon sein, der patriotischen Begeisterung eines Volkes, das solches duldet, allein den Schutz der höchsten Interessen anzuvertrauen.

Man hat sich zwar daran gewöhnt, in Volkserhebungen unter allen Bedingungen Grosses zu sehen. Und doch sind sie so selten würdig, gross und erhaben genannt zu werden.

Seit dem Jahre 1792 ist die jetzige Erhebung in Frankreich die grösste in Europa, die bedeutendste in jeder Hinsicht. Was aber ist sie schliesslich gegen die Kraft des geordneten Invasionsheeres? Reel sind nur jene französischen Organisationen, die die provisorische Regierung als neue Heeresformationen zu Stande brachte; sie sind die einzigen, die ernste Erfolge erfochten haben und vielleicht noch zu erfechten berufen sind. [1]) Wie man diese aber mit der Bezeichnung „Milizen“ belegen kann, ist einfach unverständlich.

---

[1]) Ich schreibe dies im December 1870.

Welches Aufsehen machte man im Jahre 1863 aus dem Polenaufstande. In der Nähe besehen, wie klein, wie unmächtig, wie — jugendlich!

Man rechnet in einem europäischen Kriege, in dem Russland einbezogen wäre, viel auf die polnische Erhebung. Man wird zu spät einsehen, wie viel in diesem Lande nur Phrase ist. Aehnliches findet sich in anderen Ländern.

Solche Elemente können nicht als dazu bestimmt angesehen werden, Oesterreich durch den Sturm zu führen, der ihm bevorsteht. Den kann nur noch eine Armee siegreich durchfechten, in der das Volk selber Soldat geworden, „das Volk in Waffen", aber auch darin geübt. Man sichere der allgemeinen Wehrpflicht rücksichtslos ihre Durchführung, und das Cadreheer ist der Miliz-Idee heutiger Definition so nahe gerückt, als es mit der Aufrechthaltung der Brauchbarkeit eines solchen Heeres nur vereinbar ist.

Der Krieg ist eine eminent reale Sache. Wer das Kriegswesen von einem idealistischen Standpunkte ansieht, wer die veränderliche Volksstimmung als ernsten Factor in seinen Calcül für den Krieg nimmt, der rechnet falsch, weil dieser Factor eben veränderlich ist.

Möge man doch das vielgetäuschte Oesterreich mit dieser letzten und bittersten Täuschung verschonen!

Schulz-Bodmer sagt an einer Stelle ein schönes Wort. Freilich will er es anders angewendet wissen, aber ich glaube, dass ich diese Arbeit nicht besser schliessen kann, als mit den eigenen Worten eines gelehrten und schlagfertigen Gegners:

„Und wer in eigenster Thorheit auch sein Volk zur Thorheit fortrisse, dass es auf jede (möge mir vergönnt sein, einzuschalten, siegreiche) Nothwehr verzichten, dass es sich waffenlos jedem feindlichen Angriffe blosstellen würde, der hätte nicht für die Erhaltung des Friedens, sondern für Verewigung der Kriege gewirkt. Denn er hätte aufgemuntert zum leichtfertigen Angriff, er hätte, auf Kosten des Wohlstandes seines eigenen Volkes, Belohnungen ausgesetzt für die Räuber und Zerstörer dieses Wohlstandes."

Gedanken über praktische Ausbildung der Fusstruppen.

Von **Rudolph Birnbaum**, Oberstlieutenant des Infanterie-Regiments No. 42. [1])

Der Werth des Stoffes, für welchen ich mir erlaube, die gütige Aufmerksamkeit der hohen Versammlung in Anspruch zu nehmen, liegt in der Bedeutung, welche derselbe innerhalb des Pflichtkreises unseres Berufes einnimmt.

Es dürfte zwar kaum möglich sein, über einen Gegenstand, dessen Uebung den grössten Theil unserer Zeit in Anspruch nimmt, Neues zu bringen; auch kann es mir nicht beikommen, über denselben mehr als eine individuele Meinung aussprechen zu wollen, die vielleicht theilweise Zustimmung, vielleicht auch nur Angriffe erfährt, die aber, indem sie das Eine oder das Andere hervorruft, der Sache dient, weil ja auch das Erkennen des Irrigen zur Erkenntniss der Wahrheit führt.

Ereignisse, so grossartig und folgenschwer, dass wir in den reichen Blättern der Geschichte kaum eine nach allen Richtungen zutreffende Parallele zu denselben zu finden vermögen, spielen sich vor unseren Augen ab, und lehren lauter denn je die gewichtige Einwirkung militärischer Entscheidungen auf das Leben der Völker und Staaten.

Unwillkührlich wird der Blick von diesen gewaltigen Effecten auf die lebenden Streitmittel überhaupt hingeleitet, und mit gesteigertem Interesse verfolgen wir nicht nur die Einrichtungen derselben im Grossen, sondern wir werden mit gleich starken Impulsen an die Abschätzung der Leistungen der Glieder und an die kritische Beurtheilung der Bedingungen gemahnt, von denen sie abhängen.

So betrachtet, wird das vorliegende Bild den Blick bald auf jene bildende und formende Thätigkeit lenken, welche die unfertigen Glieder,

[1]) Vortrag vom 25. November 1870.

die dem Ganzen ununterbrochen zufliessen, zu brauchbaren Theilen umschafft, und diese zu harmonischem Zusammenwirken zu jenen Kraftäusserungen anleitet, aus denen sich die Effecte des Ganzen zusammensetzen.

Es ist die Aufgabe der Truppe, das lebende Materiale, welches der Kriegsmacht zugeführt wird, für den Kriegszweck heranzubilden und in jener Schulung zu erhalten, welche dasselbe zu einem sicher wirkenden Werkzeuge in der Hand der Führung macht.

Aber der Kreis ihrer didaktischen Pflichten schliesst hiemit nicht ab. Sie hat die weitere Aufgabe, nachdem sie das Individuum in sich aufgenommen, aus sich selbst jene Organismen herauszubilden, welche unentbehrlich sind, um ein Gefüge von so geringer natürlicher Cohäsion und so bedeutender Ausdehnung, wie sie es materiel ist, zu lenken; — sie hat sich also die, innerhalb der eigenen Sphäre nöthigen Führungselemente zu bilden, damit sich die Glieder des ganzen Körpers innerhalb ihres Kraftkreises mit Sicherheit zu bewegen vermögen.

So sind der Truppe, dieser grossartigen Bildungsanstalt, in individueler Hinsicht zwei klar erkennbare Unterrichtsziele vorgezeichnet, beide gewichtig genug, um ebensowohl unser kritisches Urtheil über dieselben, als unsere volle Thätigkeit wachzurufen.

Eine stoffliche Unterscheidung ihrer praktischen Bildungsthätigkeit lässt uns wahrnehmen, dass es innerhalb der beiden, oben angedeuteten Unterrichtsaufgaben einen technischen und einen geistigen Theil gibt, von denen der erste die Form, der letzte deren Verwendung zum Gegenstand hat.

Was die Form betrifft, so ist es selbstverständlich nicht dieselbe an sich, sondern Geist und Methode, in denen sie gelehrt und gehandhabt werden soll, welche hier besprochen werden können.

Es ist dabei allerdings nicht zu umgehen, dass einzelne Kategorien derselben speciel ins Auge gefasst werden, weil sie in dem ganzen Ausbildungsgange der Truppe von hervorragender Wichtigkeit sind und sozusagen das Gerippe desselben bilden.

Fassen wir die praktische Schulung der Truppe von ihren ersten Anfängen, also von jener des Mannes an, ins Auge, so stehen wir schon hier vor einer Frage, deren Schwierigkeiten nicht geringer sind, als deren Bedeutung.

Aus dem in der bürgerlichen Beschäftigung aufgewachsenen, durch sie oft ziemlich verbrauchten, oft sehr einseitig entwickelten jungen

Manne soll der körperlich gewandte, leistungsfähige, geistig selbstthätige Kämpfer gebildet werden, der seine Waffe dem Gegner mit dem Bewusstsein seiner Kraft und Ueberlegenheit entgegenträgt.

Man kann sagen, dass diese Forderung ein Ideal sei; — aber wer kann die Frage um das Maximum kriegerischer Leistungen beantworten, und wer wollte es eingestehen, dass er hinter dem, wenn auch idealen Maximum derselben, stehen bleiben wolle.

Denken wir uns daher immerhin einen idealen Soldaten, und lassen wir uns, wenn unser Streben, ihn heranzubilden, nicht überall von Erfolg gekrönt werden sollte, auf jenem Wege durch den Gedanken erhalten, dass ebensowohl in der sittlichen und geistigen, wie in der materielen Welt die Idee dem Bestehenden vorangehen müsse, nicht aber etwa von diesem Letzteren das Maass ihres Schrittes entlehnen dürfe.

Wir haben aber umsomehr Ursache das, was man das Ideal eines Soldaten nennen kann, in unseren Forderungen zum Vorbilde zu nehmen, als die Strenge, welche sich hierin ausdrückt, nicht nur ein Gebot des äusseren Zweckes, sondern ein hervorragendes Mittel der disciplinären Erziehung ist, und um so nothwendiger geübt werden muss, als im Allgemeinen auf eine, aus mitgebrachter Bildung und Ueberzeugung hervorgehende Unterwerfung unter das oft harte militärische Gesetz nicht gerechnet werden kann. Suchen wir aber für unser Ideal nicht irgend ein bestimmtes Muster, sondern bilden wir es, — geleitet von der Kritik seiner sittlichen, geistigen und realen Forderungen heraus, aus dem gesunden Boden der eigenen Individualität, und erinnern wir uns daran, dass die Copie der grössten Meister nie den Werth des redlich der Wahrheit zustrebenden eigenen Schaffens hat.

In praktischer Hinsicht treten in der Ausbildung des Mannes zwei Thätigkeiten als die wesentlichsten Ziele derselben hervor: die Bewegung und der Waffengebrauch. Es scheint mir damit die ganze Richtung dieses Theiles der Ausbildung bestimmt vorgezeichnet.

Alles was geeignet ist, den Körper elastisch und leistungsfähig zu machen, muss in systematischer und consequenter Weise betrieben werden.

Welche Metamorphosen und welche Steigerungen auf diesem Wege erreicht werden können, lehrt jede bessere Turnschule.

Sie lehrt aber auch den Einfluss dieser Entwicklung auf die Psyche — sie lehrt, dass die entwickelte Muskel- und Sehnenkraft im Wege der Ueberstrahlung auch potencirend auf die Kraft und Elasticität des Geistes wirkt.

Den Uebungen am Turnplatze, den gymnastischen Vorübungen für den Marsch und diesem selbst, muss ein dem Werthe dieser Uebungen entsprechendes Maass an Zeit zugewiesen werden.

Wie wichtig auch in rein praktischer Hinsicht die Ersten sind, ergibt sich, wenn man die Bedeutung ins Auge fasst, welche das Plänklergefecht heute erhalten hat, und die Forderungen, welche es an seine Träger stellt. Dem Plänkler der Neuzeit darf kein Boden ungangbar erscheinen, in dem sich der Mensch überhaupt noch bewegen kann.

Die letzten Kämpfe der k. k. Truppen in Tirol und in Dalmatien geben hierin eine Lehre und einen Maassstab.

Den Werth der Marschübungen zu betonen, wäre unstatthaft.

Es möge hier jedoch die Einfügung erlaubt sein, dass das Kriterium eines guten Marsches nicht in einer marionetenartigen Abgemessenheit in Haltung und Bewegung, — die ebensoweit von gesunder Natürlichkeit entfernt ist, als träge Nachlässigkeit hierin, — sondern vor Allem in der Leichtigkeit und Elasticität der Bewegung besteht; denn diese sind es, von denen die Leistungsfähigkeit, dieses wesentliche Ziel der Marschübung, abhängt, da jene Truppe, welche sich dem Gegner in der Marschleistung überlegen zeigt, die Herrschaft über Zeit und Raum an sich reisst.

In dieser Versammlung die Wichtigkeit der Ausbildung im Waffengebrauche erörtern zu wollen, wäre gewiss nicht statthaft.

Es kann sich also nur um die diesfälligen Methoden und Mittel handeln.

Die Praxis des Kampfes, für die allein ja der Soldat gebildet werden soll, fordert durchaus sogenannte Fangschützen, denn weder der feindliche Plänkler noch die gegnerische Abtheilung wird zu bedächtigem Zielen Zeit lassen. Auch mag im Toben des Kampfes wohl Einzelnen die Ruhe bedächtigen Zielens gegeben sein; der Masse fehlt sie gewiss.

Weiss man dies aber — und wir wissen es aus reichen Erfahrungen — so muss eine Methode aufgesucht werden, die, indem sie den Nachtheilen der Uebereilung die Spitze abbricht, auch einen positiven Erfolg verspricht.

Diese Methode kann nur die des Fangschusses sein.

Die Vorbedingung des Fangschusses ist aber eine, man kann sagen, mechanische Uebung im Anschlage bei gleichzeitigem Erfassen des Zieles, wie sie bekanntlich der Jäger regelmässig betreibt.

Dass der Schütze dabei die Zieleinrichtung seines Gewehres kennen müsse, ist wohl selbstverständlich.

Aber so wichtig ist jene Uebung und die an sie sich schliessende Uebung im Abzuge, dass man wohl sagen kann, dass alle theoretische Vorbereitung zum Schiessen werthlos bleibt, wenn jene Fertigkeiten mangeln.

Es ist daher gewiss gerechtfertigt, wenn für dieselben, gleichwie dies für die Körper- und Gelenkübungen gefordert ist, täglich eine bestimmte Zeit in Anspruch genommen wird.

Erst wenn der Mann durch diese Uebungen mechanisch im Gebrauche des Gewehres als Schiesswaffe vorgebildet ist, wenn er durch eine entsprechende Uebung mit dem Zimmergewehre die Scheu vor dem Momente des Abzuges abgelegt hat, soll er den Schiessplatz betreten.

Die angedeuteten Vorübungen werden sich hier gewiss als nutzbringende Anlage ergeben, und es wird sich das kostspielige Instructionsmittel der Munition in ausgedehnterem Maasse, als dies im anderen Falle möglich ist, auf die höheren Kategorien der Schiessübung verwenden lassen.

Der hervorragende Einfluss, welchen die Sicherheit im Gebrauche der Schusswaffe auf die Entscheidungen des Kampfes übt, berechtiget hier auch, die diesfalls erreichbare Durchschnittsleistung und die Vorbedingungen dazu ins Auge zu fassen.

Man kann in dieser Hinsicht wohl sagen, dass, die Schweiz ausgenommen, kein Staat Europas einen so werthvollen Fond für das Schiesswesen habe als Oesterreich.

Vom Ortler bis hinab zu den transylvanischen Alpen leben Hunderttausende von Männern, die — sei berechtigt oder unberechtigt, das edle Waidwerk üben; und wenn auch heute noch der Bewohner des karpatischen Waldgebirges den Bären, statt mit dem Rohre nur mit dem Kanass in der Hand entgegengeht, so haben doch alle diese Männer das scharfe Auge, das kalte Blut und die ruhige feste Hand des Jägers und, herangewachsen in einer Umgebung, die eben so grossartig in ihren Schönheiten als in ihren Naturerscheinungen ist, sind es gestählte Körper und Herzen voll Kraft und Muth, die wir hier finden und die geeigneter für den Beruf des Soldaten und Schützen wohl nicht leicht wo getroffen werden können.

Würde dem Schützenwesen, ähnlich wie in Tirol, auch in den anderen Ländern eine Basis geschaffen und der Anschluss dieser Institutionen an die zahlreichen, schon vorhandenen bürgerlichen Schiessstätten gesucht, so könnte man wohl mit gutem Grunde sagen, dass die k. k. Armee ihre kommenden Schlachten mit einer Schützenschaar auszufech-

ten vermöchte, die jeden Vergleich mit den Mitteln Anderer siegreich bestehen muss.

Haben wir so die Leistungsfähigkeit des jungen Soldaten entsprechend entwickelt und denselben im Gebrauche der Waffe genügend geübt, so tritt er in eine neue Phase, in die geregelte Verbindung mit seinen Kameraden ein; ein Verhältniss, das für ihn hiefür nicht nur eine Schule der Vervollkommnung bildet, sondern wesentlich eine fortgesetzte Anwendungslehre ist.

Obzwar also das Individuum auch in diesem Verhältnisse der selbstthätige Träger der Kraft bleibt, geht dasselbe doch sozusagen in der Form auf.

Stände diese Unterordnung der Individualität im Widerspruche mit der logischen Forderung der kriegerischen Thätigkeit im Allgemeinen, speciel aber des Kampfes, die vorhandene Kraft zum vollen Ausdrucke zu bringen, so müsste man die taktischen Formen als einen, lediglich einer bestehenden Aeusserlichkeit dienenden, aber in der Richtung des allgemeinen Kraftwerthes schädlichen Zwang ansehen, und sie demgemäss möglichst rach über Bord werfen.

Allein wir wissen, dass jene Formen, weit davon entfernt, ein Element der Schwächung zu sein, vielmehr ein allgemein nothwendiges Gesetz sind, darauf berechnet, die individuelen Kräfte der herrschenden Kampfweise entsprechend, nach Zeit und Richtung einheitlich und in dem Sinne zu lenken, ihnen den möglichst vortheilhaftesten Ausdruck zu geben.

Sobald dies anerkannt ist, muss die Form innerhalb des Bildungsganges der Truppen nicht nur im materielen, sondern auch im geistigen Sinne, einen bevorzugten Platz erhalten, sie muss jenes Ansehen geniessen, zu welchem sie ihre Bedeutung berechtiget.

Selbst disciplinirend, ist eine correcte Form gleichzeitig der Ausdruck der erworbenen Schulung und Disciplin.

Sie wird dort am höchsten stehen und am dauerndsten behauptet werden, wo sie von dem Verständnisse ihrer Ziele und ihres Werthes getragen, wo die Ueberzeugung gross gezogen wird, dass die Form mehr als eine der Autorität gebrachte äussere Huldigung, dass sie ein Postulat des Erfolges ist, das um so höhere Beachtung fordert, als selten irgendwo die Logik der Thatsachen so rasch und entschieden auftritt, als in den ernsten Acten der kriegerischen Thätigkeit, die keine Licenzen, sondern im besten Falle opfervolle Correcturen gestatten, und in denen jeder Unterlassung oder Schwäche die Consequenzen unmittelbar am Fusse folgen.

Aber wenn der Form überhaupt, unter allen Verhältnissen, die Bedeutung eines Principes beigelegt werden soll, so schliesst dies nicht aus, dass einzelne Kategorien derselben besonders hervorgehoben, besonders gepflegt werden.

Es können dies, nach der Natur der Sache, wieder nur die auf die Bewegung und die Waffenwirkung berechneten Formen sein.

So wie bei dem einzelnen Soldaten die möglichst höchste Leistungsfähigkeit in der Bewegung und die möglichst grösste Sicherheit im Gebrauche der Waffe als die hervorragendsten Ziele seiner praktischen Ausbildung erscheinen, eben so müssen aus Gründen, deren Erörterung hier nicht am Platze wäre, hinsichtlich der Truppe streng geordnet durchgeführte, raumgreifende, über die Schwierigkeiten des Bodens leicht hinwegschreitende Marschleistungen, dann die Formen des geschlossenen Feuergefechts, die wesentlichsten Objecte ihrer technischen Schulung sein.

Der ebene Exercirplatz ist nicht die Schule für wirklich reele Marschleistungen.

Seine Erfolge genügen der modernen Taktik nicht, und er soll demnach nur der Formenlehre dienen, für die nicht mehr Zeit beansprucht werden darf, als zu ihrer allgemeinen Kenntniss nöthig ist.

Weit besser, wenn auch nicht so leicht und nicht in so bestechender Form wie am Exercirplatze, bildet sich auch die reine Technik im Terrain selbst und hier, mit der Uebung in der Terrainbenutzung verbunden, werden beide der Truppe bald einen seltenen Grad von Evolutions- und Manövrirfähigkeit verleihen.

In untrennbarer Abhängigkeit von der Ausbildung der Truppe in der Bewegung und Evolutionsfähigkeit steht auch die Präcision der geschlossenen Formen des Feuergefechtes, in welchem, wie wir wissen, selbst Secunden von Werth sind.

Ein nicht minder wichtiges Moment dieser Uebung ist die Feuerdisciplin, und die absolute Unterwerfung einer geschlossenen Truppe unter das Commando scheint mir in dieser Hinsicht um so nothwendiger, als die Frage um die Zeit und die Intensität des Feuers streng taktischer Natur ist, und unbedingt nur von der Führung beantwortet werden kann.

Ist der Mann im Fangschusse ausgebildet, so wird die commandirte Salve viel von der Unsicherheit verlieren, welche dieser Art des Abtheilungsfeuers anklebt; wobei ich unerörtert lasse, ob Dechargen

bei denen die Abgabe des Schusses nicht commandirt wird, verlässlicher sind.

Der Uebergang von der Technik zur Anwendung bildet die letzte Stufe der praktischen Ausbildung der Truppe. Die Form erscheint in dieser Phase des Unterrichtes nur als Mittel, und der letzte richtet sich nunmehr darauf, durch eine richtige Combination der Form mit den sonstigen Verhältnissen, dieselbe im Sinne einer bestimmten Aufgabe zu verwerthen.

Der Anwendungs-Unterricht zerfällt im Grossen bekanntlich in zwei Kategorien: den unter den allgemeinen Begriff des Felddienstes fallenden Sicherheits- und Aufklärungsdienst, dann in Gefechtsübungen.

Der stehende Sicherheitsdienst, durch positive Vorschriften geregelt, und ein einfaches Ziel, die Abschliessung einer bestimmten Terrainstrecke, verfolgend, wird immer eine mehr der reinen Form sich zuneigende Richtung haben, und nur der Uebergang aus dem beobachtenden in das Gefechtsverhältniss hat Varianten, die ins Auge gefasst und geübt werden wollen.

Anders ist dies hinsichtlich des Patrullendienstes. Hier ist ein geistiger Erfolg des Unterrichtes nur dann zu erwarten, wenn Mannschaft und Führer nach und nach in die verschiedenen Lagen versetzt werden, welche sich entwickeln, wenn die eigenen Absichten mit den verschiedenen möglichen Haltungen des Gegners und dem nach beiden Seiten hin wirkenden Einfluss des Bodens combinirt werden; denn nur wenn diese Factoren den zu Unterrichtenden bei jedem Schritt vor Augen geführt werden, vermag man ein richtiges Urtheil über die bestehende Situation und über die derselben entsprechende Haltung heranzubilden.

Es ist bekannt, dass den Anfänger eine gewisse Neigung zu einem Formalismus, welcher auf die Sicherung der Patrulle gerichtet ist, mehr in Anspruch nimmt, als der geistige Theil der Aufgabe und die Bedingungen, sie zu erfüllen. Die bestehenden Vorschriften über den Patrullen-Dienst sind so klar und eingehend, dass es an der Hand derselben ein Leichtes ist, jene Neigung zu bekämpfen, und den zu Unterrichtenden zu belehren, dass das, was unter militärischer Sicherheit verstanden wird, und was speciel in seiner Lage darunter verstanden werden kann, nicht dadurch gewährleistet wird, dass er seinen Trupp in bestimmte Formen zwängt, sondern dadurch, dass er diesen auf die geistigen Momente seiner Aufgabe hinleite.

Ich glaube, dass in dieser, so wie überhaupt in Hinsicht des all-

gemeinen militärischen Urtheiles, Besprechungen über diese Stoffe im Terrain selbst — blosse Instructions-Promenaden — von besonderem Nutzen sein würden.

Die physisch meist ziemlich angreifenden Uebungen der betreffenden Aufgaben allein führen da kaum zum Ziele. wo es sich in erster Linie um die eingehende Beurtheilung und das Verständniss verhältnissmässig grosser Räume handelt.

In jenen Uebungen wird die Zeit bekanntlich durch die, wenn auch noch so sorgfältig eingeleitete, aber doch immer von dem Urtheile und Geschick der Ausführenden abhängige praktische Lösung einer Aufgabe consumirt, zu deren Discussion, diesem mindestens gleichberechtigten Theile des Unterrichtes, kaum Raum bleibt.

Man kann also wohl sagen, dass Instructions-Promenaden, wie sie früher gedacht wurden, nicht werthlos wären, vielmehr die auf sie verwendete Zeit sehr nutzbringend angelegt sein würde.

Die bedeutendste und schwierigste Aufgabe des Anwendungsunterrichtes ist die Ausbildung der Truppe für das Gefecht.

Es ist nothwendig ebensowohl den Umfang als die Methode dieses Unterrichtes zu erörtern.

Die Truppe soll einfach darin geschult werden, taktische Aufgaben correct zu lösen. Conceptionen. welche, über diese Grenze hinausgehend, die Functionen der höheren Führung und nicht die Gefechtstaktik an sich im Auge haben, sind nicht Gegenstand der Truppenschulung.

Es ist unbedingt nothwendig, diese Grenze festzuhalten, da sonst der Unterricht leicht eine Richtung einschlägt, welche von den eigentlichen praktischen Zielen der Uebung ablenkt, und zu einer vollkommen irrigen Vorstellung der Wirklichkeit führt.

Um jedoch die Uebung innerhalb jener Grenzen zu halten, ist es erforderlich, die Aufgabe derart zu stellen, dass ihre Lösung nur durch die Mittel der Gefechtstaktik erfolgen könne.

Ein Blick auf die Lagen, in denen eine Truppe gezwungen werden kann in ein Gefecht einzutreten, wird ergeben, dass jene Einengung der Aufgabe keine Schwierigkeit habe.

Denkt man sich beispielsweise die betreffende Truppe in weiterem Verbande mit anderen Truppen, also vielleicht in dem Verhältnisse einer Vor-, Nach-, Seitenhut, einer Verbindungs-Colonne u. s. w., so wird ihr eine bestimmte Bewegungslinie vorgezeichnet sein, deren Beherrschung also das Wesentliche ihrer Aufgabe und der Art ihrer Lösung bildet.

Ein Abweichen von jener Linie, durch das die taktische Herrschaft über dieselbe in Frage gestellt werden könnte, Umgehungs-Manöver, durch welche die locale Vertheidigung geschwächt und die Gefahr einer Trennung herbeigeführt würde, verbieten sich in der erwähnten Lage ganz von selbst.

Es genügt also zur Abgrenzung des Gefechtsfeldes vollkommen, wenn den Abtheilungen, welche einander unter dem angegebenen Verhältnisse gegenübergestellt werden sollen, die Ausgangspunkte und die Richtung der Bewegung vorgezeichnet werden.

Die angedeutete Annahme empfiehlt sich aber auch als Uebungsmotiv überhaupt, weil sie in Wirklichkeit vielfach eintritt und in der Durchführung eine ganze Serie der instructivsten taktischen Momente vor Augen führt.

Eine zweite Annahme wäre die eines anderen Verbandes der zu unternehmenden Truppe, beispielsweise als Theil einer grösseren Gefechtslinie.

Die allgemeine Disposition wird in einem solchen Falle die Kampfobjecte und die Mittel bezeichnet haben, welche auf dieselben verwendet werden sollen, ebenso wie den verschiedenen Theilen der Gefechtslinie ihre generelle Haltung, d. h. die Art und die Zeit des Eingreifens in den Kampf vorgeschrieben sein. Es ergeben sich hierdurch nicht nur bestimmte Grenzen für die zu unternehmende Truppe, sondern es wird auch die Vorstellung erweckt, dass das Gefecht als Gesammthandlung aus mehreren in der Zeit übereinstimmenden nebeneinander liegenden Theilgefechten besteht, aus deren Resultaten sich der Gesammterfolg zusammensetzt, eine Vorstellung, welche die Auffassung der eigenen Aufgabe und der zu ihrer Lösung geeigneten Mittel wesentlich unterstützt. Durch das Theilgefecht wird der Kampf um bestimmte Oertlichkeiten in den Unterricht eingeführt.

Es kann sich hier nicht um Erörterungen über den gegenseitigen Werth der taktischen Offensive und Defensive handeln.

Die eine und die andere Haltung muss als gegeben angesehen werden und man wird sich dieser Annahme um so leichter anschliessen können, als uns ein Blick auf jedes Kampffeld zeigt, dass es innerhalb desselben Punkte gibt, um welche beide Theile ringen werden, sei es, dass ihr Besitz für die Herrschaft im Kampffelde überhaupt entscheidend wäre, oder dass sie nothwendige Stützpunkte für [illegible] Theile der Kraft bilden.

Die Höhe, der Wald, das Dorf, die einzelne Baulichkeit sind die Brennpunkte des Terrains, welche ebensowohl durch ihren taktischen

Werth, als durch die Besonderheit der taktischen Form, die ihre Behauptung oder Besitzergreifung fordert, aus den sonstigen Terraingestaltungen und Gegenständen hervortreten, und daher zu Objecten specieler — stets jedoch aus einem bestimmten kriegerischen Verhältnisse abgeleiteter — Uebungen gewählt werden müssen.

Die Gefechtsübungen der Truppe haben zwei Stufen, wovon die erste zum Ziele hat, die einzelnen Plänklergruppen innerhalb ihrer eigenen Wirkungssphäre für die verschiedenen Lagen, in welche sie durch den Gang des Gefechtes geführt werden können, vorzubilden; während die zweite das Gefecht combinirter Kräfte überhaupt und die damit in untrennbarem Zusammenhange stehende Combination der Formen zum Gegenstande hat.

Es liesse sich hinsichtlich der erstgenannten Uebungen vielleicht sagen, dass sie eigentlich technischer Natur seien, da sie nur den Zweck haben, den untersten taktischen Organismen die besondere Form des zerstreuten Gefechtes zu lehren.

Ich glaube jedoch, dass eine Fechtart, welche die, wenn auch beschränkte Emancipation des Individuums von positiven Formen und sein selbstständiges Eingreifen in die Handlung zum Grundgedanken hat, sich, wenn man diesen Gedanken unverkümmert erhalten und pflegen will, nicht unter jene Kategorie von Uebungen subsumiren lässt, die nach Ziel und Aeusserlichkeit rein technischer Natur sind.

Ueber die Bedeutung des zerstreuten Gefechtes kann heute wohl kein Zweifel mehr bestehen.

Die Wirkung der herrschenden Waffe verlangt gebieterisch, auch in den Detailkämpfen die Entscheidungen dahin zu verlegen, wo der Einfluss des Bodens der eigenen Kraft die Superiorität über jene des Gegners sichert.

Die locale numerische Ueberlegenheit allein ist heute keineswegs eine Garantie des Sieges, ja unter Umständen nicht einmal eine Garantie des Gleichgewichtes.

Es muss daher das Streben in den Vordergrund treten, den Kampf — ausser den Momenten der Entscheidung — mit den möglichst geringsten Kräften zu führen.

Aus diesem Charakter des heutigen Kampfes folgt einerseits das Gewicht des zerstreuten Gefechtes, aber ebenso auch sein enger Zusammenhang mit, und seine Abhängigkeit von dem durch die geschlossene Ordnung repräsentirten Massenkampf. Dass die Gefechtsübungen der Truppe — bei denen es so wesentlich ist, die continuirliche Einwirkung der Feuerwaffe auf die Kampfart und die Kampfstellung vor Augen zu

führen — gleich den Uebungen im Felddienste, bei denen die Verschiedenheit der Absichten die ganze Haltung bestimmt, nothwendig mit Gegenseitigkeit stattfinden müssen, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, dass in all' diesen Lagen der Werth jedes Schrittes des einen Theiles durch die Gegenwirkung bestimmt wird, welche das Verhalten des anderen Theiles ausübt, und es also um die Wahrheit der Verhältnisse zu demonstriren nöthig ist, jenen Gegendruck darzustellen.

Die möglichst vortheilhafte Verwerthung der vorhandenen Gewehre — bei thunlichster Schonung der eigenen Kraft — bildet die Lehre des vorbereitenden Unterrichtes im zerstreuten Gefecht. Man kann sagen, dass es seine Aufgabe ist, den zu Unterweisenden die in einer bestimmten Richtung erreichbaren Kraftwerthe vor Augen zu führen.

Er endet daher auch in ein und demselben Abschnitte dann, wenn beiderseits das Maximum der Kraftäusserung erreicht wurde, und also entweder ein stehendes Gefecht, oder der Rückzug des einen Theiles eintreten muss.

Schon hier muss also darnach gestrebt werden, dem zu unterrichtenden Trupp die Niederwerfung des Gegners durch überlegene Kraftäusserungen als das materiele Ziel des Kampfes hinzustellen; denn es ist klar, dass nur auf diese Weise jener Geist der Activität geweckt wird, der unausgesetzt die Bedingungen positiver Erfolge anstrebt, und ohne welchen an einen Sieg nicht gedacht werden kann.

Da aber im Kampfe mit der Feuerwaffe der Erfolg jeder Kraftäusserung und also auch die Summe derselben von dem Einflusse des Bodens abhängt, so ist es nothwendig auf eine solche Wahl des Uebungsterrains und eine solche Stärke der gegenseitigen Uebungspartien bedacht zu sein, welche die Ueberlegenheit des einen oder des anderen Theiles, endlich auch wohl das Gleichgewicht zwischen denselben in der allgemeinen Ueberzeugung zu begründen vermögen.

Ein wichtiges Moment des Unterrichtes im zerstreuten Gefecht bildet die Heranziehung der Feuerdisciplin, denn Alles wirkt hier zusammen, sie den Soldaten vergessen zu lassen. Es wäre daher eine Täuschung, sie dort zu erwarten, wo eine zugleich auf den Verstand und den Gehorsam berechnete Schule fehlt, und es ist die Forderung daher wohl gerechtfertigt, derselben jene Aufmerksamkeit und jenen Ernst zu widmen, welche ebensowohl die Schwierigkeit ihrer Verbreitung und Befestigung, als ihre Bedeutung erheischen.

Ein Blick auf das Plänklergefecht zeigt, dass dem Begriffe der Feuerdisciplin jedoch sehr leicht eine Ausdehnung gegeben werden

kann, welche im Widerspruche mit der Idee steht, die jener Fechtart zu Grunde liegt.

Es ist diese Idee darauf gerichtet, sich durch eine gewisse Emancipation des Individuums von dem directen Befehle, mit möglichst geringen Mitteln die Vortheile des Augenblickes und der Oertlichkeit zu Nutze zu machen.

Beschränkt ist dieser Gedanke dadurch, dass diese Form, wie bereits gesagt, immer nur eine unterstützende sein kann, und dass sie also dem allgemeinen taktischen Plane untergeordnet bleiben müsse.

Die auf die Erhaltung der Feuerdisciplin gerichtete Thätigkeit wird demnach im Plänklergefechte theils eine controlirende, theils eine imperativ eingreifende sein müssen; die Erste darauf gerichtet, dass das Feuer nicht objectlos verschwendet werde; die Zweite — taktischer Natur — dahin gehend, den Beginn, das Aufhören und das Schwellen des Feuers bis zur Maximalschnelligkeit zu bestimmen.

Die Gefechtsübungen combinirter Kräfte, seien dies nun solche mehrerer Schützengruppen, oder mehrerer durch ihre taktische Organisation zu selbstständiger Thätigkeit befähigter Abtheilungen, haben nicht mehr die Waffenwirkung der einzelnen Individualitäten an sich zum Gegenstande.

Es stellen diese Individualitäten dabei vielmehr bestimmte Kraftwerthe dar, und es sind die Richtung, welche sie zu nehmen, die Art ihres Auftretens, d. i. ihre offensive oder defensive Haltung in den verschiedenen Phasen des Gefechtes, also: die Vertheilung und das Zusammenwirken der Kraft, die Zulässigkeit und Zweckmässigkeit einer und der anderen Kampfart und elementar-taktischen Form, endlich das Ineinandergreifen dieser Formen, kurz das ganze Gebiet der intellectuelen und materielen Gefechtsführung die Momente, welche der Unterricht ins Auge zu fassen hat.

Es kann hier nicht die Rede davon sein, die Grundsätze zu erörtern, welche die Theorie in all' diesen Richtungen aufgestellt und die Erfahrung begründet hat, denn dieselben gehören der Lehre der Taktik an; es muss aber hervorgehoben werden, dass jene Momente den geistigen und praktischen Stoff des Unterrichtes combinirter Kräfte im Gefechte bilden, und dieser nur dann zu einer fruchtbringenden Lehre, sowohl für die zur Führung berufenen, als die derselben unterworfenen Individuen werden kann, wenn jene Momente in jeder einzelnen Phase der Uebung hervorgehoben, und die Anwendung der bezüglichen theoretischen und Erfahrungssätze unter genauer Würdigung der Verhältnisse erörtert werden.

So wichtig es hiebei ist, denjenigen dieser Momente, welche ihrem Wesen nach vorwiegend der Gefechtstechnik angehören, die ihnen zukommende Stellung innerhalb der praktischen Uebungen zu wahren, um dahin zu gelangen, dass die Truppe, in dieser Richtung vollkommen ausgebildet, in den Verband der höheren taktischen Ordnungen einzutreten, oder aber eine ihren Kräften entsprechende selbstständige Aufgabe mit Sicherheit zu lösen vermag, so könnten jene Uebungen sich doch nie über die Stufe einer rein elementaren Schulung erheben, wenn denselben nicht durch die Annahme einer, dem kriegerischen Verhältnisse entnommenen Situation eine geistige Unterlage gegeben würde, ja es wäre zu besorgen, dass der Unterricht, ohne eine solche die Wahrheit der Verhältnisse demonstrirende Annahme, sogar zu jener gefährlichen Gattung Formalismus führen würde, welche vergessend, dass die Gefechtsführung eine Kunst und nicht etwa eine Wissenschaft sei, dem Wahne entspringt, die lebensvollen Situationen der Wirklichkeit mit einigen Formeln beherrschen zu können.

Die Form hat nun, wie dies bereits gesagt wurde, als disciplinäres und mechanisches Kraftmoment in allen kriegerischen Thätigkeiten das Recht eines Principes, und jene elementaren Gestaltungen, durch welche diese Tendenzen der Form zum Ausdrucke gebracht werden, müssen demnach unter allen Verhältnissen aufrecht erhalten werden.

Aber wie die Theile einer Maschine sich auf sehr einfache Linien zurückführen lassen, die ihre Bedeutung erst durch ihre gegenseitige Combination erhalten, und wie diese Combinationen je nach den Richtungen, nach welchen die resultirende Kraft hingeleitet wird, und den Effecten, die sie an ein und der anderen Stelle vollziehen soll — zahlreich und vielgestaltig sind — ebenso sind es der taktischen Grundformen wenige, die Combinationen derselben in der Anwendung aber ebenso vielgestaltig, als dies die Verhältnisse sein können, unter denen sie zur Geltung gebracht werden sollen.

Wenn schon diese Verschiedenheit der Verhältnisse den Gedanken ausschliesst, das technisch-disciplinäre Princip der Form im Kampfe combinirter Kräfte über die Grenze der herrschenden taktischen Grundsätze und der höheren Grundformen auszudehnen, und dasselbe in die Combinationen und in die Art der Verwendung dieser Formen, also in das Gebiet der Gefechtsführung, hineinzutragen, so tritt einem solchen Gedanken noch der Umstand entgegen, dass von den Verhältnissen, welche ja nach beiden Seiten hin ihre Wirkung äussern müssen, jedem Theile nur die eigene Kraft und Absicht, vom Boden, diesem einfluss-

reichen Factor, gewöhnlich nur die grossen Lineamente, vom Feinde nur sehr Allgemeines bekannt sind.

Zu einer Zeit, wo die Präponderanz der Nahwaffe das Gefecht in die Ebene führte, wo die constante Gleichartigkeit der Verhältnisse der Gleichartigkeit der Form ein unbestreitbares Recht verlieh und wo man den Kampf durch einen einzigen gewaltigen Schlag zu beenden suchte, reichten gewisse Normalformen auch in der Anwendung aus, ja waren sogar die einzig möglichen.

Aber der Charakter des heutigen Kampfes ist weit entfernt von dem jener Zeiten; — das Verbergen und Zurückhalten von Kräften — die Kämpfe von Minoritäten gegen Ueberzahl sind taktische Mittel, die heute in jedem, also auch im Kampfe um bestimmte vor Augen liegende Objecte angewendet und Tag für Tag mehr ausgebildet werden.

Solchen Verhältnissen gegenüber können nur gleiche Mittel wirksam sein, nicht aber das Princip der Stabilität der Form, das ein einziger nicht vorhergesehener Schlag des Gegners unmöglich machen muss, oder doch kann, da, wie wir gesehen haben, die realen Prämissen fehlen, welche demselben Berechtigung verleihen könnten.

Aus dem Gesagten folgt, dass die Leitung des Unterrichtes nicht nur bestrebt sein müsse, alle jene Lagen aufzusuchen, welche zum Gefechte führen, sondern auch innerhalb desselben die Verschiedenheiten zu demonstriren, welche aus der Verschiedenheit der beiderseitigen Absichten und Mittel entstehen.

Die Wahl der Aufgaben muss also derart getroffen werden, dass sie diese Verschiedenheit der Gefechtslagen und Gefechtszwecke klar ausdrücken; — aber es müssen dabei auch die Mittel, und zwar ebensowohl die lebenden, als die durch den Boden gebotenen derart gewählt werden, dass nicht etwa die eine oder die andere Haltung von Haus aus zur Absurdität wird; denn Acte verzweifelter kriegerischer Anstrengungen sind nicht Gegenstand des Unterrichtes.

Wer beispielsweise dem Angriff Mittel in die Hand gibt, welche dem Gegner die Vertheidigung augenscheinlich unmöglich machen, lehrt gewiss nicht angreifen, ebensowenig aber auch vertheidigen. Angriff und Vertheidigung sollen überhaupt nicht als Formen von verschiedenem taktischen Werth, sondern als Ausfluss einer bestimmten kriegerischen Lage, und als ebenbürtiges, nur mit anderen Factoren rechnendes taktisches Mittel hingestellt werden, da man sonst unzweifelhaft die Superiorität der einen oder der anderen Form lehrt, und also die eine oder andere geistig discreditirt.

Es bleibt demnach auch von der höchsten Wichtigkeit für den geistigen Erfolg der Uebung, dass in jedem einzelnen Gefechtsabschnitte die Factoren der Entscheidung klar gelegt werden, ja es bildet diese Discussion der Verhältnisse den intellectuelen Kern des Unterrichtes. Es wird sich dadurch bei allen zur Führung Berufenen das Urtheil über die verschiedenen zur Entscheidung beitragenden Kraftwerthe, also auch jenes über den Werth und die Anwendbarkeit der einen und der anderen Form entwickeln, ein Urtheil, dessen Ausbildung zu den hervorragenden Aufgaben der praktischen Uebungen gehört.

Welches Stadium des Unterrichtes wir also ins Auge fassen, so sehen wir, dass dieser nur dann raschen und bleibenden Erfolg haben kann, wenn der an sich durchaus realistische, ja vielfach rein mechanische Stoff durchgeistigt wird.

Das Verständniss des Zweckes ist nicht allein das wirksamste Hilfsmittel des Erlernens, es ist auch die beste Garantie des Behaltens und einer richtigen Anwendung, so wie ein Grundpfeiler der disciplinären Achtung der Form.

Das was man militärischen Appell nennt — dieser äussere Ausdruck elastischer Geistes- und Körperkraft und stets bereiten Gehorsams, wird am ausgebildetsten dort zu finden sein, wo die Form durch das Verständniss getragen wird.

Wurzelt die Bildung der Truppe in solchem Boden, so wird sich diese auch in den ernstesten, opfervollsten Lagen unseres Standes bewähren; denn mit der geistigen Cultur veredelt sich auch das Gemüth und erhält es jene der Ueberzeugung entstammende Kraft der Hingebung, die zu Grossem befähigt.

Dort aber, wo solche Kräfte entwickelt wurden, wird das hohe Ziel, auf das unsere Pflichten gerichtet sind, die Glieder nicht minder wie das Ganze erheben: sie werden nicht nur die Ehre des Banners, dem sie folgen, zu behaupten — sie werden auch den Sieg an dasselbe zu fesseln wissen.

Ueber allgemeine Bildung.

Von **M. A. Becker.** [1])

Die schwankende Bedeutung des Ausdrucks: „Allgemeine Bildung“, den ich zum Schlagwort für meine Betrachtung gewählt habe, erfordert zunächst ein genaues Präcisiren des Begriffes, selbst für den Fall, als meine Ansicht auf allgemeine Giltigkeit nicht Anspruch machen dürfte. Denn nur aus meiner Auffassung lassen sich die Folgerungen ziehen, die ich im Verlauf meines Thema's ziehen will, und nur mit Bezug auf jene Ansicht, die ich mir gebildet habe, kann jenen Voraussetzungen, die ich bezeichnen werde, eine Berechtigung eingeräumt werden.

Man versteht unter allgemeiner Bildung einmal die niedere oder Elementarbildung und stellt ihr die höhere Bildung entgegen; ein anderesmal eine umfassende, aber nur die Oberfläche der Disciplinen abschöpfende Bildung und stellt ihr die sich vertiefende Fachbildung entgegen.

Von einer dritten Erklärung des Begriffs, die etwa das Wort „allgemein“ auf alle Disciplinen oder wenigstens auf viele bezöge, kann ich bei der Kürze des Erdenlebens gegenüber der Masse des Wissens und bei der verbrieften Wahrheit des Satzes, dass kein Mensch im Leben auslernt, füglich absehen.

Nun liegen allerdings in beiden angeführten Erklärungen Elemente für die Auffassung dessen, was ich unter allgemeiner Bildung verstehe und Ihnen näher legen möchte; aber diese Elemente genügen nicht zur klaren Bezeichnung des Begriffes.

Auch mir steht die höhere Bildung, insoferne sie die Disciplinen vom höheren Standpunkte fasst und folglich einen grösseren geistigen Gesichtskreis bedingt, der allgemeinen Bildung entgegen; aber die

[1]) Vortrag vom 11. November 1870.

Elementarkenntnisse genügen mir für dieselbe nur insofern, als sie fest genug begründet und mit zulänglichem Interesse angelegt sind, um den Antrieb zur Fortbildung nach jeder Seite lebendig zu erhalten.

Auch ich stelle die Fachbildung, insofern sie die Vertiefung des Geistes einem besonderen Fache zuwendet, der allgemeinen Bildung entgegen. Allein damit will ich dieser weder zumuthen, dass sie sich auf *viele* Fächer ausdehne, noch sie unter allen Umständen darauf beschränkt wissen, dass sie blos von der Oberfläche der Disciplinen schöpfe.

Die Elementarbildung aber, insofern man sie allgemeine Bildung nennt, muss schon darum ausser dem Bereiche meiner Betrachtung bleiben, weil sie eine Bildung ist, die in der Regel Niemand sich selbst gibt, sondern die einem Jeden, in der besten Absicht, octroyirt wird, in einem Alter und bei einem Zustande der Geistesentwicklung, wo das Bestimmtwerden durch Andere noch seine volle Berechtigung hat.

Und der Gegensatz zwischen Fachbildung, d. h. Vertiefung in ein besonderes Fach des Wissens und allgemeiner Bildung, *wie ich sie meine*, lässt sich, wiewohl er besteht, nach den heutigen Forderungen der Bildung so wenig hervorheben, dass ein Gelehrter und Fachmann, je mehr allgemeine Bildung er neben dem Fachwissen besitzt, desto mehr Anwerth in der Gesellschaft findet, und je weniger er davon besitzt, desto leichter dem Rufe und der Isolirung eines Sonderlings verfällt.

Die Gesellschaft ist ein mächtiger Factor in den Verhältnissen, die den Menschen zur Bildung drängen, und regelt auch seine Bildung mehr, als wir nach oberflächlicher Wahrnehmung glauben wollen.

Ist die Elementarbildung durch die *Nothwendigkeit* bedingt, für die Cultur des Geistes das unentbehrliche Rüstzeug zu erlangen, und ein Product dieser Nothwendigkeit, und ist die Fachbildung von der *freien Selbstbestimmung* bedingt, die sich mit vorwiegender Neigung nach einer gewissen Seite hinwendet und ein Product dieser Selbstbestimmung, so wird man wohl auch eine Bildung annehmen können, bei welcher die *Gesellschaft*, der gesellige Kreis, in welchem sich Jemand bewegt oder für den er sich eignen will, das bewegende Princip bildet, so dass diese Bildung *um der Gesellschaft willen* gesucht wird und umgekehrt wieder die Gesellschaft auf die Mittel zur Bildung einen maassgebenden Einfluss übt.

Je weiter Sie, meine geehrten Herren, diesen Gedanken verfolgen, desto mehr werden Sie überzeugt werden, dass es eine solche Bildung gibt, eine Art Bildung, die gleich verschieden von der Elemen-

tar- wie von der Fachbildung, doch in nächster Beziehung mit beiden, das gesellige Leben zu ihrem Angriffspunkt nimmt, in diesem sich bewegt, für dieses sich regelt, aus demselben ihre Anschauungen der verschiedensten Art holt und sie, zum Wissen und Können verarbeitet, wieder in dasselbe hineinträgt.

Und da jeder gesellige Kreis eine Welt im Kleinen darstellt und der Anschluss an die Gesellschaft ein allgemeines Postulat für den Menschen ist, so geht der Sprachgebrauch nach meiner Ansicht nicht fehl, wenn er die Bildung für das gesellige Leben, selbst wo sie nicht umfassend wäre, die allgemeine oder Weltbildung nennt.

Von dieser wird im Folgenden die Rede sein. Die Gelegenheit, ihrer Beziehung zur Elementarbildung wie zur Fachbildung gerecht zu werden, wird sich im Verlaufe leicht ergeben.

Vor allem lassen Sie uns die allgemeine Bildung nach zwei Seiten näher bezeichnen, einmal als eine Bildung, die allerdings den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, seine Leibes- und Geisteskräfte im Allgemeinen entwickelt bis zu dem Punkt, wo sie ihn befähigen, in der socialen Stellung, die ihm angewiesen ist, auf seinem Platz zu stehen; nach der anderen Seite als jenes Maass von Kenntnissen und Fertigkeiten, welches dem Bedürfnisse der socialen Bethätigung entspricht, je nach dem Kreise, in welchem der Mensch sich bewegt.

Nach beiden Seiten hin wird sie mit wenig Ausnahmen eine unbestimmte Reihe von Disciplinen in sich fassen, mehr oder weniger, je nachdem der sociale Kreis, worin der Mensch sich bewegt, ein weiterer oder engerer, sein geistiger Horizont ein grösserer oder kleinerer, sein Antrieb zur geselligen Bethätigung ein mehr oder minder lebhafter ist. Aber es wird in allen Disciplinen, je mehr Takt sich der Gebildete aneignet, um so genauer die Grenze eingehalten werden, die den allgemein Gebildeten von dem Fachmanne trennt.

Die allgemeine Bildung hat es nur mit dem Positiven, Feststehenden in der Wissenschaft und nicht einmal mit diesem im vollen Maasse zu thun; die Folgerung hingegen aus dem Positiven und die Vertiefung in das Hypothetische der Erscheinungen ist ausschliesslich das Gebiet des Fachmanns, das von dem Manne mit allgemeiner Bildung nicht leicht betreten, noch weniger verletzt werden darf, ohne die Gefahr, lächerlich zu werden.

Ich will das in einem Beispiele klarer machen.

Offenbar gehört, was die Gelehrten Astronomie nennen, als die Lehre von den kosmischen Erscheinungen, die, zum Theile unge-

sucht, Gegenstand der geselligen Unterhaltung werden, mit in den Bereich der allgemeinen Bildung und die Kenntniss des Verhältnisses der Sonne zu unseren Jahreszeiten, zum Länger- und Kürzerwerden der Tage, die Phasen des Mondes, eine oberflächliche Schätzung der Grösse, Entfernung und Bewegung der vorzüglichsten Himmelskörper wird Demjenigen kaum erlassen werden können, der heutzutage in der sogenannten feineren Gesellschaft Anspruch auf Bildung macht. Dagegen kann es ihm wieder Niemand verargen, wenn er bei ganz besonderen kosmischen Erscheinungen, deren Erklärung theilweise noch unter dem Hammer der Wissenschaft liegt, z.B. bei Kometen, bei dem periodischen Falle der Sternschnuppen, beim Nordlicht u. s. w. sich an der Betrachtung, an der Beobachtung des Verlaufs und an der Bewunderung der Erscheinung genügen lässt, aber die Erklärung derselben dem Fachmanne oder der Belehrung aus Fachschriften anheimstellt. Zur Vertiefung in's Einzelne kommt der Antrieb ungerufen, wenn die allgemeine Bildung überhaupt einen festen Boden hat.

Es wird demnach zunächst der Boden zu untersuchen sein, in welchem sich die allgemeine Bildung, wie ich sie auffasse, entwickeln mag, damit wir zu ihren Forderungen eine berechtigte Grundlage finden, und das führt uns auf die Betrachtung der Verhältnisse der Intelligenz von ehedem und heute, oder, was dasselbe ist, auf die Stellung, welche die Wissenschaft gegenüber der allgemeinen Bildung in früheren Zeiten einnahm und jetzt einnimmt.

Es ist noch nicht gar so lange her, dass die Kluft zwischen Gelehrtenthum und allgemeiner Bildung sich allmählich zu füllen beginnt; und wenn hierin die neueste Zeit bei uns sich in mancher Richtung durch ein stürmisches, ich möchte sagen, fieberhaftes Vorwärtsdrängen charakterisirt, so mag der Grund nicht allzuferne liegen. Wir werden uns des Vorsprungs Anderer bewusst, den unser bequemer Schritt in früherer Zeit verschuldet hat, und wollen das Versäumte nachholen.

Weit hinter uns liegt zwar die Zeit, wo Bildung und Gelehrsamkeit nur auf den Lehrstühlen der Universitäten und in den Klosterzellen einiger geistlicher Orden zu finden war. Aber das richtige Verhältniss zwischen Wissenschaft und allgemeiner Bildung ist darum auch heute noch bei weitem nicht hergestellt. Noch heute gilt von der Mehrzahl der Gelehrten in Bezug auf dieses Verhältniss Aehnliches, was Copernicus (1540), als man ihm zumuthete, seine wichtige Entdeckung dem Volke verständlich zu machen, in gelehrter Entrüstung sagte: „Was dem Volke gefällt, verstehe ich nicht; was ich verstehe,

gefällt ihm nicht — wir sind geschiedene Leute.“ — Noch heute ist mancher Gelehrte von der Ansicht befangen, die Wissenschaft sei ein verclausulirtes Vorrecht einer geschlossenen Körperschaft, und sie mehr unter die Leute zu bringen, bedeute soviel, als sie zur Metze herabwürdigen. Noch heute schwankt die Meinung unter den Gelehrten, ob das Volk überhaupt ein Anrecht habe auf Theilnahme an wissenschaftlichen Bestrebungen und in welchem Maasse, und ob nicht vielmehr die Wissenschaft an Gründlichkeit einbüsse, wenn diese Theilnahme unterstützt wird.

Aber es geht in diesem Falle den Gelehrten, wie weiland dem Hofkriegsrath in Rom, als er nicht darüber einig werden konnte, ob dem belagerten Sagunt ein Entsatz zu senden sei oder nicht, und mittlerweile ward Sagunt von den Chartagern genommen.

Während die Aristokraten der Wissenschaft über die Zulässigkeit der allgemeinen Bildung deliberiren, rumpelt ihnen die demokratische Zeit mit ihren vollendeten Thatsachen über die Köpfe hin.

Diese Thatsachen aber, wenn man die letzten zwei Jahrhunderte mit den früheren vergleicht, sind geradezu staunenswerth.

Als 1688 Professor Thomasius an der Leipziger Hochschule zum erstenmale wagte, „über Lebensklugheit“ in deutscher Sprache zu lesen — bis dahin galt die lateinische im Lehrstuhl für die allein berechtigte — gerieth die Zuhörerschaft ob dieser Verletzung der Standesehre in einen gelinden Aufruhr, den die gelehrte Zunft bis zu Attentaten auf den schamlosen Verbrecher fortspann.

Wenn heute einem Leipziger Professor einfiele, über dasselbe Thema lateinisch zu lesen, so liefen die Zuhörer aus Lebensklugheit zu allen Thüren hinaus.

Im Jahre 1772, als schon ein Rochov, ein Felbiger mit gleichgesinnten Volksfreunden für die Verbesserung der unteren Schulen höchst Verdienstliches nicht nur angebahnt, sondern auch geleistet hatten, machte ein gewiegter Schulmann noch Bedenken geltend gegen die Forderung, dass die Mädchen schreiben lernen. Mit dem Lesen — meinte er — lasse sich doch noch ein Zweck verbinden, der ehrbar sei, nämlich das Lesen im Gesang- und Gebetbuche; aber das Schreiben sei bei den „virginibus geradezu ein vehicul zur Lüderlichkeit“. Man besorgte nemlich, die Mädchen würden das Schreiben allerwege zur Abfassung von Liebesbriefen benützen. Und der geistreiche Volksmann Justus Möser, der scharf- und hochsinnige Verfasser der „patriotischen Phantasien“ meinte allen Ernstes, er würde als Mann des Volkes kein Mädchen heiraten mögen, das lesen und schreiben könne.

Ich überlasse es Ihnen, hochgeehrte Zuhörer, sich ein Urtheil über Denjenigen zu bilden, der etwa heute ein ähnliches Bedenken aussprechen wollte. Und vielleicht ist es die gerechte Nemesis für das Brandmal der Schreiblosigkeit, das man den Frauen vor 100 Jahren aufdrücken wollte, wenn wir heute gestehen müssen, dass Mädchen und Frauen, im Verhältnisse zu den Männern, fast mehr schreiben, dass sie — auch abgesehen von Liebesbriefen — beinahe interessanter schreiben und dass sie sogar ganze Bücher und nichts weniger als Kochbücher schreiben, worüber ein Perrückenstock des 18. Jahrhunderts aus der Haut gefahren wäre.

Kurz gesagt: Während die gelehrten Herren in den oberen Regionen die Welt für sich in Anspruch nahmen und nur von Zeit zu Zeit ein Gnadenlichtchen für die bedürftige Menschheit herabsinken liessen, hat der in Bewegung gerathene Bildungstrieb in den unteren Sphären sich rüstig umgethan und hat durch alle die Mittel des geistigen und materielen Verkehrs, welche die Zeit in Fluss brachte, assimilirbare Stoffe in Hülle und Fülle zugeführt erhalten, die ihn nährten und stärkten bis zu dem Punkte, wo er sich berechtigt fühlt, auf Theilnahme am Leben der Wissenschaft Anspruch zu machen.

Wir lernen jetzt Alle in wenigen Stunden, was zu ergründen die Anstrengung vieler grosser Geister war. Niemand verlässt jetzt die Schule, ohne zu wissen, dass sich die Erde um die Sonne dreht und warum wir dieser Ansicht sind. Aber Jahrhunderte arbeiteten an dieser Entdeckung.

Die mehrsten Wahrheiten sind schwer zu finden; aber wenn sie gefunden sind, lassen sie sich verhältnissmässig leicht einsehen oder wenigstens durch Mittheilung erklären. Die Hauptschwierigkeit liegt vielleicht nur darin, das Festerworbene von dem noch Unsicheren zu scheiden und nur das Erste als Gemeingut der Bildung zu verwerthen.

Indem ich dies den Worten eines um die Popularisirung der Wissenschaft hochverdienten Gelehrten nachspreche, glaube ich über den letzten Punkt meine Ueberzeugung noch deutlicher ausdrücken zu sollen. Da das Unsichere in der Wissenschaft deshalb unsicher ist, weil es keine pragmatische Behandlung, das ist, keine Behandlung nach Ursache und Wirkung, nach Grund und Folge zulässt, so kann es den Laien nur verwirren, und wenn dabei tief in's Leben greifende Fragen mit in's Spiel kommen, die ohne geschultes Denken nicht verfolgt werden können, zu einem wissenschaftlichen Dogmatismus führen, der, wie der religiöse, vom Uebel ist. Die Schwierigkeit der Scheidung des Festerworbenen in der Wissenschaft von dem Unsicheren ist mir

völlig klar; aber nicht minder klar ist mir die Gefährdung der Wissenschaft selbst, wenn der Gelehrte, dem Gelüste der Zeit folgend, das Unsichere für die unberathene Menge zu appretiren strebt. Ich verkenne das Interesse nicht, das z. B. eine Darlegung der letzten problematischen Consequenzen aus Darwin's Theorie für die hörlustige Menge haben kann; aber dass es ein wissenschaftliches Interesse sei, wird man mir eben so wenig einreden, als dass es den Gelehrten mit Befriedigung erfüllen könne, seinen Humor in destructiver Weise geltend zu machen und als Wolf den Gänsen zu predigen.

Solche Auswüchse abgerechnet, kann die Wissenschaft durch ihre unmittelbare Theilnahme an der Volksbildung nur Segen bringen, der nicht so sehr in der Mittheilung von Kenntnissen und Fertigkeiten, als in der Anregung von Sinn und Verständniss für den Werth einer lebendigen Fortbildung des Wissens zu Tage tritt, wo Jeder in die Lage kommt, seine eigene Stellung zur umgebenden Welt besser zu begreifen und somit das Band menschlicher Gemeinschaft fester zu knüpfen.

Wenn ich die Masse von popularisirenden Schriften in Anschlag bringe, die fast aus jedem wissenschaftlichen Castell eine Brücke in's gemeine Leben schlagen und den Reichthum von Anschauungsmitteln, womit die Technik unserer Tage dem Verständnisse des Schwierigen zu Hilfe kommt, so halte ich die Folgerung für richtig, dass das Material für allgemeine Bildung überreich ist und keinem, der sich eine für seinen Lebens- und Gesellschaftskreis passende Bildung aneignen will, um die Quellen derselben bange sein darf.

Es kommt nur darauf an, ob der Boden, auf dem sie wachsen soll, dazu vorbereitet ist, ob sie auf dem Grunde, der durch die Vorbildung — ich meine die Elementarbildung im weiteren Sinne — gelegt wurde, die Bedingungen zur lebenskräftigen Entwicklung findet.

In diesem Punkte steht das Verhältniss leider bei weitem nicht so gut, als das der vorhandenen Bildungsmittel zu den Bildungsuchenden.

Aus der Organisation des Menschen — man mag sie von der philosophischen oder physiologischen Seite nehmen — springt entschieden die Wahrheit heraus, dass die ersten Entwicklungsjahre, die Jahre, wo Körper und Geist die erste Kraft der Flügel üben, die wichtigsten für die ganze weitere Entwicklung und geradezu die maassgebenden seien, so dass, was in diesen Jahren versäumt wurde, später gar nicht oder nur sehr schwer nachgeholt werden kann. Diese Wahrheit ist noch lange nicht zum inneren Gesetze geworden, welches Eltern — oder sagen wir nur Schulen — bindet.

Noch immer läuft die Uebung im Denken nebenher neben dem Wust mechanischer Apparate zur Anfüllung des jungen Geistes, der dabei kaum Zeit zum Schnaufen hat; und die körperliche Uebung, die das wohlthätige Gegengewicht gegen die vorzeitige Anspannung der Nerven bieten sollte, ist noch immer ein seltener Gast in der Schule; und wenn er kommt, ein geschniegelter Gast, der lieber Turnkünste producirt, als der freien Natur der Bewegungen gerecht wird. Und hat der Junge nach langer Qual und Noth, die man nur fühlen kann, wenn man selbst ein solcher Junge war, am Lesen, Schreiben, Rechnen und an dem, was mitläuft, endlich seine Jahre abgesessen, so kann er wahrlich noch von Glück sagen, wenn er nicht während dieser Zeit auch durch ein geschwächtes Augenlicht, durch ein verkrümmtes Rückgrat, durch ein eingebogenes Brustblatt für die allgemeine Wehrpflicht präparirt wurde. Das Lernen ist ihm, da es — unbeschadet des guten Eifers des Lehrenden — ohne Rücksicht auf die harmonische Entwicklung seiner Natur, seiner ganzen Natur, betrieben wurde, gründlich verleidet und die Frage, woher unter solchen Umständen ein Antrieb zur Fortbildung kommen und wie er befriedigt werden soll, bleibt offen.

Ich frage die Herren, die mit der Einübung der Mannschaft zu thun haben und daran ihren saueren Schweiss vergiessen, ob die von ihnen sattsam beobachteten Formen von Ungelenkigkeit in Haltung und Bewegung und eben so die Formen von Begriffstützigkeit möglich wären, wenn der Mann in seiner Jugend neben dem Sitzen auch gehen und stehen und vor Allem denken gelernt hätte.

Allerdings bilden Lesen, Schreiben und Rechnen mit einer gewissen Fertigkeit im Denken die kräftigsten Hilfsmittel zur allgemeinen Bildung überhaupt und sind unter Umständen auch hinreichend, um in gewissen Gesellschaftskreisen den Forderungen dieser Bildung zu genügen. Es gibt Tausende, die in ihrer Schulbildung nicht weit über diese Elementarfertigkeiten hinauskamen und dennoch ihren Platz in der Gesellschaft ganz gut ausfüllen. Die selbständige Verarbeitung des Denkstoffes, der Eifer im Beobachten und im Aneignen fremder Erfahrung, insbesondere die Vertiefung in ihre Berufsthätigkeit oder in ein Lieblingsfach hat sie auf diesen Punkt gebracht. Ueberhaupt gedeiht die allgemeine Bildung — nach unserer Auffassung — nicht leicht ohne die Stütze eines vorwiegenden Faches, welches durch die Pflege, die man ihm widmet, unvermerkt auch zur Aufnahme anderer Bildungselemente drängt.

Musik und Zeichnen — natürlich abgesehen vom Werthe des Faches und von der Kenntniss des Fachmannes — möchte ich Schmuckmittel der allgemeinen Bildung nennen. Sie erweitern sie nicht mit Rücksicht auf die geselligen Kreise, aber sie verschönern sie; sie sind nicht unbedingt nothwendig, aber in hohem Grade erwünscht; sie dienen gewissermassen als Brücken, auf denen die Conversation vom Verstande zum Gemüth und zurück behaglich lustwandelt.

Wenn Jemand fragte: Wie soll ich — abgesehen von dem, was ich in der Jugend lernte — meinen Bildungsgang einrichten, um mit der Zeit zu gehen und meiner socialen Stellung zu genügen? — so wäre eine Antwort darauf sehr schwierig. Denn sie könnte nur auf die genaue Kenntniss des Maasses und der Gründlichkeit der Vorbildung und auf einen klaren Einblick in die gesellschaftlichen Verhältnisse des Fragenden gebaut werden, namentlich auf das Wissen jenes Faches, dem er sich mit Lust und Liebe hingibt und welches die Anknüpfungspunkte zur Weiterbildung liefern, ja für diese geradezu den Antrieb geben muss.

Leichter wäre die Antwort auf folgende Frage: Welche unter den Disciplinen des menschlichen Wissens fassen am meisten Stoffe zur allgemeinen Bildung in sich und bieten folglich Demjenigen, der sie pflegt, die häufigsten Berührungspunkte mit dem socialen Leben, so dass er durch sie unmittelbar oder mittelbar zu Studien angeregt wird, die seiner gesellschaftlichen Stellung zusagen?

Da die Disciplinen des menschlichen Wissens im Grunde nichts anderes sind, als Anwendung des Denkens auf einen besonderen Gegenstand, so muss auch bei Beantwortung dieser Frage vorausgesetzt werden, dass der Fragende ein denkender Kopf und in einer gewissen logischen Gedankenfolge schon disciplinirt sei; dass er beobachten und auch die im Umgang gemachten Erfahrungen sich — wie man sagt — hinters Ohr schreiben gelernt habe. Denn auf dem blossen Memorirwege wächst die allgemeine Bildung nicht, und wem das Wissen in seiner Jugend blos eingekeilt wurde, der muss mit jener allgemeinen Bildung zufrieden sein, die ihn befriedigt, wenn sie auch andere nicht befriedigt.

Nach dem früher Gesagten wird man mir zugestehen, dass der eigentliche Turnplatz der allgemeinen Bildung, im gewissen Sinne auch wohl ihr Treibhaus, die Gesellschaft sei.

In welcher Schule der Gesellschaft man Umschau halten mag, überall findet sich — mit geringen Modificationen — derselbe

Gradmesser für die Bildung eines Menschen. Es ist dies eine merkwürdige, aber noch viel zu wenig beachtete Thatsache. Ueberall schätzt man die Bildung des Menschen — vornehmlich des Mannes — mehr oder minder nach zwei Kriterien, die sich im Verlauf seiner geselligen Bethätigung herausstellen, einmal nach der Art, wie er spricht, und dann nach dem, was er von der Welt weiss.

Ja noch mehr. Die Gesellschaft wird es ungesehen und auf den blossen Ruf hin anerkennen, dass z. B. der A. ein grosser Stratege, der B. ein gewiegter Mathematiker, der C. ein geschätzter Künstler sei. Aber weh ihnen allen Dreien, wenn sie in der Gesellschaft nicht zugleich den banalen Forderungen der Bildung nachkommen, wenn sie etwa zeigen, dass sie weniger gut sprechen oder weniger von der Welt wissen, als die Profundität ihrer Fachkenntniss erwarten liesse; sie sind verloren, während vielleicht ein im Vergleiche mit ihnen oberflächlicher Kopf der Hahn im Korbe bleibt — weil er gut spricht und viel von der Welt weiss.

Dieser traditionele Bildungsmesser der Gesellschaft hat nun allerdings so gut, wie Sitte und Brauch des Volkes, eine kindische Seite und vielleicht auch ein befangenes, einseitiges Urtheil im Hintergrunde, aber gewiss eben so, wie Sitte und Brauch, auch seine tiefere Bedeutung, die hier nicht unterschätzt werden darf

Ich wage sogar die Behauptung, dass sich mit dem Gefallen am Gutsprechen und am Vielwissen von der Welt ein Gefühl ausspricht, welches der Gesellschaft als solcher naturgemäss innewohnt und die Harmonie des Menschen mit der inneren und äusseren Welt, deren Ausdruck eben die Gesellschaft ist, schön charakterisirt.

Ist die Sprache nicht der Ausdruck des Denkens, Fühlens und Wollens und zugleich der Temperatur des Seelenlebens, die der Mensch in der Gesellschaft und für sie zu Tage bringt? Ist die Welt nicht das Allumfassende, in welchem der Wunsch und das Streben, das Ringen und Wagen, die Erinnerung und die Sehnsucht der Gesellschaft zusammenlaufen?

Uebersetzen wir die genannte sociale Zumuthung in's Wissenschaftliche, so werden wir kaum fehlen, wenn wir die Pflege der Sprache und die Pflege der Erdkunde als gleich empfehlenswerthe Mittel bezeichnen, um dem Postulate der Gesellschaft an allgemeiner Bildung im weitesten Sinn gerecht zu werden. Ich könnte statt Erdkunde vielleicht geradezu Naturwissenschaften sagen, wenn ich nicht von geselliger Bildung spräche und hier insbesonders jene

Disciplin im Auge hätte, die das gesellige Band um die Naturwissenschaften schlingt.

In der That handelt es sich nur darum, dass man diesen beiden Disciplinen die ideale Seite abgewinne, um zuzugestehen, dass sie — auch ohne Rücksicht auf besondere Gesellschaftskreise — höchst werthvolle Elemente, für den geselligen Verkehr überhaupt bieten und ganz dazu angethan sind, den geistigen Horizont nach jeder Richtung zu erweitern und die Geselligkeit zu beleben.

Die Sprache lehrt in ihrem Bau Gesetzmässigkeit bei vollkommen freier Bewegung. Ist das nicht auch das Grundgesetz jeder guten Gesellschaft? — In ihren Formen Symbolik mit tiefer Deutung — bedingt nicht Aehnliches den Reiz des geselligen Verkehrs? — In ihren Lauten die Melodie, die vom Herzen zu Herzen tönt. Sie fasst den fliegenden Gedanken, hält ihn, modelt ihn, verfolgt ihn, bohrt ihn in den Grund oder hebt ihn zum Himmel empor. Sie fasst das fliegende Gefühl, versenkt sich in seine Tiefen und lässt die Welt in seinen Tiefen schwelgen. Sie fasst den fliegenden Willen, hält ihn, bändigt ihn oder entflammt ihn zu nie geahnter Glut. Sie kann Magd sein oder Herrin, wie sie der Mensch, der sie kennt, braucht. Aber immer ist sie die Wünschelruthe, die ihm verborgene Schätze des Geistes erschliesst, immer der Fittig, der ihn hoch über das Erdengewühl in unnahbare Fernen trägt.

Und während das Studium der Sprache, wie kein anderes, dazu passt, die Gedankenwelt zu organisiren, und ihren Einfluss auf die äussere Welt zu regeln, — es ist nicht so ungereimt zu sagen, der Mensch denke französisch, englisch, deutsch u. s. w., je nachdem die eine oder die andere Sprache das Medium seines Denkens ist — gewährt das Studium der Erdkunde wieder, wie kein anderes, Gelegenheit zur Abschweifung auf andere Gebiete, die der allgemeinen Bildung zu gute kommen und beherrscht für sich allein schon ein ungeheures Gebiet dieser Bildung. Ich will nichts sagen von der Orientirung im Raum, die sie hegt und ausbildet und wodurch allein schon der Gebildete einen Vorsprung im geselligen Takt erhält; ich will nichts sagen von der Configuration des Bodens, deren Mannigfaltigkeit ihm einen helleren Blick für Nah und Fern gibt und eine präcise Ausdrucksweise aufnöthigt, — von den klimatischen und Vegetationsunterschieden, durch welche ihm die Lebensbedingungen der organischen Welt näher gerückt — vom topographischen Element, wodurch ihm die Stadien der Culturentwicklung auf der Erde klargelegt werden.

Aber welche Berührungspunkte gerade mit jenen Disciplinen, die in geselligen Kreisen am besten verwerthet werden, liegen nicht in der Erdkunde!

Die kosmischen Verhältnisse der Erde können ohne Einblick in die Lehren der Astronomie und Physik nicht aufgefasst und erklärt werden; die geographische Verbreitung der Pflanzen und Thiere drängt zum Studium der Botanik und Zoologie; das Verständniss des geographischen Vulcanismus und der Bodenstructur fusst auf den Lehren der Geologie; die Landes- und Ortsbeschreibung ladet zu Excursen in der Geschichte, Genealogie und Chronologie ein und alles, was die Erdkunde an Daten in jeder Richtung verzeichnet, bietet sich als Material zur vergleichenden Statistik dar.

Wie tief etwa der Freund und Pfleger der Erdkunde in diese Einzeldisciplinen einzudringen habe, hängt von Umständen ab, die sich hier nicht weiter erörtern lassen. Aber ganz gewiss wird er, wenn es ihm um den Zweck zu thun ist, der Lust nicht widerstehen können, sein Wissen — um des Verständnisses willen — im Einzelnen zu vervollständigen oder zu erweitern. Und das ist eben der grosse Gewinn für seine Bildung.

Sie sehen, hochgeehrte Zuhörer, der sociale Gradmesser, wenn er die Bildung nach dem Gutsprechen und viel von der Welt Wissen misst, hat so Unrecht nicht, und wer sich ihm accommodiren will, wird nicht leicht einem Gesellschaftskreise begegnen, wo sie ihn im Stich lässt.

Noch Eines fällt dabei in die Wagschale. Die Sprache und die Erdkunde sind zwei Disciplinen, die in eben dem Maasse, als sie sich im Verkehre mit Menschen ungesucht verwerthen lassen, mit ihrer Nahrung, Stärkung und Erweiterung eben an den Verkehr mit Menschen angewiesen sind. Ohne diesen Verkehr hätte sich überhaupt keine Sprache entwickelt und mit dem Verkehr gewinnt der Sprechende, selbst wenn er durch ein Idiom am Laut einbüsste, maasslos an Stoff zum Denken, an Disciplin in seiner Gedankenwelt.

Von der Erdkunde will ich nur erwähnen, dass bei der heutigen Erleichterung der Verkehrsmittel das Reisen den Werth eines Lebensbedürfnisses gewonnen hat, das zeitweilig befriedigt werden muss und unter übrigens gleichen Umständen auch befriedigt werden kann. Nun stelle man sich gefälligst zwei Männer in der Gesellschaft vor, die Beide gereiset sind, aber der Eine ohne erdkundliche Vorbildung, der Andere mit allem Rüstzeug, das diese „associirende" Wissenschaft bietet — und kann man es der Gesellschaft verargen, wenn sie bei der Erzählung des Ersten etwa zu zweifeln beginnt, ob America wirklich

entdeckt sei, während der Zweite schon mit der Fahrt von Gänserndorf nach Lundenburg ihr Interesse fesselt.

Man wird einwenden: Ja, der Erste kann vielleicht nicht so gut sprechen, als der Zweite. Möglich. Aber ganz gewiss findet der Erste aus dem Wust ganz fremder Erscheinungen, die an ihm vorüberrauschten, ohne dass er sich dieselben zu reimen wusste, nicht den Stoff heraus, der für die unterhaltende Belehrung passt, und auch nicht den Ton, der die rechte Stimmung gibt.

Eine ganz besondere Wichtigkeit endlich erhalten die beiden genannten Disciplinen, wenn man den Einfluss in Betracht zieht, den sie auf die Bildung — oder wenn wir von Erwachsenen reden — auf die Klärung des Charakters üben können.

Die Antriebe zum Ethischen — zur Kenntniss und Uebung des Guten, Wahren und Schönen — liegen zwar zunächst weder in der Sprache noch in der Erdkunde, und eben so wenig die Antriebe zur Behauptung der Manneswürde, zur Ausdauer im Missgeschick, zum Aufschwung in eine ideale Welt, den das Menschenkind braucht, wenn es nicht im Koth versinken soll.

Aber man erinnere sich, dass die Sprache die Wünschelruthe ist, die dem Menschen die verborgenen geistigen Schätze aufschliesst und dass sie ihn zum Verständnisse insbesondere jener Literatur befähigt, die in einer von allem Fachwissen abgestreiften Form den inneren Menschen und die Menschheit zum Gegenstande hat.

Und dann ist zu erwägen, dass die Erdkunde — in der R i t t e r'schen Auffassung ihrer Idee — und nur diese kann mir vor Augen schweben — die Erde als den Schauplatz der Erziehung des Menschengeschlechtes begreift und alle Erscheinungen, die uns auf der nach unerforschten Gesetzen kreisenden Kugel begegnen, im Reflex der menschlichen Culturentwicklung betrachten lehrt.

Und man frage in den Kreisen der gebildeten Gesellschaft, ob diese nicht auch den Werth der Gesinnung hoch stellen, ob sie nicht auch das rein Menschliche an sich ziehen und hegen, ob sie nicht auch um das, was den Kern im Menschen bildet, sich wie um einen Mittelpunkt bewegen? Aber ihre Aesthetik, ihre Psychologie und Moral ist k e i n e t h e o r e t i s c h e.

Die Werke der Kunst, die man ihnen vorführt, nähren und üben ihren Schönheitssinn; und wenn dieser ausartet, so ist es nicht immer die Kunst, die das verschuldet hat, sondern oft und meist die Leichtfertigkeit des Urtheils, das die Befugniss der allgemeinen Bildung überschritt.

Die Schauspiele, die man zu sehen, die Romane, die man zu lesen bekommt, vertiefen in den Conflict menschlicher Seelenzustände, in das Getriebe und den Erfolg menschlichen Strebens und Ringens. Und wenn die Moral, die aus dieser Belehrung springt, nicht immer mit der, die wir zu Recht erkennen, zusammenstimmt, so wird man auch nicht immer die Zuschauer oder Leser dafür verantwortlich machen dürfen, da sich die Moral in der Regel nach der Fabel richtet.

Ich will dies nur zur Orientirung bemerken, wie die allgemeine Bildung, namentlich wenn sie mit dem Studium der Sprache und Erdkunde armirt ist, an der Betrachtung von Werken der bildenden Kunst, am Theater und an Romanen vortreffliche Hilfstruppen zu ethischen Zwecken finden kann.

Aber wer den Roman zum Studium der Psychologie, das Drama zum Studium der Moral benützen will, bei dem kommt es unbedingt auf die Auswahl an. Nicht als ob man eine Censur zu üben hätte. Alles sehen und alles lesen, was man sehen und lesen kann, gehört auch zur Bildung. Aber wenn es mir darum zu thun ist, eine sittliche Idee festzuhalten und die kunstmässige Entwicklung des Charakters nach dieser Idee zu verfolgen, also, wenn es mir neben dem Genusse um das Studium zu thun ist, so darf ich dem Zufall keinen Spielraum lassen. Und das Kunstwerk, welches mir zum Studium der praktischen Psychologie und Moral dient, darf nicht mit einem Mal abgethan, es muss gesehen und wieder gesehen, gelesen und wieder gelesen werden.

Ich bin mit meinen Andeutungen über ein Thema, das sich länger fortspinnen liesse, als ich der Geduld meiner Zuhörer Spannkraft zutraue, zu Ende. Ob sie nutzbar sind, ob sie auch nur den Verlust der Stunde aufwiegen, die sie mir geschenkt haben, muss ich ihrem Urtheile anheimstellen.

Aber wenn ich die allgemeine Bildung als Postulat der Gesellschaft im engeren Sinn hingestellt und versucht habe, unter Voraussetzung einer gründlichen und alle Kräfte harmonisch entwickelnden Elementarbildung das Studium der Sprache und Erdkunde ihr als die relativ festesten Stützen zu vindiciren, an denen sich die übrigen geselligen Disciplinen als beschattende Ranken hinanwinden; wenn ich ferner Musik und Zeichnen als willkommene Zierden der geselligen Bildung kennzeichnete, so drängt es mich noch, einer Disciplin zu gedenken, die wohl werth ist, die Bildung abzuschliessen und zu durchdringen und die trotz des üblen Leumunds, in den sie vielleicht durch die abstruse Form und Ungeselligkeit ihrer Jünger gekommen ist, heute mehr als je verdient, als Krone der allgemeinen Bildung wie

überhaupt jeder Bildung bezeichnet zu werden. Es ist die Philosophie.

Ich sehe ab von den philosophischen Systemen des X, Y und Z; ich sehe ab von dem traurigen Kampfeifer, mit welchem sich ein System dem anderen gegenüberstellt. Ueber dem Kampfe und den Wirren der Parteiung aber steht die Wissenschaft vom Geiste, die sich die Beantwortung der höchsten Fragen zur Aufgabe macht, die der Mensch stellen kann und die es den gebildeten Menschen nur gar zu oft zu stellen drängt. Was wissen wir vom Wesen des Menschen? und was wissen wir vom Zusammenhange des Weltalls?

Wir leben in einer Zeit, wo der religiöse Glaube um den Credit gebracht und keine Münze von gleichem Werthe dafür geboten wurde. Wir machen Gesetze für die Autorität und unterwühlen zu gleicher Zeit der Autorität den Boden. Die Jugend ist ohne inneren Halt und das tiefste unausrottbare Gefühl im Herzen — was bin ich? was soll ich in der Welt? — ohne Befriedigung.

Unter solchen Verhältnissen tritt die ernste Forderung an uns, zur Rettung unseres Theuersten selbst Hand anzulegen, dass sich Jeder über die höchsten Fragen des Lebens eine Ueberzeugung schaffe, für die er leben und sterben kann. Er bedarf ihrer für Beides.

Die landläufig gewordene Doctrin von „Kraft und Stoff" gibt sie ihm nicht; mit einer fein organisirten Natur merkt man bald den Aasgeruch, der daraus hervorquillt.

Das Taumeln von Genuss zu Genuss gibt sie ihm auch nicht; der ständige Katzenjammer nach dem flüchtigen Genuss ist ein übler Lehrmeister, da er erst dann zur Weisheit führt, wenn man sie nicht mehr üben kann.

Das in den Wind Schlagen aller ernsten Gedanken thut's auch nicht; je mehr man ihrer in den Wind schlägt, desto mehr tauchen in den Tiefen der Seele auf, quälend und störend, ohne Befriedigung.

Nur Eines hilft und klärt zugleich und hält den Menschen über dem Schlamme gemeiner Denkungsart, der sich heute gar so gern mit der Bildung mischen möchte: Jenen hohen Gedanken nachgehen, an ihnen die Kraft des vernünftigen Urtheils üben, und sich für die Begründung, die dieses vernünftige Urtheil messen kann, entscheiden. Das aber lehrt die Philosophie.

Frankreich
und seine Stellung zu den anderen europäischen Mächten vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1870.

Die Geschichte Europa's ist wieder am Wendepunkte einer ihrer markantesten Perioden angelangt. Wie nach den ausserordentlichen Ereignissen der Zeit Napoleon I., so stehen wir auch heute hart am Abschlusse einer grossartigen Geschichtsepoche. Beide Epochen sind sich in ihren übergewaltigen Anstrengungen wie in ihren Zielen nach Störung und Wiederherstellung des staatlichen Gleichgewichts ähnlich und umfassen einen gleichen Zeitraum von über zwanzig Jahren. Werden es nun endlich die Zustände unseres Welttheils der segnenden Hand der Civilisation vergönnen, die Pforten des Janustempels zu schliessen, oder wird auch die Zukunft die ringenden Völker noch an der unfruchtbaren Arbeit des ewigen Zerstörens und Wiederaufrichtens der staatlichen Machtverhältnisse treffen? — —

Nach dem durch die vereinte Mitwirkung aller Staaten und Völker Europa's, mit alleiniger Ausnahme der Türkei, herbeigeführten Zusammenbruche des ersten französischen Kaiserreiches, war man im Wiener Congresse bemüht, die Machtverhältnisse der bedeutenderen Staaten in einer den Frieden für möglichst lange Zeit gewährleistenden Weise zu ordnen. Frankreich, das, am Gipfelpunkte seines Kriegsglückes, seine Herrschaft nach Italien, Spanien, Belgien und Holland getragen und Deutschland unter seiner Botmässigkeit gehalten hatte, wurde im Allgemeinen auf die alten Grenzen von 1790 zurückgeführt; Deutschland constituirte sich aus 39 grösseren oder kleineren unabhängigen Gebieten als Föderativstaat, der durch seine Cultur und namentlich durch das Gewicht der ihn präsentirenden österreichischen und preussischen Monarchie als die erste Macht Europa's dastand.

Doch es war dafür gesorgt, dass dieser Bundesstaat nicht leicht aggressive Tendenzen verfolgen und anderen Staaten gefährlich werden könne. Seine Kraft beruhte vor Allem auf dem friedlichen Zusammengehen Oesterreichs und Preussens. Kam dieses in Frage, so ward die Wirksamkeit des Bundes nach Aussen gelähmt, während im Inneren der Zerfall in mindestens zwei feindliche Lager drohte. Seine Stärke konnte daher unter Umständen auch seine grösste Schwäche werden. Anderseits erschien die ganze politische und militärische Verfassung des Bundes mit seinem schwerfälligen Regierungsapparate und seinen vielgestaltigen Heereseinrichtungen von dem Momente, da die erste Dampflocomotive über die länderverbindenden Schienen brauste, als Anachronismus.

Doch blieb Deutschland und dadurch Europa eine lange Friedensepoche beschieden, die den dauernden freundschaftlichen Beziehungen Oesterreichs und Preussens und der Allianz dieser Staaten mit einer dritten Macht — Russland — zu danken war.

Dem durch den Wiener Congress in die engsten und ungünstigsten Grenzen gestellten Frankreich war damit von vorneherein jede Aussicht für das Gelingen etwaiger erneuter Expansionsversuche benommen.

Doch musste nothwendig die allgemeine Situation im Laufe der Zeit sich ändern, denn so friedensbedürftig auch an sich die Staaten sind, so vermögen sie trotzdem nimmer den über ihre Grenzen hinausreichenden Aspirationen zu entsagen, die theils in ihrer zufälligen geographischen Lage ihre Begründung finden, theils aber aus dem steten Pulsiren des politischen Lebens entspringen. Der Sturmwind peitscht die spiegelglatte Wasserfläche und wühlt die See in ihren Tiefen auf; so bringt auch die menschliche Leidenschaft und der der menschlichen Brust eingeimpfte Entwicklungsdrang alle gesellschaftlichen und politischen Beziehungen zeitweise in mächtige Erregung.

Freiheitsideen, sociale und nationale Bestrebungen führten daher, bald nachdem das System des Wiener Congresses Wurzel gefasst, an einzelnen Orten zu Unruhen, Kämpfen und zu politischen Neugestaltungen, so in den Niederlanden, in Griechenland, Polen, Spanien und Italien; — doch berührten diese Bewegungen das System gewissermassen nur an seinen Umfangslinien. Das Wesen desselben wurde erst durch die Ereignisse des Jahres 1848 getroffen, als sich die meisten Grossstaaten vom Strome der Zeit ergriffen sahen. Namentlich waren es zwei derselben, die von dem mächtigen Wirbel fortgerissen wurden: Frankreich und Oesterreich.

In Frankreich, das seine Dynastie über Bord geworfen und sich republikanisirt hatte, glaubte eine, im Beginne wohl mehr energische als zahlreiche Partei am raschesten und sichersten zu einem geordneten und in der Welt dominirenden Staatswesen zu gelangen, wenn sie, auf die in den grossen Massen nachzitternden Erinnerungen an die Cäsarengestalt Napoleon I. hin, dessen Neffen, dem Prinzen Louis Napoleon, die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraute. [1])

Oesterreich, erschüttert durch die revolutionären Bewegungen, musste zur Behauptung seines Besitzstandes gegen innere und äussere Angriffe förmliche Kriege führen. Es ging jedoch siegreich aus selben hervor und nahm schliesslich einen Elan über seine bisherige Machtsphäre hinaus. Im Jahre 1850 hatten sich die österreichischen Fahnen von Rom bis zur Eider entfaltet.

Auch Preussen, von der Bewegung erfasst, hatte im Inneren und in einigen deutschen Gebieten die Revolution zu bekämpfen. Das Aufstreben Oesterreichs fachte seine Eifersucht an und es fehlte nicht mehr viel zu einem ernsten Conflicte beider Mächte.

Die damalige Lage Preussens und namentlich seine militärische Organisation gestatteten in jenem Augenblicke nicht den Kampf gegen das von dem ganzen übrigen Deutschland unterstützte Oesterreich. So wie König Friedrich Wilhelm IV. die ihm zwei Jahre zuvor von der deutschen Nationalversammlung angetragene deutsche Kaiserkrone ausschlug, so wich er auch jetzt dem Conflicte aus.

Russland blieb von der allgemeinen Bewegung unberührt und konnte selbst Oesterreich hilfreiche Hand zur Bekämpfung seiner inneren Wirren leisten.

Grossbrittannien, das seine socialen Umwälzungen seit Langem hinter sich hatte, unterstützte dagegen allenthalben die auf einen Wechsel der Dinge gerichteten Bewegungen mit diplomatischen Rathschlägen.

Hatten diese Geschehnisse auch keine bedeutenderen Veränderungen der europäischen Staaten in ihren äusseren Beziehungen zur

---

[1]) Sohn des ehemaligen Königs von Holland Louis; geboren am 20. April 1808, wurde am 10. December 1848 Präsident der Republik, stürzte die republikanische Verfassung und schlug am 2. December 1851 einen Aufstand nieder; wurde dann mit mehr als sieben Millionen Stimmen zum Präsidenten auf 10 Jahre gewählt und mit monarchischer Gewalt bekleidet, am 20. und 21. December; proclamirte sich endlich auf Grund eines Senatusconsults und eines zweiten Plebiscits als Kaiser der Franzosen am 1. December 1852.

unmittelbaren Folge, so konnte doch ihre Rückwirkung auf die inneren Gestaltungen nicht in Abrede gestellt werden. Die nationalen und socialen Fragen, obgleich allenthalben gewaltsam niedergehalten, lebten hoffend und eines günstigen Augenblickes harrend weiter, und die Thatsache, dass auf dem Throne des leicht entzündbaren französischen Volkes wieder ein Bonaparte sass, warf ihre unheimlichen Schatten in die Kreise der Staatenfamilien des Erdtheiles.

Sämmtliche Mächte hatten den natürlichen Erben und Vollstrecker der Ideen des gewaltsamen Stifters seiner Dynastie, der jede seiner bisherigen Acte durch Volksabstimmungen und constitutionele Formen gestützt, im Uebrigen aber alle widerstrebenden Elemente mit Rücksichtslosigkeit zu beseitigen und den Regierungswillen unter allen Umständen durchzusetzen verstanden, anerkannt.

Nicht leicht konnte man jetzt etwas Anderes als Gewaltthaten von Seiten Frankreichs gewärtigen, das nun wieder seinen unbezähmbaren Nationalstolz und eine Regierung gewonnen, die willig und kräftig genug war, denselben zu befriedigen. [1])

Doch nicht von Frankreich sollte der erste Anlass zu einem Kriege kommen.

Den Anlass zu dem ersten der zahlreichen Kämpfe, unter denen bald Europa zu leiden hatte, gab Russland, das im Jahre 1854 die Zeit für gekommen erachtete, seine Politik gegen die Türkei, zu deren Schutze nun Frankreich und England ihre Kräfte aufboten, wieder aufzunehmen.

So sehr man längere Zeit der Anschauung zuneigte, der Kriegsplan gegen Europa zur Wiederherstellung der Suprematie Frankreichs ginge dahin, zuerst Russland zu bekämpfen, an dem die anderen Staaten einen festen Rückhalt hatten, und dann nacheinander die Uebrigen zu bekriegen, scheint der Conflict im Oriente doch nur ein Zwischenfall für die Napoleon'sche Politik gewesen zu sein, deren erste Angriffspläne eigentlich Oesterreich galten.

Das Heranziehen des kleinen Piemont in den Kampf gegen Russland konnte wohl keinen anderen Zweck haben, als dem Verfechter der

[1]) Prinz Louis Napoleon hatte während seiner Verbannung, drei Jahre nach dem misslungenen Putsche in Strassburg und ein Jahr vor seinem zweiten Auftauchen in Boulogne, die Ziele seines Onkels in einer Brochure, die er unter dem Titel: *Des Idées Napoléennes* im Juli 1839 zu London herausgab, zu erläutern gesucht. — Es wird darin gesagt, dass sich die Völker in Anstrengungen verzehren, das wieder zu erreichen, was sein Onkel gewollt: die Befreiung von feudalen Fesseln, die Befriedigung der nationalen Interessen und eine föderative Friedensverbindung aller Völker.

italienischen Einheitsidee das Recht zu einem Anspruche auf die Unterstützung Frankreichs zur Zeit zu sichern, da es seine nationalen Ambitionen neuerlich gegen Oesterreich zu verfolgen sich anschicken würde. In der That war und blieb die ganze Haltung Frankreichs feindlich gegen Oesterreich, selbst als dieses, auf die Gefahr hin, einen wohlwollenden und starken Nachbar sich dadurch für lange Zeit zu einem unversöhnlichen Feinde zu machen, seine Armee mobilisirt und dadurch der Action der Westmächte eine ganz ausserordentliche, wenn auch indirecte Unterstützung zugeführt hatte.

Der Friede, der den orientalischen Krieg schloss, enthielt feindselige Bestimmungen gegen die österreichische Monarchie, wie: die Freiheit der Donau-Schifffahrt, die Schöpfung der Donaufürstenthümer u. s. w.

Es vergingen dann nicht zwei Jahre, innerhalb welcher die französische Regierung im Vereine mit der brittischen, die gleichzeitig einen Aufstand in Ostindien zu bewältigen hatte, [1]) eine Expedition nach China unternahm, [2]) so erhob Piemont von Neuem in dringender Weise bei allen Höfen seine Klagen gegen Oesterreich, dessen Besitz auf italienischem Boden das nationale Gefühl nicht länger dulden könne, — und am 1. Jänner 1859, bei dem berühmt gewordenen Neujahrsempfange in den Tuilerien, erfuhr die Welt zu ihrem Erstaunen das Bedauern des Kaisers der Franzosen, über — seine nicht allzufreundlichen Beziehungen zu Oesterreich.

Angesichts der Thatsache, dass Frankreich, als Anfangs Mai der Krieg zwischen Oesterreich und Piemont begonnen, zu einem solchen nicht gerüstet war, könnte man vielleicht folgern, auch dieser Krieg sei nicht vorbedacht und vorbeschlossen gewesen, — hätte man eben nicht eilf Jahre später das Schauspiel erlebt, in einem Momente, der über die vitalsten Interessen des Kaiserreiches entschied, dasselbe wieder nicht rechtzeitig gerüstet dastehen zu sehen.

Wie dem nun sei, Kaiser Napoleon warf im Jahre 1859, als die Gefahr für Piemont drohend wurde, in Hast eine Armee in dessen Ebenen und führte, da auch Oesterreich nicht kräftig genug gerüstet hatte, mit Uebermacht den Krieg bis an die Etsch, wo er zum Vortheile Frankreichs endete.

Der Verlust der Lombardie war für Oesterreich die unmittelbare Folge, die nationale Einigung Italiens hingegen durch denselben, wie durch den baldigen Anheimfall der italienischen Herzogthümer und

---

[1]) Mai 1857 — Juli 1858.
[2]) 1857 — 1860; Schlacht bei Palikao, 21. September 1860.

päpstlichen Legationen an Piemont in entschiedener Weise inaugurirt, und — nachdem auch das Königreich beider Sicilien ein gleiches Schicksal erfahren — bis auf Venetien und das Patrimonium Petri, welch' Letzteres Frankreich militärisch besetzt hielt und bis auf die jüngste Zeit Italien verweigerte, vollendet.

Frankreich zog aus den beiden gegen Russland und Oesterreich geführten Kriegen keine greifbaren Vortheile. Weder der eine noch der andere dieser Staaten ersetzte die Milliarden, welche das Kaiserreich in diesen Kriegen verausgabt. Es gewann für sich von Piemont lediglich die Grafschaft Nizza und Savoyen, — eine geringe Entschädigung für solche Opfer, die nur der Türkei und Italien zu Gute gekommen, Russland und Oesterreich dagegen nur mässig geschädigt hatten. [1])

Der eigentliche Gewinn bestand in dem Bruche zwischen Oesterreich und Russland, somit in der Lösung der noch immer gegen Frankreich gerichteten Coalition, sowie in dem Waffenruhme und dem hohen Prestige, welche nun wieder den französischen Namen umgaben.

Das für seine National- und Waffenehre so hochempfindliche Volk sah in dem Kaiser den Erneuerer seiner traditionelen Grösse; auf Waterloo war nun ein Sebastopol, Magenta, Solferino und ein Sieg in China gefolgt; mehr denn je glaubte es nun, seine Geschicke in die richtigen Hände gelegt zu haben.

Getragen von der Armee, einer vollkommen ergebenen Beamtenschaft und einem eben so willigen Senate, gestützt auf die Masse des Volkes, das, bis auf eine verschwindende Zahl von Oppositionelen, immer wieder nur Männer in den gesetzgebenden Körper wählte, die bereit waren, die Politik des Kaisers zu unterstützen, hatte sein Thron einen hohen Grad von Festigkeit erlangt; dabei prosperirte Frankreich sichtlich in jeder Richtung und mit Staunen sah in dessen grossartiger, von beinahe zwei Millionen Menschen bewohnten Hauptstadt der Fremde das Thun und Schaffen der eben so leichtlebigen als arbeitsamen französischen Nation. Sie genoss keine besonderen politischen Freiheiten, verschmerzte diese aber leicht und gerne in der Erinnerung an die furchtbaren Parteikämpfe und Unordnungen, welche jene in Frankreich stets im Gefolge gehabt und in Anerkennung der Noth-

---

[1]) Es ist billig, hier auf die stets maassvollen Friedensbedingungen hinzuweisen; keiner der besiegten Staaten hatte die französischen Rüstungen zu entschädigen, so dass Frankreich die bedeutenden Kosten seiner Kriege allein trug.

wendigkeit einer kräftigen Regierung, die mit starker Hand alle Parteien, welcher Richtung immer sie angehörten, niederzuhalten wusste.

Da gaben zur Zeit des 1861 in Nordamerika ausgebrochenen Bürgerkrieges Misshelligkeiten mit der mexicanischen Republik Anlass zu einer transatlantischen, im Beginne von Frankreich, England und Spanien gemeinschaftlich unternommenen Expedition, angeblich zum Zwecke der Eintreibung von Schuldforderungen. Bald machte Frankreich allein einen weitern entscheidenden Schritt in der geradezu abenteuerlichen Absicht, in Mexico eine monarchische Regierung zu gründen, die sich, im Falle der gehofften Zertrümmerung der nordamerikanischen Union, möglicherweise auch auf deren Südstaaten ausdehnen und somit dauernd, nicht nur die Union selber brechen, sondern auch das republikanische Princip zu schädigen und der romanischen Race Amerika's das politische Uebergewicht über die anglo-germanische sichern sollte.

Diese Unternehmung fand aber nicht die Zustimmung des Landes und wurde zum Gegenstande heftiger Angriffe gegen die Regierung. Die Schwierigkeiten der Letzteren mehrten sich auch durch die Ereignisse, die mit stetig wachsender Bedeutung sich jetzt in Europa, namentlich in Deutschland, zu vollziehen begannen.

Eine Macht, die bisher an der politischen Gestaltung des Erdtheils nur untergeordneten Antheil genommen, versuchte sich plötzlich in den Vordergrund zu drängen.

Friedrich Wilhelm IV. von Preussen war schon vor dem österreichisch-französischen Kriege hoffnungslos erkrankt, der Prinz von Preussen, Wilhelm, hatte am 8. October 1858 als Prinz-Regent die Regierung übernommen und nach dem Tode des Ersteren (2. Jänner 1861) den Thron bestiegen. [1]) Der Prinz-Regent hatte sich im Jahre 1859 nicht herbeigelassen, Oesterreich gegen Frankreich zu unterstützen, es wäre denn, dass sämmtliche deutschen Bundeskräfte unter preussische Führung gestellt würden, was Oesterreich aber nicht zugestand. Wie daher der orientalische Krieg einen Bruch zwischen Oesterreich und Russland zur Folge hatte, so rief der Krieg von 1859 das Misstrauen und die Rivalität Oesterreichs und Preussens wach.

Die preussische Armee wurde trotz des Widerspruches der Abgeordneten einer Reorganisation unterzogen, welche sie so wesentlich

---

[1]) Gekrönt zu Königsberg am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, 18. October.

stärkte, dass sie den Armeen aller andern Grossmächte gewachsen, ja sogar, was die Masse der organisationsmässig aufzustellenden Kraft anbelangt, überlegen war.

Im Mai 1862 trat Baron Bismark an die Spitze des Ministeriums. Im Vereine mit dem Kriegsminister Roon und dem Chef des Generalstabes Baron Moltke führte er die Armeeorganisation durch, unbekümmert um die Verweigerung der hiefür nöthigen Mittel durch das Abgeordnetenhaus und ohne es zu verhehlen, dass dem Heere die Aufgabe zufallen werde, die Ansprüche Preussens auf eine grössere Macht zur Geltung zu bringen. [1])

Als Oesterreich im Jahre 1863 auf einem Congresse deutscher Fürsten zu Frankfurt am Main eine Reorganisation des deutschen Bundes zum Zwecke der Kräftigung desselben versuchte, lehnte Preussen jede Betheiligung ab. Dagegen ergriff es im folgenden Jahre den Anlass, den der beständige Conflict zwischen der dänischen Regierung und ihren deutschen Herzogthümern bot, eine Erweiterung seiner Macht an der Nord- und Ostsee zu versuchen. [2])

Da ihm jedoch dieser Besitz streitig gemacht wurde, so stand es im Jahre 1866 nicht an, verstärkt durch ein Bündniss mit Italien, den deutschen Bund für aufgelöst zu erklären, und für eine völlige Neugestaltung Deutschlands und für die Hinausdrängung Oesterreichs aus dem Bunde sein Heer in's Feld zu stellen. [3])

---

[1]) Preussens Besitzstand war damals derselbe, der ihm nach den Bestimmungen des Wiener Congresses zugefallen. Es hatte 5086 Quadratmeilen und 19,304.833 Einwohner.
Nur der Schweizer Canton Neufchatel, der im Utrechter Frieden 1713 an die preussische Krone gekommen, war 1848 abgefallen.

[2]) Einnahme des Daneworks 6. Februar 1864.
Sieg der Oesterreicher bei Oeversee und Veile unter Gablenz.
Sturm der Preussen auf Düppel unter dem Prinzen Friedr. Carl, 18. April 1864.
Seegefecht bei Helgoland (Tegetthoff). Waffenstillstand und Londoner Conferenzen 22. Mai — 26. Juni.
Eroberung der Insel Alsen durch die Preussen unter Herwarth v. Bittenfeld 28. — 29. Juni.
Friedensschluss zu Wien 30. October 1864.
Vertrag von Gastein 14. August 1865.

[3]) Die österreichischen Truppen unter Gablenz räumen Holstein 12. Juni 1866.
Bundesexecutionsbeschluss gegen Preussen 14. Juni 1866.
Preussische Sommation an Hannover, Sachsen und Kurhessen 15. Juni 1866.
Schlacht bei Custoza 24. Juni 1866.
Treffen bei Langensalza, Oswiecim, Nachod und Trautenau 27. Juni 1866.
Treffen bei Münchengrätz, Trautenau u. Skalitz 28. Juni 1866.

Sämmtliche Grossmächte blieben bei Ausbruch dieses Krieges neutral. Nur Frankreich nahm in demselben insoferne Partei gegen Oesterreich, als es diesem von vorneherein die Preisgebung seiner letzten italienischen Provinz, allerdings gegen eine nicht näher bezeichnete Entschädigung, zumuthete und damit der Unternehmung Italiens gegen Oesterreich einen hohen moralischen Schutz verlieh.

Welcher Art die intimen Verhandlungen Frankreichs mit Preussen vor Ausbruch des Krieges, besonders gelegentlich der Biaritzer Besprechungen zwischen Kaiser Napoleon und Baron Bismark waren, ist bis zur Stunde, obgleich die neueste Zeit in mancher Beziehung die diplomatischen Vorgänge jener Tage enthüllte, dunkel geblieben.

Aus dem bekannten Briefe Napoleon's an seinen Minister des Aeussern, vom 11. Juni 1866, könnte man schliessen, dass der Kaiser den deutschen Bund, wenn auch in anderer Form, erhalten sehen wollte, „indem Preussen mehr Gleichartigkeit und Macht im Norden bekäme und Oesterreich seine Stellung in Deutschland behielte. „Ich weise jeden Gedanken“, heisst es weiter, „an eine Besitzerweiterung (für Frankreich) insolange zurück, als das europäische Gleichgewicht nicht gestört wird. Wir könnten in der That an die Ausdehnung unserer Grenzen nur denken, wenn die Karte Europa's zum ausschliesslichen Vortheile einer Grossmacht verändert würde und wenn die angrenzenden Gebiete durch ihren frei ausgesprochenen Wunsch ihren Anschluss an Frankreich verlangten........In dem Kampfe, der auf dem Punkte steht zu entbrennen, haben wir nur zweierlei Interessen: die Bewahrung des europäischen Gleichgewichtes und die Erhaltung des Werkes, welches in Italien zu begründen wir beigetragen haben. Genügt aber nicht der moralische Einfluss Frankreichs, diese beiden Interessen zu schützen? Soll es, damit sein Wort gehört werde, den

---

Treffen bei Gitschin, Schweinschädel und Königinhof 29. Juni 1866.
Schlacht von Königgrätz 3. Juli 1866.
Gefecht bei Dermbach (Baiern) 4. Juli 1866.
Gefecht an der Saale (Kissingen u. s. w.) 10. Juli 1866.
Gefecht bei Laufach 13. Juli 1866.
Gefecht bei Aschaffenburg 14. Juli 1866.
Besetzung Frankfurts 16. Juli 1866.
Besetzung Darmstadts 17. Juli 1866.
Seesieg bei Lissa 21. Juli 1866.
Treffen bei Blumenau (Pressburg) 22. Juli 1866.
Gefecht bei Tauberbischofsheim 24. Juli 1866.
Waffenstillstand von Nikolsburg 26. Juli 1866.
Friedensschluss in Prag 23. August 1866.

Degen ziehen? Ich denke das nicht —..... Halten wir uns daher in einer abwartenden Neutralität und verbleiben wir in unserer Uneigennützigkeit" u. s. w.

Im theilweisen Widerspruche mit diesen Aeusserungen hätte nach einer Note, welche Graf Bismark [1]) am 29. Juli 1870 an den norddeutschen Gesandten in London richtete und deren Inhalt die Welt in nicht geringes Erstaunen versetzte, Napoleon schon vor dem Jahre 1862 die Absicht verrathen, die Rheingrenze und Belgien zu gewinnen; er hätte deshalb nicht gegen den Einmarsch in die Elbeherzogthümer protestirt, sich beim Eintritte der Spannung zwischen Oesterreich und Preussen diesem bereitwilligst genähert und ihm durch verschiedene Agenten Vorschläge zur beiderseitigen Vergrösserung gemacht; es hätte sich dabei bald um Luxemburg oder um die Grenze von 1814 mit Landau und Saarbrücken, bald um grössere Objecte gehandelt, unter welchen die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze in Piemont zu ziehen sei, nicht ausgeschlossen blieb. Auch hätte er wegen Ankauf Luxemburgs, jedoch vergeblich, mit dem Könige der Niederlande verhandelt.

Im Mai 1866, zur Zeit also, da man auf einem Congresse die Schlichtung des Zwistes versuchen wollte, hätte der französische Botschafter am Berliner Hofe, Mr. Benedetti, sogar ein Offensiv- und Defensivbündniss mit Preussen vorgeschlagen, von welchem Vorschlage der folgende Auszug in den Händen des preussischen Ministers blieb:

1. Im Falle eines Congresses wird in Uebereinstimmung die Cession Venedigs an Italien und die Annexion der Elbeherzogthümer durch Preussen betrieben.

2. Führt der Congress zu keinem Resultate, Abschluss einer Offensiv- und Defensivallianz.

3. Der König von Preussen wird die Feindseligkeiten in den ersten Tagen nach dem Auseinandergehen des Congresses eröffnen.

4. Tritt der Congress nicht zusammen, so wird Preussen dreissig Tage nach Zeichnung dieses Vertrages angreifen.

5. Der Kaiser der Franzosen wird den Krieg an Oesterreich erklären, sobald die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Preussen begonnen haben werden. (30 Tage, 300.000 Mann.)

6. Man wird keinen Separatfrieden mit Oesterreich schliessen.

---

[1]) Baron Bismark wurde am 15. September 1865 zur Belohnung seiner ausserordentlichen Verdienste um die grossen Erfolge Preussens in den Grafenstand erhoben.

7. Der Friede kommt unter nachfolgenden Bedingungen zu Stande: Venedig an Italien etc. (??)

Die Seelenzahl des von Frankreich zu erwerbenden Gebietes wäre auf 1,800.000 veranschlagt worden.

Graf Bismark hätte diese Vorschläge wohl angehört, sich aber durch keinerlei Zusage gebunden und dieselben endlich im Juni 1866 trotz mehrfacher, fast drohender Mahnungen des französischen Botschafters, abgelehnt. Hierauf hätte nunmehr Napoleon die Erreichung seines Planes von einem Siege Oesterreichs und der Niederlage Preussens erwartet. [1])

---

[1]) Nach einem Briefe des französischen Botschafters, den dieser an den französischen Minister des Aeusseren, sogleich nach den ersten Enthüllungen dieser Art in den Times richtete, (29. Juli), wären die obigen Angaben vollkommen entstellt, denn Graf Bismark sei es selbst gewesen, der vor und während des Krieges die Vereinigung Belgiens mit Frankreich als Compensation für die Vergrösserung, die er für Preussen im Auge hatte, vorschlug, — und der Entwurf des oben gegebenen Allianzvertrages sei von Benedetti so zu sagen unter dem Dictate Bismark's nicht vor dem Kriege, sondern nach demselben, nachdem nämlich Preussen seine ausserordentliche Vergrösserung bereits durchgeführt, zu Stande gekommen.

Ein Blick auf den Vertrag zeigt jedoch sogleich, da von der Cession Venedigs, von der Einverleibung der Herzogthümer und dgl. gesprochen wird, derselbe müsse schon vor dem Kriege zu Papier gebracht worden sein. Für die weiteren Behauptungen Grammont's in seiner Depesche vom 4. August, in welcher die Worte Bismark's citirt werden, mit denen er dem Prinzen Napoleon den Rath ertheilt, Frankreich möge Belgien nehmen, da die Annexienspläne auf die Rheinprovinzen an dem Widerstande Deutschlands scheitern würden, und worin Grammont erklärt, weder über Belgien noch über einen anderen Gegenstand mit Bismark irgend welche Unterhandlung eröffnet zu haben, wurden zwar auch keine schriftlichen Belege erbracht, doch gewinnen dieselben an innerer Wahrscheinlichkeit durch eine vom italienischen Capitaine Luigi Chiali in seinem Werke: „*Una pagina storica*“ gegebene, freilich nicht sehr authentische Darstellung der Verhandlungen Bismark's mit dem Kaiser Napoleon im Bade zu Biaritz, Ende 1865. Darnach hätte Napoleon die von Bismark angeregten Entschädigungsvorschläge mit sehr viel „Reserve“ aufgenommen und nur den Wunsch geäussert, dass Italien Venedig erwerbe und dass die Wünsche der Dänen in Schleswig, mit ihrem Mutterlande wieder vereinigt zu werden, Berücksichtigung fänden. „Bismark“, fährt Chiali fort, „versprach dem Kaiser, Alles aufbieten zu wollen, um vom Könige Wilhelm ein Zugeständniss im Interesse des Nationalprincips zu erlangen, indem man Dänemark die nördlichen Bezirke von Schleswig zurückgebe. Was sodann die Gebietsvergrösserung anbelangt, so erkenne er vollständig die Gerechtigkeit der vom Kaiser ausgedrückten Reserve an (l'equità delle riserve espresse d'all imperatore) und fügte hinzu, dass er erforderlichen Falles mehr Preusse als Deutscher sein könnte, aber da es unmöglich wäre, in dieser Hinsicht die „Vorurtheile“ seines Souverains zu besiegen, so sei es nothwendig, dass Frankreich eine Territorialentschädigung in Belgien suche, wobei man Antwerpen an Holland abtreten müsse, um die Opposition Englands zu neutralisiren.“

Wie dem nun sei, alle diese Vorgänge deuten darauf, dass die französische Regierung auch jetzt noch, sieben Jahre nach dem Kriege in Italien, gegen Oesterreich ungünstig, ja feindselig gestimmt war, und dass es in einem Kriege Italiens und Preussens gegen Oesterreich die Gelegenheit ersah, unter dem Vorwande der Erhaltung des Gleichgewichtes territoriale Erwerbungen zu gewinnen, welche dem Wunsche der Nation entsprachen, welche die Macht Frankreichs heben und Letzteres endlich für die in den materiel fruchtlosen Kriegen in der Krim, in Italien, China und Mexico gebrachten Opfer entschädigen sollten.

„Sollen wir unser Missvergnügen kundgeben, weil Deutschland die Verträge von 1815 unzureichend findet, seinen nationalen Wünschen zu genügen und seine Ruhe zu erhalten?“ war auch einer der Sätze des vorerwähnten Briefes des Kaisers vom 11. Juni 1866.

Gewiss — es konnte für Frankreich nur eine Genugthuung sein, wenn diese „verhassten Verträge“, die sich einst so furchtbar gegen Frankreich aufgerichtet hatten, eine neue Schädigung, und zwar die für Frankreich wünschenswertheste erlitten. Viel war diesen Verträgen schon abgerungen, Russland und Oesterreich waren gedemüthigt, eine neue Grossmacht war in Italien geschaffen, die Donaufürstenthümer waren in ein selbständiges Verhältniss gebracht, aber Frankreich noch immer in die beengenden Grenzen gebannt, die ihm diese Verträge gegeben, und jedem Gedanken einer Gebietserweiterung, sei es gegen Belgien, sei es gegen den Mittelrhein, stand der ganze durch die ihn stützenden Grossmächte militärisch überlegene deutsche Bund entgegen. Wenn dieser nun sich innerlich zerfleischte, sich selber durch einen grossen Krieg auf Jahre hin schädigte, und wenn namentlich das von zwei Seiten bedrängte Oesterreich, das bisher stets mit seiner ganzen Kraft die Integrität Deutschlands gegen Frankreich gewahrt, nun wirklich aus dem Bunde zu scheiden gezwungen wurde, so hatte

---

Endlich vermehrt auch ein offener, an Bismark gerichteter Brief Stephan Türr's die Verdachtsgründe, dass alle jene Annectirungspläne, mit deren Enthüllung der norddeutsche Bundeskanzler in die Oeffentlichkeit getreten, wenigstens zu einem guten Theile, der Initiative des nunmehrigen Anklägers zuzuschreiben sind. Türr hatte im Juni 1866 eine Unterredung mit dem preussischen Premier, wobei ihm dieser gesagt haben soll: „Ach, wenn es nur der Kaiser Napoleon wollte, so wäre der Krieg (mit Oesterreich) leicht für uns; der Kaiser könnte sich leicht Belgien nehmen und sogar auch Luxemburg und die Grenzen Frankreichs reguliren. Ich habe das Alles dem Kaiser Napoleon vorgeschlagen, er wollte aber darauf nicht eingehen. Wenn Sie nach Paris kommen, bitte ich Sie, das Alles Sr. Hoheit dem Prinzen Napoleon zu sagen.“

Frankreich gewiss keine Ursache, über diese Vorgänge Missvergnügen zu empfinden. Wie immer die Würfel in Deutschland fielen, so durfte Frankreich hoffen, als Preis für die Neugestaltung Deutschlands eine Grenzberichtigung zu seinem Vortheile zu erlangen.

Doch die Entwicklung der Dinge entsprach nicht diesen Erwartungen, ja der französischen Politik sollte eine grossartige und überaus schmerzliche, den Stolz der Nation tief demüthigende Enttäuschung werden.

Der Krieg nahm schon beim Beginne eine für Oesterreich ungünstige Wendung; nach der Schlacht bei Königgrätz versuchte nun die französische Regierung, nachdem Oesterreich zur Abtretung Venetiens an Italien sich bereit erklärt, für die Einstellung der Feindseligkeiten zu wirken, und es kam in der That, zum Theil durch ihre Bemühungen und jene ihrer Botschafter an den kriegführenden Höfen, den Herzog von Grammont und Mr. de Benedetti, als das preussische Heer an der Donau angelangt, zum Abbruche des Krieges.

Wenn auch das Detail der Ansprüche, welche Frankreich schon damals an Preussen gestellt, bisher noch immer nicht aufgeklärt ist, so bleibt es doch gewiss, dass der französische Botschafter Mr. de Benedetti schon während der Waffenstillstands-Verhandlungen Ansprüche auf eine territoriale Entschädigung Frankreichs erhob.

Auch ist kein Zweifel, dass die Ansprüche des französischen Botschafters viel zum raschen Abschlusse der Verhandlungen mit Oesterreich beitrugen. Am 6. August bereits, also kurze Zeit nach Abschluss des Nikolsburger Vertrages, traf in Berlin eine Note des französischen Cabinets ein, in welcher dieses als Entschädigung für die Vergrösserung Preussens (unter der zur Zeit wohl nur der dauernde Gewinn der Elbeherzogthümer gemeint sein mochte) die Wiederherstellung der französischen Grenzen nach den Bestimmungen des ersten Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 verlangte. Darnach hätte ein kleiner Theil des südlichen Belgien mit Marienburg und Philippeville, von Preussen Saarlouis und Saarbrücken, von Baiern endlich Landau und der Strich bis an die Lauter an Frankreich fallen sollen.

Doch diese Forderungen wurden abgewiesen. Frankreich verfügte zu dieser Zeit nach Abschlag der Truppen in Mexico, Algier und Rom über höchstens 300.000 Mann, während Preussen an 640.000 auf den Beinen hatte. Dabei waren die Streitkräfte Frankreichs nicht zum Kriege gerüstet, die Infanterie hatte keine Rückladegewehre und

Napoleon war somit durchaus nicht in der Lage, seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen.

Dem französischen Cabinet blieb daher nichts übrig, als neben der Schwächung Oesterreichs durch den Verlust Venetiens, sich mit den Zuständen zu trösten, die nunmehr in Deutschland geschaffen werden sollten. Kaiser Napoleon hoffte nämlich nicht nur Oesterreich aus dem deutschen Bunde entfernt, sondern diesen selbst in sich zerfallen zu sehen. Deutschland sollte nämlich, ohne Oesterreich, in einen international selbständigen Nord- und einen eben solchen Südbund sich scheiden. Kaiser Napoleon stellte eine derartige Gestaltung Deutschlands, mit der Bestimmung, dass Preussen nur durch die Elbeherzogthümer vergrössert werden solle, selbst in seinen Präliminar-Vorschlägen auf, und Preussen nahm dieselben nicht nur an, sondern machte sie auch in dem wirklichen Präliminar-Vertrage mit Oesterreich, obschon unter nicht unbedeutenden Cautelen, zu einem Gegenstande der Stipulationen. — Ein solches Deutschland, mit dem aus dem Bunde gewiesenen Oesterreich im Rücken, war, allem Anscheine nach, Frankreich gegenüber schwächer als der ehemalige deutsche Bund.

Doch sollten auch diese Voraussetzungen sich schliesslich nicht so günstig für Frankreich erfüllen.

Graf Bismark, während er die neue Gestaltung Deutschlands und den künftigen Einfluss Preussens auf dasselbe völlig harmlos hinzustellen bemüht war, und über Preussens Absichten bezüglich seiner eigenen Vergrösserung kein Wort verlor, wusste trotzdem dafür zu sorgen, dass nicht nur Preussen, sondern auch Deutschland ohne jede Einbusse an Kraft aus dieser Krisis hervorgehe. Die Worte „internationale Selbständigkeit“ für den deutschen Südbund kamen in dem wirklich mit Oesterreich abgeschlossenen Präliminar-Vertrage von Nikolsburg [1]) nicht mehr vor.

Der Artikel II dieses Vertrages stipulirte weiters die Zustimmung Oesterreichs zur Neugestaltung Deutschlands, ohne die Betheiligung des Ersteren, sowie den Vorbehalt, der eine nationale Verbindung der Südstaaten mit dem Nordbunde lediglich von einer näheren Verständigung zwischen jenen und dem Letzteren abhängig machte.

Artikel V endlich anerkannte im Voraus die vom Könige von Preussen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen,

---

[1]) 26. Juli 1866.

einschliesslich der Territorial-Veränderungen. (Nur die Integrität des Königreichs Sachsen wurde eigens festgesetzt.) [1])

Da in solcher Art Oesterreich sich jedweder Einsprache in die inneren Angelegenheiten Deutschlands begab und die künftige Ordnung, welche Form sie auch annehmen mochte, in Vorhinein anerkannte, durfte Preussen nicht nur hoffen, ohne Einsprache und ohne alle Gefahr von Aussen, die im Norden Deutschlands niedergeworfenen Kleinstaaten sich völlig einzuverleiben und sich dadurch bedeutend zu vergrössern, sondern auch die deutschen Südstaaten in ein näheres Verhältniss zu sich zu bringen.

Allerdings hätte die nationale Verbindung zwischen diesen und dem Nordbunde nur eine lose und unter Umständen sehr precaire werden können, wenn Preussen die einzelnen Südstaaten sich selbst überlassen und der Bildung des Südbundes Zeit gegönnt hätte; doch Graf Bismark wusste diesen von allem Anbeginne überflüssig, ja unmöglich zu machen.

Ohne dass Oesterreich und das übrige Ausland es nur ahnten, schloss er nämlich, während die Friedens-Verhandlungen zu Prag noch im Zuge waren, [2]) mit Württemberg am 13., mit Baden am 17. und mit Baiern am 22. August einen geheimen Vertrag, der zwischen diesen Staaten und dem Königreiche Preussen zu gegenseitiger Garantie ein Schutz- und Trutzbündniss schuf und für den Fall eines Krieges die Streitkräfte dieser Staaten unter den Oberbefehl des Königs von Preussen stellte, dem Letzteren somit das Obercommando über die gesammte Militärmacht Dentschlands sicherte.

Die wenigen Zeilen dieses denkwürdigen Vertrages, der Alles, was sonst bisher diplomatisch geschehen, weit übertraf, blieben lange geheim.

In den Augen der Welt erschien Deutschland in zwei Theile gespalten, und man glaubte um so mehr die Entwicklung dieser dualistischen Form und das Inslebentreten des Südbundes mit der Zeit erwarten zu dürfen, als dieser im Prager Frieden [3]) neuerdings eine Stelle, dazu noch ausgestattet mit einer „internationalen und unabhängigen Existenz" gefunden hatte. Die Erwartungen aber trafen begreiflicher Weise nicht ein; denn Staaten, von denen jeder für sich die gesammten eigenen Streitkräfte im Kriegsfalle vertragsmässig dem Oberbefehle

---

[1]) Im Prager Frieden, Artikel VI.
[2]) Unterzeichnet am 23., ratificirt und ausgewechselt am 30. August 1866
[3]) Artikel IV.

eines, ausserhalb des Systems stehenden Machthabers zu überliefern hatte, konnten einen solchen Bund oder „Verein", wie er im Prager Friedens-Tractate genannt wird, nicht mehr schliessen.

Durch die erlangte Macht über die Streitkräfte Gesammtdeutschlands gegen jede Einsprache von Aussen gesichert, konnte Preussen ungehindert seine Vergrösserungs-Absichten durchführen und Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M. sowie andere kleinere Gebietstheile sich einverleiben, und zwar die eben genannten Territorien schon drei Wochen nach Ratification des Prager Friedens, mittelst des Gesetzes vom 20. September 1866, Schleswig-Holstein aber mittelst des Patentes vom 12. Jänner 1867. Es gewann dadurch 1306 Quadratmeilen und mehr als drei Millionen Einwohner, so dass Preussen nunmehr 6394 Quadratmeilen mit 23.590.639 Seelen umfasste und, als starkes Centrum für ganz Deutschland, die Hegemonie über dasselbe durch die Schöpfung des Nordbundes und die Militärconventionen mit den Südstaaten sich dauernd sichern konnte.[1])

Alle diese tiefgreifenden Veränderungen gingen ohne irgend welche Einsprache der Neutralen vor sich.

Russland und England waren völlig passiv verblieben und auch Frankreich, welches sich ausser Stande sah, seine in der vorgedachten Note vom 6. August aufgestellten, von Graf Bismark aber zurückgewiesenen Compensations-Forderungen durchzusetzen, musste im damaligen Augenblicke die Vorgänge mit Schweigen hinnehmen. Ja der Oeffentlichkeit gegenüber gab sich die Regierung den Anschein, als stünde sie dieser neuesten Wendung nicht unfreundlich gegenüber, vermochte aber das im französischen Volke einmal wachgerufene Misstrauen um so weniger zu beschwichtigen, als auch bald durch die Ereignisse auf einem anderen Schauplatze — in Mexico — der französische Nationalstolz sich verletzt fühlen musste.

Die Unternehmung in Mexico, welche sechs Jahre hindurch die Kräfte Frankreichs in Anspruch genommen, schlug fehl.

---

[1]) Auch in finanzieler Beziehung erfuhr Preussen in diesem Kriege keine Schädigung.

So musste das zum Nordbunde geschlagene Sachsen, welches auch im Frieden die Festung Königstein unter preussischem Commando zu belassen verpflichtet wurde, eine Kriegskostenentschädigung von 10 Millionen Thalern, Baiern von 30, Würtemberg von 8, Baden von 6, Frankfurt a. M. von über 5 ½, Hessen-Darmstadt von 3 Millionen Gulden, — Oesterreich, nach Abschlag seiner für den Krieg gegen Dänemark noch restirenden Forderung von 15 Millionen und der auf 5 Millionen veranschlagten freien Verpflegung der preussischen Armee bis zum Friedensschlusse, 20 Millionen Thaler zahlen. Im Ganzen betrugen die Kriegscontributionen bei 55 Millionen Thaler. Der Krieg kostete Preussen etwas über 108 Millionen Thaler.

Die nordamerikanische Union ging nach vierjährigem Kampfe siegreich aus ihren Wirren hervor, und als sie von Frankreich die Räumung Mexico's verlangte, sah sich dieses genöthigt, der Forderung nachzukommen. Die französischen Streitkräfte unter Bazaine, welche in beständigen Kämpfen gegen die republikanische Partei den im Juni 1864 aufgerichteten Thron des Kaisers Maximilian zu stützen gesucht, verliessen im Februar 1867 den mexikanischen Boden und überliessen den Kaiser seinem sich nur zu bald erfüllenden tragischen Geschicke. [1])

In unmittelbarer Folge des unglücklichen Ausganges dieser Expedition, welche namentlich grosse Opfer an Geld verschlungen, erhoben die oppositionelen Parteien des Landes nun kühner das Haupt. Ihre Leiter, wie Thiers und Jules Favre, ergriffen begierig die Gelegenheit, die ganze innere und äussere Politik der Regierung heftig anzugreifen.

Vergebens suchte die Regierung, die ihre mexicanische Politik, besonders nach ihren Misserfolgen, nicht so leicht vertheidigen konnte, wenigstens die Lage Frankreichs dem neuen Deutschland gegenüber möglichst günstig darzustellen. Man wies auf den Vortheil hin, dass Oesterreich nun Deutschland entfremdet sei und dieses in sich zerrissen, ohne Centralgewalt dastehe; von officieler Seite ausgegebene Karten sollten verständlich machen, dass Frankreich von diesem

---

[1]) Ausbruch des nordamerikanischen Bürgerkrieges, 1861.
Präsident der Union: Abraham Lincoln seit 1860.
Erklärung der Unabhängigkeit der conföderirten Südstaaten unter Jefferson Davis, 18. Februar 1861.
Einnahme von Fort Sunter bei Charlestown durch die Conföderirten, 14. April 1861.
Sieg der Conföderirten bei Bull-Run, 1861; bei Richemond 26. Juni bis 3. Juli 1862.
Niederlage der Conföderirten bei Frederiksburg, 2. Dec. 1862.
Abschaffung der Sclaverei durch Lincoln, 1. Jänner 1863.
Einnahme von Vicksburg durch die Unionisten unter Grant, 4. Juli 1863.
Einnahme von Richemond und Petersburg durch die Unionisten unter Grant und Sherman, 3. April 1865. Waffenstreckung Lee's mit dem virginischen Heere vor Grant, Johnston's mit der Südarmee vor Sherman.
Convention zu London in Betreff der Expedition nach Mexico, 31. October 1861.
Besetzung von Vera-Cruz und des Forts San Juan d'Ulloa, December 1861 und Jänner 1862.
Vertrag von La Soledad mit Juarez, 19. Februar 1862.
Sieg der Republicaner bei Puebla, Mai 1862.
Sieg der Franzosen unter Forey bei Puebla, Mai 1863.
Ankunft des Kaisers Maximilian, Juni 1864.
Kaiser Maximilian in Queretaro erschossen, 19. Juni 1867.

Deutschland weniger bedroht sei, als von dem früheren deutschen Bunde mit seinen zwei Grossmächten. In einem im Namen des Kaisers erlassenen Rundschreiben Lavalette's an die französischen diplomatischen Agenten im Auslande äusserte sich dieser über die neu geschaffene europäische Lage unter Anderem: „Die geringste Schwierigkeit, die wir mit Holland oder mit Preussen an der Mosel, mit Deutschland am Rhein, mit Oesterreich in Tirol oder Friaul haben konnten, bot alle vereinigten Kräfte des Bundes gegen uns auf...... Frankreich hatte vierzig Jahre lang die Coalition der drei nordischen Mächte gegen sich. Diese Coalition ist jetzt gebrochen; die Freiheit der Allianzen ist das neue Princip. Ein vergrössertes, nunmehr aller Solidarität lediges Preussen sichert die Unabhängigkeit Deutschlands. Frankreich braucht daran keinen Anstoss zu nehmen. Stolz auf seine wundervolle Einheit, auf seine unverwüstliche Nationalität, kann es das eben vollzogene Assimilirungswerk weder bekämpfen und bedauern, noch die Principien der Nationalität, die es in Bezug auf die Völker vertritt und verkündigt, eifersüchtigen Empfindungen unterordnen. Ist einmal das Nationalgefühl Deutschlands befriedigt, so schwinden dessen Besorgnisse und erlischt dessen Feindschaft. Indem es Frankreich nachahmt, thut es einen Schritt, der es nicht von uns entfernt, sondern uns nähert." Im weiteren Verlaufe des Schreibens wurde noch hervorgehoben, dass „ein stärker constituirtes, durch schärfer bestimmte Gebietseintheilungen gleichartigeres Europa eine Bürgschaft des Friedens für den Continent und weder eine Gefahr noch ein Schaden für Frankreich sei. Frankreich zähle mit Algerien bald 40 Millionen Einwohner, Deutschland 37, wovon 29 in dem Nord- und 8 in dem Südbunde, Oesterreich 35, Italien 26, Spanien 18; was vermöchte also Frankreich bei dieser Vertheilung der europäischen Streitkräfte zu beunruhigen?"

Am Schlusse dieses Schreibens wurde aber mit Rücksicht auf die in der Bevölkerung herrschende Stimmung gesagt, der Aufregung Frankreichs liege immerhin ein berechtigtes Gefühl zu Grunde, das Gefühl der Nothwendigkeit, dass die militärische Organisation Frankreichs unverzüglich vervollkommt und auf diese Weise der Rang und der Einfluss der französischen Nation in der Welt unangetastet bewahrt werde. In einer solchen Organisation liege keine Kriegsdrohung. Von dem hohen Standpunkte aus, von welchem die kaiserliche Regierung die Geschicke Europa's überschaue, erscheine ihr der Gesichtskreis frei von Eventualitäten....

In ähnlichem Sinne sprach sich auch der Kaiser selbst aus, gelegentlich der Eröffnung des gesetzgebenden Körpers am 14. Februar 1867.

Mit Bezug auf die grossen Veränderungen in Deutschland und Italien, welche er als „die Verwirklichung des umfassenden Programms der Einigung der europäischen Staaten in einer einzigen Conföderation" bezeichnete, äusserte sich die Thronrede: „Das Schauspiel der Anstrengungen der benachbarten Völker, um ihre seit so vielen Jahrhunderten zerstreuten Glieder zu sammeln, kann ein Land, wie das unserige, dessen sämmtliche Theile unwiderruflich untereinander verbunden sind und einen gleichartigen unzerstörbaren Körper bilden, nicht beunruhigen."

Von Interesse ist auch die auf Mexico bezügliche Stelle dieser Rede, welche als den die Expedition veranlassenden „grossen Gedanken" die „Wiedergeburt des mexicanischen Volkes" bezeichnet und schliesslich sagt: „Allein an dem Tage, an welchem mir das Maass unserer Opfer die Interessen, welche uns über den Ozean geführt hatten, zu übersteigen schien, habe ich mich aus freiem Antriebe dazu entschlossen, unser Armeecorps zurückzuberufen."

Vom gleichen Geiste waren auch die Tags darauf im gesetzgebenden Körper zur Vorlage gebrachten diplomatischen Actenstücke des Blaubuches durchweht. Wir heben aus selben einige der markanteren Stellen aus...... „In Deutschland wie in Italien brach das Gebäude von 1815 zusammen. Frankreich erwartete längst den Sturz desselben und es braucht sich nicht zu betrüben, dass es ihn sich vollziehen sah. Dieses Ergebniss wurde erreicht, ohne dass wir zum Schwert zu greifen brauchten. Die kaiserliche Regierung muss sich hiezu Glück wünschen; denn indem sie dem französischen Volke die Wohlthaten des Friedens erhielt, entsprach sie den damals laut und allgemein ausgesprochenen Wünschen der öffentlichen Meinung..... Wer könnte behaupten, dass Frankreich nicht den klügsten Theil erwählt hat, indem es seine Kräfte spart und zu dem militärischen Prästigium, dass es unangreifbar macht, noch das jener hohen Mässigung fügte, welche unter der kaiserlichen Regierung so viel dazu beigetragen hat, unseren Einfluss in der Welt zu erhalten und zu vermehren? Die deutsche Bundesverfassung hatte aufgehört, den durch den gegenwärtigen Lauf der Dinge entwickelten Ideen und Ansprüchen zu genügen. Durch starke Vereine untergraben, ohne Autorität auf den Geist der Massen, hatte sie selbst den vollkommenen Beistand der Regierungen verloren, die gleichwohl ein Interesse

hatten, ihre Selbstständigkeit unter den Schutz der herrschenden Institutionen zu stellen. . . . , . Was die süddeutschen Staaten betrifft, so verständigten sie sich (bei den Friedensunterhandlungen) schnell mit dem Berliner Cabinet. Württemberg und Baden hatten kein Opfer an Gebiet zu bringen. Baiern, einen Augenblick von beträchtlichen Verlusten bedroht, trat nur unbedeutende Districte ab. Uebrigens behielten die Südstaaten das absolute Recht, zu bestimmen, welche Beziehungen zwischen ihnen selbst und zwischen ihnen und dem norddeutschen Bunde walten sollen."

Der Kaiser ahnte damals, ein halbes Jahr darnach, noch nichts von den Augustverträgen, welche die Streitkräfte der deutschen Südstaaten dem Könige von Preussen im Kriegsfalle zur Verfügung stellten. Nichtsdestoweniger befand sich der Kaiser in keiner Täuschung über die materielen Mittel, über welche Preussen nunmehr zu verfügen hatte, wie die Absicht Napoleons, durch eine neue Militärorganisation der Wehrkraft Frankreichs eine Steigerung zuzuführen, mit Recht vermuthen lässt. In der vorerwähnten Thronrede nämlich wurde auch ein Gesetzvorschlag über die Reform des Heeres angekündigt und hiebei gesagt: „Der Einfluss einer Nation hängt von der Zahl der Menschen ab, die sie unter die Waffen rufen kann. Vergessen Sie nicht, dass die Nachbarstaaten sich sehr schwere Opfer auferlegen für eine gute Heerverfassung; sie haben ihre Augen auf uns geheftet, um aus Ihren Beschlüssen zu beurtheilen, ob der Einfluss Frankreichs in der Welt wachsen oder sich vermindern wird."

Doch fand diese neue Heeresorganisation, als in den letzten Wochen des Februar der Entwurf derselben in den Blättern veröffentlicht wurde, im Volke nur geringen Anklang. Die Stimmung im Lande zeigte sich einer so ansehnlichen Vermehrung der Armee und hauptsächlich der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wie der Abschaffung des Loosens und der Stellvertretung nicht geneigt. Da nach den Berichten aus den Departements auch die Bauern gegen die neue Militärorganisation waren und selbst die Imperialisten im gesetzgebenden Körper dem Plane ungünstig gestimmt schienen, demnach eine Verwerfung der Gesetzvorlage bevorstand, so wurde diese gar nicht eingebracht, sondern durch einen Entwurf ersetzt, der auf keine so allgemeine Opposition stiess.

Das gegen die Expansionsgelüste Preussens, welche die politischen Verhältnisse Europa's gänzlich zu verrücken drohten, einmal wachgerufene Misstrauen des französischen Volkes konnte zwar schein-

bar für Augenblicke schwinden, trat dann aber um so stärker bei dem leisesten Anlasse wieder zu Tage. So ergriff der greise Staatsmann und Geschichtschreiber Thiers am 14. März 1867 im gesetzgebenden Körper anlässlich der Discussion über die jüngsten Veränderungen in Deutschland und Italien die Gelegenheit, um in einer vierstündigen Rede die Politik der Regierung anzugreifen und die Haltung derselben während des Krieges 1866 als einen schwerwiegenden Fehler zu bezeichnen. Hätte Frankreich, meinte Thiers, für den deutschen Bund Partei ergriffen, dann wäre Italien ruhig verblieben und Preussen würde vereinzelt keinen Angriff auf Oesterreich gewagt haben. Er befürworte zur Sicherung des Friedens eine Allianz Frankreichs mit England, welcher sich Oesterreich, Belgien, Holland, Portugal und Skandinavien anschliessen würden. Mehrere andere einflussreiche Deputirte suchten übrigens Thiers zu widerlegen und bei der Abstimmung erklärte der gesetzgebende Körper mit 219 gegen 45 Stimmen über die Interpellation Thiers' zur Tagesordnung überzugehen.

Trotz dieser Haltung des Corps legislatif verfehlte die Rede eines Mannes von der Bedeutung Thiers' nicht, in Deutschland einen mächtigen und nachhaltigen Eindruck hervorzurufen. Die preussische Regierung, welche noch am 24. Februar gelegentlich der Eröffnung des ersten norddeutschen Parlaments dem Könige Wilhelm Worte in den Mund gelegt, die von grosser politischer Mässigung zeigten, die der Bundesgenossenschaft der deutschen Staaten einen wesentlich defensiven Charakter vindicirten, die des Strebens nach etwaigen Gebiets-Erweiterungen mit keiner Sylbe gedachten, die vielmehr „die Ordnung der nationalen Beziehungen des norddeutschen Bundes" zu den Landsleuten im Süden des Main noch immer als „dem freien Uebereinkommen beider Theile" anheimgegeben darstellten, die endlich insbesondere den Accent legten auf „die wohlwollende Haltung der mächtigsten europäischen Staaten, welche ohne Besorgniss und ohne Missgunst Deutschland von denselben Vortheilen eines grossen staatlichen Gemeinwesens Besitz ergreifen sehen, deren sie sich ihrerseits seit Jahrhunderten erfreuen," — glaubte jetzt diese Rede Thiers' als eine Herausforderung betrachten zu sollen und mit einer entschiedenen Demonstration nicht säumen zu dürfen. Die Demonstration erfolgte auch — durch die Veröffentlichung der bis dahin so sorgfältig verheimlichten Allianzverträge zwischen dem Nordbunde und den Südstaaten.

Die officiele bairische Zeitung und der preussische Staatsanzeiger eröffneten am 10. März 1867 den Reigen der Publicationen, indem sie

einen Zusatzartikel zum bairisch-preussischen Frieden vom 22. August 1866 bekannt machten, wornach Baiern und Preussen sich gegenseitig ihr Gebiet garantirten und in ein Schutz- und Trutzbündniss traten. Nun folgten auch bald die württembergischen und badischen Blätter mit der Veröffentlichung gleichlautender, ein Schutz- und Trutzbündniss involvirender Zusatzartikel zu den Friedensschlüssen Württembergs und Badens vom 13. bezüglich 17. August mit Preussen.

In officielen Kreisen, in Frankreich wie in Deutschland, war man zwar bemüht, diesen Publicationen jede Schärfe zu nehmen. Das französische Cabinet erklärte, durch dieselben nicht im Mindesten überrascht zu sein, da ihm schon im September 1866, nach dem Rücktritte des österreichisch gesinnten Ministers Drouyn de Lhuys, Mittheilungen über das Bestehen dieser Verträge, mit der Bitte um Geheimhaltung, gemacht worden wären, — was übrigens, nach der damaligen Situation zu urtheilen, bezweifelt werden darf. Die Berliner ministeriellen Stimmführer wieder suchten die Ursache dieser Veröffentlichungen vorwiegend in der Absicht der preussischen Regierung, das norddeutsche Parlament über das Verhältniss zu Süddeutschland zu beruhigen. Die öffentliche Meinung liess sich aber durch diese Darstellungen nicht irre führen, und wie man in Deutschland aller Orten der Auffassung huldigte, wonach man in der Publication der Allianzverträge in jenem Momente eine Demonstration gegen französische Angriffsgelüste erkennen wollte, so wurde anderseits dem Argwohne des französischen Volkes gegen die ehrsüchtigen Strebungen Preussens neue Nahrung zugeführt, und es hätte nicht viel gefehlt, so wären die beiden rivalisirenden Mächte in Folge eines unerwarteten Zwischenfalles schon damals hart aneinander geprallt.

Kaiser Napoleon III., der trotz allen vor der Welt zur Schau getragenen Gleichmuthes innerlich die Nothwendigkeit fühlte, Frankreich, zur Beschwichtigung der über den Machtzuwachs Preussens erregten Gemüther, eine Entschädigung zu bieten, stand nämlich schon seit einiger Zeit mit dem Könige von Holland in Unterhandlungen, betreffs des Ankaufs des Grossherzogthums Luxemburg, [1]) die am 22. März 1867 schon bis zur Paraphirung des Cessionsvertrages, der am 5. April hätte unterzeichnet werden sollen, gediehen waren, als plötzlich der preussische Gesandte im Haag

[1]) Auf die schon in früheren Perioden stattgefundenen, auf den Erwerb Luxemburgs abzielenden Verhandlungen wurde bereits an der Stelle hingewiesen, wo von den Enthüllungen Bismark's über die durch Benedetti vermittelten Vorschläge Napoleon's die Rede war.

am 25. März gegen diese Unterhandlungen Protest einlegte.

Preussen stellte die Behauptung auf, dass eine Besitzveränderung Luxemburgs, welches als Bestandtheil des aufgelösten deutschen Bundes als deutsches Gebiet um so mehr zu betrachten sei, da Preussen daselbst noch immer das schon 1815 erworbene Besatzungsrecht ausübe, nicht durch einseitige Abmachungen zwischen Frankreich und Holland und ohne Zustimmung der übrigen Grossmächte vorgenommen werden dürfe [1]). Zugleich wuchs auch in Deutschland die Aufregung, als die ernsten Absichten Napoleon's auf Luxemburg bekannt wurden. Auf eine bezügliche Interpellation im norddeutschen Parlamente erklärte der Bundeskanzler, Luxemburg habe nach Auflösung des deutschen Bundes keine Neigung gezeigt, sich dem neuen norddeutschen Bunde anzuschliessen. Im October 1866 sei aus dem Haag eine

---

[1]) Luxemburg oder Lützelburg (d. i. die kleine Burg) wurde im Mittelalter von Grafen regiert, deren einer, Heinrich VII., zum deutschen Kaiser erwählt, das Haus der Luxemburger gründete. Der luxemburgische Kaiser Carl IV. erhob die Grafschaft 1354 zu einem Herzogthume; die luxemburgische Prinzessin Elisabeth verkaufte das Land 1462 an die Herzoge von Burgund; durch Vermählung Maria's, der Erbin von Burgund, mit dem Erzherzoge Maximilian, kam Luxemburg 1477 an das Haus Habsburg. Im pyrenäischen Frieden 1659 musste ein Theil an Frankreich abgetreten werden; der übrige Theil blieb habsburgisch, bis die Franzosen 1797 das ganze Land eroberten und ihrem Reiche einverleibten. Der Wiener Congress erhob Luxemburg zum Grossherzogthum und theilte dasselbe dem Könige Wilhelm I. der Niederlande zu, als Entschädigung für seine nassauischen Erblande; zugleich wurde das Grossherzogthum dem deutschen Bunde einverleibt. Im Jahre 1839 trat der König der Niederlande 80 Quadratmeilen mit 206.000 Einwohnern an das Königreich Belgien ab; der Rest, 46 Quadratmeilen mit 206.000 Einwohnern, blieb mit der Hauptstadt Luxemburg unter dem Könige von Holland bei Deutschland. Das Besatzungsrecht in der Festung Luxemburg soll Preussen – nach Dr. Ghillany, dessen „Chronik" die vorstehenden Notizen entnommen sind — schon vor der Gründung des deutschen Bundes durch einen Vertrag vom 31. Mai 1815 erworben haben und dasselbe durch spätere Verträge näher bestimmt worden sein. Der Artikel 5 des Vertrages vom 8. November 1816 sagt: „Se. Majestät der König der Niederlande, Grossherzog von Luxemburg, treten Sr. Majestät dem Könige von Preussen das Recht ab, den Gouverneur und Commandanten dieses Platzes zu ernennen. Sie bewilligen, dass sowohl die Besatzung überhaupt, als jede Waffengattung insbesondere, in drei Viertheilen aus preussischen und einem Viertheile aus niederländischen Truppen bestehen soll." Weiters stützte die preussische Regierung ihr Besatzungsrecht auf den Umstand, dass ihr der Herzog von Nassau alle seine Souveränetätsrechte abgetreten hatte. Laut eines am 27. Juni 1839 zu Wiesbaden zwischen der holländischen (ottonischen) und nassauischen (walram'schen) Linie des Hauses Nassau-Oranien abgeschlossenen Vertrages, behielt sich der Herzog von Nassau auf den nicht an Belgien abgetretenen Theil von Luxemburg alle durch die Bestimmungen des Wiener Congresses verbürgten Rechte vor, und Preussen erklärte, dass es jetzt in diese Rechte eingetreten sei.

Depesche in Berlin eingetroffen, welche sich nachzuweisen bemühte, dass Preussen kein Recht mehr habe, in Luxemburg eine Garnison zu halten. Unter solchen Verhältnissen habe die preussische Regierung wenig Lust gehabt, dieses, einem fremden Souverain unterthänige Land von zweifelhafter Anhänglichkeit an Deutschland zum Eintritte in den norddeutschen Bund einzuladen. Die Erfahrungen, welche man in dieser Beziehung im früheren Bunde gemacht habe, seien lehrreich genug gewesen, um die Regierung abzuhalten, eine ähnliche Einrichtung auf den norddeutschen Bund zu übertragen. Was den Ankauf des Landes von Seiten Frankreichs anbelange, so habe die preussische Regierung keinen Anlass, anzunehmen, dass ein Beschluss über das künftige Schicksal des Grossherzogthums bereits erfolgt sei; freilich könne sie auch nicht das Gegentheil mit Bestimmtheit versichern. Sie wisse nur so viel gewiss, dass der König von Holland vor einigen Tagen den preussischen Gesandten im Haag befragt habe, wie die preussische Regierung es auffassen würde, wenn der König sich der Souverainetät über das Grossherzogthum entäusserte? Der Gesandte sei angewiesen worden, hierauf zu antworten, die preussische Regierung fühle keinen Beruf, sich im gegenwärtigen Augenblicke über diese Frage zu äussern; sie müsse sich, bevor dies geschehen könne, jedenfalls darüber unterrichten, wie die Sache von ihren Bundesgenossen, von der öffentlichen Meinung in Deutschland, die gegenwärtig im norddeutschen Parlamente ihren Ausdruck finde, und von den Unterzeichnern der Verträge von 1839 aufgenommen werde. Die holländische Regierung habe der preussischen auch ihre guten Dienste bezüglich der von ihr vorausgesetzten Verhandlungen über Luxemburg mit dem französischen Cabinet angeboten: preussischerseits sei geantwortet worden, man sei nicht in der Lage, von diesen Diensten Gebrauch zu machen, da keine Verhandlungen über diesen Gegenstand mit Frankreich bestünden. Graf Bismark schloss mit dem Ausdrucke der Hoffnung, das Ausland werde zweifellose Rechte Deutschlands auf deutsches Gebiet anerkennen, und es werde der Regierung möglich werden, diese Rechte zu schützen, ohne dass die bisherigen freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich gestört würden. —

Auf eine im gesetzgebenden Körper zu Paris vom Minister des Auswärtigen de Moustier abgegebene Erklärung, welche die Erwerbung Luxemburgs für Frankreich nur mit der Einwilligung des Königs von Holland, mit der Zustimmung des Volkes und nach loyaler Prüfung der grossmächtlichen Interessen, sowie der Erhaltung des Friedens

in Aussicht stellte, erhob sich wieder Thiers, der auf die erregte Stimmung im Lande und auf die „Frankreich beleidigende Haltung Preussens“ hinwies.

Es gelang aber glücklich, den Krieg, wenigstens vor der Hand, zu vermeiden und die Angelegenheit der Diplomatie zu überweisen. Das französische Cabinet stellte in einer Circularnote an die Garanten der Verträge von 1839 die Aufforderung, nachdem in jenen Verträgen die vollständigste Souverainetät dem Könige von Holland zuerkannt sei, Preussen zu veranlassen, dass es seine Besatzung aus Luxemburg zurückziehe, — worauf Preussen seine Gesandten anwies, die Ansichten der garantirenden Mächte über die Verträge von 1839 zu vernehmen.

Trotz der diplomatischen Negociationen schien man auf der einen wie auf der anderen Seite auf ernstere Eventualitäten sich gefasst zu machen, denn schon Mitte April vermochte Frankreich seine Kriegsrüstungen nicht mehr zu verheimlichen und während die Forts von Paris in Vertheidigungszustand gesetzt, Metz vollständig armirt, dessen Alleen auf dem Deutschland zugekehrten Glacis der Festung rasirt wurden und überdies Holland und Dänemark sich zum Kriege rüsteten, verabsäumte auch Preussen seine Vorbereitungen nicht und setzte Mainz in Vertheidigungszustand.

Einen hervorragenden Antheil an der Erhaltung des Friedens wird man der in beiden Ländern mit Macht zum Ausdrucke gebrachten friedlichen Stimmung eines grossen Theiles der Bevölkerung zuschreiben müssen. Namentlich die französischen Regierungskreise mögen durch die entschiedene, willenskräftige Haltung der Opposition im gesetzgebenden Körper, der Arbeiter und der Studenten, in ihren weiteren Schritten einer gemässigteren Auffassung der Sachlage zuzuneigen sich veranlasst gefühlt haben. Und auch in Deutschland, obwohl man hier sehr viel Selbstbewusstsein zur Schau zu tragen sich bemühte und im Parlamente, wie in der Presse wiederholt das Preisgeben Luxemburgs perhorrescirte und die Besetzung der Festung durch preussische Truppen als eine unerlässliche Bürgschaft für die Sicherheit der deutschen Grenze erklärte, überwogen doch die Stimmen jener, die zum Frieden mahnten, weil ein Krieg mit Frankreich über alle Maassen schädigend auf alle Erwerbs- und Handelsverhältnisse rückwirken müsste.

Während daher die officiösen Blätter, hüben wie drüben, die Fehden fortsetzten, in Paris als Conditio sine qua non der Erhaltung des Friedens die Räumung Luxemburgs von Seite der Preussen aufgestellt, von den Letzteren dagegen „in Deutschlands Namen“ an dem

Status quo ante festhalten zu wollen erklärt wurde, — erliessen die französischen Arbeiter und die Pariser und Strassburger Studenten Friedensadressen an das deutsche Volk und entsandte die Opposition des gesetzgebenden Körpers einige ihrer bedeutenderen Glieder nach Berlin, um daselbst die Friedensliebe des französischen Volkes zu manifestiren.

Ende April trat hierauf zur Begleichung der luxemburgischen Streitfrage auf den Vorschlag des russ'schen Cabinets eine Conferenz in London zusammen, an der sich nebst den Londoner Gesandten der Grossmächte, unter welchen auch zum ersten Male Italien figurirte, auch jene Hollands und Belgiens betheiligten. Dieser Conferenz gelang es auch, das internationale Verhältniss Luxemburgs auf den Grundlagen der Neutralität zu regeln. Nach dem Beschlusse des am 11. Mai unterzeichneten Protokols musste sich nun Preussen zur Räumung der Festung verstehen; Luxemburg blieb unter der Regierung des Königs von Holland; Frankreich verzichtete auf die Erwerbung; die Grossmächte garantirten die Neutralität des Luxemburger Gebietes; die Festungswerke endlich mussten geschleift werden.

Dieser diplomatische Misserfolg Preussens übte seine beruhigende Rückwirkung auf jene Parteien, welche mit erklärlicher Eifersucht das Wachsen des preussischen Einflusses im Rathe der europäischen Mächte beobachteten, wie auch namentlich auf die französische Regierung selbst, die in der Aufrechthaltung des französischen Prestige eine Existenzbedingung erblicken musste. Nur mit einer imponirenden äusseren Politik, nur mit einem dem Nationalcharakter schmeichelnden, glänzenden Auftreten nach Aussen, vereint mit der Hebung des materielen Wohlstandes, vermochte der Kaiser den Massen einen Ersatz für den Entgang bürgerlicher Freiheiten zu bieten und den Strebungen der Orleanisten und hauptsächlich dem gefährlichen Drängen der Republikaner den Boden zu entziehen. Er gab sich darum auch keiner Täuschung hin über die Nachhaltigkeit des mehr negativen, vorübergehenden Erfolges in der luxemburgischen Angelegenheit und machte sich auch gefasst, dem mit der Zeit unvermeidlichen höheren Anschwellen der feindlichen, den Kaiserthron unterspülenden Strömung im Innern, durch eine glückliche Unternehmung nach Aussen begegnen zu müssen.

In dieser Absicht wandte er vor Allem sein Augenmerk auf die Heeresorganisation, deren Umgestaltung schon unmittelbar nach Beendigung des preussisch-österreichischen Krieges in Angriff genommen

worden war, bisher aber noch immer vornehmlich aus dem Grunde zu keinem endgiltigen Ergebnisse geführt hatte, weil die besitzenden und unterrichteteren Stände sich gegen die Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht, wie schon an einer früheren Stelle erwähnt, sehr ablehnend verhielten. Am 7. März wurde ein neuer Gesetzentwurf zur Vorlage gebracht, der die allgemeine Wehrpflicht für die Linie nicht beantragte, sondern die Stellvertretung gestattete. Die Dauer der Dienstzeit in der activen Armee (im stehenden Heere) war auf fünf Jahre festgesetzt, nach welchen noch vier Dienstjahre in der Reserve folgten. Wer nicht in die active Armee eintrat, sollte vier Jahre in der Reserve und fünf Jahre in der mobilen Nationalgarde dienen. Jede zum Militärdienste berufene Altersclasse wurde nach dem Loose in zwei Hälften getheilt; die erste Hälfte trat in die active Armee, für sie war jedoch der Ersatz durch die Stellvertretung gestattet; die zweite Hälfte trat in die Reserve, für welche der Loskauf nicht erlaubt war. Leute dieser Kategorie konnten sich nur durch einen Mann unter 32 Jahren vertreten lassen, der aller gesetzlich auferlegten militärischen Verbindlichkeiten ledig war. Die mobile Nationalgarde, deren Dienstzeit fünf Jahre währte, wurde aus den jungen Leuten gebildet, die ihre Reservedienstzeit zurückgelegt hatten; auch solche, welche sich vom Dienste in der activen Armee und von der Reserve durch den Loskauf, bezüglich durch Stellung eines Ersatzmannes freigemacht hatten, waren zum Dienste in der mobilen Nationalgarde verbunden. Diese hatte die Bestimmung zum Dienste im Innern des Landes und wurde nach den verschiedenen Departements organisirt. Die Verheiratung war den mobilen Nationalgardisten, ohne besondere Erlaubniss, bedingungslos gestattet. Die gesammten Streitkräfte Frankreichs sollten von 700.000 auf 800.000 Mann gebracht werden, nämlich 400.000 Mann active Armee und 400.000 Mann Reserve; überdies sollte noch die mobile Nationalgarde einen Stand von 3 — 400.000 Mann umfassen.

Doch auch die Durchführung dieses modificirten Entwurfes stiess abermals auf Schwierigkeiten, da namentlich aus den Arbeiterkreisen zahlreiche Petitionen an den Kaiser gerichtet wurden, in denen es unter Anderem hiess: „Wir können eine so schwere Last wie die allgemeine Wehrpflicht nicht tragen. Das flache Land ist schon entvölkert, dem Ackerbau mangeln die Hände; wir können unsere Kinder nicht entbehren! Das vorgeschlagene Gesetz erfüllt uns mit Schmerz und Schrecken; unsere Grenzen sind ja nicht bedroht; wäre dies der Fall, wir würden uns Alle in Masse erheben."

In diesen und ähnlichen Emanationen offenbarte sich auch die den grossen Massen innewohnende Friedensliebe, durch welche die mehrfach erhobenen Anschuldigungen, die das französische Volk in seiner Gesammtheit des Chauvinismus und der Eroberungsgelüste zeihen, wohl zum Theile widerlegt werden.

Der Energie des Kriegsministers Niel, der dem Marschall Randon im Beginne des Jahres 1867 im Amte gefolgt, gelang es endlich doch, den Gesetzvorschlag im Corps Legislatif durchzubringen und die Neuorganisation des Heeres anzubahnen, wobei jedoch die Errichtung der Mobilgarde eine auffällige Vernachlässigung erfuhr. Während der drei Jahre, die zwischen dem Beginne der Armeereform und dem Kriege, der endlich ausbrach, lagen, schritt die Reorganisation so weit vor, dass die officielen Daten für 1870 bereits eine Heeresstärke von 725.000 Mann und 89.322 Pferden ausweisen konnten. Die letzte den Vertretungskörpern unterbreitete „Darlegung der Lage des Reiches" gab nämlich folgende summarische Gruppirung:

In Frankreich	334.287 Mann,	72.760 Pferde,
in Algerien	65.713 „	16.562 „
hiezu die Recrutirung von 1870	66.000 „	
Armeereserve	259.000 „	
zusammen....	725.000 Mann,	89.322 Pferde.

Der Friedensstand selbst aber wies von dieser Summe, einschliesslich aller geworbenen, in Algerien befindlichen Truppen (Fremden-Regimenter, Turcos, Spahis), dann des Train- und Verwaltungspersonals, nur 400.000 Mann aus.

Von der mobilen Nationalgarde hingegen, welche nach einigen Schriften auf 319 Bataillone Infanterie, 122 Batterien und 6 Pontoniercompagnien zu bringen gewesen wäre, hatte man im Beginne des Jahres 1869 vorerst in 29 Departements nur 142 Bataillone, 91 Batterien und 2 Pontoniercompagnien im Rahmen aufgestellt. Noch bei Begiun des Feldzuges existirten keine sicheren, amtlichen Daten über die formationsmässigen Bestände der Mobilgarden.

Die Gesammtstärke der Marinetruppen einschliesslich aller im Lande und in den Colonien verwendeten Aufseher, Professionisten, Verwaltungsbeamten etc. bezifferte sich auf 113.000, wovon im activen Seedienste nur 70.000 Mann standen, während die übrigen 40.000 Mann die Reserve bildeten.

An ausgerüsteten und in Dienst gestellten Kriegsschiffen werden im Marineerforderniss pro 1870 167 Fahrzeuge aufgeführt und zwar:

10 Panzer-Schraubendampfer,
76 Holz- „
38 „ Raddampfer
43 Segelfahrzeuge.

Ueberdies noch eine grössere Zahl von Schul-, Versuchs-, Reserve-, Hafenschiffen u. s. w.

Parallel mit den organisatorischen Arbeiten liefen die Bestrebungen der Kriegsleitung, auch in technischen und taktischen Beziehungen das Heer einer Vervollkommnung näher zu bringen. Die Bewaffnung wurde gründlich geändert. Die gesammte Infanterie des Landheeres, die Genietruppe und die Marine-Infanterie tauschten ihr Vorderladegewehr in ein Rückladegewehr Chassepot'scher Construction — fusil modèle 1866 — ein; die Reiterei wurde mit alten, in Rücklader umgewandelten Dragonergewehren, die Mobilgarden mit den in Hinterlader umgestalteten Infanteriegewehren, Model 1867, bewaffnet. Nach den officielen Angaben wurden bereits im Jahre 1867 100.000 Stück Chassepots erzeugt und bis December 1868 weitere 493.000 Stück nachgeliefert. Da aber die Armee noch bei Ausbruch des Krieges bekanntlich mit vier Gewehrgattungen in's Feld rückte, so darf vielleicht die Genauigkeit dieser Daten oder die richtige Disposition mit den vorhandenen Waffen angezweifelt werden.

Die aus den Erfahrungen des österreichisch-preussischen Krieges geschöpfte Erkenntniss von der ausschlaggebenden Wirkung des Infanteriefeuers führte in der Absicht der möglichsten Stärkung desselben auf die Idee der sogenannten Kugelspritzen oder Mitrailleusen, [1]) welche Anfangs zu einer engen Verbindung mit der taktischen Einheit der Infanterie bestimmt waren, bald aber von derselben getrennt, in Batterien zu 6 Stück vereinigt und der Artillerie zugewiesen wurden.

In den Schiessschulen zu Châlons und Vincennes, sowie in den ständigen Lagern zu Châlons, Saint Maur les Fosses, Lannemezan, Sathonay u. s. w. wurden die Uebungen mit vermehrter Sorgfalt betrieben.

Dieser regen Thätigkeit auf militärischem Gebiete in Frankreich, die nach Marschall Niel's Tode und der Uebernahme des Kriegs-Portefeuilles durch Leboeuf im Jahre 1869 noch insoferne erhöht wurde, als die Organisation der Mobilgarden endlich greifbare Gestalten

[1]) Eine Gattung derselben, die „Gatling-Kanone", so benannt nach ihrem in Indianopolis wohnenden Erfinder, stand schon im nordamerikanischen Bürgerkriege in Verwendung.

erhielt, setzte man in Preussen eine gleiche, alle Theile des Heerwesens umfassende Rührigkeit entgegen, die hauptsächlich eine Verschmelzung der neuen Bundes-Contingente mit dem preussischen Heere zum Ziele hatte. Die gesammte norddeutsche Kriegsmacht wurde in 13 ständige Armeecorps eingetheilt; Sachsen bildete ein Armeecorps für sich, das zwölfte; die Contingente der übrigen kleineren Staaten wurden in preussische Divisionen eingetheilt. Die Nummern der Regimenter liefen durch die ganze Armee. Der Friedens-Präsenzstand wurde auf 300.000 Mann nebst 13.000 Officieren gebracht, während die Kriegsstärke des Bundes-Landheeres, einschliesslich der Ersatztruppen und der Besatzungen eine Ziffer von 947.329 Mann, 200.114 Pferden, 1638 Geschützen und 18.673 Fahrzeugen aufwies.

In der Kriegsmarine dagegen blieb Norddeutschland, als Seemacht zweiten Ranges, begreiflicherweise hinter Frankreich bedeutend zurück. Es zählte nämlich nach dem, dem Bundesrathe vom Kanzler vorgelegten Berichte im Ganzen:

3 Panzerschiffe,
2 Panzerfahrzeuge,
5 gedeckte Corvetten,
4 Glattdecks,
2 Aviso's,
22 Kanonenboote,

in Summa 38 Dampfschiffe mit 320 Kanonen nebst 7 Seglern als Artillerie- und Uebungsschiffe.

Dafür aber wurde durch neue Befestigungen und durch Armirung der Werke mit schweren Krupp'schen Stahlgeschützen (24-, 72- und 96-Hinterladungs-Pfündern) ausgiebig für den Schutz der Küsten und Seehäfen vorgesorgt.

Durfte Preussen überdies in Folge der schon erwähnten Augustverträge auf Süddeutschland rechnen, so wurde hiedurch der norddeutschen Kriegsmacht eine weitere Verstärkung von über 120.000 Mann zugeführt. Preussen war daher auch bedacht, wo nur möglich, die Beziehungen der deutschen Südstaaten zum Nordbunde zu engeren zu gestalten, und seinen unauffälligen, aber rastlosen Bemühungen war es 1869 bereits gelungen, zwischen dem Grossherzogthum Baden und dem norddeutschen Bunde einen Vertrag bezüglich Einführung der gegenseitigen militärischen Freizügigkeit zu vereinbaren und einen preussischen General nach Karlsruhe als Kriegsminister zu bringen.

Dieses stete Umsichgreifen preussischer Macht und preussischen Einflusses musste naturnothwendig die seit dem verhängnissvollen Tage

von Königgrätz unversöhnlichen Gegensätze zwischen den Interessen des französischen Kaiserreiches und jenen des unaufhaltsam emporstrebenden Staates der Hohenzollern immer schärfer zuspitzen.

Zu Oesterreich suchte Kaiser Napoleon indessen in ein freundschaftlicheres Verhältniss zu treten, was ihm auch gelang. Die Animosität gegen Oesterreich, welche — wie schon einmal erwähnt — durch die frühere Politik des Kaiserreiches wie ein rother Faden sich durchzog, war geschwunden. Zu Abmachungen oder gar zu einer Allianz zwischen beiden Staaten kam es zwar keineswegs, doch glaubte Preussen die wiederholten Annäherungs-Versuche Napoleons an seinen Gegner vom Jahre 1866 in einer ihm feindlichen Absicht deuten zu sollen. Der Argwohn wuchs noch durch den Schutz, den Frankreich preussischen Emigranten, namentlich den Hannoveranern (hannöver'sche Legion) zu Theil werden liess. Vor der Welt erschienen zwar seit den drei Jahren, die seit der Luxemburger Affaire dahingegangen, die freundnachbarlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Preussen ungetrübt; aus dem Ernste und dem Uebereifer jedoch, mit denen man ohne Rücksicht auf die Schonung erheischenden, erschöpften Staatsfinanzen das Instrument der Politik in besten Stand zu setzen und zu vervollkommnen bestrebt war, mochte man wohl instinctiv herausempfinden das gegenseitige, immer wache Misstrauen. Der Funke glomm unter der Asche; er bedurfte nur des Luftzuges, der ihn zur hellen, gefrässigen Lohe emporfachen sollte.

Auch im Inneren Frankreichs ballten sich die Wolken am politischen Horizonte immer dunkler und dräuender. Die persönliche Herrschaft des Kaisers hatte die bürgerlichen Rechte und verfassungsmässigen Freiheiten in enge Schranken verwiesen, welche die rastlos drängenden oppositionelen Parteien zu durchbrechen suchten. Napoleon sah ein, dass seine Regierung in dem unausgesetzten Kampfe gegen den immer intensiver werdenden Widerstand der Republikaner und Socialisten endlich erlahmen müsse; die Bewegung im Lande wurde immer heftiger; die Unruhen mehrten sich und drohten an einzelnen Orten in offene Empörung auszubrechen; Paris, das Herz Frankreichs, wurde mehr denn einmal zum Schauplatze wild erregter Strassentumulte, die das Einschreiten des Militärs nothwendig machten. Viele Anhänger der Dynastie begannen wankend zu werden; denn die finanziele Misswirthschaft, die drückenden Steuern, die selbst von Personen aus der nächsten Umgebung des Kaisers in grossem Maassstabe und in unsolider Weise betriebene Börsenspeculation, welche in der genusssüchtigen und leichtfertigen Menge die Scheu vor ernster Arbeit

und die krankhafte Gier des raschen bequemen Gelderwerbes grossgezogen hatte; die offenbare Kraft- und Bedeutungslosigkeit des Vertretungskörpers, in den die Regierung durch die Rührigkeit ihrer Beamten eine zumeist durch selbstische Interessen gebundene, stumm und unbedingt ergebene Majorität zu bringen verstanden; die durch manchen Fall zu Tage getretene würdelose Abhängigkeit des Richterstuhles; endlich eine andere Reihe von Umständen, die auf die öffentliche Sittlichkeit, das Familienleben, das Wachsen der Bevölkerung von übelsten Rückwirkungen sein mussten, — konnte natürlich nicht verfehlen, jede Autorität zu untergraben, das Rechtsbewusstsein im Volke zu erschüttern, die Staatslasten unverhältnissmässig zu erhöhen, das Vertrauen in die Zukunft des Bestehenden zu rauben und dafür ein Gefühl der Unsicherheit zu erzeugen, den materielen Aufschwung im Lande, den das Kaiserreich in der Periode seiner Jugend und seines Glanzes zu befördern verstanden, in's Stocken zu bringen, um den Thron aber eine Gesellschaft von Egoisten und Abenteurern zu zügeln.

Kaiser Napoleon, das Unsichere und Gefährliche dieser Lage empfindend, versuchte nun den Thron durch Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Volkes zu festigen und liess durch die Regierung Abänderungen an der Verfassung im liberalen Sinne vornehmen. Die Bevölkerung selbst wurde berufen, um ihre Einwilligung in die Verfassungs-Abänderung zu geben und daher mit Hilfe und Unterstützung der Präfecten und ihrer willigen Werkzeuge eine allgemeine Volksabstimmung in Frankreich und seinen Colonien im Monate Mai 1870 in Scene gesetzt. Da auch eine Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen in Aussicht gestellt wurde, so hatte die Regierung die Genugthuung, bei dem Plebiscite nicht allein die conservativen Parteien, sondern auch die Land- und arbeitende Bevölkerung wieder auf ihrer Seite zu finden, während die, übrigens in der Minorität gebliebene Städtebevölkerung die Gelegenheit zu einer Demonstration gegen das Empire nicht unbenützt vorbeigehen liess. Die politische Intelligenz Frankreichs erklärte nämlich das Plebiscit, wie es dem Volke vorgelegt wurde, abermals nur für einen Act des persönlichen Regiments, weil das plebiscitarische Regime die Verneinung des repräsentativen Systems in sich schliesse. Die vom Lande verlangte Gutheissung liberaler Reformen hätte, nach den Ansichten der vorgeschrittenen Parteien, darum nur vom gesetzgebenden Körper gefordert werden dürfen.

Nichtsdestoweniger schien das Glück dem Kaiserreiche nach beendetem Plebiscite wieder lächeln zu wollen, denn die Napoleonischen

Ideen hatten mit 7 Millionen Stimmen den Sieg davon getragen über alle legitimistisch-socialistischen Combinationen.

Man wäre nun zur Annahme berechtigt gewesen, Kaiser Napoleon werde seine ganze Kraft und Thätigkeit der inneren Entwicklung des Landes und der möglichsten Ausgleichung so mancher, daselbst noch schroff gegenüberstehender Gegensätze zuwenden. Auch in den körperlichen Leiden und den vorgeschrittenen Jahren des Kaisers glaubte man einen weiteren Grund finden zu sollen, der ihn bestimmen würde, auf eine aggressive, abenteuernde Politik zu verzichten. Um so mehr Befremden erregte die bei der Neubildung des Cabinets nach dem Plebiscite erfolgte Wahl des Herzogs von Grammont zum Minister des Auswärtigen. [1])

Grammont, bis zum 15. Mai französischer Botschafter in Wien, galt als ein Feind der nach Königgrätz gegründeten Ordnung in Deutschland. Die aus dieser Berufung ins Cabinet gezogenen Schlüsse auf die künftige feindliche Haltung Frankreichs gegenüber Preussen lagen um so näher, als auch die officiösen französischen Blätter einen gereizten Ton gegen die Bismarkischen Organe anzuschlagen begannen. In den Regierungskreisen jedoch suchte man die Ernennung Grammont's durch den Umstand zu erklären, dass er an den inneren Parteikämpfen nicht betheiligt war, dass er also keine Art von Verbindlichkeiten gegenüber irgend welcher Gruppe im gesetzgebenden Körper hatte, während Daru, sein Vorgänger im Amte, als einer der Führer des linken Centrums sich mehrfach in seinen Handlungen behindert sah.

Ein kaum einen Monat nach der Uebernahme der Geschäfte eingetretener Zwischenfall in Betreff der Gotthardtbahn gab nun dem Herzoge Gelegenheit, durch eine vorurtheilsfreie Behandlung des Gegenstandes seine Mässigung zu bethätigen und die aufgetauchten kriegerischen Besorgnisse zu zerstreuen. Der norddeutsche Bundestag hatte nämlich auf wiederholtes Betreiben Bismark's eine Subvention von 10 Millionen Francs votirt für den Bau einer Alpenbahn durch

---

[1]) Herzog Agenor v. Grammont, seit 1861 Botschafter in Wien, ist das Haupt einer der vornehmsten Familien des legitimistischen Adels, und trägt noch die Titel: Herzog von Guiche, Prinz von Bidache. Er war ein Jugendgespiele des Grafen Chambord, verhielt sich unter der Julimonarchie sehr feindselig, schloss sich aber nach dem Staatsstreiche sofort dem Kaiserreiche an und trat in die diplomatische Carrière. Er bekleidete die Gesandtschaftsposten in Cassel, Stuttgart und Turin und war von 1857 — 1861 Botschafter in Rom, wo er sich mit Cardinal Antonelli heftig überwarf.

die Centralschweiz, behufs Herstellung einer unmittelbaren Verbindung zwischen Deutschland und Italien. Bei den vorhergegangenen langwierigen Verhandlungen über die Richtung, in welcher die Trace zu ziehen wäre, hatten sich mehrere schweizerische Cantone mit aller Entschiedenheit gegen die kostspielige und schwierige Gotthardtbahn ausgesprochen und für eine Splügenbahn agitirt, während französische Gesellschaften wieder für die Simplonbahn mit allem Eifer in die Schranken traten. Der hiedurch erzeugten Unschlüssigkeit hatte der norddeutsche Bundeskanzler durch die in einer an die betheiligten Staaten (Italien, Schweiz, Baden) gerichteten Note enthaltene bündige Erklärung für die Gotthardtbahn ein Ende gemacht. Diese Richtung wurde offenbar gewählt, um die Verbindungsbahn zwischen Deutschland und Italien gänzlich durch die neutrale Centralschweiz und ausserhalb des Bereiches grösserer Staaten, wie Oesterreich oder Frankreich, zu führen.

Dieser Schritt Preussens konnte natürlich nicht verfehlen, in Frankreich ein peinliches Aufsehen zu erregen und das Misstrauen wieder wachzurufen. Der Abgeordnete Mony brachte im Corps Legislatif eine auf diese Frage bezügliche Interpellation an den Minister des Auswärtigen ein; die Beunruhigung nahm in Deutschland wie in Frankreich in gleichem Maasse zu; die Auffassung, Preussen befürworte die Linie über den Gotthardt nur aus militärischen Rücksichten, um nämlich im Kriegsfalle ungehindert die Truppen durch die schwache, eines Widerstandes unfähige Schweiz befördern zu können, wurde immer allgemeiner, so dass endlich der Herzog von Grammont am 20. Juni durch die Beantwortung der Mony'schen Interpellation die Gemüther zu besänftigen, die Besorgnisse zu zerstreuen und die Friedensliebe des französischen Cabinets zu manifestiren suchte. Bei der Beantwortung hob der Herzog von Grammont insbesondere hervor, dass die Schweiz kein Mittel versäumt habe, um ihre Neutralität zu wahren; sollte diese Neutralität bedroht sein, so würde Frankreich am Platze erscheinen, um sie zu vertheidigen. Er schloss mit den Worten: „Die französische Regierung ist beruhigt über die politischen Consequenzen der Gotthardtbahn; sie hatte weder das Recht, noch war es ihre Aufgabe, sich derselben zu widersetzen." Auch der Kriegsminister Leboeuf erklärte, dass die Gotthardtlinie in strategischer Beziehung nicht beunruhigend sei, da die Verbindung noch immer leicht unterbrochen werden könne.

Die Mässigung, welche die Pariser Regierung bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt, rückte vor der Welt die drohend erschie-

nene Gefahr wieder in eine um so weitere Ferne, als der dem französischen Gesandten in Berlin, Mr. Benedetti, eben ertheilte viermonatliche Urlaub, die Verminderung des im gesetzgebenden Körper vom Kriegsdepartement für das Jahr 1870 zur Aushebung beantragten Recruten-Contingents um 10.000 Mann, sowie die anlässlich der einschlägigen Debatten vom Minister Ollivier gegebene Versicherung „niemals sei der Friede Europa's gesicherter gewesen als jetzt“, auf die ungetrübtesten Beziehungen zwischen den beiden Cabineten schliessen liessen.

Um so gewaltiger aber war auch der Schreck und um so allgemeiner die Bestürzung, die sich ganz Europa's bemächtigte, als schon acht Tage nach dieser eclatanten Friedensverkündigung Ollivier's die Welt aus ihrer Friedenszuversicht durch eine Erklärung Grammont's im Corps Legislatif gerüttelt wurde, die durch die ungewöhnliche Deutlichkeit der Sprache im Munde eines Diplomaten die Gefahr eines furchtbaren Zusammenstosses zwischen den beiden rivalisirenden Mächten in nächster Nähe erscheinen und die dunkle Ahnung erstehen liess, dass die europäische Staatengesellschaft an der Schwelle grossartiger, welterschütternder Ereignisse angelangt sei.

Preussen hatte in der letzten Zeit das unverhüllte Streben an den Tag gelegt, die zwischen seinem und dem russischen Hofe bestehenden Freundschaftsbande auch auf die Beziehungen der beiderseitigen Cabinete zu übertragen. Einem zweitägigen Besuche, den König Wilhelm dem im Bade zu Ems weilenden Kaiser Alexander von Russland Anfangs Juni abgestattet, wollte man zwar auf officiöser Seite jeden politischen Charakter absprechen und ihn lediglich als einen von Höflichkeits- und Familienrücksichten gebotenen Act darstellen, indem bei dieser Gelegenheit die Verlobung des Grossfürsten Wladimir von Russland mit der Prinzessin Maria, der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Carl, gefeiert wurde. Da aber der König bei seiner Reise vom Bundeskanzler begleitet war, so lag die Vermuthung, dass dieser Monarchenzusammenkunft auch ein politischer Zweck zu Grunde lag, nicht so ferne. Welcher Natur die in Ems gepflogenen Abmachungen waren, trat zu Tage, als am 2. Juli aus Madrid der Welt verkündet wurde, General Prim sei es endlich gelungen, in der Person des Fürsten Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen einen Throncandidaten zu finden.

Seit der Erledigung des spanischen Thrones durch die Vertreibung der Königin Isabella waren bereits mehrere Versuche der aus monarchistischen Elementen zusammengesetzten provisorischen Regierung zu Madrid, einen geeigneten Throncandidaten aufzustellen, dessen Wahl auf die Zustimmung der Majorität der Cortes wie der in Fractionen zerrissenen Bevölkerung rechnen könnte, gescheitert. Es wurden nacheinander zumeist vom Generalen Prim geleitete Verhandlungen angeknüpft mit dem Könige von Portugal, mit dem Herzoge von Aosta und dem Herzoge von Genua, die aber zu keinem Resultate führten. Da auch von den Prätendenten der spanischen Krone: der Prinz von Asturien, der Herzog von Montpensier, der Infant Don Carlos und der Sohn der vertriebenen Königin, Alphonso XII., sich keinen genügenden Anhang im Lande zu verschaffen wussten, so gewann es schon den Anschein, als würde die republikanische Partei, an deren Spitze der eben so thatkräftige wie als Redner ausgezeichnete Advocat Castellar wirkte, trotz der eifrigen, im Stillen betriebenen Gegenbemühungen des französischen Cabinets, schliesslich doch zum Siege gelangen. Ein letzter Schritt Prim's bei dem erwähnten Hohenzollern'schen Prinzen änderte jedoch die Sachlage und führte zu einer in ihren Folgen heute noch unabsehbaren Katastrophe [1]).

Schon bei dem ersten Auftauchen des Gerüchtes, Prinz Leopold habe, nach anfänglicher Weigerung, sich später doch bereit erklärt, als Throncandidat aufzutreten, zeigten sich in den französischen, der Regierung nahestehenden Organen beunruhigende Symptome, die jetzt, bei der Bestätigung dieses Gerüchtes, an Intensität bedeutend zunahmen. So schrieb der unzweifelhaft vom Minister des Auswärtigen inspirirte „Constitutionel" unterm 4. Juli: „..... bei aller Hochachtung vor der Souverainetät des spanischen Volkes, welches in diesem Falle der einzig competente Richter ist, könnten wir ein Gefühl des Erstaunens nicht unterdrücken, wenn wir das Scepter Carl V., einem preussischen Prinzen, dem Enkel einer Prinzessin aus der Familie Murat, deren Namen nur durch traurige Erinnerungen an Spanien geknüpft ist, anvertraut sähen."

Auch in den Kreisen der Bevölkerung begann man die plötzlich auf die Tagesordnung gesetzte Frage der spanischen Throncandidatur

---

[1]) Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, geboren 1835, ist vermählt mit einer jüngeren Schwester des Königs von Portugal, gehört wie diese der katholischen Religion an und ist der ältere Bruder des Fürsten Carl von Rumänien. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen werden später näher dargelegt werden.

als eine von langer Hand vorbereitete politische Intrigue Preussens aufzufassen. Man erinnerte allgemein an gewisse Vorgänge, die schon beim Ausbruche der spanischen Revolution die Aufmerksamkeit auf die Geschäftigkeit des Berliner Cabinets gerichtet hatten. Darnach wären die Leiter der Septemberrevolte im geheimen Einverständnisse mit Bismark vorgegangen, die ursprüngliche Absicht des Letzteren wäre gewesen, nach dem Sturze der Königin Isabella den Herzog von Montpensier auf den Thron zu bringen. In eingeweihten Kreisen hätte man darum schon damals mit Befremden den Verkehr der Agenten der spanischen Parteihäupter mit Berlin beobachtet. Man erinnerte ferners an die, unmittelbar nach der Schlacht von Alcolea mit grosser Bestimmtheit aufgetretenen Gerüchte, dass im Hafen von Cadix preussische Schiffe mit Geldsendungen angelangt wären und brachte damit zugleich den sonderbaren Umstand in Verbindung, dass Herr Rancez, der spanische Gesandte am Berliner Hofe, einer der Ersten war, der sich einer Beförderung von Seite der provisorischen Regierung zu erfreuen hatte; er wurde nämlich zum Gouverneur von Cadiz ernannt, obwohl eine kurze Zeit vorher die preussischen Regierungsorgane Hrn. Rancez ostentativ beschuldigten, er hätte seinen politischen Pflichten unter dem Ministerium Narvaez nicht Genüge gethan.

Es wurde auch an jenes Wort erinnert, das man allgemein dem Grafen Bismark bei der ersten Kunde vom spanischen Aufstande in den Mund gelegt: „Voilà ma planche de salut!“ Anknüpfend an diese Aeusserung und die eben erwähnten, vielfach im Umlauf gestandenen, wenn auch — begreiflicherweise — von den Berliner Blättern eifrigst dementirten Gerüchte, bemerkte der officiöse „Constitutionel“: „Freunde und Gegner des preussischen Ministers hatten für dieses Wort nur eine Erklärung; er wollte ihrer Meinung nach sagen, dass die spanischen Unruhen und Candidaturen, zu denen sie Anlass geben würden, eine Verlegenheit für Frankreich sein würden. Was ist an diesen Gerüchten wahr? Bildet das heutige Ereigniss ein Glied in jener Kette von Thatsachen, die vor zwei Jahren in ganz Europa erzählt wurden? Hat der ausgezeichnete Staatsmann, welcher die Geschicke Preussens lenkt, für den Thron von Spanien den Herzog von Montpensier vorgeschoben, dessen Unpopularität er kannte, um im geeigneten Augenblicke einen preussischen Prinzen an dessen Stelle zu setzen?“

Obwohl nach dem bisher Bekannten für alle diese Muthmassungen eine autoritative Bestätigung nicht zu erbringen war, so hatte der Arg-

wohn gegen Preussen schon zu tiefe Wurzel gefasst, als dass die französische Regierung, welche allem Anscheine nach durch die sehr geheim betriebenen Unterhandlungen Prim's mit dem in Düsseldorf weilenden Prinzen Leopold höchlich überrascht war und der fertigen Thatsache völlig verblüfft gegenüberstand, sich in die hiedurch geschaffene Situation und in die noch unabsehbaren Folgen derselben mit Stillschweigen hätte hineinfinden können.

Schon am 5. Juli wurde die spanische Throncandidatur durch eine Interpellation des Deputirten Cochery nebst vier anderen Mitgliedern des linken Centrums vor den gesetzgebenden Körper gebracht. In der schon Tags darauf erfolgten Beantwortung constatirte der Herzog von Grammont, dass Prim dem Hohenzoller'schen Prinzen die Krone Spaniens angeboten und dieser sie auch angenommen habe und fuhr dann fort: „Das spanische Volk habe sich noch nicht ausgesprochen, und die französische Regierung sei von den gepflogenen Unterhandlungen **nicht** unterrichtet. Die Regierung werde ihrer bis jetzt beobachteten neutralen Haltung treu bleiben, **aber nicht dulden, dass eine fremde Macht einen Prinzen auf den spanischen Thron setze und die Ehre und Würde Frankreichs gefährde.** Die Regierung vertraue der Klugheit des deutschen Volkes und der Freundschaft des spanischen. Sollte jedoch ihre Hoffnung getäuscht werden, **so werde sie ihre Pflicht thun, ohne Zaudern und ohne Schwäche.**"

Diese mit anhaltendem, allgemeinen Beifalle aufgenommene Erklärung wirkte zündend in ganz Europa; der diplomatische Schriftwechsel folgte ihr unmittelbar auf dem Fusse.

Die Ereignisse drängten nun zur Entwicklung mit einer Hast, wie sie beispiellos dasteht in der Geschichte der Diplomatie aller Zeiten. Ruhelos folgte Schlag auf Schlag und namentlich Frankreich suchte mit einer Fieberhaftigkeit die Entscheidung, ob Krieg oder Frieden, zu zeitigen, so dass sich Niemand mehr der Annahme entschlagen konnte, es habe sich längst für den Kampf im Stillen vorbereitet, es sei zum Losschlagen Alles fertig, es benütze freudig den erwünschten Anlass, jetzt die ohnehin kaum vermeidliche Abrechnung mit Preussen zu halten und es wolle dieses nicht zu Athem kommen lassen. Freilich zeigten die Begebenheiten bald, dass diese Voraussetzungen grösstentheils auf irriger Grundlage fussten und unwillkürlich drängt sich heute jedem denkenden Menschen die Frage auf, was denn eigentlich

den Kaiser Napoleon bewogen haben mag, die Dinge auf die Spitze zu treiben und mit solcher Ueberstürzung zu handeln?

Unmittelbar zwingende Gründe für dieses allzurasche, unbedachte Vorgehen sind auch dann nicht aufzuweisen, wenn man selbst die Ansicht gelten lässt, die Hohenzollern'sche Candidatur bedeute einen feindseligen Act Preussens gegen Frankreich; denn im Laufe der Unterhandlungen wurden diese auf einen Stand gebracht, der es Napoleon, wenn die Erhaltung des Friedens in seiner Absicht gelegen wäre, immerhin ermöglicht hätte, sich mit einem diplomatischen Erfolge zu begnügen, oder die Pourparlers doch wenigstens so lange noch auszudehnen, bis es gelungen, die militärischen Rüstungen, die sich nachträglich als total unzulänglich erwiesen, einigermassen zu vervollständigen.

Während nämlich Frankreich von der preussischen Regierung verlangte, dieselbe möge dem Erbprinzen Leopold die Bewilligung zur Annahme der spanischen Krone verweigern, in der gleichen Weise wie auch König Ludwig Philipp sie dem Herzoge von Nemours für Belgien, England dem Prinzen Alfred und Russland dem Herzoge von Leuchtenberg für Griechenland, und wie endlich Kaiser Napoleon III. sie dem Prinzen Murat für Neapel verweigert hatte, setzte es sich auch mit den anderen europäischen Grossmächten in Verbindung, unter welchen besonders Oesterreich-Ungarn, England und Italien für eine friedliche Begleichung der entstandenen Schwierigkeiten wirkten, und, wenn sie auch nicht mit Bestimmtheit der französischen Auffassung zuneigten, bei ihren vermittelnden Schritten in Berlin doch kein Hehl machten aus der Gefahr, welche die Hohenzollern'sche Throncandidatur in sich berge.

Preussen suchte jede Gemeinschaft mit der fraglichen Angelegenheit in Abrede zu stellen und trug eine, gegen die ganz Frankreich durchzuckende heftige Erregung merkwürdig contrastirende Ruhe zur Schau. Das Berliner Cabinet erklärte, den Verhandlungen Prim's mit dem Erbprinzen Leopold ferne gestanden und daher auch jetzt nicht in der Lage zu sein, auf dieselben einen bestimmenden Einfluss nehmen zu können.

Auch die Regierungsorgane setzten auseinander, dass die Throncandidatur eine innere Frage Spaniens sei, mit der Deutschland nichts zu schaffen habe. Deutschland, welches das spanische Volk als selbständig betrachte, wolle diesem keinen König aufzwingen. Ja sie hoben sogar hervor, dass der Erbprinz Leopold eher als französischer denn als preussischer Prinz zu betrachten sei, da dessen Gross-

mutter von väterlicher Seite Maria Antoinette Murat, von mütterlicher Seite aber die Vicomtesse Stephanie von Beauharnais, die Adoptivtochter Napoleon's, die spätere Grossherzogin von Baden, war. Der Vater des vorerwähnten Prinzen, Fürst Carl Anton von Hohenzollern, ist nämlich der Sohn der genannten Prinzessin Murat und die Mutter des Erbprinzen, die Prinzessin Josefine von Baden, ist die Tochter der Prinzessin Stephanie. Diese doppelte Verwandtschaft des Erbprinzen mit dem Napoleonischen Hause, sowie der Umstand, dass derselbe seit September 1861 mit der Prinzessin Antonie von Portugal, der Schwester des regierenden Königs von Portugal, vermählt ist, er also ein Stück „iberischer Union“ vertrete, hätten Prim's Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt.

Nun ist diesen Auseinandersetzungen allerdings entgegenzuhalten das verwandtschaftliche Verhältniss des Erbprinzen zu dem preussischen Königshause, dessen Namen er führt und dem er auch als Oberst à la suite des ersten preussischen Garderegiments zu Fuss jedenfalls näher gestanden ist, als dem Hause Bonaparte. Mit diesen allgemeinen ausweichenden Erörterungen begnügte sich daher die französische Regierung keineswegs und drang durch ihren in Wildbad beurlaubten Gesandten Benedetti, der ungesäumt nach Ems, woselbst sich der König schon seit 20. Juni zum Curgebrauche aufhielt, abreisen musste, auf die entschiedene Erklärung, ob König Wilhelm den Prinzen ermächtigen werde, die spanische Krone anzunehmen oder nicht?

Benedetti sah sich in Ems sehr freundlich aufgenommen und wurde nebst dem aus Paris herbeigeeilten preussischen Gesandten, dem Freiherrn von Werther, zur königlichen Tafel gezogen, — was aber seine eigentliche Mission betraf, so blieb der König, nachdem er mit namhaften Persönlichkeiten conferirt, bei der Auffassung des Gegenstandes, die im Vorstehenden bereits entwickelt wurde. Er sagte in der ersten, am 9. Juli Benedetti gewährten Audienz, dass er, nicht als Souverän, sondern als Familienhaupt seine Zustimmung zur Annahme der Candidatur dem Erbprinzen zwar schon ertheilt habe, ob er sich aber entschliessen werde, dieselbe zurückzunehmen, darauf zu antworten, müsse er sich jetzt noch vorbehalten.

Während nun die Verhandlungen in Ems ihren Fortgang nahmen und auch eine zweite Audienz Benedetti's am 11. Juli ohne Ergebniss blieb, schien ein plötzlicher Entschluss des Erbprinzen Leopold und seines Vaters die ganze Frage gegenstandslos machen und einer friedlichen Wendung zuführen zu wollen. Der Erbprinz selbst hatte nämlich die Initiative ergriffen und, um der spanischen

Regierung die Freiheit ihrer Handlungen zurückzugeben, der Candidatur entsagt, „fest entschlossen, eine untergeordnete Familienfrage nicht zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen.“ Zugleich erhielt auch der spanische Botschafter Olozaga am französischen Hofe am 12. Juli eine Depesche mit der Unterschrift des Fürsten Anton von Hohenzollern, in welcher dieser bekannt gab, er hätte an Prim telegraphirt: dass „angesichts der Verwicklungen, welchen die Candidatur seines Sohnes auf den spanischen Thron zu begegnen scheine, er dieselbe im Namen seines Sohnes zurückziehe.“ Unter Hinweis auf diese, sowie auf die vom Herzoge von Grammont in der Kammer gegebene diesbezügliche Erklärung schrieb der officiöse Constitutionel Tags darauf: „Unserem gerechten Verlangen ist Genugthuung geworden. Der Prinz von Hohenzollern wird Spanien nicht regieren. Wir verlangen mehr nicht und vernehmen mit Stolz die friedliche Lösung durch einen grossen Sieg, der keinen Blutstropfen kostete.“

Jetzt noch einzulenken und zu einer friedlichen Verständigung zu gelangen, wäre, trotz der hochgehenden Fluthen der allgemeinen Erregung, noch immer in der Macht der französischen Regierung gelegen gewesen. Mit dem Verzichte des Hohenzollern'schen Prinzen auf die Throncandidatur war dem Gefühle der französischen Nation die gleiche Genugthuung geworden, wie in der luxemburgischen Affaire durch die Räumung der Festung von preussischer Besatzung und die Schleifung der Werke. Dass Napoleon im jetzigen Augenblicke nicht klüglich innehielt, sondern durch die nachfolgend zur Darstellung gelangenden Weisungen an Benedetti die Sache forcirte, lässt keinen Zweifel mehr an seinen entschieden kriegerischen Absichten aufkommen.

Forscht man nach den Gründen, die den Kaiser Napoleon in einem Augenblicke, in dem man in Folge von Umständen, die im Vorigen bereits eingehend erörtert wurden, bei ihm kaum eine Geneigtheit für gewagte, weitgreifende Unternehmungen voraussetzen durfte, zu einer solchen Haltung bestimmten, so wird man zunächst den Charakter der plötzlich zu dieser Bedeutung emporgeschnellten Frage in's Auge fassen müssen.

Dass die Abrechnung zwischen Frankreich und Preussen einmal vor sich gehen müsse, stand fest; sie war zu vertagen, aufzuheben — nie. Geist und Tradition der Hohenzollern'schen Politik bedingten im gleichen Maasse das unaufgehaltene Fortschreiten auf der betretenen

Bahn. Die Errungenschaften des Jahres 1866 mussten bis in ihre letzten Consequenzen von Preussen ausgebeutet und verwerthet werden, wofern es dieselben früher oder später nicht in Frage stellen lassen und ein Stückwerk schaffen wollte. Dass dieses Zielbewusstsein den leitenden Männern der preussischen Politik nicht mangelte, offenbarte sich in mehr denn einer Thatsache: in den Augustverträgen mit den deutschen Südstaaten, in der Erneuerung des Zollvereines, in der neuen Militärconvention mit Baden, in der Weigerung, die im Prager Frieden stipulirte Abstimmung in den nordschleswig'schen Bezirken, den Anschluss an Dänemark betreffend, zu gestatten, in der schroffen Haltung, welche Preussen auch nach dem Friedensschlusse Oesterreich gegenüber beobachtete, in dem Liebäugeln mit dem päpstlichen Stuhle, der von der emporstrebenden neuen Macht, ungeachtet der Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses, den Schutz seiner weltlichen Interessen erwartete; endlich durfte die Candidatur eines Hohenzollern'schen Prinzen auf den spanischen Thron im selben Momente, in dem das innigste Einverständniss zwischen Preussen und Russland in unzweideutigster Weise zum Ausdruck gelangte, auch nicht blos als Zufallssache betrachtet werden. Preussen war es geglückt, seinen Einfluss bis nach Rumänien zu erstrecken; der Versuch, auch die Veränderungen in Spanien zum eigenen Vortheile auszunützen und daselbst durch einen notorisch vom Königshause abhängigen Verwandten eine gelegentlich sehr zu Statten kommende, Frankreich feindliche Politik zu inauguriren und es förmlich zu umspannen, schien zu verlockend. So vielversprechende Aussichten im Falle seines Gelingens dieser Versuch bot, so konnte er aber auch von einem geschickten Gegner als die Handhabe benützt werden, um die Hülle von dem Gewebe der preussischen Pläne zu reissen und den vor keinem Mittel zurückscheuenden, Alles dem persönlichen, dynastischen Zwecke aufopfernden Ehrgeize in seiner Blösse zu zeigen. Die Besorgniss, dass es Napoleon gelingen könne, der schwebenden Frage den Charakter einer lediglich durch die Hausinteressen der Hohenzollern heraufbeschworenen aufzudrücken und dadurch bei einem Bruche Preussen von Süddeutschland zu isoliren, mag darum hauptsächlich den Rücktritt von der Candidatur veranlasst haben. Napoleon hingegen, der, wie wir vorhin erörtert, durch das Plebiscit seinen Thron befestigt sah und der sich noch kurz vorher wohl nicht mit kriegerischen Absichten getragen, glaubte jetzt die unverhofft gekommene Gelegenheit sich nicht entgehen lassen und die schwache Seite, welche die ganze Angelegenheit für die Dynastie des preussischen Königshauses bot, rasch aus-

nützen zu sollen, bezweckte aber durch seine Hast und Rücksichtslosigkeit, die er dem vorsichtig zurückweichenden Preussen entgegensetzte, das gerade Gegentheil und trieb die Südstaaten nur um so schleuniger in die Arme Preussens, welchem es nach einem solchen Vorgehen Frankreichs ein Leichtes war, die Frage jetzt zu einer deutsch-nationalen zu stempeln.

Was Napoleon noch zu diesem, die ganze Welt überraschenden Entschlusse bestimmt haben mag, das ist ein Ueberschätzen der eigenen militärischen Kräfte, die trotz der bereits skizzirten Reformen noch immer nicht auf jene Stufe gebracht waren, um sich mit Erfolg mit jenen des geeinten Deutschlands messen zu können; ferner das Drängen der einflussreichen Militärpartei, die eine dauernde Befestigung der Napoleon'schen Dynastie nur in der Verwirklichung der populärsten französischen Idee: in dem Gewinne strategisch vortheilhafterer Grenzen erblickte.

Dass die noch vom Wiener Congresse festgesetzten und, trotz so vielfacher kostspieliger und siegreicher Kämpfe, im Osten und Norden nicht veränderten Grenzen Frankreichs höchst empfindliche Schwächen aufzuweisen hatten, die bei dem Streben einer grossartigen Politik, zu der Frankreich vermöge seiner Weltlage berufen erscheint, nur um so merklicher in die Wagschale fallen mussten, ist im Eingange dieser Schrift schon gesagt worden. Ein ganzes System von Grenzbefestigungen sollte zwar diesen Schwächen nach Möglichkeit abhelfen, konnte aber niemals den Mangel natürlicher Stärken völlig ersetzen. Die Grenze läuft nämlich von Basel bis Lauterburg parallel jener Deutschlands, von da ist sie im spitzen Winkel zurückgeneigt, so dass sie von jener Deutschlands vollständig überflügelt wird. Eine jede im Elsass mit der Absicht der Ueberschreitung des oberen Rheins vereinigte Armee steht in der Gefahr, von den in Pfalzbaiern und Rheinpreussen versammelten deutschen Kräften in der Flanke gefasst und aufgerollt zu werden. Um dies zu verhindern, wird daher Frankreich stets gezwungen, gleich im Beginne einer jeden Operation seine Kräfte zu theilen. Am Oberrhein, wo der Uferwechsel mit weniger Schwierigkeiten zu bewerkstelligen wäre, erscheint jedoch der Erfolg eines Offensivstosses gegen Deutschland, im Hinblicke auf das Hauptoperationsobject Berlin und auf den Umstand, dass die Entscheidung in einem deutsch-französischen Kriege nicht mehr im Donauthale zu suchen ist, von untergeordnetem Werthe. Ein aus Lothringen gegen den Mittelrhein geführter Stoss muss sich wieder, der Neutralität Belgiens wegen, entweder mit den mindest gangbaren Operationslinien im schwie-

rigen Moselthale und mit jenen über den Hundsrück begnügen, oder aber, bei einer Vorrückung in Pfalzbaiern, durch Detachirungen zum Schutze der von den deutschen Truppen in der Rheinprovinz gefährdeten linken Flanke eine namhafte Einbusse an Kraft erleiden. Deutschland hingegen besitzt vermöge der das französische Gebiet umfassenden Lage seiner Westgrenzen in der Wahl seiner Operationslinien gegen Frankreich volle Freiheit und hat dabei von keiner Seite eine Gefährdung seiner Flanken zu besorgen, denn selbst im Falle einer Niederlage am linken Rheinufer findet sein Heer sicheren Schutz hinter den gewaltigen Rheinbefestigungen. Bringt man noch in Erwägung, dass durch eine etwaige Verletzung der Neutralität Luxemburgs von Seite Deutschlands, oder gar durch den Anheimfall des Grossherzogthums an Deutschland, die stärkste französische Vertheidigungsbarrière im Osten, die Mosel- und Vogesenlinie, ganz umgangen, und somit, trotz der mit ungeheuren Kosten und Mühen errichteten Befestigungen von Metz und Thionville, bedeutungslos und in weiterer Folge dann Paris, das Herz Frankreichs, schon nach den ersten Unfällen an der Marne den feindlichen Angriffen preisgegeben würde: so wird das in allen Phasen der neueren französischen Geschichte zu Tage tretende Streben nach besser schützenden Grenzen bald seine Erklärung finden.

Die Friedenshoffnungen, welche nach der Kunde von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern auftauchten und einige Stärkung darin gefunden, dass der von seinem Landsitze in Varzin nach Ems zum Könige berufene Bundeskanzler in Berlin angelangt, die Reise nicht weiter fortsetzte, sondern daselbst verblieb, wurden aber schon in den nächsten Tagen durch das herausfordernde Benehmen Benedetti's vollkommen zu Nichte. Als nämlich König Wilhelm am 13. Juli Morgens auf der Emser Brunnenpromenade dem französischen Botschafter ein ihm soeben zugestelltes Extrablatt der „Kölnischen Zeitung“ mit einem Privattelegramm aus Sigmaringen, welches die Verzichtleistung des Erbprinzen Leopold meldete, mit dem Bemerken überreichte, „dass er selbst, der König, noch kein Schreiben aus Sigmaringen empfangen habe, heute aber ein solches erwarten könne“, erwähnte Graf Benedetti, „dass er diese Nachricht schon gestern Abends aus Paris erhalten habe.“

Auf die Aeusserung des Königs, dass er nunmehr die Sache hiemit als erledigt ansehe, stellte der Botschafter das unerwartete Verlangen, der König möge die bestimmte Versicherung aussprechen, dass er „niemals wieder seine Einwilligung

geben werde, wenn die fragliche Kroncandidatur wieder aufleben sollte." König Wilhelm lehnte eine solche Zumuthung mit aller Entschiedenheit ab und beharrte auf seiner Weigerung, obgleich Benedetti wiederholt und dringend auf seinen Antrag zurückkam. Die nahezu dilettantenhafte Zudringlichkeit, durch welche der französische Botschafter alle Regeln des diplomatischen Verkehrs verletzte und einem Souverain auf öffentlicher Promenade eine Erklärung in einer so hochwichtigen politischen Angelegenheit gewissermassen abzuringen versuchte, mag übrigens durch die Weisungen, die Benedetti vom Pariser auswärtigen Amte zugekommen, veranlasst worden sein.

Auf die Natur derselben lässt sich leicht aus den, zwischen dem Herzoge von Grammont und dem nach Paris rückgekehrten norddeutschen Botschafter, dem Freiherrn von Werther, am 12. Juli gepflogenen Verhandlungen schliessen. Grammont wollte die Unterscheidung zwischen „Souverain" und „Familienhaupt" nicht gelten lassen und äusserte sich, die Verzichtleistung des Erbprinzen sei ganz Nebensache, da ja Frankreich dessen Thronbesteigung gar nicht geduldet haben würde. Hauptsache sei die Verhütung von derlei Verwicklungen in der Zukunft, und es möge daher in einem eigenhändigen, für die Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben König Wilhelm dem Kaiser Napoleon sein Bedauern über das Vorgefallene aussprechen; in diesem Briefe dürften jedoch die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Prinzen von Hohenzollern und dem französischen Kaiserhause nicht erwähnt werden. [1])

Noch am selben Tage, an welchem die denkwürdige Scene auf der Emser Brunnenpromenade vor sich gegangen, schickte der König von Preussen um 2 Uhr seinen Flügeladjutanten vom Dienste, Grafen Lehndorf, zu Benedetti, mit dem Auftrage diesem zu sagen,

---

[1]) Die Blätter übertrieben damals und schrieben, es sei vom Könige eine förmliche Abbitte gefordert worden; dass dem nicht so, erhellt aus dem officielen Berichte des Freiherrn v. Werther selbst, in welchem über die Unterredung zwischen diesem und Grammont gesagt wird: „.......Er (Grammont) möchte, offen gestanden, keinen Krieg, sondern freundliche und gute Beziehungen mit Preussen, und von mir wisse er, dass ich nach demselben Ziele trachte; wir müssten daher zusammen überlegen, ob es ein Mittel gäbe, hierin eine befriedigende Einwirkung auszuüben und er stelle meiner Erwägung anheim, ob dazu nicht ein Brief des Königs an den Kaiser der richtige Ausweg wäre. Er appellire dabei an das ritterliche Herz Ew. königl. Majestät, welches dabei gewiss

„der König habe vor einer Stunde durch schriftliche Mittheilung des Fürsten zu Hohenzollern aus Sigmaringen die vollkommene Bestätigung dessen erhalten, was ihm der Graf des Morgens in Betreff der Verzichtleistung des Prinzen auf die spanische Throncandidatur, als direct aus Paris erfahren, mitgetheilt habe. Se. Majestät sehe die Angelegenheit hiemit als abgemacht an". Graf Benedetti erwiederte hierauf dem Flügeladjutanten, „er habe seit seiner Unterredung mit dem Könige eine neue Depesche des Herzogs von Grammont erhalten, in der er beauftragt würde, sich eine Audienz zu erbitten und nochmals dem Könige den Wunsch des französischen Gouvernements nahe zu legen: 1. Die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern zu approbiren, und 2. die Versicherung zu ertheilen, dass auch in Zukunft diese Candidatur nicht wieder aufgenommen werden würde". König Wilhelm liess nun darauf dem Botschafter durch den Flügeladjutanten sagen, dass er den Rücktritt des Prinzen Leopold in demselben Sinne und dem gleichen Umfange approbirt, in dem er dies vorher mit der Annahme dieser Candidatur gethan habe. In Betreff des zweiten Punktes könne er sich nur auf das berufen, was er selber schon des Morgens dem Grafen gesagt. Benedetti jedoch bestand auf seiner Bitte um eine Audienz, „wenn auch nur um dieselben Worte Sr. Majestät selbst zu vernehmen". Da liess nun der König zum dritten Male, nach dem Speisen um halb 6 Uhr, dem Grafen durch den Flügeladjutanten bekannt geben, „er müsse es entschieden ablehnen, über bindende Versicherungen für die Zukunft sich in weitere Discussionen einzulassen; was er des Morgens erklärt, sei sein letztes Wort gewesen".

---

die richtige Eingebung verleihen würde. Es könnte darin nur gesagt werden, dass Ew. königl. Majestät, indem Allerhöchstsie den Prinzen Leopold von Hohenzollern zur Annahme der Krone Spaniens ermächtigt hätten, nicht hätten glauben können, weder den Interessen noch der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten; der König schlösse sich der Entsagung des Prinzen von Hohenzollern an, und zwar mit dem Wunsche und der Hoffnung, dass jeder Zwiespalt zwischen unseren beiden Regierungen nunmehr verschwunden sein würde. Solche und ähnliche Worte, die im Allgemeinen durch Publicität zur Beschwichtigung der allgemeinen Volksstimmung beitragen könnten, dürfte dieser Brief enthalten; doch möchte er bevorworten, dass von den verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiser nicht die Rede sei; dieses Argument verletzte hier (Paris) in eigenthümlicher Weise. Ich habe dem Herzoge von Grammont bemerkt, dass ein solcher Schritt durch seine am 6. d. Mts. in der Deputirtenkammer gegebene Erklärung ungemein erschwert würde; es kämen da Andeutungen vor, die Eure königl. Majestät tief hätten beleidigen müssen. Er wollte das bestreiten...."u. s. w.

Mit dieser wiederholten Weigerung, den französischen Botschafter zu empfangen, war natürlich der Bruch unvermeidlich gemacht und jetzt auch von Seiten Preussens dadurch beschleunigt, dass Graf Bismark allen Cabineten Europa's von dieser Weigerung telegraphisch Nachricht gab. Die französischen Blätter, und nach ihnen viele deutsche und österreichische, meldeten damals, der Bundeskanzler hätte gleichzeitig an sämmtliche Vertreter des norddeutschen Bundes im Auslande ein Rundschreiben erlassen, welches die Kriegserklärung Frankreichs unmittelbar provocirte, da dasselbe, 1. eine Beleidigung („Affront") des Königs durch Benedetti behauptete; 2. den Rücktritt des Prinzen Leopold von der Throncandidatur verweigerte und 3. diesem die Freiheit zur Annahme derselben wieder ertheilte. Unter den diplomatischen Actenstücken, welche der Bundeskanzler dem zu einer ausserordentlichen Session, vornehmlich zum Zwecke der Bewilligung eines ausserordentlichen Credites von 120 Millionen Thlrn. für die Kriegs- und Marineverwaltung am 19. Juli einberufenen norddeutschen Reichstage vorgelegt, findet sich dieses angebliche Rundschreiben jedoch nicht. Dass übrigens die französische Regierung gar kein, auf den ganzen verhängnissvollen Zwischenfall bezügliches Schriftstück in Händen hatte, geht unzweideutig aus den Verhandlungen im gesetzgebenden Körper am 15. Juli hervor.

Ollivier berichtete zunächst über die Emser Vorgänge, gab hiebei eine Erklärung ab, welche mit einer Kriegsdrohung und mit der Nachricht von der bereits erfolgten Einberufung der Reserven schloss und forderte die Bewilligung eines Credites von 50 Millionen Francs für das Kriegsministerium und die Aushebung einer Altersclasse. Die kriegerische Fiber war aufgestachelt, die Macht der Leidenschaften übte ihre Herrschaft, die Anträge der Regierung wurden daher mit grossem Enthusiasmus genehmigt. Nur Thiers, der scharfblickende greise Staatsmann, unterstützt von 20 Mitgliedern, hatte den Muth, gegen die Dringlichkeit der Regierungsforderungen zu stimmen und vor dem Kriege zu warnen. Er sagte, man habe Genugthuung in der Sache erlangt und der Form wegen wolle man Ströme Blutes vergiessen; so sehr er auch die Ereignisse des Jahres 1866 beklage und eine Remedur derselben wünsche, so halte er doch diese Gelegenheit für durchaus unglücklich gewählt und fürchte, man werde diese Ueberstürzung zu bereuen haben. Die Kammer aber hörte nur ungeduldig und suchte Thiers durch störendes Lärmen zu unterbrechen. Ollivier entgegnete: „Wenn je ein Krieg nothwendig ist, so ist es dieser, zu dem uns Preussen zwingt. Grössere Nachgiebig-

keit würde uns aufs Tiefste erniedrigen." Der Deputirte Gambetta unterbrach jedoch den Minister und äusserte, es sei höchst befremdlich, dass, wenn der Botschafter von Frankreich vom Könige von Preussen hinausgewiesen und vom preussischen Boden fast verjagt worden sei, wie die Regierung behaupte, diese doch nicht die Schriftstücke vorlegen wolle, welche die Thatsache erhärten, damit die Kammer in die Ausdrücke und die Behandlung, welche der Vertreter Frankreichs erduldet haben solle, Einsicht nehmen könne. Ollivier vermochte aber nichts anderes vorzuzeigen, als die Depesche Bismark's, deren vorhin gedacht wurde, sowie eine zweite Depesche Benedetti's, in welcher dieser die Weigerung des Königs, ihn zu empfangen, meldete.

An diesem Tage war auch König Wilhelm von Ems nach Berlin zurückgekehrt und wurde hier mit einem Jubel und einer Begeisterung begrüsst, die in glänzender Weise die gehobene Stimmung und die feste Entschlossenheit der Bevölkerung manifestirte. Doch nicht in Berlin allein herrschte dieser Schwung, auch durch die süddeutschen Staaten, auf deren Neutralität Napoleon sicherlich gezählt haben mochte, ging plötzlich ein machtvoller Zug, der sehr verschieden war von der kühlen Haltung, welche die süddeutschen Vertretungen noch in den letzten Zeiten bei verschiedenen Anlässen dem norddeutschen Bunde gegenüber beobachtet hatten. Die von den einzelnen Abgeordneten eingebrachten Anträge auf Einhaltung einer Neutralität im Falle eines Krieges zwischen Preussen und Frankreich vermochten nicht durchzudringen; die Cabinete von München, Stuttgart und Carlsruhe erklärten den casus foederis gegeben und als am 16. Juli König Wilhelm für das norddeutsche Bundesheer die Mobilisirungsordre erliess, erfolgte auch das Gleiche in den süddeutschen Staaten. Für die Bundescontingente derselben ernannte König Wilhelm den Kronprinzen von Preussen zum Befehlshaber.

Während Oesterreich-Ungarn bemüht war, den drohenden Krieg zu localisiren, unternahm noch am 16. Juli die englische Regierung einen letzten Vermittlungsversuch in Paris und Berlin, doch ohne jedes Resultat; die Dinge waren eben schon zu weit gediehen. Die Fluth der nationalen Erregung war nicht dies- und nicht jenseits des Rheins mehr zu dämmen. Alles Französische wurde mit einem Male in Deutschland verpönt; in Paris hingegen hatte die Bevölkerung vor dem Hôtel des norddeutschen Botschafters einen Charivari veranstaltet.

Eine neue Forderung der französichen Regierung von 400 Millionen für die Landarmee und 60 Millionen für die Marine wurde im

gesetzgebenden Körper am 18. Juli einstimmig angenommen. In Berlin wurde Tags darauf der rasch einberufene Reichstag mit einer Thronrede eröffnet. Nach Verlesung derselben theilte der Bundeskanzler Graf Bismark der Versammlung das einzige Schriftstück mit, welches die französiche Regierung in dieser weltgeschichtlichen Angelegenheit an Preussen gerichtet hatte, und das war die vom Geschäftsträger Le Sourd gezeichnete und am Morgen des 19. Juli den Händen des Kanzlers übergebene **Kriegserklärung.**

Ein stürmisches, begeistertes Bravo- und Hochrufen und Händeklatschen auf allen Seiten des Hauses und auf den Tribünen war die Antwort auf diese Mittheilung.

In einer zugleich an die süddeutschen Staaten gerichteten Sommation stellte Napoleon direct die Frage, ob sie die Neutralität einhalten wollten oder nicht. Ueberdies wurde eine Proclamation an die deutsche Nation vorbereitet, in welcher die Beschränkung der Action auf Preussen ausgesprochen und erklärt wird, Frankreich wolle keinen Zoll breit deutscher Erde nehmen.

So war der Würfel gefallen, das Rad der Geschichte im Rollen und ein Krieg entbrannt, den die Macht und Grösse der beiden sich befehdenden Länder, wie die an Fanatismus grenzende nationale Erbitterung zu einem der gewaltigsten und furchtbarsten Ereignisse gestalteten, die seit Jahrhunderten unseren Erdtheil erschüttert haben.

Ueber Generalstabsschulen.

Von Oberstlieutenant **Alois Ritter v. Haymerle** des Generalstabes.

Wenn wir die beinahe zweijährige, durch den Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 abgebrochene Polemik über unsere Militär-Bildungsanstalten durchgehen, so müssen wir — trotz des vielen Vortrefflichen, was darin gesagt und trotz der mannigfachen Anregung, welche damit gegeben wurde — zwei auffallende Lücken erkennen. Sie manifestiren sich dadurch, dass

1. diese Polemik sich im Ganzen negativ verhalten, d. h. blos kritisirend vorgegangen, ohne an ihre Kritik praktische Vorschläge anzureihen. Eine erwähnenswerthe Ausnahme machen hier die 1868 in der Wehrzeitung gebrachten, mit gründlicher Fachkenntniss und seltener Schärfe des Urtheils von J. Tr. geschriebenen Artikel „Militär-technische Hochschulen";

2. dass die Kriegsschule, welche doch die höchste militärische Bildungsanstalt ist, von dieser Polemik unberührt blieb. Auch hier haben wir nur Eine Ausnahme zu verzeichnen.

Man würde gewiss irre gehen, wollte man den Ausfall einer Discussion über die Kriegsschule, der allgemein anerkannten Trefflichkeit dieser Anstalt zuschreiben. Denn, wohl nicht in fachlichen Artikeln, dafür aber bei allen anderen passenden und nicht passenden Gelegenheiten ist die Kriegsschule gar hart mitgenommen worden, und zwar häufig in einer Art, welche weder dem thatsächlichen Standpunkte, noch der gewiss billigerweise zu fordernden Erwägung entsprach, dass diejenigen Verhältnisse, welche mit Recht zur Basis einer kritikbeständigen Einsprache dienen können, ganz ausserhalb der Bewältigungssphäre derjenigen liegen, welche zur Leitung dieser Anstalt und zum Unterricht daselbst berufen sind.

Solche Urtheile haben sich eben nur mit Einzelheiten beschäftigt, ohne, vom Standpunkte des grossen Ganzen aus, der Sache, den be-

stehenden Verhältnissen und den massgebenden Principien näher zu treten. Diese zu besprechen und Anhaltspunkte zur Lösung einer der gewiss wichtigsten Fragen zu geben, ist der Zweck der nachfolgenden Auseinandersetzung.

Bis zum Jahre 1868 war die Kriegsschule, organisationsgemäss ausschliesslich dazu bestimmt, Officiere für den Generalstab (inclusive der mit selbem seit 1862 vereinigten Adjutantur) heranzubilden. Im Jahre 1868 wurde angeordnet, dass die Kriegsschule nicht mehr ausschliesslich Pflanzstätte für den Generalstab zu sein, sondern als Hochschule für die ganze Armee zu dienen habe.

In Preussen, Frankreich, Russland und Italien, in England und Belgien bestehen ganz exclusive Bildungsanstalten für den Generalstab; so in Preussen die königliche Kriegs-Akademie, in Frankreich die école d'application d'état major, in Russland die Nicolaus-Generalstabsschule, in Italien die scuola superiore de guerra zu Turin, in England das Staff College zu Sandhurst, in Belgien die école de guerre zu Brüssel.

Gewiss verdankt diese auffallende Gleichartigkeit der Institution bezüglich eines der wichtigsten Elemente der Armee ihren Ursprung der unabweislichen Erwägung, dass, wenn man zur Heranbildung eines, tüchtiger Führerschaft und wissenschaftlichen Fortschrittes fähigen Officierscorps bei der Infanterie und bei der Cavalerie, bei der Artillerie und bei den technischen Truppen, eigener Fachschulen bedürfe — eine solche um so nothwendiger für den Generalstab sei, weil dessen — im Frieden und im Kriege naturgemäss in alle Zweige des Heeresdienstes eingreifende Berufsthätigkeit, ein umfassendes, gleichzeitig aber auf praktische Ziele ausgehendes, daher in richtige Bahnen geleitetes Wissen zur Grundlage haben muss.

Auch bei uns ist, ungeachtet der vorerwähnten formalen Modification, in der Sache keine Aenderung eingetreten, so dass die Kriegsschule, wie sogleich erklärt werden wird, ihren exclusiven Charakter als Generalstabsschule nicht verloren hat.

In die Kriegsschule (nämlich in den 1. Jahrgang) können jährlich etwa 40 Hörer aufgenommen werden. Mehr aufzunehmen gestattet weder die Räumlichkeit, (was übrigens einem wichtigen Principe entgegengehalten nur leichtzuhebende Nebenrücksicht wäre), noch die entscheidende Erwägung, dass man Frequentanten in einer viel grösseren Anzahl, sowohl bezüglich der vielfachen schriftlichen Elaborate als auch bezüglich ihrer sonstigen meritorischen Leistungen nicht in jener

eingehenden Weise durchforschen und erproben könnte, welche ein gewissenhaftes und — soweit menschliches Vermögen reicht — auch correctes Urtheil über die Qualification der Einzelnen zum Generalstabe verbürgt.

Man darf hier nicht den Maassstab der Civilhochschulen anlegen, wo in einem Curse oft 2—300 Hörer versammelt sind. Der Studirende begründet nämlich durch die Qualität seiner Leistung die eigene Zukunft; denn ein mittelmässiger Arzt oder Advocat bekommt keine Clienten. Zudem ist das Studiren mit Kosten verbunden, welche Jeder mehr minder wieder rentabel zu machen sucht, so dass — weil hier zumeist die ganz individuele Eigenschaft der Klugheit als bewegendes Princip auftritt, auch der Einzelne weit mehr interessirt erscheint als der Staat. Denn für diesen Letzteren gleicht sich ein etwa mehrere Jahre umfassendes Missverhältniss zwischen guten und schlechten Absolutorien innerhalb gewisser Zeiträume (statistisch nachweisbar) derart aus, dass der Allgemeinheit aus den ephemeren Perioden der vorwaltenden Mittelmässigkeit kein directer Schade erwächst.

Ganz anders liegen die Verhältnisse an der militärischen Hochschule. Für's erste werden die dahin commandirten Officiere dem Truppendienste entzogen, welcher Ausfall nur durch eine — der Güte nach — äquiparirende, daher zu controlirende wissenschaftliche Leistung zu rechtfertigen ist; sodann muss der Staat diese Officiere während der Studienjahre in Anhoffung einer vorzüglichen Leistung bezahlen, ohne dass bei Abgang dieser erhofften Leistung die Existenz der Betreffenden directe compromittirt sein dürfte, denn: „ultra posse nemo tenetur.“ Endlich muss die Kriegsverwaltung versichert sein, dass der jährlich natürliche Abgang an Generalstabs-Officieren durch r e g e l m ä s s i g e n N a c h s c h u b g l e i c h t ü c h t i g e r K r ä f t e gedeckt sei.

Es tritt daher an die Leitung der Generalstabsschule die unabweisbare Forderung heran, sich eingehend mit den I n d i v i d u e n zu befassen, damit einerseits nur Denjenigen ein Vorzug zuerkannt werde, bei denen Charakter, militärisches Talent und Fleiss ein harmonisches Ganzes bilden — und damit anderseits Diejenigen, von welchen wegen Mangel des Charakters oder des Intellects ein gedeihliches Resultat nicht zu erhoffen ist, aus einer ihrer Leistungsfähigkeit nicht entsprechenden Sphäre rechtzeitig versetzt werden. Dieser Forderung kann aber nur dann entsprochen werden, wenn die Zahl der Hörer in ein richtiges Verhältniss zu ihr gesetzt ist, was erfahrungsgemäss bei der Zahl von etwa 40 der Fall ist.

Von diesen (also in der Zahl von etwa 40) zur Kriegsschule aufgenommenen Officieren beenden in der Regel durchschnittlich kaum 30 den Curs, so dass bei dem jährlichen Bedarf des Generalstabes von etwa 20 Officieren, bestenfalls 10 Kriegsschüler in die Truppe zurücktreten. Da aber dem Generalstabe die Besten zugewiesen werden müssen, so erübrigt für die Truppe, namentlich bei dem jetzigen Ergänzungsmodus, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, nur das minder Gute, die Mittelmässigkeit, womit ihr nicht nur wenig gedient wäre, sondern im Gegentheile wie aus jeder Halbheit, nur Schaden erwachsen würde.

Wir möchten, per parenthesin, hier nur erwähnen, dass die Kriegsschule, wenngleich in indirecter, aber in weit zuverlässigerer Weise, dann wirklich zur Hochschule für die Armee werden wird, wenn die, übrigens nach einem anderen Modus als dem bisherigen, zu wählenden Generalstabs-Aspiranten, nach wissenschaftlicher Ausbildung in der Kriegsschule und nach praktischer Schulung und Erprobung in allen Zweigen des Generalstabsdienstes, mittelst eines zweckmässigen Turnus in die Truppe zurückversetzt werden.

Wir glauben also dargethan zu haben, dass, dem Wesen nach, auch bei uns die Nothwendigkeit einer Fachschule für den Generalstab anerkannt ist, und da auch wir — woran der Leser kaum mehr zweifelt — von dieser Erkenntniss durchdrungen sind, so bestehen für unsere nachfolgende Darlegung Anknüpfungspunkte an bereits Bestehendes, wenngleich wesentlich zu Reformirendes.

Es ist nun zu untersuchen, ob die Kriegsschule in der gegenwärtigen Organisation ihrem Zwecke, durchgehends gediegene Generalstabsofficiere in der Bedarfszahl heranzubilden, entspreche?

Auf die folgende Erörterung verweisend, können wir verzichten, uns speciel über das Wesen dieser (allüberall in dem landläufigen Satze vom „Wissen und vom Können" zusammengefassten) Gediegenheit zu verbreiten, und wollen auch rücksichtlich der Bedarfszahl nur bemerken, dass es sich nicht allein um die Deckung des jährlichen Abganges handelt, sondern um die weit höhere Ziffer zur Gewinnung eines grossen Reservestandes, behufs eventueler Augmentirung des Generalstabes auf den nahezu das Doppelte des Friedensstandes betragenden Kriegsstand.

Die Leistungsfähigkeit einer Lehranstalt richtet sich bekanntlich, unter Voraussetzung tüchtigen Lehrpersonales, nach der Qualität der Schüler und nach der Zweckmässigkeit des Lehrplanes.

Nach dem gegenwärtigen System für die Aufnahme ist vor Allem erforderlich: eine mindestens 3jährige, hervorragend gute Dienstleistung unmittelbar bei der Truppe oder in solchen Stellungen, welche die Betreffenden dem fortwährenden Contacte mit der Truppe nicht entrücken. Diesem letzten Zusatze, dem auch die Eintheilung bei einem General- oder Divisionscommando etc. etc. subsumirt werden kann, schien uns stets seiner Dehnbarkeit wegen um so bedenklicher, als wir uns, bei der Kürze der gegebenen Frist, ganz absolut zur Forderung einer durchgehenden Verwendung als Compagnie-Officier, also mit Ausschluss sogar der Bataillons- oder Regiments-Adjutanturen, bekennen mussten.

Wir sind aber auch mit der Hauptforderung der blos dreijährigen Officiers-Dienstzeit bei der Truppe nicht zufrieden, denn hierdurch geschieht es, dass die Kriegsschule grossentheils von zu jungen Officieren besucht wird (die Akademiker sind oft kaum 22 Jahre alt). Abgesehen davon, dass viele dieser jungen Officiere, wenngleich recht talentvoll, die Vorträge über die höchsten militärischen Wissenschaften nicht befruchtend in sich aufnehmen können, weil hiezu — im Gegensatze zu den abstracten oder speculativen Wissenschaften — eine durch längeren Contact mit der Aussenwelt und reichliche Ausübung der praktischen Vorbereitungsfächer geschärfte Intuition erforderlich ist — also abgesehen von dieser allzuhäufig sich fühlbar machenden Thatsache — fehlen den zu jungen Officieren die gewöhnlich nur aus einer längeren Berührung mit dem täglichen Leben zu gewinnende Menschenkenntniss, die auf solcher beruhende Objectivität des Urtheiles, die klare Erkenntniss des oft verborgenen Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung, endlich die Erfahrung im Commando.

Wir sind weit entfernt, aus diesen Mängeln, welche die flüchtig dahineilende Zeit mit zudringlicher Beflissenheit ausgleichen hilft, gegen unsere Jugend einen Vorwurf zu erheben; denn eben ihr ungeläuterter, aber darum praktischen Zielen meist gefährlicher Feuereifer birgt den goldenen Schatz starkbeschwingten Strebens nach den leuchtenden Zielen des Ehrgeizes. Es darf aber das psychologische Moment, welches sich uns hier aufdrängt, bei Besprechung einer so wichtigen, die Schicksale der Armee wesentlich beeinflussenden Institution, wie es der Generalstab ist, nicht unerwähnt gelassen und darum muss hervorgehoben werden, dass das reifere, dem Höhenpunkte intellectueler und sittlicher Kraftentwicklung näher stehende Lebensalter jene leuchtenden Ziele zu erfassen und die richtigen Bahnen dahin einzuschlagen, fähiger sei, als die in idealen, der Lebenspraxis noch nicht

assimilirten Bestrebungen verfangene Jugend. Wenn wir, unsere eigenen Aufstellungen scheinbar desavouirend, auch constatiren müssen, dass im österreichischen Generalstabe Officiere von eminenter Leistungsfähigkeit sind, welche die Kriegsschule gleichwohl in ihren frühesten Officiers-Dienstjahren besucht haben, so können wir dies nur einem glücklichen Zufalle, keineswegs aber der Zweckmässigkeit des Systems zuschreiben. In einem Organismus aber, der verlässlich zu jeder Zeit functioniren soll, darf Nichts dem Zufalle überlassen bleiben; es muss Alles vorherbedacht und das harmonische Zusammenwirken aller Theile durch die Grösse des Sicherheits-Coefficienten gewährleistet sein.

Ein weiterer Uebelstand, welcher aus der zu kurzen Officiers-Dienstzeit der Aspiranten für die Ergänzung des Generalstabes sich ergibt, ist folgender:

Im Generalstabe sollen alle Waffen der Armee, also Infanterie, Cavalerie, Artillerie und technische Truppen vertreten sein. Hiermit will gesagt sein, dass — ohne Beeinträchtigung der, von allen Mitgliedern des Corps zu fordernden gleichen Tüchtigkeit in den rein militärischen Wissenschaften (Generalstabstechnik, Taktik, Strategie) — in den Einzelnen der fachmännische Standpunkt der bezüglichen Waffengattung hervortreten müsse, wenn das Corps des Generalstabes fähig sein soll, in organisatorischen und wissenschaftlichen Fragen die Initiative zu ergreifen, oder in schwebenden Fragen ein schwer wiegendes, weil fachlich berechtigtes Urtheil abzugeben.

Nun wird Niemand behaupten, dass ein junger Infanterie-Officier, der drei Jahre bei der Truppe (oft auch nicht unmittelbar, wie unser System erlaubt) gedient hat, nach Absolvirung des zweijährigen Kriegsschul-Curses und mehreren, im Generalstabsdienste zugebrachten Jahren ein gewiegter Infanterist sei; noch weniger — des complicirteren Mechanismus wegen — wird man unter diesen Voraussetzungen einen fachmännischen Cavaleristen für das Corps gewonnen haben, am allerwenigsten aber, selbst bei vorzüglicher Absolvirung des höheren Curses, einen Artillerie- oder Ingenieurofficier von Fach, weil allen diesen Herren eben die Zeit zur ausübenden Thätigkeit, zur reifmachenden Praxis gefehlt hat. Es ist also gewiss keine unberufene Forderung, welche auch diesbezüglich eine Aenderung wünschenswerth erscheinen lässt.

Die zweite Bedingung für die Aufnahme in die Kriegsschule ist die Ablegung einer befriedigenden Aufnahmsprüfung. Die einschlägigen Gegenstände lassen sich in zwei Kategorien sondern, nämlich in die rein militärischen: Fortification, Pionnierdienst, Waffenlehre, Feld-

dienst, Reglements, Situationszeichnen — und in die formalen, der allgemeinen Bildung angehörigen Disciplinen: deutscher Styl, französische Sprache, Geographie, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften. Man sieht, was hier verlangt wird, ist sehr viel und geht über den Rahmen einer Maturitäts-Prüfung hinaus. Und doch würde man in dem Glauben, durch diese Aufnahmsprüfung sich der tüchtigsten Generalstabs-Aspiranten versichern zu können, sehr irren. Es ist nicht unsere Sache, concrete Fälle der Oeffentlichkeit preiszugeben; doch können wir die Thatsache nicht unerwähnt lassen, dass in Jahrgängen, wo durchwegs sehr gute Eintrittsprüfungen einen förmlichen embarras de richesse bezüglich der Aufnahme hervorgerufen haben, während des Curses selbst im grossen Durchschnitte entschiedene Mittelmässigkeit an den Tag getreten ist. Eine Erklärung fällt nicht schwer. Die Aufnahmsprüfung geschieht nur in dem elementären Umfange der bezüglichen Gegenstände; so wird beispielsweise nur Felddienst und nicht Taktik geprüft, während dieser Gegenstand doch schon den Officiers-Aspiranten in den Cadetenschulen ziemlich weitgehend vorgetragen wird. In der Mathematik bildet die ebene Trigonometrie die Grenze der Forderung; in der Weltgeschichte darf vorschriftgemäss nur nach dem kaum einige hundert Seiten betragenden Compendium von Pütz geprüft werden u. s. w. Je näher also die Schuljahre an der Aufnahmsprüfung liegen, desto leichter ist es, auch für wenig gründliche Köpfe, bei nur einigermassen treuem Gedächtnisse eine solche, in vieler Beziehung elementäre Prüfung zu bestehen. In der Kriegsschule selbst tritt dann die auf zwei Jahrgänge zusammengedrängte Masse des hochwissenschaftlichen Stoffes überwältigend heran; bei den Einen reicht die Gabe der Auffassung nicht hin; bei den Anderen erlahmt angesichts der grossen Forderung die Spannkraft; bei Dritten endlich, wo das dem Gedächtnisse flüchtig eingepferchte Wissen zur Noth nur für die Dauer des Prüfungsmonates vorhielt, fehlt die Basis, und nur Wenige, freilich besonders Befähigte, entsprechen ganz den in sie gesetzten Hoffnungen. So geschieht es dann, dass viele Officiere, die in reiferem Alter vielleicht Erspriessliches geleistet hätten, der Mittelmässigkeit verfallen und dass der Armee aus dem Schiffbruche der vielen Einzelnen der unberechenbare Schade einer quantitativ oder qualitativ ungenügenden Ergänzung des Generalstabes erwachsen kann.

Da wir nachgewiesen zu haben meinen, dass weder der Modus der Zulassung zur Kriegsschul-Aufnahmsprüfung, noch diese selbst den beabsichtigten Erfolg gewährleiste, wollen wir unsere Ansicht darüber darlegen. Vor Allem sei nochmals erwähnt, dass wir eine Fach-

schule speciel für den Generalstab unerlässlich und daher eine Aufnahme in diesen ohne sehr gute Absolvirung der Schule für unstatthaft erachten. Wir wiederholen dies hier ausdrücklich, um der von Manchen vertretenen Ansicht zu begegnen, dass die Kriegsschule nicht nur eine unnöthige, sondern wegen der dort ausschliesslich gehegten Stubengelehrsamkeit eine geradezu schädliche Institution sei, und dass praktische Köpfe jeder Schule entrathen könnten.

Dem erhobenen, aber noch niemals bewiesenen Vorwurfe, dass speciel unsere Kriegsschule ein Hort ausschliesslicher Stubengelehrsamkeit sei, können wir mit der Thatsache entgegentreten, dass daselbst die applicatorische Methode im weitesten Umfange angewendet wird, und dass den praktischen Uebungen, soweit Zeit, Mittel und Zweck der Schule dies gestatten, der freieste Spielraum gewährt ist. Die zweimonatliche militärische Aufnahme im ersten, die ebenso lange dauernde Uebungs-Recognoscirung im zweiten Jahrgange, die Theilnahme sämmtlicher Frequentanten an den Detail-Uebungen der verschiedenen Waffengattungen und an den grossen Manövern in Bruck, ihre Beiziehung zu allen grösseren wissenschaftlichen Versuchen im Artillerie- und Ingenieurfache werden diese Behauptung erhärten. Die Freimüthigkeit, mit welcher wir unsere eigenen Zustände beleuchten, wird uns wohl vor dem Verdachte sicherstellen, dass wir mit diesem kurzen Panegyricus Bestehendes, einzig um seines Bestandes willen, gut zu finden uns vorgenommen haben.

Was den weiteren Inhalt jener Meinung betrifft, so sei uns der Hinweis gestattet, dass der ausübenden Thätigkeit des Arztes, des Rechtsgelehrten, des Ingenieurs (sogar gesetzmässig) der wissenschaftliche Unterricht an der Hochschule vorausgehen müsse. Dürfte es in unserem Stande anders sein? Napoleon, der grösste Feldherr aller Zeiten, hat nie vergessen, welchen Antheil an der Grösse seiner Geschicke die Schule zu Brienne gehabt, und Er, der Kriegspraktiker par excellence, war es, der dem Cultus der Theorie neuerdings die gebührende Stelle angewiesen hat durch den Ausspruch: „man müsse, um selbst ein grosser Feldherr zu werden, 100 Feldzüge der grössten Kriegsmeister, namentlich Alexanders, Hannibals, Julius Cäsars, Turennes, des Prinzen Eugen und des grossen Friedrich studiren und immer wieder studiren.“

Die Schule ist eben dazu da, um die vorhandene Intelligenz nach jener Richtung hin fruchtbringend auszubilden, in welcher sie wirken will. Der durch technisches Wissen hervorragende, ebenso wie der im Truppencommando erfahrene und bewährte Officier — beide haben

ganz zweifellos das Talent, nie aber die Eignung zum Generalstabsdienste, sobald sie dazu nicht herangebildet worden sind. Denn gerade die Technik der Armeeleitung, diese aus allen technischen, taktischen und kriegsgeschichtlichen Studien resultirende Quintessenz des Generalstabsdienstes, kann nicht aus augenblicklichen Eingebungen selbst des genialsten Kopfes sich entwickeln, sondern erfordert zur praktischen, reibungsfreien Bethätigung im Kriege eingehende, systematische Studien und fachliche, aus andauernder Beschäftigung mit den einschlägigen Materien bestehende Vorbereitung zur Zeit des Friedens.

Dem Einwande, dass begabte Menschen zu solchem Wissen durch eigenes Studium, ohne Besuch einer Fachschule gelangen können, begegnen wir damit, dass allen hervorragenden Männern — ob der Kirche, dem Staatsdienste, der Armee oder der Wissenschaft als solcher angehörig — der Besuch einer Hochschule nachgewiesen werden kann, und dass bei den Wenigen, wo dies nicht zutrifft, die Ursache der Ausnahme nur in den zufälligen persönlichen oder Zeitverhältnissen zu suchen sei, in welchen die Betreffenden sich entwickelt und gewirkt haben. Die Kriegsverwaltung aber kann einerseits mit solchem (voraussichtlich schon quantitativ unfruchtbaren) Zufälligkeits-Momente nicht rechnen, und muss anderseits bedacht sein, dass die Durchbildung der verschiedenen, aber zu gleichen Zielen berufenen Individualitäten eine harmonische sei, und dass sie theoretisches Philisterthum aus der ernsten und verantwortungsreichen Berufsthätigkeit des Generalstabes mit derselben Entschiedenheit fernehalte, wie die unter der trügerischen Larve angeblicher Genialität sich breit machende, zügellose Ueberschwenglichkeit, — das Kriterium jener gefährlichen Geister, welche zum Verneinen, zum Zersetzen stets bereit, eines gedeihlichen Wirkens und Schaffens noch jeder Zeit complet unfähig gewesen sind.

Wir kehren nach dieser, uns wichtig dünkenden Erörterung zu unserer specielen Aufgabe zurück. Da wir zur Sicherstellung des höchsten Erfolges von den Kriegsschulfrequentanten die nur vom reiferen Mannesalter zu erhoffende Objectivität der Anschauung, die geschärfte wissenschaftliche Intuition und Erfahrung im Commando fordern, so können wir die zukünftigen Kriegsschul-Aspiranten nur in der Charge der Compagnie-, Escadron-, Batteriecommandanten[1]) und unter jenen durch sehr gute Absolvirung des höheren Curses technisch

[1]) Da wir uns nur an die Sache halten, so subsumiren wir hier jene älteren Oberlieutenants, welche ein solches Commando ununterbrochen und zur Zufriedenheit durch 6 — 12 Monate geführt haben.

gebildeten Officieren suchen, welche durch selbstständige Leitung eines fortificatorischen Baues oder durch Lösung hochwissenschaftlicher Probleme sich als tüchtig schon bewährt haben.

Man erreicht hiedurch und durch zweckmässige Reform der Aufnahmsprüfung (welche später erörtert werden wird) eine gewisse Homogenität unter den Hörern, welche bei der Gemeinsamkeit des zu erreichenden Zieles weit förderlicher ist, als anders geartete Zustände. Wir sind die Letzten, welche wissenschaftliche Fähigkeit den einzelnen Stufen der militärischen Hierarchie proportional zumessen; aber dass man an den 22jährigen Lieutenant und an den schon die Majorscharge aspirirenden Hauptmann den gleichen Maassstab anzulegen bemüssigt ist, scheint denn doch nicht ganz richtig, welche Vermuthung eine ganz bestimmte Unterlage gewinnt, durch die nach sehr gut absolvirtem Curse stattfindende aussertourliche Beförderung des Lieutenants zum Oberlieutenant, während der im gleichen Verhältnisse stehende Oberlieutenant oder Hauptmann des analogen Vortheiles nicht theilhaftig wird. Durch die Annahme unseres Vorschlages würde, bei gleichzeitiger Beseitigung dieser störenden Verhältnisse, die Thunlichkeit eintreten, den Generalstab aus Fachmännern aller Waffen zusammensetzen zu können, die Kriegsschule aber im Zusammenhange mit unmittelbar anknüpfender Verwendung im Generalstabsdienste, befähigt werden, vermittelnder Regulator zwischen wissenschaftlicher Tiefe und praktischer Tüchtigkeit zu sein.

Der Schwerpunkt der Durchführbarkeit unseres Vorschlages liegt in der Frage, ob die Kriegsschule den entsprechend starken Zuspruch von Seite älterer Officiere auch finden werde, und ob nicht die längere Gewöhnung an den ausübenden Dienst, wissenschaftlichen Bestrebungen grösseren Maassstabes Eintrag mache?

Dies letztere Bedenken ist durch die ausserordentlichen Resultate des nach gegenwärtigem Systeme schon seit mehreren Jahren bestehenden, ganz ausschliesslich von Rittmeistern frequentirten Central-Cavalerie-Curses, und durch die schon jetzt als vortrefflich sich kennzeichnenden Leistungen des erst heuer für Hauptleute creirten Central-Infanterie-Curses beseitigt. Hieran ist auch die Thatsache zu reihen, dass von den seit 1868 in die Kriegsschule zugelassenen Hauptleuten und Rittmeistern die Mehrzahl den Curs mit sehr gutem Erfolge absolvirt hat.

Auch die Frage des künftigen numerisch genügenden Zuspruches zur Kriegsschule von Seiten der älteren Officiere lässt sich im günstigen Sinne beantworten, obgleich — schon aus Opportunitäts-Rück-

sichten — ein imperativer Vorgang wie bei den erwähnten Cursen nicht stattfinden kann. Die Armee zählt etwa 3000 Hauptleute und Rittmeister; es ist — angesichts der unverkennbar ausserordentlichen geistigen Bewegung in der Armee, wohl keine gewagte Annahme, dass jährlich etwa 50 (etwa 2 Procent) die wissenschaftliche Arena zu betreten geneigt sein werden, wenn man die in vieler Beziehung chicanöse, und dabei doch nur einen trügerischen Maassstab bietende Aufnahmsprüfung zweckmässig reformiren, und den mühevollen Bestrebungen berechtigten Ehrgeizes eine hoffnungsreiche Zukunft in Aussicht stellen wird. Dass diese Annahme nicht aus individueler Vertrauensseligkeit entspringt, beweist der Umstand, dass trotz der bestehenden Verhältnisse, welche die jüngeren Officiere den älteren gegenüber förmlich bevorzugen, in dem gegenwärtigen 2. Jahrgang von 42 Hörern 15, also 33 Procent Hauptleute und Rittmeister, darunter solche, welche den höheren Geniecurs absolvirt haben, sind. [1])

Wir kommen nun zur Frage der Aufnahmsprüfung. Haben wir schon ein gewisses Maass an Homogenität bezüglich der Charakter-Entwicklung und der Dienstzeit bei den Frequentanten als förderlich erkannt, so sind wir um so dringender veranlasst, rücksichtlich der wissenschaftlichen Vorbereitung einen gleichartigen Prüfungs-Maassstab anzulegen und die Höhe der Forderung im Minimum derart zu fixiren, dass der weitere didaktische Aufbau eine sichere Grundlage finde und durch rückgreifende Erörterungen nicht aufgehalten werde. Das ist klar, ohne Beweisführung; aber was hier gefordert, und in welcher Weise das Vorhandensein des geforderten Wissens im Verständnisse constatirt werden soll, bedarf einer Auseinandersetzung.

Von dem Kriegsschul-Aspiranten ist eine allgemeine (formale) Bildung, und eine militärisch-wissenschaftliche Vorbildung zu fordern. Die erstere (wobei wir vollendete Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Sprache voraussetzen) bezieht sich auf Kenntniss der Geographie (politische, mathematische, physikalische), Geschichte, Physik, Chemie, Naturgeschichte und der mathematischen Disciplinen, u. z. sollte jener Umfang als Maassstab dienen, mit welchem diese Gegenstände an den Ober-Gymnasien, Ober-Realschulen und an den beiden Militär-Akademien abgeschlossen werden. Diese verschiedenen Anstalten bilden allerdings — je nach ihrem fachlichen

[1]) In dem Jahrgange, der 1870 absolvirt hat, — der erste Curs, in welchem Hauptleute aufgenommen wurden, — waren unter 41 Hörern 12 Hauptleute und Rittmeister, also beinahe 30 Percent.

Standpunkte — gewisse Disciplinen im Verhältnisse zu anderen, fachlich mehr aus; unter dem Niveau aber, welches dem Gesichtspunkte der allgemeinen Bildung, somit unserer auch durch den Zusammenhang dieser allgemeinen Bildung mit militärischen Wissenschaften begründeten Forderung entspricht, bleibt keine dieser Anstalten in irgend welchem Gegenstande. Wir können daher diese Basis um so leichter acceptiren, als wir hieraus auch keine formalen Bedenken bezüglich der Aufnahmsprüfung ziehen. Unsere Ansicht geht nämlich entschieden dahin, dass aus den benannten Gegenständen eine Aufnahmsprüfung nicht mehr abzulegen sei, wo staatsgiltige Absolutorien (wozu die akademischen Austritts-Zeugnisse zu zählen sind[1]) mindestens recht guten (lobenswerth), in der Mathematik aber mindestens sehr guten (vorzüglichen) Fortgang nachweisen. Denn von intelligenten Menschen muss doch vorausgesetzt werden, dass sie trotz anderweitiger Berufs-Pflichten und Thätigkeiten in ihrer humanitären Bildung zum Mindesten nicht rückgängig geworden sind.

Was speciel die Mathematik betrifft, so hat sie für Jeden, der sie nicht als Fachstudium oder in Anwendung auf concrete Wissenschaften verfolgt, den, wohl unschätzbaren, aber so zu sagen nur historischen Werth, dass sie ihn logisch denken gelehrt und befähigt hat, die in einschlägigen Berufsthätigkeiten vorkommenden Anknüpfungspunkte zu erfassen. Und hierin ist der praktische Nutzen der Mathematik für den Generalstabsdienst zu sehen, da in diesem eine directe Anwendung mathematischer Disciplinen' nicht stattfindet — es sei denn, dass man in Zukunft dem Generalstabe geodätische Arbeiten höherer Kategorie zuweisen wollte, wofür sich übrigens nach unserem Ergänzungsmodus immer Specialitäten finden werden, während für solche Zwecke der jetzt usuele Rahmen der mathematischen Aufnahmsprüfung weitaus auch nicht hinreichend ist. Wer durch eine an den Mittelschulen (Akademien) erhaltene Abschlussnote „vorzüglich“ (E) constatirt, dass er mathematisch denken gelernt hat, ist unser Mann; er mag eine oder die andere Formel vergessen haben: die Denkkraft ist ihm gewiss nicht abhanden gekommen.

Diejenigen Officiere, welche sich über ihre Kenntnisse in den vorbenannten Gegenständen mit staatsgiltigen Zeugnissen gar nicht, oder nicht mit den oben verlangten Minimal-Fortgangsnoten auszu-

---

[1]) Wir möchten hier aufmerksam machen, dass es dringend nothwendig sei, die Staatsgiltigkeit unserer akademischen Austrittszeugnisse durchzusetzen.

weisen vermögen, müssen verhalten werden, die einschlägigen Prüfungen vor der Aufnahms-Commission in dem durch das Maturitäts-Examen am Obergymnasium bezeichneten Umfange nachzutragen.

Die Gegenstände, aus welchen — als Vorbedingung zum Eintritte in die Kriegsschule — Prüfung abgelegt werden soll, sind:

Taktik; nach dem für die Officiers-Aspirantenschulen vorgeschriebenen Umfange, inclus. der Reglements der verschiedenen Waffen; Ausarbeitung eines taktischen Thema unter Clausur;

Fortification, Waffenlehre, Pionnierdienst } nach dem in der technischen Akademie (Genieabtheilung) vorgeschriebenen Umfang;

Terrainlehre, nach Wanka;

Organisation des österr. Heeres;

Situationszeichnen nach einem Modelle;

französische Sprache;

endlich eine schriftlich unter Clausur zu lösende Frage aus der Culturgeschichte, womit gleichzeitig die Fähigkeit des Aspiranten im schriftlichen Gedankenausdruck und dessen Fertigkeit in Handhabung der deutschen Sprache sich documentiren wird.

Bei dieser Prüfung soll das Vorhandensein der unentbehrlichen und richtig entwickelten Grundlagen für den wissenschaftlichen Weiterbau constatirt, somit die Ueberzeugung gewonnen werden, ob das in früheren Jahren erworbene positive Wissen ungeschwächt forterhalten, resp. auf die Höhe des jeweiligen wissenschaftlichen Fortschrittes gebracht, und ob dieses Wissen unter dem reifenden Einflusse des ausübenden Dienstes zu correcten, von praktischem Sinne getragenen Ansichten erweitert wurde.

Es darf also Niemand von der Aufnahmsprüfung überhaupt enthoben werden; eine speciele Ausnahme hat nur einzutreten bei den Pionnier-Officieren bezüglich des Pionnierdienstes, und bei den Genie- und Artillerie-Officieren bezüglich der Fortification und Waffenlehre (Artillerielehre), vorausgesetzt, dass sie diese Gegenstände am höheren Curse mit „sehr gut" absolvirt haben.

Es bedarf wohl keines weithergeholten Beweises, dass die Aufnahme der Culturgeschichte unter die zur Eintrittsprüfung classirten Gegenstände keinen Widerspruch zu unserer unmittelbar vorangehender Forderung bilde, die Prüfung aus den der Schulbildung angehörenden formalen Disciplinen fallen zu lassen. Die ganz elementare, die politischen und socialen Momente im Leben der Völker, somit die

praktische Bedeutung der Geschichte ignorirende Behandlung des historischen Stoffes an unseren Mittelschulen lässt nämlich in den Abiturienten eine empfindliche Lücke zurück, und es ist um so wünschenswerther, zu constatiren, ob diese Lücke durch Selbststudium ausgefüllt wurde, da die Culturgeschichte auch eine Basiswissenschaft für die Kriegsschule bildet, im Hinblicke sowohl auf den aus den Culturzuständen der Völker sich entwickelnden Zusammenhang zwischen Staatsverfassungen und Heeres-Institutionen, als auch auf die zum Vortrage gelangenden Wissenschaften des Staats- und Völkerrechtes, der Volkswirthschaftslehre, endlich der Geschichte der Literatur, die ja nur eine Emanation der Culturzustände ist, und daher die Bekanntschaft mit diesen voraussetzt.

Die Fragen, welche bei der Prüfung aus der Culturgeschichte zu stellen beabsichtigt werden, sollten im Jänner des Prüfungsjahres verlautbart werden.

Der von uns empfohlene Prüfungsmodus verbürgt zum Mindesten nicht weniger sicher, dass sowohl das Maass des positiven Wissens als auch die Intensität des Verständnisses und die Schärfe des Urtheiles bei jedem einzelnen Aspiranten in verlässlicher Weise ergründet werden könne, wird dabei aber, wenn auch noch so rigoros gehandhabt, weit willkommener sein, weil er durchaus fachlicher Natur, mit der täglichen Berufsthätigkeit des Officiers im engsten Zusammenhange steht. Es ist eine bekannte Thatsache, dass viele sehr tüchtige, ältere Officiere sich von dem Ablegen der Aufnahmsprüfung ferne halten, weil darin der in die fernsten Reminiscenzen der Schulbildung zurückgreifende Gedächtnisscultus vorherrschend ist.

Was den gegenwärtigen Lehrplan der Kriegsschule selbst betrifft, so muss uns vor Allem auffallen, dass die eigentlichen Fachgegenstände, Taktik, Generalstabsdienst, Strategie, so zu sagen die Brotstudien des Generalstabsofficiers, zu Gunsten anderer Disciplinen in den Hintergrund gedrängt sind. So konnten der Taktik wöchentlich nur 3, dem Generalstabsdienste 3½, der Strategie (inclus. Kriegsgeschichte) gar nur 2 Stunden [1]) zugewendet werden! Und innerhalb dieser wenigen Vortragsstunden soll jeder der 40 Hörer zum Mindesten Einmal geprüft und auch die Besprechung der schriftlichen Ausarbeitungen vorgenommen werden!

Wir schlagen folgende Vertheilung der Gegenstände vor:

---

[1]) Taktik wird nur im ersten, Generalstabsdienst und Strategie nur im zweiten Jahrgange vorgetragen.

1. Jahrgang.

Taktik	4 Vorträge	6 Stunden.
Strategie und Kriegsgeschichte	2 „	3 „
Generalstabsdienst	2 „	3 „
Situationszeichnen und Terrainlehre	1 „	3 „
Militär-Geographie	2 „	2 „
Französische Sprache	2 „	3 „
Vergleichende Heeres-Organisation	2 „	2 „
Deutsche Literatur	2 „	2 „
Artillerie	1 „	1 „

2. Jahrgang.

Strategie und Kriegsgeschichte	3 Vorträge	4 Stunden.
Generalstabsdienst	3 „	4 „
Militär-Geographie	3 „	3 „
Fortification	2 „	3 „
Volkswirthschaft	2 „	2 „
Staats- und Völkerrecht	2 „	2 „
Französische Sprache	2 „	2 „
Deutsche Literatur	2 „	2 „

Der Donnerstag wird im 2. Jahrgange der taktischen Thematik, d. i. Lösung von Aufgaben, nach Zulässigkeit der Witterung principiel im Freien, gewidmet. Das Auszeichnen der Uebungsaufnahme ist Gegenstand des häuslichen Fleisses.

Reitunterricht findet in beiden Jahrgängen statt, und ist unbedingt mit der cavaleristischen Detailabrichtung (Zugsarbeit inclus. des Patrullendienstes) zu verbinden.

Der Parallelismus im Unterrichte in der Taktik mit dem der Strategie und des Generalstabsdienstes wird durch die genügende taktische Vorbildung der Hörer gerechtfertigt, welche gestattet, von elementaren Erörterungen abzusehen und mit der Marsch- und Gefechtslehre — mit der Taktik grösserer Heereskörper zu beginnen, somit den nöthigen Vorsprung zu gewinnen, während in den beiden anderen Gegenständen die Elemente behandelt werden. Bezüglich der praktischen Uebungen ist die Nothwendigkeit zu erwähnen, dass die Uebungsmappirung auf 3 Monate ausgedehnt werde. Graphische Triangulirung, Aufnahme $^1/_2$ Viertels ohne, und 2 Viertel einer Section mit Kataster, dann die im 2. Jahrgange während der zweimonatlichen Recognoscirung hinzutretende Uebung im Croquiren, werden die Frequentanten in allen einschlägigen Arbeiten so gewandt machen, dass das bisher für jeden Generalstabs-Officier als unerlässlich betrachtete weitere Mappirungs-

jahr gänzlich entfallen kann. Denn wer bei vorhandener Vorbildung, bei zweijährigem Unterricht und Uebung Auge und Hand nicht zur nöthigen Fertigkeit gebracht hat, der erlernt das Zeichnen auch in künftigen Mappirungsjahren nicht, und eben so wenig darf dessen stümperhafte Leistung zur Grundlage kartographischer Arbeiten gemacht werden.

Es erübrigt uns noch, über die Verwendung der Kriegsschüler nach absolvirtem Curse unsere Ansicht auszusprechen — umsomehr da hierdurch der von uns vorgeschlagene Ergänzungsmodus durch ältere Officiere eine weitere Motivirung erfährt.

Gegenwärtig verwendet man die absolvirten Kriegsschüler, welchen die Fähigkeit für den Generalstab zugesprochen wurde, zum Theil als Generalstabs-Officiere bei den Brigaden, zum Theile in den Generalstabs-Bureaux selbst, schickt sie dann 1—2 Jahre auf Mappirung, dann auf Landesbeschreibung, theilt sie hiernach bei den Generalcommanden ein, und kömmt schliesslich zu dem Resultate, dass diesen Herren die Praxis des Truppendienstes absolut nothwendig sei.

Dem gegenüber ist die Ansicht laut geworden, man müsse die absolvirten Kriegsschüler — eben um sie mit dem ausübenden Truppendienste vollkommen vertraut zu machen, sogleich zu ihren Regimentern zurückschicken und sie erst nach einer gewissen Reihe von Jahren zum Generalstabsdienste einberufen. Es muss uns hiebei gleich auffallen, dass man Officieren, welche zur Generalstabsdienstleistung theoretisch vorgebildet wurden, die zunächst sich darbietende Gelegenheit zur praktischen Bethätigung und Erweiterung ihres Wissens entziehen und sie in einer Weise beschäftigen will, welche ihre theoretischen Errungenschaften mehr oder minder in Frage zu stellen geeignet ist. Man mag von wirklich strebsamen, charakterfesten Leuten immerhin *hoffen* (und daraus auch einen Probirstein innerer Tüchtigkeit machen), dass sie durch die Anstrengung des ausübenden Dienstes in ihrer scientifischen Ausbildung nicht stationär werden — wird aber, aus äusserlichen Gründen, in dieser Hoffnung sich getäuscht finden, weil, bei der jetzigen kurzen Präsenzzeit und dem fühlbaren Mangel an älteren Unterofficieren, die ganze Last der theoretischen und praktischen Ausbildung der Mannschaft ausschliesslich auf den Schultern der Officiere ruht und sie meist bis Abends an den Dienst bindet. Man braucht nur die Tageseintheilung eines Regimentes (gar bei der Artillerie und Cavalerie) anzusehen, um zu erfahren, dass der Dienst nicht nur die Zeit, sondern auch die Elasticität von Körper und Geist vollends in Anspruch nimmt, — ein Verhältniss, welches zusammenhängende,

ernste Studien ganz ausschliesst. Einigen, wenn zufällig die Gunst der Umstände förderlich einwirkt, wird solches Studium möglich werden, und da sehen wir doch wieder nur das Zufälligkeitsmoment auftreten, welches wir bei einem gesunden Organismus wiederholt als complet unzulässig bezeichnen dürfen. Uebrigens wollen wir zur deutlicheren Illustration beide Alternativen in die Praxis übertragen und daselbst prüfen. Nehmen wir an, es träten in 4 aufeinander folgenden Jahren je 25 für den Generalstab qualificirte Officiere aus der Kriegsschule, im Verlaufe des 5. Jahres aber bräche ein Krieg aus. Bei der ersten Alternative wird man dann 100 Generalstabsofficiere haben, denen die Praxis des Truppendienstes fehlt; bei der zweiten Alternative aber wird man 100 Officiere zum Generalstabe einberufen müssen, denen jede Praxis dieses Dienstes fremd ist. Wir wollen nicht untersuchen, wo da die Scylla und wo die Charybdis liege — das Bewusstsein aber haben wir, dass ein solches Dilemma nicht bestehen dürfe. Wir denken, der von uns vorgeschlagene Ergänzungsmodus der Kriegsschule wird darüber hinweghelfen, da er vor Allem bezüglich des Truppendienstes vollkommen ausgebildete, im Commando erfahrene Officiere liefern wird. Unmittelbar nach Beendigung des Curses wären diese Officiere den General-Militär- und Divisions-Commanden zuzutheilen, wo sie unter directer Leitung der Generale und ihrer Generalstabschefs die Agenden des Generalstabsdienstes in ihrem innigen Zusammenhange mit dem rein militärischen, administrativen und ökonomischen Dienste kennen lernen, unbeschadet ihrer sonstigen Berufsthätigkeit bei den specielen Uebungen der anderen Waffen (welchen die Betreffenden nicht angehören) im Frontdienste, bei combinirten Uebungen aber als Generalstabsofficiere verwendet, mit wissenschaftlichen Arbeiten betraut und auf solche Art befähigt werden sollen, durch ihre fachliche Friedensthätigkeit die aus analogen Anschauungen sich aufbauende Tüchtigkeit für die Dienstleistung im Kriege zu gewinnen. An diese, systemgemäss, zum Mindesten zweijährige Periode müsste sich eine weitere zweijährige Verwendung bei der Landesbeschreibung und in wissenschaftlichen Bureau-Arbeiten, sodann nach Erforderniss die mindestens je 6 monatliche Eintheilung bei den zwei anderen Waffen anreihen.

Von einer principielen Verwendung als Mappeur sehen wir im Hinblick auf die bereits oben gegebene Erklärung ab, so lange uns dafür nicht ein besseres Argument vorgebracht wird, als die Uebung in der Orientirung. Gemäss der Mappirungs-Instruction muss der Mappeur schon nach dem Zeichensetzen, also binnen der ersten 14

Tage, in seinem Rayon (4—5 □M.) vollkommen orientirt sein. Bedürfte er hiezu der vollen sechsmonatlichen Feldarbeit, so taugt er wahrlich nicht zum Generalstabsofficier; trifft er es aber binnen 14 Tagen, so ist die ganze folgende Zeit der Mappirung (beinahe 1 Jahr) ganz zwecklos einer für ihn nothwendigeren Beschäftigung entzogen. Die Landesbeschreibung und die fortdauernde Verwendung bei den Truppenübungen sind die wahre Schule der Orientirung.

Durch solchen Turnus, wie wir ihn soeben vorgeschlagen, ist der absolvirte Kriegsschüler ein fertiger Generalstabsofficier geworden, d. h. fertig in dem Sinne, dass die Heeresverwaltung das Ihrige gethan und die Möglichkeit stetiger Fortentwicklung der Individuen nach wissenschaftlichen und praktischen Zielen sichergestellt hat.

Ein selbständiges Commando innerhalb der Stabsofficiers-Chargen wird den Abschluss bilden — nicht nur, um die Tüchtigkeit des Einzelnen zu befestigen, sondern auch um den Geist der Wissenschaft in der Armee zu kräftigen, ihm weitere Kreise zu gewinnen — ihn endlich zum Gemeingute Aller zu machen.

Es ist nicht unsere Sache, hier Beiträge zu einem Avancementsgesetze zu liefern; doch dürfen wir nicht ausser Acht lassen, wie es in der menschlichen Natur begründet ist, dass der in ausübender Lebensthätigkeit sich emporarbeitende Ehrgeiz praktische Ziele vor sich sehen müsse. Nur möchten wir diese praktischen Ziele nicht in die subalternen Grade, welche den Lehr- und Wanderjahren zu vergleichen sind, verlegt, sondern erst an die Hauptmannscharge anknüpfen sehen. Hat man nur einmal den richtigen, vor Allem mit dem Charakter der Objectivität, der Allgemeingiltigkeit ausgestatteten Maassstab für die Beurtheilung aussertourlicher Beförderungswürdigkeit gefunden, und versteht man es, diesen Maassstab — wenngleich Vortheile für Einzelne hervorrufend — einzig nur zum Besten des grossen Ganzen zu handhaben, dann wird an Stelle der jetzt oft natürlichen Missgunst der fruchtbare Trieb nach den leuchtenden Zielen des berechtigten Ehrgeizes in immer weiteren Kreisen sich geltend machen.

Der Generalstab, sagt man, sei der Werthmesser für die Trefflichkeit einer Armee; eine gute Armee könne nur einen guten Generalstab produciren, denn, wo dies nicht der Fall, seien entweder die brauchbaren Elemente nicht vorhanden, oder, was noch schlimmer, die brauchbaren Elemente drängen sich nicht zum Generalstabsdienste, was gegen die Trefflichkeit der Armee spräche, oder, fügen wir hinzu, sei die Organisation nicht eine solche, welche die ausschliessliche

Zulassung nur der vorzüglichsten Elemente begünstigt und verbürgt.

Wir sind am Ende. Wenngleich hervorzuheben ist, dass über die Leistungsfähigkeit unserer Kriegsschule ein endgiltiges Urtheil in keinem Sinne gesprochen werden solle, weil deren Schüler bis jetzt noch keine Einfluss nehmende Stellung bei der Heeresleitung und Verwaltung bekleidet haben, so sind doch, bei aller Vorzüglichkeit so vieler einzelner Leistungen, hinsichtlich der qualitativen und quantitativen Ergänzung des Generalstabes, Mängel der Organisation an den Tag getreten, welche wir ebenso freimüthig bekennen mussten, als wir deren Beseitigung aufrichtig ersehnen. Der Kriegsschule selbst aber — weil jene Verhältnisse ausserhalb ihrer Bewältigungssphäre liegen — wird das objective Urtheil nimmer nahetreten können, so lange sie ihren bisherigen didaktischen Principien getreu bleibt, welche sich zusammenfassen lassen in dem Ausspruche des grossen Physikers Biot:

„Nicht darauf kommt es an, dem Studirenden eine Anzahl von „Thatsachen ins Gedächtniss zu prägen, die er in Büchern immer wie„der finden kann, sondern ihm den Weg der Erfahrung und Beobach„tung deutlich zu machen, der zu ihrem Auffinden geführt hat; ihn „vertraut damit werden zu lassen, kurz ihm den philosophischen Geist „der Wissenschaft einzuflössen, der ihn zu jedem Gegenstande des „Studiums begleitet, durch den, hat er sich einmal mit ihm durchdrun„gen, sein Geist Haltung, Stärke, Sicherheit gewinnt, der ihm eine „lebendige Liebe zur Wahrheit, eine unüberwindliche Abneigung gegen „Systemsucht und ihre Erklärungsarten einflössen wird.“

Wien, im März 1871.

Bestimmung des Tracé für Feldschanzen.

(Hiezu Tafel II.)

Die Detail-Elaborate über provisorische Befestigungen, welche gelegentlich der Landesbeschreibung beantragt werden, müssen — wenn ihnen überhaupt ein Werth beigemessen werden soll — das richtig verzeichnete Tracé ausdrücken; es muss ferner bestimmt angegeben sein, wie viele Geschütze an jeder einzelnen Linie des Tracé zur Verwendung gelangen sollen und wohin die Schusslinien dieser Geschütze zu dirigiren sind.

Der Hauptzweck von grösseren provisorischen Werken — sie mögen selbständig sein, oder Theile einer ausgedehnten Verschanzung ausmachen — ist meist darauf gerichtet, dass selbe durch Geschützfeuer einen bestimmten Raum beherrschen. Es wird daher auch das Tracé solcher Werke vornehmlich von der beabsichtigten Geschützwirkung abhängig werden, und mit Rücksicht auf diese letztere sich in nachstehender Weise feststellen lassen:

Hätte man sich zur Anlage eines geschlossenen Werkes bei *a* (Fig. 1) entschieden, aus welchem das vorliegende Terrain bis zu den Linien *ab* und *ac* — welche nach den nächstgelegenen Werken *b* und *c* gerichtet sind — also innerhalb eines Winkels von circa 240° bestrichen werden soll, so kömmt es vor Allem darauf an, dass man feststellt, wie viele Geschütze nach den einzelnen mehr oder minder wichtigen Objecten in diesem Raume zur Thätigkeit gelangen müssen. Die Kuppe *m* z. B. bietet dem Angreifer günstige Placements für Geschütze, welchen man z. B. 8 Piècen entgegenstellen will; der Raum zwischen m_2 und *n* wäre der Angriffsartillerie unzugänglich, dorthin braucht daher gar kein Geschütz gerichtet zu werden; das offene Terrain zwischen *n* und *b* indess erlaubt überall eine feindliche Annäherung, es scheint daher nothwendig, diesen ganzen Raum zu beherrschen, beispielsweise in der Art, dass sich mindestens das Feuer von 4 Geschützen nach jeder Richtung innerhalb dieses Raumes concentriren lässt. Dasselbe erscheint bezüglich des Raumes *co* nothwendig,

der ebenfalls überall das Auffahren feindlicher Geschütze erlaubt. Der Raum zwischen *o* und *p* sowie zwischen *p* und m_1 wäre wieder ungangbar, während das Defilé bei *p* durch 4 Geschütze bestrichen werden soll. Endlich sollen noch die beiden Nebenwerke *b* und *c* je durch 2 Geschütze flankirt werden.

Sind durch derlei Erwägungen die Schussrichtungen, resp. die Grenzen der zu beherrschenden Räume ermittelt, dann werden letztere auf einem Detailir-Brettchen aus dem Standpunkte *a* des Beobachters mittelst Rayons fixirt (Fig. 2). Die zu bestreichenden Räume müssen nun weiters nach den Bestreichungswinkeln der disponiblen Geschütze zerlegt werden.

Soll das Werk feldmässig — nach Angabe der bestehenden Vorschriften über Feldschanzen — erbaut werden, dann feuern die Geschütze durch Bonnetscharten, welche das Vorterrain innerhalb des Winkels von 45° bestreichen lassen. Die Entfernung zwischen den Mittellinien der Geschütze hat dabei 33 bis 37 Fuss zu betragen, da an derlei detachirten Werken gewöhnlich alle Linien leicht zu enfiliren sind und deshalb mit Traversen von 18′ —wenn ganz unbekleidet von 22′ — unterer Breite versehen werden müssen, wodurch sich eben die normalen Entfernungen von 15′ zwischen den Geschützmittellinien auf das früher angegebene Maass vergrössern. Auch für Linien, die nicht enfilirt werden können, empfehlen sich übrigens — zum Schutze gegen Sprengstücke — 4′ starke Schanzkorbtraverse zwischen je 2 Geschützen, daher dort die Geschützmittellinien 15+4=19′ von einander entfernt anzutragen sind. Die Länge der für eine bestimmte Geschützzahl nöthigen Brustwehre ergibt sich daher, indem man die um 1 verminderte Geschützzahl mit der Entfernung der Geschützmittellinien multiplicirt, dem Producte aber noch die Länge der beiden Batterieflügel hinzufügt. Die Länge eines Batterieflügels beträgt 11′, die Entfernung der Geschützmittellinien möge hier mit 33′ angenommen werden.

Unter solchen Verhältnissen kann nun die Kuppe *m*, resp. der Raum zwischen m_1 und m_2, dessen Winkel bei *a* kleiner als 45° ist, aus jeder einzelnen dorthin gerichteten Schiessscharte vollkommen bestrichen werden; in der Richtung *am* genügt daher eine einzige geradlinige Face $\alpha\beta$ für 8 Geschütze, also in der Länge von $7\times33+22=253'=42\cdot16°$, welche auf der Halbirungslinie *am* des Winkels $m_1 a m_2$ senkrecht steht und durch diese Linie in 2 gleiche Theile geschieden wird. Der Durchschnittspunkt a_1 ist vorläufig willkührlich zwischen *a* und *m* gewählt.

Ist auf solche Art einmal der wichtigste Theil des Tracé festgestellt, dann lassen sich an dasselbe die übrigen Linien ohne Schwierigkeit anreihen.

Der Raum zwischen an und ab (von den Schenkeln des Winkels $nab = 90^0$ begrenzt) kann nicht mehr aus jeder einzelnen Scharte bestrichen werden, er erfordert daher 2 Batterien (Façen) à 4 Geschütze, damit wirklich nach jeder Richtung 4 Geschütze in Thätigkeit treten können; die Mittellinien dieser Batterien sind nach den Halbirungslinien an_1 und ab_2 der Winkel nab_1 und $b_1\ ab$ gerichtet. Die Länge einer solchen Batterie beträgt $3 \times 33 + 22 = 121' = 20 \cdot 16^0$, welches Maass demnach zuerst von β aus senkrecht auf an_1 bis γ, dann von γ senkrecht auf ab_2 bis δ aufzutragen ist.

Das Werk b kann von der Kammlinie $\gamma\delta$ aus ebenfalls flankirt werden, da letztere in der Art festgestellt wurde, dass sie den ganzen Raum bab_1, in welchen ja auch die Front des Werkes b hineinfällt, zu bestreichen vermag. Für den letztgenannten Zweck wird daher die Ermittlung einer eigenen Face nicht nöthig.

Die zur Bestreichung des Defilé p erforderlichen 4 Geschütze nehmen indess abermals eine Kammlinie von $20 \cdot 16^0$ in Anspruch, welches Maass daher von α senkrecht zu ap bis ε aufgetragen wird.

Der Raum zwischen ao und ac bildet bei a den Winkel von 50^0; zur Bestreichung der Fläche oao_1 — dem Winkel von 45^0 entsprechend — genügen daher 4 Geschütze hinter der $20 \cdot 16^0$ langen Kammlinie $\varepsilon\eta \perp ao_2$, während zur Bestreichung des Raumes zwischen ao_1 und ac und somit auch zur Flankirung des Werkes c 2 Geschütze hinter der $9 \cdot 16^0$ langen Kammlinie $\eta\varkappa \perp ac_1$ ausreichen. (ao_2 halbirt den Winkel oao_1, ac_1 den Winkel o_1ac.)

Die Kehle des Werkes wird einfach durch eine gerade oder gebrochene Linie — $\varkappa\delta$ — geschlossen.

Das so erhaltene Tracé kömmt nun auf das Terrain resp. auf die Planskizze Fig. 1 zu übertragen, wo sich dann die bisher willkührliche Entfernung zwischen a und a_1 aus den örtlichen Verhältnissen von selbst ergibt.

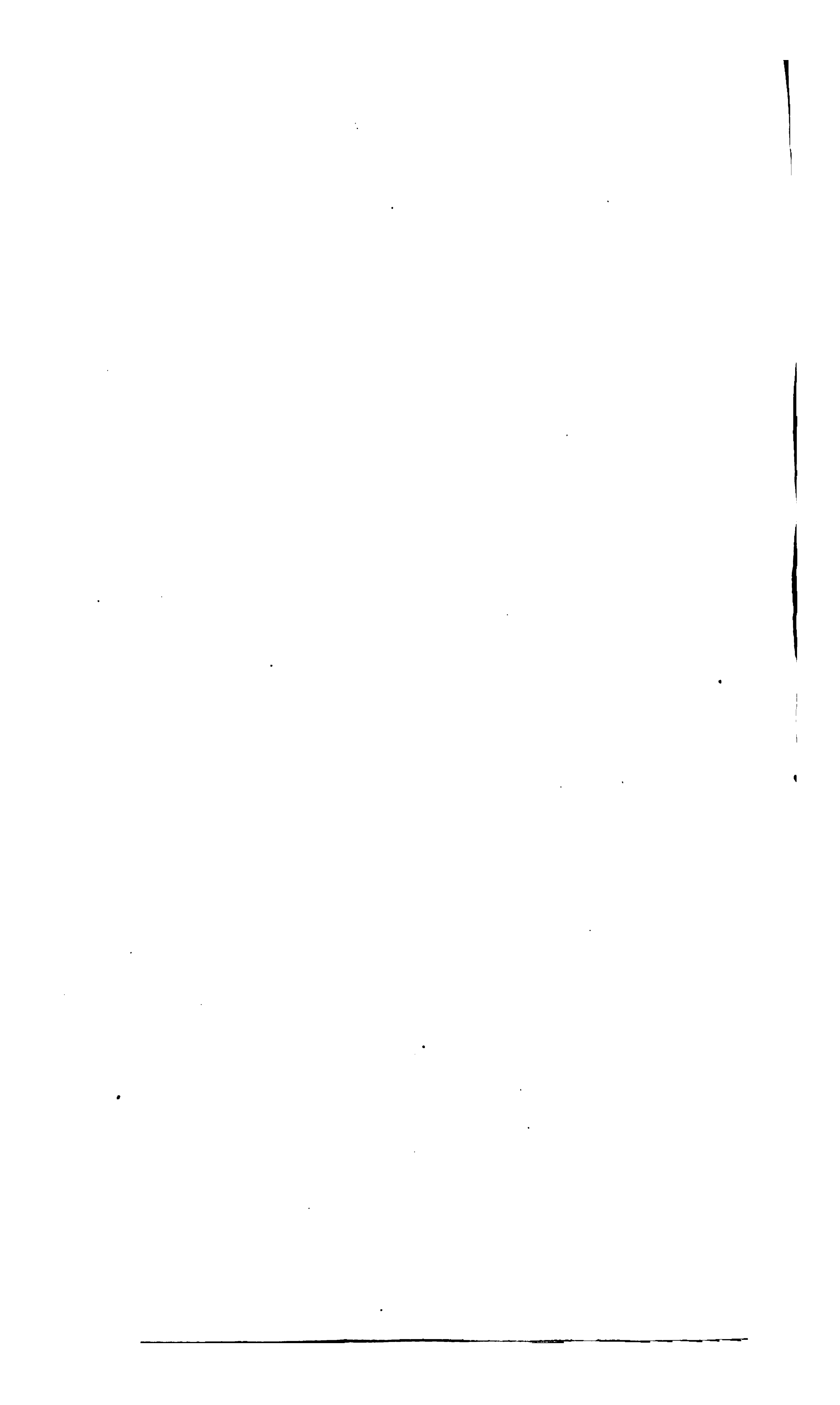
Dieses Tracé reicht übrigens blos zur Aufstellung des nöthigen Geschützes hin, jede Linie müsste daher noch um einige Klafter verlängert werden, damit sich beim Baue an geeigneten Orten Infanterie-Bankets anbringen lassen. Mittelst dieser Verlängerung der Facen wird weiters an der Capitale des einen oder anderen ausspringenden Winkels noch ein Geschütz eingeschaltet werden können, wenn die Geschütze an den nebenliegenden Facen sich nicht bis in die Richtung

dieser Capitale herumwenden lassen, damit in den letzten Stadien des Kampfes, wenn bereits die Infanterie-Colonnen zum Angriff schreiten, kein Raum vor der Schanze unbestrichen bleibt.

Ein solches Werk enthält nach dem Dargestellten blos ausgehende Winkel, die Grabenbestreichung muss durch Koffers ermöglicht werden; sollten sich spitzere Winkel als solche zu 60° ergeben, dann müsste der betreffende Saillant entsprechend abgestumpft werden oder es müsste das Werk überhaupt nach einem besser geeigneten Ort verlegt werden.

Bei der endgiltigen Feststellung des Grundrisses kann indess immerhin auch noch auf das Terrain am Bauplatze selbst Rücksicht genommen werden; dasselbe kann z. B. verlangen, dass die Facen $\beta\gamma$ und $\gamma\delta$ (Fig. 1 und 3) mit Rücksicht auf die Mulde R nach einwärts gebrochen werden müssen und somit ihre Bestimmung wechseln, dass also $\beta\gamma$ den Raum $b_1 ab$ und $\gamma\delta$ den Raum $b_1 an$ bestreiche, daher nun $\beta\gamma_1$ || und $= \gamma\delta$, dann $\gamma_1\delta$ || und $= \beta\gamma$ die neuen Facen bilden. Würden sich dabei zu spitze Winkel ergeben, dann können die Facen γ_1 und $\gamma_1\delta$ neuerdings so weit verschoben werden, bis auch diesem Uebelstande abgeholfen ist. Die Geschütze müssen dann natürlich hinter schiefen Scharten oder Spornansätzen aufgestellt werden und darf die letzterwähnte Ablenkung der Façen das Maass von 15 bis 30° nicht überschreiten, innerhalb welcher Grenzen man sich eben noch mittelst der schiefen Scharten und endlich mittelst der Spornansätze helfen kann.

Kann das Werk, dessen Tracé zu ermitteln ist, mit Festungsgeschütz armirt werden, d. i. mit Geschütz, welches auf Rahmen gebraucht wird und ohne Scharten über eine 6 — 7′ hohe Brust hinwegfeuert, dann erlangt man bezüglich der Feststellung des Tracé noch weit mehr Freiheit, denn derlei Geschütze können um den Winkel von 120° gewendet werden, erlauben daher, dass sich das Tracé dem Bauplatze vollkommen anschmiege, wobei sich noch immer die Geschütze mehrerer Facen nach ein und demselben Ziele werden richten lassen. Aus letzterer Ursache wird endlich unter Umständen — falls es nämlich nicht wahrscheinlich wäre, dass der Feind alle Facen zugleich angreift — auch noch die Armirung des Werkes beträchtlich restringirt werden können. In den Detail-Elaboraten, welche bei der Landesbeschreibung über Befestigungs-Anlagen zu liefern sind, ist jedoch nur auf Feldgeschütz Rücksicht zu nehmen und darnach Tracé und Armirung zu entwerfen.



Bücher-Anzeiger.

Um dem Bücher-Anzeiger des Organs die möglich beste Form zu geben, haben wir denselben in einen kritischen und in einen bibliographischen Theil gesondert. Der Erste wird die von „Vereinsmitgliedern" eingesendeten Kritiken über jene Bücher enthalten, welche einen hervorragenderen Platz in der Militär-Literatur einnehmen. Was diesen Theil anbelangt, so sind wir in der erfreulichen Lage, in unserer Vereinsmitgliederschaft die competentesten Recensenten in allen Fächern der Wissenschaft zahlreich zur Verfügung zu haben, so dass wir mit Zuversicht hoffen dürfen, dass unser Bücher-Anzeiger fortan eine geachtete Instanz in der Literatur-Kritik sein werde. Im zweiten, dem bibliographischen Theile, findet der Leser, nach Materien geordnet, alle jene neuen Erscheinungen, welche für den Militär überhaupt von Interesse sein können. Da es vorläufig unmöglich ist, sich mit der massenhaften Literatur des deutsch-französischen Krieges 1870 eingehender zu beschäftigen, so verweisen wir in dieser Beziehung auf die im bibliographischen Theile enthaltene Rubrik „Literatur des deutsch-französischen Krieges", welche wir auch fortsetzen werden.

A. Kritischer Theil.

Culturgeschichte der neueren Zeit. Vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis auf die Gegenwart. In drei Bänden. Von Otto Henne-Am Rhyn, Verfasser der „Geschichte des Schweizervolkes und seiner Cultur" etc. 1. Band: Das Zeitalter der Reformation. Leipzig 1870. 21 und 604 gr. Oct.-Seiten. 6 fl. 67 kr.

Die Einleitung zu diesem Werke, welche dessen Idee und Zweck auseinandersetzt, die Erfordernisse und Elemente der Culturgeschichte darlegt und

deren Inhalt skizzirt, ist unter dem Titel: „Die Culturgeschichte im Lichte des Fortschrittes“, Anfangs 1869 erschienen. Sie wurde von der gebildeten Welt als ein Programm fortschrittlicher Culturgeschichtschreibung durch unverholene Zustimmung anerkannt. — Die Culturgeschichte ist nur im gewissen Maasse mit der politischen Geschichte identisch. Die politische Geschichte gruppirt alle Ereignisse um diejenigen, welche die Staatsordnung betreffen; diese sind die Hauptsache, alles Andere nur Zugabe. Die Culturgeschichte dagegen verfolgt einen höheren Zweck. Sie lässt alle politischen Ereignisse in den Hintergrund treten und berücksichtiget ihre Ergebnisse, die Staatsverfassungen und Staatsordnungen, nur insoferne, als sie untersucht, ob dieselben den Ideen, in deren Verwirklichung das Glück der Menschheit besteht, entsprechen oder nicht. Sie entrollt ein zusammenhängendes Bild, in welchem keine Seite der menschlichen Geistesthätigkeit fehlt und ein anschaulicher Ueberblick dessen geboten wird, was geschehen ist, um Bildung und Gesittung in stufenweise fortschreitendem nie ruhendem Ringen an die Stelle der Barbarei und des Vorwiegens der zerstörenden Leidenschaften zu setzen.

Der vorliegende 1. Band: „Das Zeitalter der Reformation“, umfasst die Zeit vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis zum dreissigjährigen Kriege, also die Periode, in welcher der Geist selbstständiger Thätigkeit der Menschen erwacht und sich von feudaler und hierarchischer Bevormundung loszureissen sucht. Diese Periode, welche die Reformation zum Mittelpunkte hat, beginnt mit der Wiedererweckung der Kenntniss des classischen Alterthumes, für dessen dauernde Einbürgerung in Europa der Fall Constantinopels das entscheidendste Ereigniss war, — und sie endet da, wo es sich entscheidet, dass die Trennung der altchristlichen Kirche in zwei Glaubensparteien nicht der richtige Weg zum Fortschritt war, — und dies ist der Fall mit dem dreissigjährigen Kriege. In dieser Periode ist daher wohl der Geist der freien Forschung erwacht und hat — doch mehr auf dem Felde des Schönen, als auf dem des Wahren — herrliche Blüthen getragen; aber er hat sich noch nicht in unabhängiger Weise geltend machen können und hat noch nicht im Bewusstsein des gebildeten Theiles der Menschheit Boden gefasst.

Der Verfasser unterlässt es, den Leser durch zu viele gelehrte Citate und durch langathmige Noten zu ermüden, sondern beschränkt sich auf die Anführung der wichtigeren Quellenwerke und der bedeutendsten Schriften der neueren Literatur, welche benutzt wurden. Der überaus reiche Stoff ist logisch richtig gegliedert, die Sprache frei von allen Phrasen und Tiraden, klar, lichtvoll und aufklärend, — das Urtheil stets objectiv mit verständigem Hinblicke auf Verhältnisse und Zeitgeist der bezüglichen Periode. —A.—

Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker etc. Beleuchtet von Dr. Joh. Friedr. Ritter von Schulte, ord. öffentl. Professor des canonischen und deutschen Rechtes an der Universität zu Prag. Prag 1871. 91 gr. Oct.-Seiten. 70 kr.

Der Autor untersucht mit Maass und Ruhe auf dem Wege der Geschichte der Kirche und des kirchlichen Rechtes die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker, Individuen nach ihren Lehren und Handlungen zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit, und gelangt unwillkürlich zu sehr scharfer Verdammung des wahnwitzigen Hochmuthes der römischen Päpste und der Gesellschaft Jesu, — ein Verdict, das um so entscheidender, um so schwerer in die Waagschale fällt, weil zur Begründung desselben mit Absicht einzig und allein nur officiele Quellen, d. h. nur solche Schriften und Werke benützt sind, die neben der Approbation unbestritten in Rom Ansehen haben, oder von anerkannt correcten Namen herrühren. —A.—

Gustav Adolf. Von G. Droysen. I. Band. Leipzig 1869. Veit & Comp. 3 fl. 80 kr.

Das eben erwähnte Buch enthält weniger eine Geschichte Gustav Adolfs in Form biographischer Erzählung, als eine Geschichte der Zeit und Verhält-

nisse, in welchen der grosse Schwedenkönig gelebt und in die er eingegriffen hat. Der Verfasser hat sich eben nicht die Aufgabe gestellt, Thaten und Schicksale seines Helden zu schildern, sondern vielmehr Betrachtungen anzustellen, wie weit und eindringlich Gustav Adolfs Verhältnisse zum deutschen Reiche und Europa überhaupt reichten und waren. Was die Durchführung dieser lobenswerthen Aufgabe anbelangt, so steht Droysen gleichsam in der Mitte zwischen katholischen und protestantischen Historikern. Die einen verunglimpften die Persönlichkeit, die Lauterkeit des religiösen Empfindens, ja selbst die feldherrlichen Talente des schwedischen Kriegsmeisters, die anderen lassen es mit Mühe, oder theilweise gelten, dass auch politische Motive die Handlungsweise Gustav Adolfs bestimmten. Droysen rechnet weder mit dieser, noch mit jener Partei, denn er behauptet, dass der König ausschliesslich von politischen Beweggründen geleitet worden sei. Uns scheint, die Wahrheit liegt in der Mitte. Der Charakter Gustav Adolfs, verfolgt man ihn bis in die kleinsten Züge, entbehrt einmal nicht des religiösen Elementes, und nicht nur dieses, noch viel andere Dinge lassen es mehr als wahrscheinlich erscheinen, dass der schwedische Fürst auch als Vorfechter seines Glaubens auftrat. Unbestreitbar und gewiss bleibt es aber, dass Gustav Adolf sich weit mehr durch politische als religiöse Motive zu seiner Thätigkeit bestimmt sah. Dieselbe begann nicht erst mit dem Jahre 1630, in welchem er auf Usedom landete, sondern wird schon durch seine Beziehungen zum Winterkönige eingeleitet. Gustav Adolf war von Hause aus bei der deutschen Frage betheiligt und bereit, mit Friedrich V. von der Pfalz eine Allianz zu schliessen. Deshalb sicherte er durch Vertrag und Waffenstillstand mit seinen beiden kurz vorher in offenen Streit begriffenen Feinden Russland und Polen sich Rücken und Flanke. Die Schlacht am weissen Berge gab jedoch der ganzen Sachlage eine andere Wendung, und erst drei Jahre später nahm der Schwedenkönig den Plan, in die deutschen Verhältnisse einzugreifen, wieder auf. Er wirft seinen Blick, der bisher von Verwaltungsreformen im eigenen Lande abgelenkt worden, wieder nach Westen und proponirt einen allgemeinen Bund der Evangelischen gegen die habsburgisch-katholischen Mächte Nur die Rivalität zwischen Schweden und Dänemark verhindert die Ausführung der Pläne Gustav Adolfs und verschiebt sie noch auf sieben Jahre. Bis zu diesem ereignissreichen Momente hat Droysen seine Arbeit einstweilen vollendet. Der vorliegende 1. Band umfasst fünf Bücher und behandelt im ersten Buche die „europäische Politik des Hauses Wasa“ bis auf Gustav Adolf II., dem Helden des Werkes überhaupt; das zweite beschäftigt sich mit seinen „Anfängen“, das dritte entwickelt die „deutsche Frage“, das vierte beschäftigt sich mit der auswärtigen Politik Gustav Adolfs bis 1625, und das fünfte mit der zweiten Periode des dreissigjährigen Krieges, besser mit Dänemarks Verhältnissen zum Reiche. In diesem letzten Buche hebt sich auch vom Hintergrunde der Ereignisse die imposante Gestalt des genialen Friedländers besonders ab, der die Idee des „dominium maris Baltei“ zur That reifen machen wollte. Aus diesem Grunde sucht er auch Gustav Adolf, in welchem er den nächsten künftigen Feind seines Kaisers ahnt, durch Unterstützungen Polens daselbst festzuhalten und ihn selbst zu täuschen, was aber dem ebenso ausgezeichneten Staatsmann wie Feldherrn nicht gelang.

Droysen's Werk, eine überaus fleissige, tüchtige und selbständige Arbeit, bei welcher namentlich viel schwedisches Materiale benützt wurde, eröffnet eine Reihe neuer Gesichtspunkte. Sie muss deshalb als ein werthvoller Beitrag zur Literatur des denkwürdigen Krieges von 1618—1648 bezeichnet werden, und schliesst sich würdig an die von demselben Verfasser erschienene „Geschichte der preussischen Politik“ und „Yorks Leben“ an. — v. Janko.—

„Geschichte Wallensteins“ von Leopold v. Ranke. Leipzig 1869. Duncker & Humblot. 6 fl. 97 kr.

Zu den gewaltigsten und grossartigsten Gestalten aus der Zeit des denkwürdigen dreissigjährigen Krieges, welche wie glänzende Gestirne aufgehen, um meist eben so schnell wieder zu verschwinden, gehört unbestritten Wallenstein. Unter allen diesen Persönlichkeiten ist eben er, was das menschlich

ansprechende betrifft, die hervorragendste und nur Gustav Adolf kann ihm als ebenbürtig zur Seite gestellt werden. Wie Droysen in seinem Leben Gustav Adolfs nicht blos das Leben des einzelnen Mannes, sondern auch die ganze Zeit, in der er gelebt, alle sie erfüllenden Strömungen geschildert, so liefert auch Ranke hier mit diesem seinem Werke weniger eine Biographie des grossen Friedländers, als eine Geschichte seines Schaffens und der ihn umgebenden Verhältnisse.

Wer früher oder später eine Geschichte Wallensteins geschrieben hat oder schreiben wird, wird sein Hauptaugenmerk immer der Katastrophe zuwenden, mit welcher dieses so reich begabte Leben mit Einemmale so plötzlich und gewaltsam endete, und den Ursachen, welche jene herbeigeführt. Die Literatur über Wallenstein ist seit Langem schon eine reiche, aber doppelt interessant, wie von erhöhtem Werthe musste gerade eine Arbeit von dem Altmeister deutscher Geschichtsforschung und Geschichtschreibung über diesen Helden sein.

Was nun den von uns oben hervorgehobenen Punkt anbelangt, so lässt sich Ranke's Anschauung, die er wohl zu motiviren verstanden, in Kurzem wie folgt präcisiren. Wallenstein hat vor Allem das Interesse des deutschen Reiches im Auge, denn er war nicht blos der erste Feldherr seines Kaisers, sondern, und das erhebt ihn namentlich, einer der ersten und einsichtigsten Staatsmänner seiner Zeit. Obgleich Katholik, ja sogar zu diesem Glauben übergetreten, führte er den Krieg durchaus nicht als Glaubenskrieg, als Fanatiker, sondern betrachtete ihn als einen ausschliesslich politischen. Wallenstein wollte den Frieden für Deutschland, das durch den Krieg je länger desto mehr zu Grunde gerichtet und zum Spielball des Auslandes wurde. Im Innern den Frieden herstellend, den Protestanten die ihnen durch die natürlichsten Satzungen zukommenden Rechte einräumend, wollte er das nun geeinigte Reich wider Schweden und Franzosen und schliesslich — eine Lieblingsidee von ihm, die er mit Karl V. theilt – gegen die Türken führen. Diese Ideen, an welche sich auch reformatische knüpften, suchte er auf alle mögliche Weise durch das Schwert und die Diplomatie zu erreichen und darum die Unterhandlungen mit Schweden und Frankreich. Sein Verrath bestand darin, dass er mit seinem Plane: den Frieden in Deutschland auf paritätischen Grundlagen herzustellen, sich im vollsten Widerspruche mit der spanisch-jesuitischen Partei am Wiener Hofe befand, und dass er seine Ideen trotz des von dieser Partei gelenkten Kaisers auch zu realisiren suchte. Man kann also kurz und bündig sagen: Wallenstein wurde um eines edlen Zweckes willen zu Verwickelungen getrieben, bei welchen er unrechte Mittel anwendend in Conflicte gerieth, die seinen tragischen Untergang beförderten. Noch war er über die Befugnisse, die ihm zugestanden worden waren, nicht hinausgegangen, als die spanisch-jesuitische Partei seine Entsetzung durchsetzte. (Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir, dass auch Ranke die Unterschiebungsgeschichte mit dem bekannten Pilsner Patente als Anekdote bezeichnet.) Von diesem Momente an spielt sich die Katastrophe ab, die nach Ranke's Darstellung nicht vom Kaiser selbst, sondern von eben jener Partei veranlasst wurde.

Ranke lässt ferner Wallenstein alle Gerechtigkeit als Feldherr wie als Politiker widerfahren, er lässt ihn nicht nur eine ehrenvolle, sondern auch bedeutende Rolle als Stratege einnehmen, und meint, dass die Entwürfe seiner Unternehmungen von Berücksichtigung nicht allein der politischen, sondern von der noch selteneren: der grossen geographischen Verhältnisse Zeugniss ablegen. Er nennt ihn geradezu einen „geborenen Kriegsfürsten" und einen vollendeten Politiker, der seine Absichten „bestimmten erreichbaren und praktischen" Zielen zugewendet hat. [1])

Auch bei diesem Werke Ranke's zeigt sich neuerdings in der Bewälti-

[1]) Hier seien nur zwei bedeutende Momente erwähnt: die Schaffung einer starken Flotte und die Herstellung des Ostseecanals.

gung des historischen Materiales, in der Gabe, durch die Fülle des Einzelnen zum innersten Erkennen durchzudringen, seine historiographische Meisterschaft. [1]) — v. Janko.—

Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1674 und das Verhältniss des Wiener Hofes zu demselben. Nach bisher unedirtem urkundlichen Material dargestellt von Dr. S. Isaacsohn. Berlin 1871. Puttkammer & Mühlbrecht. 86 Oct.-Seiten. 1 fl. 27 kr.

Wie schon der Titel dieser Brochure andeutet, so verbindet der Autor mit dem Zwecke, eine kurz gefasste Darstellung des Feldzuges von 1674 zu liefern, auch die Absicht, die Stellung Oesterreichs zu diesem Kriege zu kennzeichnen. Letzteres war ihm die Hauptsache, und da dem Verfasser das bisher unbenutzte Material des k. k. Kriegsarchives wie des Staatsarchives zu Gebote gestanden ist, wurde eben dieses Verhältniss Oesterreichs durch Aufschlüsse über die den Staat lenkenden Persönlichkeiten von einem neuen Standpunkte beleuchtet.

Oesterreich war um jene Zeit mit Frankreich wegen Ludwig XIV. Rache- und Raubzug gegen Holland in einen Krieg verwickelt. Auf Seite des Ersteren stand auch thatkräftigen Antheil nehmend der grosse Kurfürst von Brandenburg, und Spanien. Die kaiserlichen Truppen befehligte damals, da ihr früherer Obercommandant, der berühmte Montecuculi, erkrankt war, zuerst der General Ludwig Raduit Graf von Souchéz, nach dessen Abberufung der Herzog von Bournonville. Ersterer, ebenfalls ein geborener Franzose, aus den Zeiten des dreissigjährigen Krieges und besonders durch die glänzende Vertheidigung Brünn's (1645) gegen Torstenson rühmlichst bekannt, war durchaus kein ungeschickter General, aber er besass einen grossen Fehler, nämlich den, blos befehlen und

---

[1]) Ein Vergleich mit dem von unserm geehrten Herrn Recensenten im Jahre 1867 veröffentlichten Werke „Wallenstein, ein Charakterbild im Sinne der neueren Geschichtsforschung", und dem vorliegenden besprochenen Werke legt uns folgende Bemerkungen nahe: Ranke stellt die Idee Wallensteins den Frieden für Deutschland zu wollen und dasselbe geeinigt zu sehen ebenso in den Vordergrund, wie unser vaterländischer Geschichtsforscher. Ranke lässt ferners W. den Untergang durch die spanisch-jesuitische Partei und nicht durch den Kaiser finden, wie auch Janko das tragische Ende des gewaltigen Kriegsfürsten geschildert hat. Die Unterschiebungsgeschichte zu Pilsen erklären beide Historiker als Anekdote. Beide würdigen übrigens W. eminente Begabung als Feldherr und Staatsmann und lassen ihm in dieser Hinsicht volle Gerechtigkeit widerfahren.

Ein bedeutsamer Unterschied jedoch zeigt sich in der Auffassung der beiden Forscher, dass der Eine (Ranke) W. den Frieden ohne, ja selbst gegen den Kaiser wollen lässt, der Andere (Janko) das Gegentheil zu beweisen sucht. Letzterer fasst W. Handeln und Mühen um die deutsche Einheit auf allen möglichen Wegen, geraden und krummen, für den Kaiser auf, wobei sein Held sich durch einen selbständigen Fürstenhut belohnt wissen will. Ranke lässt W. mehr für sich selbst handeln. Vielleicht wollte W. nur der fremden Clique den Boden entziehen, um dann seinen Kaiser auf den Gedankengang zu bringen, den er ihn folgen zu sehen wünschte. Hier ist ein Dilemma der Anschauungen, doch könnte man zu des vaterländischen Geschichtschreibers Ansicht allerdings hinneigen, wenn man in Erwägung zieht, dass W. in den letzten Jahren, nàmentlich aber in jenem von 1633 bis 1634 körperlich so leidend war, dass nothwendigerweise auch sein Geist darunter leiden musste und wohl der früheren Thatkraft entbehrte. Uebrigens betrachtet Ranke den Gegenstand hauptsächlich vom politischen, Janko mehr vom menschlichen Standpunkte. Ersterer schildert die Verhältnisse, Letzterer hatte sich das Leben W. zum Vorwurfe gewählt. D. R.

nicht gehorchen zu wollen. Der Prinz von Oranien, grösser als Staatsmann denn als Feldherr, stand damals als Obercommandant an der Spitze der Verbündeten. Souchéz war solches Verhältniss lästig, er handelte stets nur nach seinem Kopfe und musste schliesslich auf die zahlreichen und scharfen Beschwerden der Alliirten hin abberufen werden. Ihm folgte Bournonville, bisher Commandant eines Corps am Oberrhein, ein General, dessen Unfähigkeit und Unentschlossenheit sehr viel zum Misslingen des ganzen Feldzuges beigetragen hat. Beide Generale mussten sich später verantworten; von Souchéz wissen wir, dass er gleichsam in die Verbannung auf seine Güter ging und 1683 zu Brünn starb, wo man sein Grabmal in der St. Jakober Kirche findet. Doch nicht allein die mangelhafte Führung der kaiserlichen Truppen verschuldete den unglücklichen Ausgang des Feldzuges von 1674. Es gehören hierher noch die nicht rechtzeitige Aufstellung der zu gemeinsamen Operationen bestimmten Abtheilungen und die Anschauungsverschiedenheiten unter den Generalen, in Folge welcher manche gute und kühne Idee in der Ausführung unterblieb. Speciel fehlte Spanien durch Zaudern und Nichteinhaltung der eingegangenen Verpflichtungen, Holland kümmerte sich mehr um seine eigensten Interessen, als um die des Ganzen, der grosse Kurfürst liess in seiner sonst gewohnten Energie nach, und Oesterreich machte sich des Fehlers der Wahl minder tauglicher Führer schuldig, dieselben auch noch mit Instructionen versehend, die entweder zu enge für eine kraftvolle Offensive oder zu weit für die Defensive waren. Aus Isaacsohn's Arbeit geht schliesslich einleuchtend hervor, dass die bisherigen Beschuldigungen von verrätherischen oder versteckten Plänen Oesterreichs in Bezug auf diesen Feldzug ganz ungerechtfertigt waren. — v. Janko. —

Lanfrey's Geschichte Napoleon des Ersten. Aus dem Französischen von C. v. Glümer. Eingeleitet von Adolf Stahr. 1. bis inclus. 4. Band. Berlin. 3 fl. 42 kr.

Es ist ein sehr bemerkenswerther Umstand, dass gerade in dem Jahre, in welchem Frankreich die Säcularfeier seines Nationalheros beging, ein Werk über denselben in eben diesem Frankreich und aus der Feder eines Franzosen erschien, in dem zum ersten Male die volle und erbarmungslose Wahrheit über den Abgott der jetzt so schwer heimgesuchten Nation ausgesprochen wird. Lanfrey's Buch ist wie Charra's Buch von 1815 eine historische That! Es ist nicht blos die Schilderung eines Stück Menschenlebens mit Allem, was daran hängt, die Schilderung von kriegerischen oder friedlichen Ereignissen, es ist die Lanfrey'sche Arbeit ein Erziehungsbuch zur Freiheit, ein tröstliches Zeichen des Fortschrittes in einer Zeit, in welcher so mancher Rückschritt zu verzeichnen, ein Buch, durch dessen Inhalt die ganze grosse Nation über sich selbst und die Rolle, die sie als Dienerin des Bonapartismus gespielt, zum ersten Male aufgeklärt wird und darin, sowie durch Classicität der historischen Auffassung liegt die historische That Lanfrey's. Er hat mit der bisher gang und gäbe gewesenen entstellten und gefärbten Ueberlieferung energisch gebrochen und nur dem einzig wahren Patriotismus gehuldigt: der Liebe zur Wahrheit. —

Mit bewunderungswürdiger Objectivität werden die Thatsachen geschildert, Lügen und Täuschungen enthüllt, der vom crassesten und sich über Alles hinwegsetzenden Egoismus strotzende Charakter Napoleons in das wahre Licht gestellt, aber auch dessen unleugbarem Genius vollste Gerechtigkeit widerfahren gelassen. „Frei von den Vorurtheilen des Hasses, wie von der Abgötterei des Enthusiasmus", mit diesen Worten bezeichnet Lanfrey die Stimmung, in welcher er an die Darstellung Napoleon I. gegangen. Er hat sein Wort auf das Glänzendste wie selten ein Geschichtschreiber gehalten und dadurch eingelöst. Die vorliegenden vier Bände reichen bis zur Schlacht von Aspern - Esslingen. Befremdend ist es, dass Lanfrey noch den Geburtstag Napoleons auf den 15. August 1769 verlegt, während doch nach den Forschungen des als sehr gründlich und gewissenhaft geltenden Historikers Bouillée, Napoleon unter dem Namen: Nabulion am 7. Jänner 1768 zu Corte auf Corsika geboren wurde, welche Angabe dem vom königlichen Richter zu Corte authentisirten lateinisch abgefassten Taufschein des nachmaligen corsischen Eroberers ent-

stammt. Wir schliessen diese kurze Kritik mit der auch von anderen Fachmännern ausgesprochenen Bemerkung, dass Niemand sich der genauen Kenntniss des Lebens und Wirkens Napoleon I. rühmen kann, der nicht Lanfrey's Werk studiret, und empfehlen es daher eindringlichst allen Freunden historischer Wissenschaft. — v. Janko.—

Études d'histoire militaire par F. Lecomte, Colonel fédéral suisse. Paris 1869 & 1870. 2 Bde.

Die kleine Schweiz besitzt zwei in der Militärwissenschaft tüchtig bewanderte Männer, deren Namen weit über die Grenzen ihrer Heimat bekannt sind: Rüstow und Lecomte. Beide beschäftigen sich vorwiegend mit kriegsgeschichtlichen Arbeiten, die ebenso vielfach Lob und Tadel erfahren und beides mit Recht. Der Letztere hat die Militär-Literatur mit zwei Bänden kriegsgeschichtlichen Inhaltes vermehrt, welcher im ersten Bande nach einer Introduction über militärische Geschichte, Kriegskunst und Aufzählung grosser Kriegsmeister, sich wie folgt gliedert: Allgemeine Begriffe und Erklärung der Kriegskunst; Alterthum: Assyrer, Egypter, Perser, Juden und Chinesen, Griechen, Römer; Mittelalter: Völkerwanderung, Carl der Grosse, Justinian, Franzosen- und Engländerkriege, Schweizer- und Oesterreicherkämpfe. Der zweite Band enthält: den Krieg Carl VIII. in Italien (Neapel), die Feldzüge Ludwig XII., Franz I. und Carl V., den dreissigjährigen Krieg und die Kämpfe Ludwig XIV. Ueberall werden die bedeutendsten und auf die Kriegswissenschaft einflussreichsten Persönlichkeiten gebührend in den Vordergrund gestellt.

Lecomte benützte bei seinen „militärischen Studien" auch jede Gelegenheit, um an die Ereignisse der Gegenwart anzuknüpfen und zieht hierbei tapfer gegen die modernen Zeitungspolitiker zu Felde. Wenn auch, was einzelne historische Momente anbelangt, unrichtige Daten gebracht werden — wohl deshalb auch, weil der Verfasser sich mancher Quellen bediente, die entweder nur mit grösster Vorsicht zu gebrauchen, oder ganz veraltet sind, wie z.B. Schiller's dreissigjähriger Krieg, Voltaire's Carl XII., Gualdo Priorato's Ferdinand II., Mauvillon's Eugen von Savoyen (gedruckt 1770!) — so wird das Studium der Lecomte'schen Arbeit doch nicht ohne Nutzen sein. —v. Janko.—

Kriegsgeschichte von Baiern, Franken, Pfalz und Schwaben von der ältesten Zeit bis 1506. Bearbeitet von J. Würdinger, Hauptmann im k. b. 3. Inft.-Rgmte. Prinz Carl von Baiern, corresp. Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften. Fünf Bände. München 1868. Literarisch-artistische Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung. 13 fl. 20 kr.

Wir begegnen hier einer der umfassendsten und fleissigsten Arbeiten auf dem Gebiete kriegswissenschaftlicher Literatur. Dieselbe weicht von der Art und Weise der Stoffbehandlung, wie wir sie an einem ähnlichen Werke bei uns, der bekannten Schels'schen Kriegsgeschichte der Oesterreicher, finden, bedeutend ab, indem sie nicht nur eine Aufzählung der Thatsachen, sondern auch eine eingehende Schilderung der Kriegsverfassungen des Reiches, der Städte, einzelner Territorien, das Bündnisswesen, die Waffengattungen, Befestigungen, das Belagerungswesen u. s. w. enthält. Bei der so ausserordentlich erschöpfenden Anlage des Werkes, welches nunmehr in fünf starken Grossoctav-Bänden vorliegt und erst bis 1506 reicht, ist es hier nicht leicht ausführbar, dasselbe im Detail zu besprechen. Wir lassen zur Uebersicht des Inhaltes die Eintheilung der Kriegsgeschichte folgen.

Der Waffenverein der freien deutschen Urzeit, die allgemeine Wehrpflicht der Freien, die Wehrverfassung gegründet auf die Lehenseinrichtungen und das bewaffnete Bürgerthum, das Landesaufgebot in Verbindung mit auf Kriegsdauer geworbenen Söldnern, das stehende Söldnerheer im Zusammenhange mit den einheimischen Landesfahnen und die allgemeine Wehrpflicht. Jeder dieser einzelnen Abschnitte erfährt wieder mehr oder minder zahlreiche Unterabtheilungen und

sind dieselben durch bestimmte Jahreszahlen fixirt. Bei dem wahrhaft kolossalen Umfange des Werkes, welches nicht weniger als zwölf Bände zählen wird, ist es begreiflich, dass dem Herausgeber noch zwei treue Mitarbeiter für einzelne Perioden, u. z. der Major Heilman und der Hauptmann Erhard, zur Seite stehen. —v. Janko.—

Thugut und sein politisches System. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der deutschen Politik des österreichischen Kaiserhauses während der Kriege gegen die französische Revolution von Alfr. Ritt. v. Vivenot. 130 gr. Oct.-Seit. Wien. 1 fl.

Der unermüdlich thätige Verfasser der nach Original-Documenten des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs und des k. k. Kriegsarchivs bearbeiteten Werke: Zur Geschichte des Baseler Friedens, dann: Thugut, Clerfayt und Wurmser, zur Geschichte des Rastätter Congresses u. s. w. hat die historische Literatur in dem vorliegenden Werke neuerdings mit einer sehr schätzenswerthen Gabe bereichert.

Hauptmann v. Vivenot setzt mit ihr seine patriotische Aufgabe fort, den unhistorischen Schmutz, welchen Neid, Eifersucht, Missgunst und offenbare Böswilligkeit im Laufe der Zeiten an der grossen österreichischen Geschichte angesetzt haben, zu entfernen — nicht durch Apologien und Selbstverhimmlungen, sondern indem er eine frühere Zeit mit den Schriften derer beleuchtet, die diese Zeit selbst gelebt, ja geschaffen haben.

Namentlich die deutsche Geschichtschreibung wird nicht umhin können, von den Werken des auf dem Felde der Geschichte so rührigen österreichischen Officiers Notiz zu nehmen; sie wird gut oder übel sich auch zu mancher Correctur ihrer geschichtlichen Aufstellungen bequemen müssen. Es ist nur in jeder Beziehung zu bedauern, dass unsere Archive, namentlich das Haus-, Hof- und Staatsarchiv, erst so spät ihre unvergleichlich grossen und werthvollen Schätze öffnen — und durch eine falsch verstandene Zurückhaltung es möglich gemacht wurde, dass die österreichische Geschichte so lange ohne Widerrede systematisch entstellt werden konnte. —**—

Im Lager der Franzosen. Bericht eines Augenzeugen über den Krieg in Frankreich 1870. Von Carl Abani. 1. Band. Leipzig, Wien und Teschen. Carl Prohaska. 2 fl. 40 kr.

Der vorstehende Name des Verfassers ist ein Pseudonym. Das vorliegende Werk stammt aus der Feder eines jungen österreichischen Officiers, Oberlieutenant Bancalari, der den Kriegsschauplatz besuchte und in dem vorliegenden Buche die Früchte seiner mitten im Kriegsgetümmel und unter den schwierigsten Verhältnissen angestellten Beobachtungen und sehr ernsten Studien niederlegte. Wir haben in unserem „Organ" (II. Band, Seite 46—96) einen Auszug aus 3 Vorträgen, die er nach seiner Rückkehr im Wiener Militär-Casino hielt, gegeben und unsere Leser dürften aus diesem Auszuge wohl von selbst nur das Beste von dem in Rede stehenden Buche erwarten.

Es ist in der That ein militärischer Beobachter ersten Ranges, der sich uns in diesem Werke präsentirt und wir glauben, dass dieses Buch in seiner Art nicht leicht übertroffen werden wird. Die Verhältnisse des Krieges werden in der eingehendsten und umfassendsten, so wie in wahrhaft geistvoller Weise besprochen; es ist ein wahrhaft unterrichtendes Buch über diesen so ausserordentlich lehrreichen Krieg, das durch seine geistige Frische, scharfen Blick und echt militärisches Colorit auch selbst noch lesenswerth bleiben wird, wenn die zu erwartenden officielen Darstellungen des Krieges ihr Wort gesprochen haben werden.

Wir können dieses sehr instructive Buch, das unserer so strebsamen militärischen Jugend zur Ehre gereicht, nur allerorten auf das Wärmste empfehlen.

Wie es scheint, sind die bisher erschienenen 8 Lieferungen, die mit dem Falle von Strassburg endigen, noch nicht abgeschlossen, sondern bilden dieselben nur den 1. Theil eines Werkes, das den ganzen Krieg umfassen soll. —**—

Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz. Im Verein mit einer Anzahl schweizerischer Gelehrten und Staatsmänner herausgegeben von Max Wirth, Director des eidgenöss. statistisch. Bur. 1. Band, 1. Buch. Zürich 1870. 273 Lex.-Oct.-Seiten mit 3 Tafeln (Längenprofile der Flüsse). 4 fl.

Eine sehr ausführliche, auf amtlichen Quellen beruhende geographisch-statistische Beschreibung der Schweiz in 2 Bänden und 6 Büchern, vom eidgenössischen statistischen Bureau im Verein mit 70 schweizerischen Gelehrten und Staatsmännern, von welchen jeder die seinem Fache entsprechende Aufgabe übernommen, ins Werk gesetzt. Der 1. Band enthält die Bücher 1 bis 3: „Land, Volk, Staatswirthschaft;" der 2. Band wird die Bücher 4 bis 6: „Verfassung und Gesetzgebung, sociale Verhältnisse, Volksfleiss" enthalten.

Das 1. Buch „das Land" (Grenzen, Boden, Gewässer, Klima, Heilquellen, Thierreich, Hausthiere, Bienenzucht, Holzbau, etc.) ist eine anziehende, geistvolle, gründliche, in jeder Hinsicht auf der Höhe der Wissenschaft stehende Arbeit. Nach diesem Buch zu schliessen, ist ein geographisch-statistisches Werk zu erwarten, das den Verfassern und dem Lande zur Ehre gereichen wird. —A.—

Lessons of War as taught by the Great Masters and others; selected and arranged from the various Operations of War. By Fr. J. Soady, Lieut.-Colonel, R. A. — London, W. H. Allen. 1870. gr. Oct., 565 Seiten, Preis 15 fl. 75 kr.

Dieses mit sehr anerkennenswerthem Fleisse aus über achtzig militärischen Werken (darunter jenen des Erzh. Carl, Erzh. Albrecht, Jomini, Hamley, Chesney, Brialmont u. s. w.) zusammengestellte Buch bemüht sich, Alles das zu umfassen, was über den Krieg und seine Mittel im Grossen und Kleinen zu wissen am nothwendigsten ist. Soviel als möglich den wirklichen Text der betreffenden Autoren benützend, werden daher Betrachtungen über den Krieg und die Fortschritte der Kriegführung, über den Oberbefehl und Kriegsrath, dann die wichtigsten Grundsätze und Regeln der Strategie und Taktik angeführt, wobei des Einflusses der modernen Erfindungen, als der Eisenbahnen, gezogenen Geschütze u. s. w. gedacht, jedoch Alles vernachlässigt wird, was untergeordneter oder rein technischer Natur ist. An der Hand der Kriegsgeschichte wird ferners getrachtet, die Grundsätze zu entwickeln, welche von den grössten Feldherrn aller Zeiten bei ihren Operationen befolgt wurden. Bei abweichender Ansicht einzelner Autoritäten wird entweder diejenige mitgetheilt, welche als die bewährteste erscheint, oder werden — in besonders wichtigen Fällen — die bezüglichen Separatmeinungen neben einander gestellt. Der Verfasser tritt dabei meistens ganz bescheiden hinter seine Citate zurück und beansprucht hauptsächlich blos das Verdienst, das ausserordentlich reiche und vielfältige Material logisch und verständlich gesichtet und geordnet zu haben.

Dem in der Kriegsgeschichte und der Militärliteratur sehr bewanderten Leser wird demnach dieses in seiner Art ganz merkwürdige Buch verhältnissmässig wenig Neues bieten. Jedem Anderen kann es aber oft vom grössten Nutzen sein, indem es nicht nur auf die bezüglichen besten Quellenwerke aufmerksam macht, sondern auch so umfangsreiche Auszüge aus denselben bringt, dass erstere in manchen Fällen sogar entbehrlich gemacht werden können.

Als handbares — mitunter ganze Bibliotheken ersetzendes — Nachschlagebuch, dann zu Unterrichtszwecken verdient dasselbe daher eine besondere Beachtung und wäre zu wünschen, dass es durch eine gute — jedoch die continentalen Bedürfnisse hauptsächlich berücksichtigende Uebersetzung und Bearbeitung bald möglichst recht weiten Kreisen zugänglich und nutzbringend gemacht würde. —S.—

Der Gebirgskrieg. Von FML. Franz Freiherrn von Kuhn. Mit 21 Karten und Plänen. Wien 1870. 208 gr. Oct.-Seiten. 5 fl.

Diese 13 Bogen starke, durch zahlreiche Beispiele erläuterte und mit Karten und Plänen reich ausgestattete Studie ist im Jahre 1870 erschienen und ihrem Werthe nach so vielfältig gewürdigt worden, dass wir eine eingehende Besprechung derselben, die übrigens aus von uns unabhängigen Ursachen zu spät käme, füglich unterlassen müssen.

Der Verfasser betrachtet seinen Gegenstand durchaus vom höchsten Standpunkte und das Buch ist daher ein eminent strategisches. Für uns ist es vom grössten Werthe, dass der in Kriegssachen so sehr erfahrene Verfasser die Vertheidigung von Gebirgsländern im offensiven Sinne geführt sehen will. —**—

Der Krieg 1870 und die Wehrkraft der Monarchie. Dritte Auflage. Wien 1870. Faesy & Frick. 94 Oct.-Seit. 5 Tab. 80 kr.

Es ist kein Geheimniss, dass der Verfasser dieser anonym erschienenen Brochüre, welche an den Ereignissen des deutsch-französischen Krieges die Leistungsfähigkeit des österreichisch-ungarischen Heeres prüft, der EH. Albrecht ist. Wie in dem früheren Falle, so käme auch da eine eingehende Besprechung zu spät. Das aus der Feder eines so hochcompetenten, mit den Verhältnissen des Heeres so innig vertrauten Feldherrn stammende Buch muss nothwendig ein sehr ernstes sein und es wird lesenswerth, die scrupulöseste Betrachtung und Beachtung verdienend bleiben, so lange das Heer durch alle seine Einrichtungen nicht über allen Zweifel erhaben, siegfähig dasteht.

Wir können nur wünschen, dass diese Schrift ihre volle Wirkung habe und möglichst rasch — veralte. —* *—

Ueber Russlands Kriegsmacht und Kriegspolitik von General Fadejew. Aus dem Russischen übersetzt und mit einem Vorworte versehen von Julius Eckhardt. Leipzig 1870. 8. 3 fl. 80 kr.

Es liegt in diesem Werke eine Arbeit vor, welche durch die Bedeutung der darin enthaltenen Vorschläge, mehr aber noch dadurch allgemeines Interesse erregen muss, dass man sie als eine Tendenzschrift ersten Ranges betrachten kann.

General F. weist nach, dass die verschiedenen Militär-Organisationen nichts Willkürliches, sondern die Folge der politischen und socialen Verhältnisse der Staaten sind; dass Russland, dessen politische Situation nicht mehr jene zur Zeit der heiligen Allianz ist, und welches durch die Aufhebung der Leibeigenschaft seine volle Spannkraft erlangt habe, seinen militärischen Mitteln jene Organisation geben müsse, welche den neuen Verhältnissen entspricht.

F. beantragt die Erhöhung des russischen Operationsheeres auf 60 Infanterie-Divisionen, zu welchem Ende die zu activirenden localen Truppen und jene der inneren Wache durch eine stabil organisirte Miliz und durch Gendarmen zu ersetzen wären.

Er fordert die successive Umwandlung des Kosakenheeres in reguläre Reiterregimenter und eine stabile Organisation der ungeheuren Kräfte, welche Russland zur Schaffung einer irregulären Cavalerie besitzt.

F. weist nach, dass die Bildung von 75 derlei Regimentern möglich wäre.

Fügen wir hinzu, dass, wie der Verfasser sagt, diese Organisation keinen Mehraufwand fordert, ja eine Ersparung ergibt, so ist damit der positive Inhalt des vorliegenden Buches erschöpft.

In einem Anhange spricht F. über gepanzerte Truppen, Cürassiere, Scharfschützen, endlich über Bekleidung und Ausrüstung, und sagt nur hinsichtlich des ersten Punktes Beachtenswerthes.

Bedeutungsvoller und interessanter als dieser Theil der Arbeit scheint uns aber die Tendenz und die Motivirung der Vorschläge F's.

Ueber die erste lässt das 9. Capitel (Schluss) keinen Zweifel.

F. sieht in Russland die erste Macht der Welt und in der Heranziehung aller seiner umwohnenden Stammes- und Glaubensgenossen zu einem Russland

sympathischen Gürtel die Mission desselben. Allerdings wird alsbald klar, dass dies F. nicht genügt und dass er insbesondere die andersgläubigen Stammesgenossen einfach zu russificiren gedenkt.

General F. stellt sich uns in der vorliegenden Arbeit nicht allein als erfahrener Militär dar, sondern es spricht aus jedem seiner Worte ein warmer, seiner politischen Ziele klar bewusster Patriotismus.

Aber das sympathische Gefühl, welches hiedurch in uns wachgerufen wird, muss leider nur allzu vielfach durch die eigentliche Tendenz und die sittliche Qualität der Mittel zurückgedrängt werden, welche F. vorschlägt.

Von aller Phrase losgelöst ist die politische Tendenz der vorliegenden Schrift der Krieg mit allen social und religiös nicht russisch organisirten Stämmen und politischen Individualitäten. Die Fortbildungskraft und die sittliche Höhe der Mittel lässt sich wohl am besten nach den Vorschlägen beurtheilen, dass Polen und Juden der Loskauf bewilligt und dieser auf ganze Gemeinden ausgedehnt werden solle, dass eine ganze Reihe von Provinzen nicht nach Regimentsbezirken organisirt, sondern ihre wehrfähigen Männer in die ganze Armee vertheilt werden mögen.

Man kann daher wohl mit Recht sagen: das Buch F's. hat mehr Werth durch die negative, als durch die positive Seite seines Inhaltes; aber es verdient gelesen, ja es verdient studirt zu werden. —B.—

Vorträge über die Taktik. Gehalten an der k. k. Kriegsschule von Wilhelm Reinländer, Oberst im k. k. Generalstabe. Wien 1870. Seidel. 4 fl.

Die Erscheinung, dass Lehrer an höheren militärischen Schulen ihre Vorträge gesammelt ausgeben, gewinnt in unseren Tagen an Verbreitung und die Literatur erhält durch diese Thätigkeit im Allgemeinen sehr schätzenswerthe Werke. Dieselben empfehlen sich von selbst durch die blosse Thatsache, dass sie eben von Lehrern ausgehen, die wohl mehr als irgend Jemand angewiesen sind, ihren Lehrstoff zu durchdringen und ihm eine Form zu geben, die dem Fassungsvermögen und dem theoretischen und praktischen Bedürfnisse der Studirenden angemessen ist.

Das vorliegende Werk ist frei von allem Schwulst, frei von allen gewagten Recepten und handelt die Fragen der Taktik aller Waffen kalt, ruhig, besonnen und eingehend ab.

Es ist darum sehr zu empfehlen; wir müssen jedoch aufmerksam machen, dass es eingehend studirt und meditirt sein will; es wirkt durch seine Einfachheit und Klarheit vor Allem anregend.

Die bisher erschienenen beiden Lieferungen enthalten rein theoretische und allgemeine Erläuterungen, die natürlich ohne einen praktischen Curs durch Beispiele ungenügend wären. Diese Beispiele sind jedoch angekündigt und werden gewiss den bereits erschienenen theoretischen Theil in der besten Weise ergänzen. —**—

Positive Strategie oder kritisch-historische Analysis der Gesetze über die Kriegskunst von Heinrich Antonowitsch Leer, Professor der Kriegskunst an der kais. russischen Nicolaus-Generalstabs-Akademie; ins Deutsche übertragen von Eugen Opačic, k. k. Hauptm. 2. vollständig umgearbeitete um mehr als die Hälfte vermehrte Auflage. 400 gr. Oct.-Seiten. Wien 1871. 2 fl. 50 kr.

Auch der Verfasser dieses Werkes ist Lehrer und zwar an der russischen Akademie. Sein Buch ist gleichfalls aus Schulbedürfnissen hervorgegangen und hat manche Wandlungen erlebt, bis es in dieser Form (2. Auflage) erschien. Wir haben dasselbe schon deshalb mit Aufmerksamkeit gelesen, weil es von Interesse ist, die Anschauungen berufener Männer in fremden Armeen über die grossen Aufgaben des Krieges kennen zu lernen.

Wir halten nach Allem dieses Buch für ein sehr gutes; es lehnt sich an die besten Aussprüche grosser Feldherren, bespricht die hauptsächlichsten Operationsfragen klar und mit einem durch vieles Studium sehr geübten Blick und erläutert sie an den Ereignissen mehrerer Feldzüge. Das Buch gehört unstreitig zu den besseren seiner Art und verdient gelesen zu werden. Wir möchten nur den Titel daran aussetzen; denn er verleitet, Dinge im Buche zu suchen, die in ihm nicht enthalten sind.

Die meisten Lehrbücher der Strategie leiden eben daran, dass sie wenig Positives bieten; das ganze grosse Gebiet der technischen Leitung des Heeres, das den schwierigsten Theil der Kriegführung ausmacht, ist gewöhnlich nicht in ihnen enthalten und das wäre doch das erfreuliche Positive, das in einer positiven Strategie gesucht werden muss.

Unseres Wissens ist dieses allein nur positive Feld der Kriegführung sehr vernachlässigt und nur ein österreischicher General hat dasselbe durch eine lange Reihe von Jahren, ohne dabei auch nur Einmal das Wort Strategie zu gebrauchen, mit eben soviel Ausdauer als Erfolg mühsam bearbeitet.

Es ist dies der Verfasser des im I. Bande unseres Organes erschienenen grossen Artikels: „Die Armee in der Bewegung.“ —**—

Theorie des grossen Krieges mit Hilfe des kleinen oder Partisanen-Krieges bei theilweiser Verwendung der Landwehr. Von Wladimir Stanislaus Ritter v. Wilczyński, polnischem Generale vom Jahre 1848. Wien 1869. 2 fl. 50 kr.

Ein grosser Titel, welchem aber der Inhalt des Buches eigentlich gar nicht entspricht! Mit Ausnahme von einigen wenigen allgemeinen Phrasen über den grossen Krieg lässt sich nichts herauslesen, was den Titel rechtfertigen könnte.

Im ersten Theile finden wir die Taktik der drei Waffen unvollständig berührt und dabei der Wirksamkeit der Reiterei ein weiteres Feld eröffnet. Das Streben des Verfassers, sich in formele Kleinlichkeiten zu vertiefen, zeigt sich schon in den von ihm erdachten Musteraufstellungen, die nichts Neues bieten, was gut wäre, im Gegentheile, abgesehen von der richtigen Auffassung des Verfassers bezüglich der offensiven Thätigkeit der Reiterei, den Mechanismus nur stören.

Noch schärfer tritt die Kleinlichkeitssucht im zweiten Theile hervor. Die Partisan-Abtheilungen sind in je 3 Züge Sensenmänner, 1 Zug Jäger, 1 Zug Infanterie, 1 Zug Sappeurs, 1 Zug leichter Cavalerie „als Schutzwache“ (?) eingetheilt; jeder Zug, aus 20 Soldaten und 3 Unterofficieren bestehend, soll von 1 Unterlieutenant commandirt werden, der „mit einem nach Möglichkeit (!) längeren oder kürzeren Degen und 2 Pistolen oder 1 Revolver im Gürtel oder auch mit einer Waffe wie seine Soldaten zu versehen ist“. Bei der Organisation solcher Freibeuterschaaren vergisst der polnische Verfasser nicht auf einen „Compagnie-Capellan“ und einen „Messenpriester“, einen „Arzt“ mit „Apotheke“, ein „Bureau“ und eine „Casse“, dann Munition. Die Sensenmänner, „Cossiniere“ genannt, denkt sich der Verfasser eigentlich als die Sturmböcke und bedenkt wohl nicht, dass derjenige Staat, welcher solche Freibeuter aufzustellen Lust und Geld hat, auch die Mittel haben dürfte, um noch je 63 Gewehre sammt Munition anzuschaffen. Die Sensenmänner dürften wohl von Jedermann als eine gänzlich veraltete Einführung bezeichnet werden. Die Ausrüstung der Reiterei „mit 8 Fuss langen Lanzen und Lodimirkas, einer neuen Hieb- und Stichwaffe, wird vom Verfasser besonders befürwortet. Die Länge der Lodimirka ist gleich dem längsten Säbel und ihr Gebrauch für jeden Recruten ein Leichtes. Ihre Wirkung im Schlachtgetümmel kann furchtbar sein.“ (!)

Nach einer längeren, nur Bekanntes enthaltenden Auseinandersetzung der zweckmässigen Organisation der Partisanen-Abtheilungen macht der Verfasser im dritten Theile verschiedene Vorschläge, unter denen beispielsweise die Cossinierentaktik in dem Rufe: „Gott mit uns“ gipfelt. Diese Vorschläge enthalten ein Mischmasch aller möglichen und unmöglichen Dinge, verlangen auserlesene

Soldaten und Sappeurs für den leichten Reiterdienst, welche gleich befähigt sein sollen, als Jäger zu Fuss und gediegene Reiter oder als Pontonniere verwendet zu werden. Dies Alles durch die Werbung in den östlichen Ländern! Bei den Vorschlägen bezüglich der Artillerie beschränkt sich der Verfasser auf die Anforderung von Sechspfündern und Haubitzen mit grossen Kartätsch-Kugeln und Shrapnels. Als „ganz besondere Erleichterung der Eilmärsche einer Armee“ gibt der Verfasser die Einrichtung der Strasse durch den Stabs-Quartiermeister an, welcher Alles requirirt, „sogleich in den Städten Fabriken (!) aller Art anzulegen, die Glocken zum Kanonengiessen auszuleihen hat“ (!). Auf jeder Station verlangt der Verfasser die Ernennung eines Intendantur-Secretärs. Die Infanterie soll grösstentheils auf Wägen mit Vorspann transportirt werden. „Mit Hilfe dieser Organisation“, meint der Verfasser, „kann eine hundertmeilige Strecke, wenn sie vom Feinde verlassen ist, in 10 Tagen nach verschiedenen Richtungen durch strategische Linien durchschnitten und schon in 16 Tagen durch ein ganzes Armeecorps, um einen wichtigen strategischen Punkt zu besetzen, zurückgelegt werden.“ Das Armeecorps organisirt der Verfasser mit 24000 Mann Infanterie, 7400 Reitern, 66 Geschützen, 400 Sappeurs, 300 Trainsoldaten! Sapienti sat!

—H.—

Studien über Truppenführung. Von J. von Verdy du Vernois, Oberstlieutenant à la suite des Generalstabes der Armee, beauftragt mit Führung der Geschäfte als Abtheilungschef etc. Berlin 1870. 1. Heft. 67 Oct.-Seiten mit 4 Anlagen. 1 fl. 12 kr.[1])

Wenn gründliche und zweckmässige taktische und strategische Studien die Fähigkeiten verleihen können, im Kriege den Verhältnissen entsprechende, klare und richtige Entschlüsse zu fassen, indem sie den Geist in dieser speciellen Richtung bilden und für den Ernstfall vorbereiten, so reifen sie doch nur das Urtheil. Der nach diesem gefasste Entschluss wird erst zur zweckmässig durchgeführten That, wenn der Gedanke klar in die Köpfe der Unterbefehlshaber übergegangen ist und durch die Truppe richtig zur Ausführung gelangt. Es existirt also zwischen Gedanke und Handlung, zwischen Wollen und Können eine Lücke, welche mit blossen, oberflächlichen taktischen und strategischen Studien nicht auszufüllen ist, die vielmehr einen speciellen Zweig militärischen Wissens nöthig macht, nämlich die auf die ebengenannten Wissenschaften und auf die genaue Kenntniss des Organismus der Heereskörper gestützte Kunst der Truppenführung.

Das Ziel, welches der Herr Verfasser der uns vorliegenden Brochüre verfolgt, besteht nun eben darin, zu zeigen, wie man auf theoretischem Wege dahin gelangen könne, den militärischen Verstand in dieser an sich so hochwichtigen Sache auszubilden.

Die reiche Erfahrung, die dem Verfasser, welcher, wenn wir recht berichtet sind, der Autor des officielen Werkes über den Feldzug 1866 ist, zu Gebote steht, liess ihn den einzig richtigen Weg dazu wählen, indem er es versuchte, an einer Reihe von Beispielen durch Vorführung concreter Fälle, also durch die sogenannte applicatorische Methode, zu zeigen, wie die Kunst der Truppenführung zu lehren und zu lernen sei.

Der Einleitung, in welcher der Verfasser seine Absicht eingehend bespricht, folgt als erste Studie: „Die Infanteriedivision im Armeecorps-Verbande.“ Als Beispiel wird die k. preussische 2. Infanteriedivision im Beginne des Feldzuges 1866 angenommen, jedoch nur in der allgemeinen Situation als den Thatsachen entsprechend; von dem Momente an, da der Divisionscommandeur zu eigenen Anordnungen gelangt, sind es zum Theile ideale Verhältnisse, welche dem Leser vorgeführt werden. Tagweise geordnet wird nun der ganze Mechanismus der Befehlsgebung und des Meldwesens dargethan, das Angeordnete motivirt und Betrachtungen unterzogen.

---

[1]) Dieses Werk wurde bereits im I. Bande (1870) erwähnt.

Die ganze Arbeit, die leider durch den Krieg unterbrochen worden ist, so dass nur das 1. Heft vorliegt, ist gut behandelt, zeigt von gründlichem, an praktischen Studien geläutertem Wissen und wirkt um so intensiver, als die Rücksichten auf das Gefecht immer Alles beherrschen.

Wir können diese Schrift nur mit Freuden begrüssen, indem mit ihr, gleichwie dies mit der aus der Feder des dermaligen Leiters des k. k. österr. Generalstabes, Generalmajor Gallina, geflossenen Studie: „Die Armee in der Bewegung“, im grösseren Maassstabe geschehen ist, ein Mittel theoretischer Ausbildung geboten wird, das zu benützen wir jedem Officier auf das Wärmste empfehlen, der in hoher oder niederer Stellung, als Befehlender oder als dessen Organ, berufen ist, sich mit dem Detail der Truppenführung zu befassen.

Je zahlreicher solche Arbeiten dem militärischen Publicum zugänglich gemacht werden, um so mehr erweitert sich mit der Anzahl der vorgeführten concreten Fälle der Gesichtskreis des Officiers, der sich dieses Studium angelegen sein lässt; wir würden daher wünschen, dass der Herr Verfasser die Musse des Friedens wieder dazu benützen könnte, seine erprobte Feder diesem Gegenstande weiters zu widmen, und dass auch von anderer Seite eine reiche Serie von Beispielen dieser Art zur Veröffentlichung gelange. —C..—

Das Train-, Communications- und Verpflegswesen vom operativen Standpunkte. Bearbeitet von Hugo Obauer, k. k. Major im Generalstabe und E. R. von Guttenberg, Hauptmann im Generalstabe. I. und II. Hauptstück. Mit 4 Tafeln und 37 Figuren. Wien 1871. Seidel. 152 Oct.-Seiten. 2 fl.

Ein durchwegs praktisches Instructionsbuch, welches, keinerlei militärische Fachbildung voraussetzend, in allgemein fasslicher und anregender Weise zuerst die nothwendigen Vorbegriffe der Strategie erörtert, dann dazu übergeht, ein klares und detaillirtes Bild von der Gliederung und Ausrüstung einer Armee im Felde und von den Wechselbeziehungen zu entwerfen, welche zwischen Operationen und Verpflegswesen bestehen. Drei sehr hübsch ausgeführte Figurentafeln in Farbendruck, dann eine schematische Uebersicht versinnlichen die Aufstellung sämmtlicher Armeereserve-Anstalten in der Wirklichkeit, während zahlreiche Illustrationen im Texte die Auseinandersetzungen desselben bequem und deutlich zur Anschauung bringen.

Die demnächst nachfolgenden Fortsetzungen dieses Werkes werden die Formen der Armee in der Bewegung (eine kurze Abhandlung über Märsche), eine vergleichende Darstellung des Nutzens der verschiedenen Communicationsmittel für Kriegszwecke, endlich die Verpflegung einer Armee vom operativen Standpunkte in derselben Weise erörtern und wieder eine grosse Anzahl von Beispielen, Karten, Plänen und Figuren im Texte enthalten, welche zur Erleichterung des Verständnisses des Letzteren dienen werden. — Eine von dem betreffenden Fachprofessor bereits zur Drucklegung vorbereitete Abhandlung: „Ueber den technischen und administrativen Theil des Verpflegswesens“ wird in Ergänzung dieses Werkes in Bälde nachkommen.

Das Feld, das die beiden k. k. Officiere mit diesem Werke zu bebauen begonnen haben, lag in der Militärliteratur bisher förmlich brach. Man hat in den meisten Armeen nur einen oberflächlichen Begriff von der sachgemässen im Einklange mit den Operationen stehenden Leitung des Armeenachschubes aller Art und die Herren Verfasser erwarben sich darum ein wahres und echtes Verdienst durch ihre Arbeit. Mögen sie sich durch die grossen Mühen und Schwierigkeiten, die ihnen dieselbe aufbürdet und entgegenstellt, nicht abschrecken lassen, das gut begonnene Werk zu Ende zu führen; sie können der Anerkennung gewiss sein. —S.—

Ueber den Nachrichten- und Sicherheitsdienst. I. Theil. Der Nachrichtendienst. Mit 5 Zeichnungen. Von Johann Freiherrn von Waldstätten, k. k. Oberst im Generalstabe. Wien 1870. 1 fl. 80 kr.

In der Vorrede gibt der Herr Verfasser an, dass der Grund zur Schaffung dieses Werkes die Erweiterung und Erläuterung der im Felddienste für das k. k. Heer (I. Theil) in enge Grenzen gebannten Regeln und allgemein hingestellten Sätze sei.

In der Einleitung wird die Definition von Sicherheits- und Nachrichtendienst gegeben, dann der Nachrichtendienst in 7 Abschnitten behandelt: 1. Einrichtung des Nachrichtendienstes, 2. Einziehen der Nachrichten, 3. Meldungen, 4. Patrullen, 5. Dienst der Patrullen, 6. Streifcommanden, 7. Nachrichtendienst im strategischen Sinne; — dem schliessen sich Beispiele aus dem Jahre 1866 an, entnommen der Thätigkeit der 1. Cavalerie-Division und theilen sich: a) in die Ereignisse vor Beginn des Krieges, b) in den Nachrichtendienst vom 22.—26. Juni, und in den Patrullendienst am 2. Juli.

Der ganze Stoff ist so treffend und manigfaltig behandelt, dass es zu weit führen würde, hier in die Vorzüge dieses Werkes näher einzugehen.

Wir empfehlen jedem Officier auf das Wärmste, sich in den Besitz dieses gediegenen Werkes zu setzen; den Herrn Verfasser dagegen müssen wir bitten, den Sicherheitsdienst als II. Theil möglichst bald nachfolgen zu lassen

—67.—

Die Truppenführung im Felde in taktischer Beziehung; eine Sammlung wissenschaftlich beurtheilter, kriegsgeschichtlicher Beispiele. Erste Lieferung mit 6 Schlachtenplänen und 4 Skizzen. Von Costa-Rosetti, k. k. Hauptmann im Genie-Regimente Kaiser Franz Josef Nr. 1. Prag 1870. Preis der 1. Lieferung 90 kr.

„Das Studium der Kriegsgeschichte in taktischer Beziehung, nämlich das eingehende Studium von Schlachten aus verschiedenen Epochen, wird viel zu wenig betrieben.

Gewiss würden sich viele Officiere diesem so wichtigen Studium widmen, wenn sie die Mittel dazu hätten. — Alle in dieser Beziehung geschriebenen Werke sind jedoch sehr theuer.“

Dies die eigenen Worte des Herrn Verfassers.

Dem Officiere das Studium der Taktik erläutert durch Beispiele zu ermöglichen, ist der Zweck des Werkes; — jedenfalls ein gutes, lobenswerthes und dankbares Unternehmen, — leider müssen wir jedoch gestehen, dass bei Durchsicht der ersten Lieferung unsere Erwartungen sehr enttäuscht wurden.

Auf 52 Seiten werden 5 Schlachten, u. zw.

1. das Treffen bei Fehrbellin 1675,
2. die Schlacht bei Leuthen 1757,
3. die Schlacht am Marchfelde bei Croissenbrunn 1260,
4. die Schlacht bei Breslau 1757 und
5. das Treffen bei Jičin 1866 —

kritisch beleuchtet und ausserdem die Anleitung gegeben über:

a) Vertheidigung ausgedehnter Waldstrecken,
b) über den concentrischen Angriff gegen beide Flügel, und
c) über die vortheilhafteste Ausführung der Flankenangriffe.

Wie ist es möglich, diese Fülle von Stoff gründlich in so wenig Worten zu behandeln?!

Damit der Officier aus dem Studium von Schlachten Nutzen ziehen könne, ist Detail unbedingt nothwendig, und zwar sowohl des Terrains, als auch der Truppenführung, Verwendung und Befehlsgebung; — nur dann, wenn auch die kleinsten Factoren bekannt — und man alle Umstände unparteiisch und ruhig gegen einander stellen — vergleichen kann, — erst dann wird das Studium taktischer Beispiele nutzbringend.

Die im Jahre 1870 in Berlin erschienene Brochüre: „Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preussischen Armee in Böhmen 1866“ — kann in dieser Beziehung als mustergiltig genannt werden; nur in dieser Weise lassen sich die Verhältnisse des Krieges und Gefechtes nutzbringend analysiren.

Ein anderer Nachtheil des Werkes ist der Mangel an Eintheilung des Stoffes. Entweder hätte der Herr Verfasser in chronologischer Ordnung die Schlachten und Gefechte bringen oder diese nach ihren Hauptcharakteren eintheilen sollen, u. z. Angriffs- und Vertheidigungsgefechte, Flussübergänge, Waldgefechte, Gefechte um Ortschaften, Höhen etc. etc.; — dem Allen müsste jedoch eine kurze Anführung des taktischen Grundsatzes vorangehen, welcher durch das nachfolgende Gefecht erläutert werden soll.

Eine andere anzuempfehlende Form wäre, der Reihenfolge nach, jeden Grundsatz der Theorie durch ein oder mehrere Beispiele aus der Geschichte zu beleuchten.

Keiner dieser Wege wurde eingeschlagen und der ganze Stoff ist bunt untereinander geworfen.

Da die Absicht des Herrn Verfassers mit der Durchführung nicht im Einklange steht, so gehen wir in die Beurtheilung der Beispiele nicht ein — und wollen nur die gegebenen 3 taktischen Grundsätze kurz beleuchten.

Eine gerade Waldlisière von 3000 Schritt bildet in einer Schlachtlinie einen Hauptstützpunkt, rechts und links haben andere Truppen das Terrain bis zum Walde zu vertheidigen.

Diese Waldlisière wird nun mit 2 Bataillonen besetzt und 1 Bataillon als Reserve so ziemlich in der Mitte belassen; 2 Bataillone (nur aus der Zeichnung zu entnehmen) werden 1500—2000 Schritt hinter dem rechten Flügel ausserhalb des Waldes als Offensivtruppe aufgestellt.

Nun meint der Herr Verfasser, dass durch diese Besetzung es kaum denkbar sei, selbst mit dreifacher Uebermacht sich in den Besitz des Waldes zu setzen.

Greift der Gegner *f g* an, dann hat der Herr Verfasser recht, da die Offensivtruppe thätig werden kann; — dagegen wird ihr Eingreifen in die Action illusorisch, wenn der Angriff der Front oder gar dem linken Flügel gilt, da derselbe jedenfalls überraschend ausgeführt werden wird und die hinter dem rechten Flügel aufgestellte Offensivtruppe kaum rechtzeitig eintreffen dürfte.

Eine starke Feuerlinie an der Lisière — 3 Bataillone — und 2 Bataillone als getheilte Reserve zu je 1 Bataillon im Walde 500 Schritt hinter der Feuerlinie, dünkt uns besser disponirt.

Sehr wünschenswerth wäre eine Aufklärung über den Unterschied eines Offensiv- und Defensivfeuers; da dieser uns nicht bekannt.

In der Abhandlung über den concentrischen Angriff gegen beide feindliche Flanken wird das „Gelingen dieser Angriffsform von der numerischen Ueberlegenheit abhängig gemacht, weiter unten jedoch empfohlen, diese Form mehr bei Defensiv- als bei Offensivschlachten anzuwenden, weil die hier bedingte Theilung der Streitkräfte Gefahr bringt“.

Unsere Ansicht ist folgende: Ist man stärker, so wird man immer offensiv vorgehen, ist man aber schwächer oder gleich stark und zur zeitweiligen Defensive verurtheilt, so ist die Theilung der Kraft stets ein Fehler und gefahrbringend, daher diese Angriffsform nur in der Offensive bei numerischer Ueberlegenheit der Streitkräfte anzuwenden ist.

Das Beispiel, auf welche Art man einen Flankenangriff mit Vortheil ausführen könnte, ist ganz richtig, jedoch, wie der Herr Verfasser es selbst zugesteht, nur eine Skizze.

Nicht unerwähnt können wir lassen, dass dem Kreuzfeuer eine zu grosse Wichtigkeit beigelegt wird, wo doch das Frontalfeuer das ausgiebigste ist, da es den grössten Raum bestreicht. Das Schnellfeuer wird zu oft und auf zu grosse Entfernungen — 300—400 Schritte — angewendet.

Was die Ausstattung anbelangt, so müssen wir tadeln, dass die Pläne nicht separat gedruckt sind, was die Kosten kaum um Vieles vermehrt haben dürfte, dagegen dem Leser die grosse Unannehmlichkeit des fortwährenden Umblätterns erspart hätte; auch fehlt auf allen Plänen der Maassstab.

Schade, dass die Durchführung so weit hinter der Absicht zurückgeblieben ist.

—67.—

Eine strategische Studie über Dalmatien, Montenegro, Bosnien und die Hercegovina. Von Eduard Rüffer, Verfasser des Werkes: „Die Strategen und die Strategie.“ Mit einer Karte des Insurrections-Schauplatzes. Prag 1870. 52 Oct.-Seiten. 60 kr.

Eine grossentheils wörtliche Copie des betreffenden Artikels in „Meyers Conversations-Lexicon“ und des Aufsatzes über „Montenegro“ von O. Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld“ („Unsere Zeit“, 17. Heft, 1858) bilden den bei weitem überwiegenden Theil der Brochüre, die in so hohem Grade tendentiös gehalten ist, dass der Verfasser Alles, was nicht vollkommen mit seiner politischen Ansicht harmonirt, bei der Copie der benutzten Artikel einfach weglässt und dafür entweder Eigenes, seinen Anschauungen Conformes, oder aus keineswegs immer unbefangenen Quellen Entlehntes als Zuthat gibt. Besonders auffallend tritt dies bei der Schilderung von Land und Leuten hervor; er sieht letztere nur im Glorienscheine antiken Heldenthumes und trägt der Unparteilichkeit der Darstellung, die der Leser doch mit Recht von einer „Studie“ erwarten darf, durchaus nicht Rechnung. So lässt er, um nur von dem zu sprechen, was noch in Aller Erinnerung lebt, z. B. in der geschichtlichen Skizze über Montenegro die türkische Regierung im Jahre 1853 „die Vermittlung Oesterreichs gern annehmen, um ihr durch ungünstige Witterung, Krankheiten und Mangel entmuthigtes Heer aus Montenegro zurückziehen zu können“, während gerade die nichts weniger als freundliche Pression Oesterreichs — siehe die Sendung des Grafen Leiningen — die Pforte zur Räumung des Landes zwang. Den trotz abgeschlossener Convention ausgeführten verrätherischen Ueberfall der Brigade Hussein Pascha's im Mai 1858 glorificirt der Verfasser als montenegrinischen Sieg, und endlich behauptet er sogar, „die Türken seien froh gewesen, als die Montenegriner 1862 auf die gestellten mässigen Friedensbedingungen eingingen“, obgleich doch Fürst Nikolaus inständigst den Frieden erbeten und selbst sein Volk und Land vollkommen niedergeworfen und zu jedem weiteren Widerstande unfähig genannt hatte.

Neues haben wir in der Brochüre zwar nicht entdecken können; doch ist das rein Sachliche ganz gut geordnet und bietet manches Brauchbare; das Gleiche lässt sich von dem etwas dürftigen strategischen Raisonnement sagen, soweit nicht die politische Richtung des Verfassers auch hier seinen Blick trübt.

—V.—

„Das österreichisch-ungarische Eisenbahnnetz und die Schlagfertigkeit der Armee“. Eine militärische Studie vom Verfasser des „Nebels von Chlum“. Wien 1871. Lehmann & Wentzel. 49 Oct.-Seiten. 80 kr.

Die Anerkennung, welche das Schriftchen: „das österreichische Eisenbahnnetz und die Schlagfertigkeit der Armee“ im Allgemeinen fand, veranlasst uns, es wiederholt zu besprechen und den rothen Faden besonders hervorzuheben, welcher die Studie durchzieht.

Er gipfelt in den wenigen aber inhaltvollen Worten: „Die zweckmässige Anlage und geschickte Benützung der Eisenbahnen gestattet nicht nur die schnelle, sondern auch **maskirte** Gruppirung der Streitkräfte.“

Zum Ausdrucke gelangt dieser Gedanke in dem sehr beachtenswerthen Berichte des „Invaliden“ über die russischen Bahnen und in der Skizze der jüngsten Actionen der Preussen, welche hauptsächlich durch die geschickte Benützung ihrer Bahnen jene Schläge führen konnten, die ihnen so schnell den Erfolg sicherten.

Es sind hier Momente gegeben, welche der österreichische Generalstab bereits seit Jahren erkannt hat, deren Würdigung aber dem militärischen Einflusse stets entrückt war. Dem Verfasser gebührt das Verdienst, in geistreicher Weise dem grossen Publicum die eminente militärische Wichtigkeit der Bahnen an's

Herz gelegt zu haben, und wünschen wir, dass seine Worte einige Berücksichtigung finden.

Weniger glücklich sind in der Studie die eigenen und nachbarlichen Communications-Verhältnisse berührt, denn hier begegnen wir nicht nur vielen Unrichtigkeiten, sondern es ist auch die ganze Darstellung unklar und sogar in der Karte verworren.

Ebenso wenig stichhältig sind die Erörterungen über Bahnbenützung und den Bau provisorischer Bahnen, deren Durchführbarkeit mindestens zweifelhaft und deren Leistungsfähigkeit ganz ungenügend wäre.

Wir hätten überhaupt gewünscht, dass der Verfasser anstatt der Angabe idealer, den bestehenden Bahnlinien und maassgebenden Verhältnissen mehr Rechnung getragen, die Leistungsfähigkeit betont und hier auf eine Besserung der Zustände hingewirkt hätte.

Um irrthümlichen Anschauungen, zu denen man bei Durchsicht des Werkchens leicht verleitet werden könnte, zu begegnen, empfehlen wir dem Leser, Dr. Koch's Eisenbahnkarte von Europa, und das Werk: „Die Eisenbahnen vom militärischen Standpunkte" zur Hand zu nehmen.

—Anton Pitreich, Hauptmann.—

Studien über Eisenbahnen im Kriege von Moritz Morawitz, Inspector der österreichischen Nordwestbahn. Separatabdruck aus der allgemeinen Bauzeitung. Wien 1871. 54 Oct.-Seit. 50 kr.

Eine sehr gediegene Arbeit begegnet uns in dem Werke des Herrn Morawitz, eines offenbar gediegenen, dabei bescheidenen Eisenbahn-Betriebsmannes.

Wir können diese Studie bestens empfehlen, da die dargelegten Gedanken mit vollkommen fachmännischer Begründung die Hebung der Leistungsfähigkeit österreichischer Bahnen betonen und frei von jeder Effecthascherei sind.

Vor Allem wäre die Anlage von Ausweichgeleisen in den von Herrn Morawitz beantragten Distanzen sehr zu empfehlen, und sollte auf deren Durchführung seitens der Regierung um so mehr gedrungen werden, als sich solche Ausweichen auch im Interesse des Handels wohl verwerthen lassen.

Ohne die Anerkennung, welche das Werkchen verdient, beeinträchtigen zu wollen, müssen wir zur Richtigstellung irrthümlicher Auffassungen bemerken, dass in Oesterreich den Bahnbeamten die vollkommene Leitung des Betriebes stets gewahrt blieb, was schon aus der Zusammensetzung der Militärtransports-Behörden in Kriegszeiten hervorgeht.

Unseren Verpflegsorganen empfehlen wir besonders die Berücksichtigung der auf Seite 44 ausgedrückten Winke und heben besonders hervor, dass die Ausarbeitung grossartiger Verpflegspläne im Frieden hauptsächlich als gute Uebung und Schule Werth hat.

Die Vorschläge betreffs des Eisenbahncorps und der Zerstörung der Bahnen sind zur Orientirung recht schätzenswerth, entbehren aber der Originalität, weil selbe schon in den seit längerer Zeit bestehenden diesbezüglichen Vorschriften und Einrichtungen zum Ausdrucke gelangten.

—Anton Pitreich, Hauptmann.—

Welches sind die wesentlichsten Eigenschaften, Gebrauchs-Anordnungen und Gebrauchs-Vorschriften, welche der neuen Feldartillerie noththun, damit sie ihre volle Wirksamkeit im Feldkriege entfalten könne? Von du Vignau, Generalmajor a. D. Berlin 1870. 51 Oct.-Seiten. 38 kr.

Der Verfasser beantwortet hiermit indirect, die im 65. Bande des Archives für preussische Artillerie- und Ingenieur-Officiere aufgeworfene Frage: „Warum hat unsere Feldartillerie in dem letzten grossen Feldzuge (1866) den gehegten Erwartungen nicht entsprochen?" — Die Arbeit ist sehr kurz gefasst, doch in-

haltreich, möge daher mit Aufmerksamkeit geprüft werden und im Vereine mit den Ergebnissen des jüngsten Feldzuges zur Berichtigung der auch in Oesterreich noch immer divergirenden Ansichten über Artillerieverwendung beitragen.

—M.—

The Principles and Practice of Modern Artillery including Artillery Material, Gunnery and Organization and Use of Artillery in Warfare by Lieut.-Col. C. H. Owen, R. A. Professor of Artillery, R. M. Akademy, Woolwich, Author of „Elementary Lectures on Artillery", „The Motion of Projectiles from Rifled Ordnance" etc. etc., with numerous Illustrations. London, John Murray Albermarle Street 1871. 472 gr. Oct.-Seiten mit 18 Tafeln. Preis 11 fl. 40 kr.

Ein populär verfasstes Werk über den gegenwärtigen Standpunkt der englischen Artillerie in allen ihren Zweigen, zerfällt in 2 Abschnitte mit folgendem auszugsweisen Inhalte:

Der erste Abschnitt behandelt die Geschützrohre, Laffeten, Fuhrwerke und Munition, mit Ausschluss des Marinemateriales, und zwar bespricht der Verfasser die Construction der Geschützrohre, die Zugsysteme, die glatten und gezogenen Geschütze, Hinterladungsmechanismen, Construction von Laffeten und Fuhrwerke (sowohl für den Feld- als Belagerungsdienst), Laffeten, Schleifen, Bettungen und Geschützbänke für den Festungsdienst, Munition für glatte und gezogene Geschütze, und schliesslich die Mittel zum Abfeuern der Geschütze, sammt einer Abhandlung über Raketen.

Der zweite Abschnitt enthält jene Grundprincipien, welche auf die Wirkungsfähigkeit von Geschützen von wesentlichstem Einflusse sind, und zwar werden die Gesetze der Geschossbewegung im Rohre während des Fluges und beim Eindringen in feste Gegenstände sowohl bei glatten als bei gezogenen Geschützen bei verschiedener Geschossgestaltung erörtert und durch Vorführung vieler Versuchsdaten erläutert und begründet; ferners das Schiessen aus Geschützen durch Angabe der Regeln für das Richten glatter und gezogener Geschütze, durch Besprechung der verschiedenen zur Anwendung gelangenden Schussarten, der Wirkung, Treffsicherheit und Schnelligkeit des Geschützfeuers, abgehandelt.

Im dritten Abschnitte finden wir nach einer kurzen einleitenden Schilderung der Fortschritte der Artilleriewaffe vom 16. Jahrhunderte bis zur Einführung der gezogenen Geschütze, die gegenwärtige Organisation und Verwendung der englischen Artillerie im Kriege, und zwar der Feld-, Belagerungs-, Festungs- und Küstenartillerie, wobei die Verwendung der beiden ersten Geschützgattungen durch mehrere sehr lehrreiche Beispiele aus der Kriegsgeschichte erläutert erscheint.

Nebst vielen in den Text gedruckten Zeichnungen befinden sich in einem Anhange 32 tabellarisch zusammengestellte Resultate verschiedenartig ausgeführter interessanter artilleristischer Schiessversuche, ferners 18 auf den Inhalt bezügliche Zeichnungstafeln, einige Daten über fremde Artillerien, eine Beschreibung des Montigny-Mitrailleurs und der Gatlingkanone und zum Schlusse eine kurze Beschreibung der gebräuchlichsten Geschwindigkeits-Messapparate.

Wenn auch speciel das englische Artilleriemateriale behandelnd, so bietet der reichhaltige Inhalt des vorliegenden Werkes dennoch für jeden Fachmann ein höchst schätzbares Materiale zu einschlägigen Studien; auch empfiehlt sich dasselbe für weitere militärische Kreise dadurch, dass dort, wo der abgehandelte Gegenstand mathematische Begründung und Anwendung von Formeln erfordert, lange Abhandlungen vermieden sind, die nothwendigen Formeln und ihre Anwendungsweise aber angeführt und bezüglich ihrer Herleitung die betreffenden Quellen meist blos erwähnt erscheinen. Ueberdies bietet die Abhandlung über Organisation und Verwendung der englischen Artillerie im Kriege sehr wichtige Daten für einen Vergleich mit den Artillerien anderer Mächte, daher das Werk auch für ein nichtartilleristisches Publicum von sehr grossem Interesse ist.

—ee—

Die preussischen Hinterladungs-Geschütze grossen Kalibers aus Gussstahl und das 9-zöllige Woolwich-Geschütz beurtheilt auf Grund der Tegeler Schiessversuche im Jahre 1868. Von C. von Doppelmair, Capitän à la suite der kai. russ. reitenden Garde-Artillerie. (Uebersetzt aus dem 2. Hefte des russischen Artillerie-Journals für 1869.) Mit 3 Tafeln geographischer Darstellungen. Berlin 1870. 4 und 99 Oct.-Seiten. 1 fl. 2 kr.

Die Tegeler Schiessversuche geschahen mit den gussstählernen 72- und 96-Pfündern (7-Zöller und 8-Zöller) des Hinterladungsystems zur Bestimmung und Erhöhung der Anfangsgeschwindigkeit, der Trefffähigkeit und der Leistungsfähigkeit gegen 6-, 7-, 8- und 9-zöllige Schiffspanzerungen, dann mit der 9-zölligen Woolwich-Kanone zur Vergleichung der Leistungsfähigkeit und der Ausdauer.

Bei den Versuchen war Anfangs die 9-zöllige Woolwich-Kanone dem 96-Pfünder überlegen; nachdem man jedoch bei den preussischen Geschützen die Geschosse jenen der Woolwich-Kanone entsprechend änderte und das in Russland schon früher mit Vortheil benützte prismatische Pulver anwendete, erreichte man selbst mit dem 72-Pfünder eine grössere Wirkung als mit dem Woolwich-Geschütze. Die Ausdauer der preussischen Rohre zeigte sich im Vergleiche mit dem Woolwich-Rohre äusserst günstig. Diese Rohre haben oft eine sehr geringe Dauer. Eine 9-zöllige Woolwich-Kanone zersprang in England sogar beim ersten Schuss in eine grosse Anzahl von Stücken. Aber auch die Stahlkanonen haben eine begrenzte Dauer; so sprang z. B. ein massiv hergestellter Stahl-72-Pfünder bei dem 650. Schusse. Ausbrennungen und Risse im Innern zeigten sich bei den Rohren beider Systeme. Die Trefffähigkeit der preussischen Rohre ist erheblich grösser als die der englischen. — Bemerkenswerth ist die erhebliche Leistung eines gussstählernen 24-Pfünders von 3050 Kilogramm Gewicht, der mit seiner 34·5 Kilogramm schweren Hartgranate und mit 6 Kilogramm prismatischen Pulvers die 6-zöllige Panzerplatte auf 150 Meter Entfernung durchschlug.

Da die Kenntniss der Construction, der Wirkung und der Ausdauer der grossen Geschütze von militärischer Wichtigkeit ist, so kann das Studium dieser mit Sachkenntniss und mit Gründlichkeit verfassten Brochüre bestens empfohlen werden. — R. —

Ueber das Einheitsgeschütz der Feldartillerie. Von Wille, Premier-Lieutenant in der Artillerie. Mit 3 Tafeln Abbildungen. Berlin 1870. 116 Oct.-Seiten. 1 fl. 27 kr.

Das Einheitsgeschütz der Feldartillerie, eine schon seit längerer Zeit besprochene Lieblingsidee mehrerer Militärschriftsteller etc., sucht der Verfasser in dieser lesenswerthen Brochüre zu entwerfen. Dieses Geschütz soll die preussischen 4- und die 6-pfündigen gezogenen Feldgeschütze in allen Fällen des Feldkrieges ersetzen. Bei der Construction zeigen sich die Beweglichkeit und die Wirkung als unversöhnliche principielle Gegensätze. Der Verfasser ist jedoch bestrebt, bei seiner Construction die wesentlichsten Grundbedingungen eines lebensfähigen Einheitsgeschützes in einer, den allgemeinen, realen Verhältnissen des Feldkrieges entsprechenden Bilanz zwischen Beweglichkeit und Wirkung einzuhalten. Nebst der Beweglichkeit des gezogenen 4-Pfünders und der Wirkung des gezogenen 6-Pfünders wünscht der Verfasser seinem Einheitsgeschütze eine möglichst grosse Bahnrasanz zu verleihen, die er als das α und das ω der Anforderungen an ein brauchbares Feldgeschütz stellt. Er wählt zu diesem Zwecke das Kaliber des gezogenen 4-Pfünders (3 Zoll Bohrungsdurchmesser), ein Granatgewicht von 7 Zollpfund und eine Pulverladung von 1·4 Zollpfund. Er hält die Bronce als das geeignetste Rohrmetall, weil es die unbedingte Sicherheit gegen das plötzliche Zerspringen der Rohre nach längerem Gebrauche bietet, was bei Gusseisen, Gussstahl und Schmiedeeisen immer wieder in einzelnen Fällen vorkommt und vorkommen wird. Das Einheitsgeschütz construirt er für die Hinterladung mit Doppelkeil, wie bei dem preussischen Stahl-

vierpfünder der Construction 1867. Der gasdichte Abschluss wird durch die Stahlplatte mit Kupferliderung gebildet. Die 12 Züge seines Rohres haben die Form der jetzt in Preussen üblichen, sogenannten Keilzüge und einen Drallwinkel von 2·2 Grad. Die Rohrlänge beträgt 77 $^1/_2$ Zoll und das Rohrgewicht 720 Zollpfund. — Die Geschosse seines Einheitsgeschützes sind Granaten ($^1/_3$ davon Brandgranaten) mit dem preussischen Percussions-Zünder und Shrapnels (die halbe Anzahl von der Granatenausrüstung). Diese Shrapnels wiegen 11 Pfund 20 Loth, sind mit 66 gusseisernen Segmentstücken gefüllt und sollen den österreichischen Shrapnelringzünder (als den anerkannt besten) erhalten. — Die Kartätsche fehlt in der Ausrüstung. Sie soll durch das Shrapnel ersetzt werden. — Die Ausrüstung mit Munition, per Geschütz 156 Schuss, ist nach den Uebersichtstafeln günstig. — Laffetirung, Protze und Munitionswagen bleiben im Wesentlichen wie bisher.

Dies sind im Allgemeinen die Constructionsgrundzüge des Einheitsgeschützes. Versuche müssten entscheiden, ob diese Constructionen sich bewähren. Allein Geschosse von nur 7 Pfund Gewicht werden in ihrer Wirkung selbst bei der vorzüglichsten Construction im Nachtheile bleiben gegenüber den 2 bis 3 Mal gewichtigeren Geschossen der anderen Artillerien. —R.—

Die Feldartillerien Oesterreichs, Frankreichs, Italiens, der Schweiz, Englands, Preussens und Russlands. Im Auftrage des Reichs-Kriegsministeriums für die k. k. Armee zusammengestellt von Anton Ritter Jüptner v. Jonstorff, Hauptmann des Artilleriestabes. Wien 1871. Mit 13 Taf. 311 Oct.-Seit. 3 fl. 20 kr.

Das Feldartillerie-Materiale der genannten Staaten wird im Detail beschrieben, woran sich eine vergleichende Beurtheilung der Feldartillerien in taktischer, technischer und ökonomischer Beziehung anreiht. Das Werk enthält weiters höchst schätzenswerthe Daten über Geschossgeschwindigkeiten, Flugzeiten, Abgangs- und Einfallswinkel, endlich über Geschosseffecte, womit dem Artillerie- und Genieofficier für fortificatorische Zwecke u. dgl. ein nützliches Nachschlagebuch geschaffen ist. Der beschreibende Theil wird durch einen Atlas mit präcis ausgeführten Zeichnungen ergänzt.

Behufs Vergleichung der verschiedenen Querschnittsformen der Züge hätte es sich empfohlen, wenn dem betreffenden Abschnitte in Kürze eine Beleuchtung der mehrfachen Aufgaben, welche eben die Züge erfüllen sollen, vorangegangen wäre; ebenso konnte der Unterschied zwischen ballistischer und brisanter Wirkung des Schiesspräparates durch wenige Worte für Jedermann ausser Zweifel gestellt werden. Es ist ferner schade, dass dem Abschnitte „Vergleichende Beurtheilung der Feldartillerien etc." die Erfahrungen aus dem letzten Feldzuge noch nicht angefügt werden konnten.

Durch diese Bemerkungen soll übrigens dem Buche kein Tadel erwachsen; wir sind der Ansicht, dass selbes einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen hat, und wünschen nur, dass die angeregten Ergänzungen bei einer neuen Auflage des Werkes berücksichtigt würden. —M.—

Leitfaden zur Orientirung über Einrichtung und Bedienung der französischen Belagerungs- und Festungsgeschütze der Landartillerie. Mit 5 Kupfertafeln. Berlin 1871, Vossische Buchhandlung (Stricker), kl. Octav, 65 Seiten, 48 kr. ö. W.

Schusstafeln für die französischen Belagerungs-, Festungs- und Feldgeschütze der Landartillerie. Berlin 1871. Vossische Buchhandlung (Stricker). 45 Tafeln, 95 kr. ö. W.

Diese zwei kleinen Brochüren, von der preussischen Artillerie-Prüfungscommission auf Grund der bezüglichen französischen Reglements in sehr praktischer Weise verfasst, geben Aufschluss sowohl über die Einrichtung und Bedienung der in der französischen Armee eingeführten Belagerungs- und Festungsgeschütze der Landartillerie, als auch über die, zwischen diesen und

den ähnlichen preussischen Geschützen bestehenden Hauptunterschiede; indem im Vorworte der ersteren Brochüre die französischen und preussischen Belagerungs- und Festungsgeschütze in den Hauptpuncten verglichen werden, und in den folgenden 4 Abschnitten (nebst der Beschreibung der bestehenden französischen Geschütze sammt Laffetirung, Munition und Geschützzubehör), deren Bedienung auf die der preussischen Geschütze zurückgeführt erscheint, und blos die besonderen Verschiedenheiten der ersteren speciell angeführt werden.

Der erste Abschnitt behandelt die gezogenen, der zweite die glatten Kanonen, der dritte die Haubitzen und endlich der vierte Abschnitt die Mörser. Jeder Geschützgattung sind am Schlusse des Abschnittes die betreffenden Geschossgewichte, Geschütz- und Sprengladungen und die Maximalschussweiten angefügt.

Den deutschen reglementarischen Benennungen werden die gleichbedeutenden französischen Ausdrücke gegenübergestellt und wird am Schlusse der Brochüre ein kleines französisches Wörterbuch der wichtigsten Gegenstände des Artilleriewesens angehängt. In den beigegebenen 5 Kupfertafeln sind die wichtigsten französischen Laffetensysteme sammt Erklärungen aufgenommen.

Die zweite Brochüre enthält 45 Schusstafeln für alle Geschütze, Kaliber, Schuss- und Geschossarten der französischen Artillerie, wobei die Distanzen in Metern und Schritten, die Gewichte der Pulverladungen sowohl in Kilogramm und Gramm als auch in Pfunden und Lothen, die Aufsätze aber blos in Millimetern — entsprechend dem französischen Geschützaufsatze — angegeben sind. —ee—

Die französische Mitrailleuse. Zum ersten Male vollständig in allen ihren einzelnen Theilen beschrieben und dargestellt von G. v. P. Mit 26 lithographirten Figurenzeichnungen. Berlin 1871. Gustav Hempel. gr. Querfolio. 11 Seiten Text. 4 Tafeln. 2 fl. 85 kr.

Das vorliegende Werk empfiehlt sich bei sehr eleganter Ausstattung durch die knapp gehaltene, dabei aber erschöpfende Darstellung, durch correcte und sehr schön ausgeführte Zeichnungen. —M.—

Der Recognoscent. Von einem k. k. Generalstabsofficier. Wien 1870. Syré. 12 fl.

Eine kleine Mappe, welche die theoretische Anweisung und die praktischen Hilfsmittel, Tischplättchen, Diopter, Bussole, Höhenmesser etc. für schnelles Croquiren enthält. Der Text gibt schätzenswerthe Notizen; in den beigefügten Tabellen finden sich gute Behelfe, um Zeichenschlüssel, Logarithmentafeln u dgl. entbehrlich zu machen.

Es ist dieser Taschenapparat schon mehrfach zur Zufriedenheit praktisch versucht und angewendet worden. Wir möchten nur bemerken, dass uns das Ganze durch zu weit gehende elegante Ausstattung, namentlich durch die dabei aufgewendete Lederarbeit, unnöthig vertheuert erscheint. —Y.—

Betrachtungen über die Befestigung grosser Städte. Ein Wort für die Stadtfestungen. Von K. A. Hertzberg, k. preuss. Ingenieur-Hauptmann. (Gefallen vor Strassburg, 2. September 1870.) Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von G. Hertzberg, a. o. Professor der Geschichte an der Universität zu Halle. Halle 1871. 144 Oct.-Seiten. 1 fl. 27 kr.

Eigentlich nur zur Entgegnung mehrerer Brochüren [1]) und Zeitungsartikel

---

[1]) Die bedeutendste darunter war seinerzeit: Wedelstädt, preuss. Major a. D., „Stadtbefestigung oder reine Militärfestung. Berlin 1869." Hierauf folgte von demselben Verfasser: „Entwurf eines neuen Landesvertheidigungs-Systems. Wigand. Leipzig 1870."

bestimmt, mittelst deren seinerzeit namentlich gegen das Befestigen grosser und reicher Städte (wie z. B. Cöln) agitirt wurde, umfasst dieses mit scharfer Logik und vieler Sachkenntniss geschriebene Buch überhaupt das Wesentlichste, was sich für die Verwendung permanenter Festungen im Allgemeinen und für die Anlage grosser Stadtfestungen sagen lässt. Punkt für Punkt die Gegner an der Hand der Kriegsgeschichte theils vom staatswirthschaftlichen, theils vom rein militärischen und fortificatorischen Standpunkte widerlegend, zeigt dasselbe ferners, wie die unvermeidlichen Uebelstände und Lasten der Stadtfestungen vermindert werden können und dass — bei richtiger Anlage und Construction der Letzteren — dieselben gegenüber den neuen Angriffswaffen durchaus nichts an ihrem früheren Werthe verloren haben.

Da die neuesten Kriegserfahrungen den Inhalt dieses noch vor Ausbruch des deutsch-französischen Kampfes abgeschlossenen Buches durchaus bestätigen, dasselbe ferner in allgemein verständlicher Sprache ein reiches Material zur Beurtheilung dieser wichtigen Frage in einer Weise behandelt, dass namentlich der Nicht-Fachmann den grössten Nutzen aus ihm ziehen kann, so ist dasselbe den weitesten militärischen Kreisen — namentlich zu Unterrichtszwecken — besonders anzuempfehlen. —S.—

Lücken im Völkerrecht. Betrachtungen und Vorschläge aus dem Jahre 1870. Von Ad. Trendlenburg. Leipzig 1870. 64 Oct.-Seiten. 64 kr.

Die Aufgabe des Völkerrechtes ist nicht, den Krieg unmöglich zu machen, sondern den Krieg an ein Recht zu binden und das Unrecht der losgelassenen Gewalt, namentlich in seinen auf Unbetheiligte überfliessenden Seitenwirkungen, einzuschränken. In diesem Sinne untersucht der Verfasser das Völkerrecht und bezeichnet sehr richtig als die erste und grösste Lücke, dass das Völkerrecht keine genügenden Mittel besitzt, einen hartnäckig gewollten, mit systematischer Perfidie herbeigeführten Krieg, und wenn er selbst von der empörendsten Ungerechtigkeit wäre, verhindern zu können. All' das Schöne und Humane, was in dieser gutgemeinten Schrift zur Ausfüllung der bezeichneten Lücke vorgeschlagen erscheint, gehört ins Gebiet der frommen Wünsche, weil nur eine tief gewurzelte, allgemein verbreitete sittliche Cultur und eine wahrhaft freisinnige, überall herrschende politische Aufklärung (lauter Dinge, von denen bis jetzt leider nur sehr wenig zu sehen) hier wirksam zu helfen im Stande wären. —A.—

Das Kriegsrecht. Volksthümliche Darstellung für Jedermann etc., von Dr. Felix Dahn, ö. o. Prof. d. Völkerrechtes a. d. Hochschule Würzburg. — Würzburg 1870. 62 Oct.-Seiten. 48 kr.

Verdienstliche lobenswerthe Schrift über das Kriegsrecht, kurz, deutlich, populär verfasst, zur Unterweisung des Soldaten trefflich geeignet, gibt im Anhange als sehr zweckmässige Ergänzung den Text der Genfer Convention vom 22. August 1864, die Zusatzartikel zur Genfer Convention vom 20. Oct. 1868 und das Reglement über die internationale Privathilfe zur Unterstützung des militärischen Sanitätsdienstes auf dem Schlachtfelde. —A.—

Die Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur der Himmelskörper. — Gemeinfasslich dargestellt von Dr. H. Schellen, Dir. d. Realschule 1. Ordn. zu Cöln, etc. etc. 2. durchaus umgearb. und sehr vermehrte Aufl. Mit 230 Fig. in Holzschn., 2 farb. Protuberanzt., 4 Tafeln d. Sonnenspectrums und der Sonnenfinsternisse und 4 Porträts (Bunsen, Kirchhoff, Secchi u. Huggies). In zwei Abtheilungen. — Braunschweig 1871. 1. Abth. 11 u. 272 gr. Oct.-Seiten. 4 fl. 44 kr.

Das Gebiet der Spectralanalyse erstreckt sich weit über die Erde hinaus, über die sämmtlichen Himmelskörper bis in die entlegensten Theile des Welt-

raumes. Der Spectralanalyse entgeht kein Stoff, weder auf der Erde noch am Himmel, und mit derselben Sicherheit, mit der sie nachweist, gibt sie Kunde von der Zusammensetzung und von der Natur der Himmelskörper.

Die Entdeckung der Spectralanalyse und ihre überraschend folgenreiche Anwendung auf die stoffliche Beschaffenheit des Universums gehören demnach zu den glänzendsten Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts und erregen mit Recht das wärmste Interesse in allen gebildeten Kreisen.

In dieser höchst verdienstvollen Schrift, die aufmerksam durchgelesen, verbessert und mit den neuesten Forschungen bezüglich der Sonne bereichert, nun in 2. Auflage erschienen, sind alle Methoden und Ergebnisse der bisherigen Spectraluntersuchungen unter sorgfältiger Zusammenstellung und Benützung des gesammten Materials klar und leichtverständlich zur Darstellung gebracht.

—A.—

Technischer Militärkalender auf das Jahr 1871. I. Jahrgang. Wien. Dittmarsch. 203 Oct.-Seiten und 2 Pläne. 1 fl. 50 kr.

Eigentlich ein förmliches technisches Handbuch repräsentirend, verdient dieser Kalender in militärischen Kreisen die weiteste Verbreitung, weil derselbe eine so reiche und praktische Sammlung von mathematischen Formeln und technischen Notizen enthält, dass hierdurch meist viel theuerere Hilfsbücher grösstentheils entbehrlich gemacht worden. Auch war es ein glücklicher Gedanke, die Kalenderform für diese Veröffentlichung zu wählen, weil dadurch alljährliche Verbesserungen und Ergänzungen leicht ermöglicht werden. — Die Reichhaltigkeit und Eintheilung des Stoffes lassen so wie die sorgfältige Ausstattung nichts zu wünschen übrig. Bisher noch ungedruckte Zusammenstellungen, wie z. B. die baumechanischen Formeln des Geniehauptmanns Holzhey, ferners die artilleristischen Notizen über Sockenhöhen, Elevation, Depression u. s. w. der Geschütze, die Tabellen über deren Tragweiten, Pulverladungen, Einfallswinkel der Geschosse etc. verleihen dem Büchlein, welches auch einen Anhang über Feldbefestigungsnormen (sammt zwei äusserst nett gezeichneten Tafeln) bringt, einen besonderen, überaus gemeinnützigen Werth.

Wir können daher dem Erfolge desselben — da es in jeder Beziehung praktisch und zeitgemäss ist — nur das beste Prognosticon stellen. —S.—

Jahrbuch der k. k. Kriegsmarine 1871. (Geschlossen am 5. November 1870.) Redigirt von Johannes Ziegler, k. k. Marine-Ingenieur, Herausgeber des Archivs für Seewesen. Wien 1870. Gerold. 4 und 176 Oct.-Seiten mit 1 Tafel. 1 fl. 50 kr.

Enthält: Das schwimmende Flottenmaterial, die Bewegungen S. M. Kriegsschiffe vom 1. September 1869 bis 1. September 1870, die österreichische Küstenaufnahme im adriatischen Meere von 1866 bis Ende 1870, die Schulschiffe und Marineschulen während der Periode vom September 1869 bis September 1870, die Thätigkeit des Matrosencorps während der nämlichen Zeit, die Thätigkeit der permanenten Artilleriecommission seit ihrer Aufstellung bis September 1870, das hydrographische Amt, die Marine-Akademie, das Schiffbau- und Maschinenwesen, die Thätigkeit der Marineartillerie-Direction, Land- und Wasserbauten, Statistik der Straffälle in der Kriegsmarine, Stiftungen, Gebühren und Pensionen, Auszeichnungen, Bedingungen zur Aufnahme in die Kriegsmarine, der Freiwilligendienst; dann unter Miscellanea die Consulatsbehörden, maritim-technische Notizen, die Seetreffen von 1340—1870 und die geographischen Expeditionen zur See von 812—1870 etc. etc., nebst einer Tafel: Skelett der neuen Kartenpublication des adriatischen Meeres. Das sehr hübsch ausgestattete Buch ist für den Statistiker und denjenigen, welcher an der Entwickelung unserer Marine Antheil nimmt, höchst interessant. —*—

Das Triclinum mobile oder **die aufrichtbare dreifach schiefe Ebene,** betrachtet im I. Theil als Brustbett für die Heilung der Ober-

schenkel- und Schenkelhalsbrüche und als Lagerungsapparat bei Hüftkrankheiten; im II. Theil als Grundlage eines neuen Systems für den Verband und Transport Schwerverwundeter im Kriege, von Dr. Rudolf Stanelli, praktischem Arzte in Moskau. 2. vermehrte u. umgearb. Auflage. Berlin, 1871. Langmann & Comp. 130 Octavseiten und XI Figurentafeln. 1 fl. 27 kr.

In der bereits im Mai 1869 erschienenen 1. Auflage dieses Werkchens strebte der Verfasser, welcher im Kriege 1866 einer preussischen Feldlazareth-section als dirigirender Arzt vorstand, schon eine Reform des ganzen Feldsanitätswesens auf Basis der Verbesserung der Transportsmittel für Schwerverwundete an, indem er eine neue, naturgemässere Tragbahre vorschlug, wodurch die bisher unvermeidlichen Uebelstände in dieser Richtung grösstentheils beseitigt werden sollten. — Der Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 bot ihm nun die Veranlassung, in der vorliegenden 2. Auflage, ausser verschiedenen Verbesserungen und Zusätzen, noch weitere Angaben für die Reform des Feldsanitätswesens in seinem Sinne niederzulegen, die um so grössere Beachtung verdienen, als der Verfasser die Zweckmässigkeit seines Apparats durch 20jährige Erfahrung erprobt haben will und sein System nicht als unfehlbar hinstellt, sondern dasselbe nur im Allgemeinen zur Prüfung und Vervollkommnung anempfiehlt.

Die beigefügten 11, sehr deutlichen Figurentafeln versinnlichen seinen Apparat in dessen verschiedenen Nutzanwendungen und erhöhen den Werth des Büchleins, dem entschieden die humansten Wünsche und sehr rationelle Ansichten zu Grunde gelegt sind. —S.—

Ueber Vorbereitung von Reservelazarethen von Dr. F. Esmarch, Prof. der Chirurgie an der Universität Kiel. Mit 9 Tafeln Abbildungen. Berlin, 1870. Enslin. 24 Octavseiten. 32 kr.

Die Frage der transportablen Baracken zu Sanitätszwecken im Kriege ist eine so wichtige, dass der vorliegende Separatabdruck aus der Zeitschrift „Kriegerheil" (Organ der deutschen Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger) in weitesten militärischen Kreisen um so grössere Aufmerksamkeit verdient, als der Verfasser desselben, durch mehrere Brochüren auf diesem Gebiete schon rühmlichst bekannt, hier speciel bemüht ist, die leitenden Grundsätze für derlei Anlagen für Jedermann fasslich darzulegen, und gleichzeitig drei Projecte von transportablen Militär-Hospitalbaracken mittheilt, welche theils von Baumeistern in Kiel, theils von einem schweizerischen Ingenieur ausgearbeitet wurden.

Da der Verfasser somit Gelegenheit findet, alle Punkte zu berühren, welche zur eingehenden Orientirung über diesen Gegenstand dienen, so glauben wir auf sein, mit netten Figurentafeln und den nöthigen Kostenberechnungen ausgestattetes Werkchen alle Jene aufmerksam machen zu sollen, welche mit der wichtigen Lazarethfrage überhaupt zu thun haben. —S.—

B. Bibliographischer Theil.

Uebersicht der neuesten literarischen Erscheinungen. [1]

Mitgetheilt von der Buchhandlung Faesy & Frick in Wien, Graben Nro. 22.

I. Literatur des deutsch-französischen Krieges.

***Abani**, Carl, im Lager der Franzosen. Briefe eines Augenzeugen über den Krieg in Frankreich 1870. gr. 8. 388 S. Teschen. 2 fl. 40 kr. [2]

Antheil, der, des 2. Bataillons vom Magdeburgischen Füsilierregiment Nr. 36 an den Kämpfen um Metz. Mit einem Anhang patriotischer Gedichte aus dem Jahre 1870 von Carl Elze, Carl Goedeke, Jul. Grosse u. A. 8. 48 S. Halle. 32 kr.

Armee, die, Sachsens als XII. norddeutsches Armeecorps im französischen Feldzuge 1870. Nach den Mittheilungen eigener Berichterstatter, Correspondenten und Specialartisten. Mit vielen Illustrationen (in Holzschn.) In 10 — 12 Lief. 1. Lief. 8. 64 S. Leipzig. 32 kr.

Bacon's Abridged Store of the War; a Popular Narrative of the Invasion of France by the German Armies in 1870; with Map of Central Europe, and a Strategical Map showing the Movements of the Hostile Armies. 12mo. sewed. 38 kr.

Baldamus, Ed., die literarischen Erscheinungen des deutsch-französischen Krieges 1870. 2. Abth. Die literarischen Erscheinungen vom 1. October bis 31. December 1870. gr. 8. Reudnitz. 48 kr.

Bartels, Prof. Dr. C., Rathschläge für die Behandlung des Typhus im Felde. Den Feldärzten zur Beherzigung empfohlen. 8. 23 S. Kiel. 32 kr.

Bazaine, Marschall, summarischer Bericht über die Operationen der Rhein-Armee vom 13. Aug. bis zum 29. October 1870 erstattet. Aus dem Französischen von A. Mels. Mit einer lith. Karte (in qu. 4.) gr. 8. 28 S. Berlin. 48 kr.

— Rapport sommaire sur les opérations de l'armée du Rhin du 13. Août au 29. Octobre 1870. Avec une carte (lith. in qu. 4.). gr. 8. 28 S. Ebd. 48 kr.

Beta, Dr. H., das neue deutsche Reich auf dem Grunde germanischer Natur und Geschichte. 8. 81 S. Leipzig 1871. 8 Sgr.

---

[1] Die Bibliographie enthält die neuesten, für den Militär interessanteren Erscheinungen, welche in den letzten Monaten des Jahres 1870 und im Laufe des gegenwärtigen Jahres publicirt wurden. Nur für die Rubrik „Literatur des deutsch-französischen Krieges" wurde etwas weiter zurückgegriffen, um ein möglichst übersichtliches Bild jener Literatur zu bieten. Die den einzelnen Werken beigefügten Preise beziehen sich auf den Wiener Platz.

[2] Die Werke der mit * bezeichneten Autoren sind im kritischen Theile besprochen.

Beziehungen, die österreichisch-preussischen, und ihre verkehrte Auffassung. Von einem Deutschösterreicher. 8. 30 S. Leipzig. 32 kr.

Blätter aus dem Tagebuche eines Strassburgers während der Belagerung in den Monaten August und September 1870. gr. 8. 74 S. Altona. 64 kr.

Bohlmann, Dr. Otto, die Friedensbedingungen und ihre Verwerthung. Eine Skizze. 1. u. 2. Aufl. gr. 8. 25 S. Berlin. 32 kr.

Borbstädt, Oberst z. D. A., der deutsch-französische Krieg 1870 nach dem inneren Zusammenhange dargestellt. Mit vollständ. Ordre de bataille der deutschen und französischen Armeen, Karten und Schlachtplänen. 1. Lief. Mit der ersten Ordre de bataille der französischen und deutschen Armeen (in 3 Tab. in qu. Fol.) gr. 8. 100 S. Berlin. 48 kr.

Born, D., Deutschlands Vertheidigungskampf gegen Frankreich im Jahre 1870. 1. — 4. Lief. 8. S. 1 — 256. Berlin. 32 kr.

Briefwechsel, fragmentarischer, der Kaiserin Eugenie mit ihren Vertrauten und Freunden. 8. 48 S. Leipzig. 26 kr.

Buckenforde, A. v., die Grundursachen des gegenwärtigen Krieges und die hieraus zu ergreifenden Massregeln. 8. 10 S. Berlin. 26 kr.

Cardinal von Widdern, Belgien, Nordfrankreich, der Niederrhein und Holland als Kriegsfeld. Supplement zu „Rhein- und Rheinfeldzüge." Mit dem (chromolith.) Plan von Antwerpens Neubefestigung und zwei Skizzen. gr. 8. (VII. 240 S.) Breslau. 2 fl. 85 kr.

Cherbuliez, Victor, das politische Deutschland seit dem Prager Frieden 1866 — 1870. Autorisirte Uebersetzung. 8. (XXVIII, 316 S.) Bern. 1 fl. 90 kr.

Chronik des deutsch-französischen Krieges 1870. Mit den Reden, Telegrammen, Handschreiben, Erlassen, Armeebefehlen, Proclamationen und Verordnungen Sr. Majestät des Königs v. Preussen. Aus dem k. preuss. Staatsanzeiger, 1. Lieferung. Vom 4. Juli bis 19. August. 2. Aufl. 8. 28 S. 2. Lieferung. Vom 20. August bis 7. September. gr. 8. 16 S. Berlin. à 32 kr.

Chronik des deutsch-französischen Krieges 1870. (Aus dem k. preuss. Staatsanzeiger.) 4. verb. und verm. Aufl. Vom 4. Juli bis 6. November 1870. gr. 8. 188 S. Berlin 1870. 95 kr.

Chronique de la guerre franco-allemande 1870. Avec les discours, télégrammes, lettres, ordonnances, ordres à l'armée, proclamations et arrêtés du roi de Prusse et des lettres de la reine de Prusse, (D'après le moniteur royal de Prusse.) Du 4 Juillet au 4 Novembre. gr. 8. 107 S. Berlin, 1 fl. 27 kr.

***Dahn**, Prof. Dr. Felix, das Kriegsrecht. Kurze, volksthümliche Darstellung für Jedermann, zumal für den deutschen Soldaten. 8. 62 S. Würzburg. 48 kr.

Deligny, Général, 1870, Armée de Metz. gr. 8. (VII. 83 S.) Münster. 76 kr.

Depeschen, amtliche, vom Kriegsschauplatze. 1 — 114. 16. 56 S. Berlin. 10 kr.

Deutschlands Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870. Von H. v. D. 1.—5. Heft. gr. 8. S. 1 — 72. Berlin. à 7 kr.

Diary of the french campaign of 1870. To which is added an apendix, containing the decrets, telegramms, and proclamations of the king of Prussia. Part. I. From 5th July till 7th Septbr. gr. 8. 66 S. Berlin. 95 kr.

Doehn, Rud., der Bonapartismus und der deutsch-französische Conflict vom Jahre 1870. Eine historische Studie. 8. (III, 76 S.) Leipzig. 64 kr.

Dömling, Asses. Adelb., im Bivouac. Zur Erinnerung an die Siege vom 30. August bis 2. September 1870, dem deutschen Heere und seinen Führern gewidmet. 8. 7 S. Bamberg. 2 Sgr.

Dörr, Dr. Friedr., der deutsche Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870. Auf Grund amtl. und anderer zuverlässiger Quellen bearb. Mit Portraits und einer Kriegskarte. 1. — 6. Lief. gr. 8, S. 1 — 336 mit 2 Holzschntafeln und einer Karte mit Holzschn. in hoch 4. Berlin. à 32 kr.

Dresky, Lieut. a. D. W. v., der Krieg zwischen Deutschland u. Frankreich im Jahre 1870. Der deutschen Armee gewidmet. 1. Abth. 5. Aufl. Mit Portraits. 2 lith. Plänen und einer lith. Karte vom Kriegsschauplatz in qu. Fol. 8. (92 S. mit einem Portr. in Holzschnitt.) Potsdam. 48 kr.

Du Roys-Reymond, Rect. Emil, über den deutschen Krieg. Rede am 3. August 1870 in der Aula der k. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten. 2. unveränderter Abdruck. 8. 46 S. Berlin. 50 kr.

Ehrenkreuz, Hauptmann a. D. v., der gesunde Soldat oder wie hat der Krieger seine Gesundheit, sowohl in der Garnison, auf Märschen, als im Lager zu erhalten und welche augenblickl. Hilfe kann er sich geben bei leichten wie schwereren Verwundungen, wenn schnelle chirurg. Hilfe mangelt. Nebst einigen Worten an die Freiwilligen des Heeres als Vermächtniss eines alten Veteranen. 2. starke Aufl. 16. 45 S. Coblenz. 13 kr.

Einigung, die bundesstaatliche, Süd- und Norddeutschland's unter Preussens Führung als nothwendiges Ergebniss des gegenwärtigen Krieges und ihre Bedeutung als Schutzwehr für das europ. Gleichgewicht. gr. 8. 54 S. Berlin. 50 kr.

Eintheilung und **Standquartiere** der gesammten deutschen Armee mit namentl. Angabe der Corps-, Divisions-, Brigade-, Regiments-, Bataillons- und Landwehr-Bezirks-Commandeure. September-Ausgabe. 8. 59 S. Berlin. 38 kr.

Engel, Dr, Erlebnisse und Wahrnehmungen bei Ueberbringung einer Sendung von Liebesgaben des Berliner Hilfsvereins für die deutschen Armeen im Felde an die Belagerungstruppen vor Strassburg. gr. 8. 71 S. Berlin. 64 kr.

Esmarch, Prof. F., der erste Verband auf dem Schlachtfelde. Mit einer Kupfertafel (auf Leinwand in gr. Fol.) und 3 (eingedruckten) Holzschn. 2. unveränd. Aufl. 8. 23 S. Kiel. geb. 1 fl. 27 kr.

***Esmarch**, Prof. F., über Vorbereitung von Reserve-Lazarethen. Mit 9 Taf. (lith.) Abbildgn. in qu. 4. gr. 8. 24 S. Berlin. 32 kr.

Fechner, Dr. Herm., der deutsch-französische Krieg von 1870. Mit Illustr. (in Holzschn.) von W. Camphausen, W. Dietz, J. Ehrentraut etc. mit Portr., Karten und Plänen. In 12 Lief. 1. Lief. Lex.-8. (48 S. mit 2 Holzschntaf.) Berlin. 32 kr.

Feldzug von 1870. I. Vom Rhein bis Chalons. Hrsg. von G. v. Glasenapp. Aus der Kriegszeitung. 4. (II, 250 S. mit eingedr. Holzschn.) Berlin. 4 fl. 75 kr.

Fischbach, Gust., Krieg von 1870. Die Belagerung und das Bombardement von Strassburg. 8. (IV, 185 S.) Strassburg. 1 fl. 27 kr.

Frank. Lettres sur la guerre de 1870. Milan. 95 kr.

Franz, A., der deutsche Krieg von 1870 gegen den Erbfeind. Seine Entstehung und sein Fortgang bis zu den neuesten Ereignissen. 1.—4. Heft. gr. 8. (III und S. 1—308.) Berlin. à 32 kr.

Führer auf dem Kriegsschauplatz. Nr. 1—5. hoch 4. S. 1—40, mit eingedr. Holzschn. und einer Karte in Holzschn. und Farbendruck. Leipzig. à 16 kr.

Gedenkblatt aus Deutschlands Geschichte. Vollständige Sammlung der officielen Kriegsdepeschen vom Monat August bis November. gr. 16. S. 1—128. Altona. 42 kr.

Geschichte, illustr., des Krieges vom Jahre 1870. In 12 Heften. 1. bis 4. Heft. hoch 4. S. 1—96, mit 3 lith. Karten in gr. Folio und eingedr. Holzschn. Stuttgart. à 16 kr.

Gigl, Alex., illustrirte Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870. Für das Volk bearb. In 16 Hftn. 1.—7. Heft. hoch 4. S. 1—168 mit eingedr. Holzschn. Wien. à 25 kr.

Griesinger, Thdr., 1870. Der grosse Entscheidungskampf zwischen Deutschland und Frankreich geschildert. Mit vielen Abbildgn. in eingedr. Holzschn. In 12—15 Lief. 1.—5. Liefer. 4. S. 1 bis 124. Stuttgart. à 25 kr.

Guarnieri, A., la campagna del 1870 in Germania ed in Francia, lavoro storico; fasc. I. Firenze.

Gutzkow, Carl, das Duell wegen Ems. Gedanken über den Frieden. 2. Aufl. gr. 8. 15 S. Berlin. 32 kr.

Hahn, Werner, der Krieg Deutschlands gegen Frankreich. Illustr. mit zahlreichen Abbildgn. Lief. 1—4. gr. 8. 192 S. mit eingedr. Holzschn. Bielefeld. à 32 kr.

Hazelius, General J. A., eine Stimme aus Schweden über den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, seine nächsten Ursachen und Folgen. gr. 8. 48 S. Berlin. 48 kr.

Heere, die europäischen. Ihre Organisation und Bewaffnung. Mit einem Anhange: Die norddeutsche Flotte. Von C.... v. S.... 8. 92 S. mit eingedr. Holzschn. Hildburghausen. 6 Sgr.

Held, Alexis, der Antheil der bayerischen Armee an dem Nationalkriege gegen Frankreich im Jahre 1870. Nach officiellen Quellen und Mittheilungen. In 12—15 Liefer. 1.—4. Liefer. gr. 8. 192 S. München. 25 kr.

Helden, deutsche, des Krieges von 1870. Eine Kriegsschilderung mit 16 Portr. in Stahlst. 2. vermehrte Auflage. hoch 4. 28 S. Text. Leipzig. In Mappe 1 fl. 90 kr.

Hohenthal, Graf, vollständige Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870 in zusammenhängender übersichtl. und populärer Darstellung nach den besten Quellen und amtl. Berichten. Ein Gedenk- und Erinnerungsbuch für alle Zeitgenossen u. Mitkämpfer. Mit Karten, Plänen, Abbildgn. (in eingedr. Holzschn.) und einem Wegweiser für Reisende auf dem Schlachtfelde. In 2 Theilen. 1. Theil. Von Ems bis Metz. br. 8. 184 S. Leipzig. 1871. 64 kr.

Hoyns, Dr. Geo., die Zurücknahme von Elsass und Lothringen. Ein Wort über den Charakter der Franzosen und seine Entwickelung an die Gegner jener Zurücknahme. gr. 8. 15 S. Hannover, 16 kr.

Hugo, Victor, Napoleon der Kleine. Aus dem Französischen. 3. Ausgabe. 8. (VIII, 314 S.) Bremen. 1 fl. 27 kr.

Hundt v. Hafften-Turowo, militärisch-politische Berichte über die französische Armee und das französische Volk. Neue Ausg. gr. 8. (XX, 234 S.) Berlin. 1 fl. 27 kr.

Jacques, Dr. Heinr., Oesterreichs äussere Politik in und nach dem Kriege. gr. 8. 62 S. Wien. 76 kr.

Jüngken, Dr. Jos. Ch., der Krieg und die Mittel, seine feindlichen Folgen für Gesundheit und Leben zu bekämpfen. Ein Beitrag zur Krankheitsbehandlung. Nebst einer Beschreibung der Barackenstadt auf dem Tempelhofer Felde in Berlin. gr. 8. 35 S. Berlin. 48 kr.

Kessel, Prem.-Lieut. a. D. C. v., der Krieg Deutschlands gegen Frankreich im Jahre 1870. Mit Karten, Plänen etc. 1. — 7. Liefer. gr. 8. S. 1 — 304. Berlin. à 19 kr.

Krieg, der, 1870. Die neueste europäische Krisis, verursacht durch die spanische Throncandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern. Beleuchtet von einem Ex-Diplomaten. gr. 8. 24 S. Leipzig. 16 kr.

— der, von 1870 in Depeschen. Zusammenstellung sämmtlicher amtlicher Depeschen nebst Beigabe von patriotischen Gedichten. 1. — 4. Heft. 8. (à 24 S.) Berlin. à 32 kr.

— der deutsch-französische. Chronologische Uebersicht aller Actenstücke, Erlasse, politische und strategische Berichte, der verschiedenen Aeusserungen der Presse etc. in Bezug auf Entstehung und Führung des Krieges vom Beginne der entstandenen Verwicklungen im Juli 1870. Unter Mitwirkung eigener Berichterstatter dargestellt für das deutsche Volk. 1. — 9. Liefer. 6. Auflage. gr. 8. S. 1 — 372, mit eingedruckten Holzschn. und einer Karte in Holzschn. in Fol. Leipzig. à 16 kr.

— der, im J. 1870 oder Deutschlands Freiheitskampf gegen Frankreichs Gewaltherrschaft. Historisch erzählt von H. v. B. Mit Por-

traits, Gefechtscenen, Karten und Plänen (in eingedr. Holzschn.) 4. Aufl. 1. Lieferung. gr. 8. S. 1 — 48. Elbing. 32 kr.

Krieg, der gegenwärtige, die neutralen Mächte und ihre Interessen. gr. 8. 24 S. Berlin. 19 kr.

— der heilige, 1870. In ca. 20 Lieferungen. 1 — 4 Liefer. gr. 4. S. 1 — 64 mit eingedr. Holzschn. und 13 Holzschntaf. und einer Karte in Holzschn. und Buntdr. Leipzig. à 32 kr.

— der, von 1870 zwischen Deutschland und Frankreich. Uebersichtlich nach authent. Acten zusammengestellt. 1. — 3. Liefer. 8. S. 1 — 96. Frankfurt a. M. à 32 kr.

— der deutsch-französische, im Jahre 1870. Beschreibung der Schlachten bei Weissenburg, Wörth, Metz, Gravelotte, Mars la Tour, Beaumont, Sedan etc. Mit 16 Bildnissen der hervorragendsten Heerführer beider Nationen in eingedr. Holzschn. gr. 16. 40 S. Stuttgart. 19 kr.

— der, des Jahres 1870. Vom militärischen Standpunkte dargestellt. Von ***, 1. Hälfte. (Bis zur Capitulation von Sedan.) gr. 8. (III, 108 S.) Berlin. 95 kr.

— der deutsch-französische im Jahre 1870. Von H. v. B. 1. Bd. gr. 8. 316 S. mit eingedr. Holzschn. u. lith. Karten. Elbing. 1 fl. 90 kr., geb. 2 fl. 54 kr., Ausgabe ohne Karten 1 fl. 27 kr.

— der deutsch-französische im Jahre 1870. Eine Zusammenstellung von Zeitungsnachrichten und Circulardepeschen in geordn. Reihenfolge und Bearbeitung nach guten Quellen. Anh.: Officielle Kriegsnachrichten. In 2 Heften. 1. Heft. 8. 88 S. Langensalza. 38 kr.

— der deutsch-französische 1870 in officielen Kriegsnachrichten. 64 S. Oldenburg. 32 kr.

— der, um Metz. Von einem preuss. General. 2. Abdr. gr. 8. 37 S. Berlin. 95 kr.

Kriegschronik, illustrirte. 1. — 6. Lief. Fol. 96 S. mit eingedruckten Holzschn. Leipzig. à 32 kr.

Kriegsgeschichte von 1870 in officiellen Depeschen. I. 8. 32 S. Altona. 32 kr.

— von 1870 und 1871 in officiellen Depeschen. II. 8. S. 33 bis 62. Altona. 32 kr.

Kriegskalender, deutscher. 1870. 1. Heft. gr. 16. (IV, 48 S.) Erlangen, 32 kr.

— bayerischer, für das Jahr 1871. 4. 48 S. München. 26 kr.

Kriegsmacht, die, des norddeutschen Bundes und Frankreichs. Anfang 1870. Von J. N. gr. 8. 241 S. Wien. 2 fl. 54 kr.

Kriegsnachrichten, officielle, aus dem deutsch-französischen Kriege im Jahre 1870. 1. und 2. Lieferung. 16. S. 1 — 48. Glatz. à 10 kr.

— officielle, des deutsch-französischen Krieges 1870. 1. Heft. Nebst den Proclamationen vom 31. Juli und 2. August und Brief aus Sedan vom 3. Septbr. 1870 König Wilhelm I. an die Königin Augusta in Berlin. 8. 112 S. Hamburg 1870. 38 kr.

Dasselbe. 3. Abth. gr. 8. 1 fl. 70 kr.

2. Abtheil.: 158 S. mit 3 chromolith. Karten in 4. und Fol. — 3. Abtheil.: 169 S. mit 2 chromolith. Karten in gr. 4. und Fol.

Schmidt, Prof. Adf., Elsass und Lothringen. Nachweis wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. 2. verb. Auflage. gr. 8. (IV, 68 S.) Leipzig. 64 kr.

— — 3. verm. Aufl. gr. 8. (VII, 84 S.) Ebds. 64 kr.

Schmidt, Ferd., der Franzosenkrieg 1870. 1. — 5. Lieferung. S. 1 bis 240. Berlin. à 19 kr.

Schmitz, Alexander. Ein preussisch-deutsches Kaiserreich, das Sclavenjoch der Völker. Eine Warnungsstimme aus Oesterreich. 2. Aufl. gr. 8. 31 S. Wien. 50 kr.

— — Soll Oesterreich waffnen? 8. 16 S. Ebd. 25 kr.

Schramm's, R., Kriegs-Broschüren. 1. Die europäische Diplomatie, die deutsche Volksvertretung und die allgemeine Entwaffnung. 8. 39 S. Leipzig. 32 kr.

— — dasselbe. 2. Auflage unter d. T.: Die Zurückerstattung alles alten und neuen französischen Länderraubes an Deutsche, Belgier, Schweizer, Spanier und Italiener. Nebst einem Schreiben an den Grafen Bismarck. 8. 48 S. Ebd. 32 kr.

Souvenir (A) of the War of 1870—71 from the commencement to the Fall of Paris, with views of Strassbourg, Sedan, and Metz; by William Simpson; an Introduction by Dr. Doran; a History of the War by Henry Höll; and a large map of France. Folio, cloth. 15 fl. 95 kr.

***Stanelli**, Dr. Rud., das triclinum mobile oder die aufrichtbare dreifache schiefe Ebene betrachtet im 1. Theil als Lagerungsapparat für die Heilung der Oberschenkel- und Schenkelhalsbrüche und für Hüftkrankheiten im Allgemeinen; im 2. Theil als Grundlage eines neuen Systems für den Verband und Transport Schwerverwundeter im Kriege. gr. 8. (VI, 105 S. mit einer lith. Tafel in Fol.) Berlin. 1 fl. 27 kr.

Steger, Dr. Frdr., das Elsass mit Deutsch-Lothringen. Land und Leute, Ortsbeschreibung, Geschichte und Sage. Mit einer lith. und color. Karte und einer Ansicht des Strassburger Münsters in Holzschn. gr. 8. (VIII, 91 S.) Leipzig. 95 kr.

Tecklenborg, H., die Freiheit des Meeres. Verbesserungsvorschläge zum Staatsvertrage über das Seerecht in Kriegszeiten. Abgeschlossen am 16. April 1856 zu Paris. Den sämmtl. Betheiligten empfohlen. gr. 8. 41 S. Bremen. 48 kr.

Thurn, Dr. W., Marsch-Diätetik. Grundbedingungen einer rationellen Art zu marschiren für Officiere und Militärärzte. Ein Beitrag zur Militärhygiene. 8. 64 S. Berlin. 64 kr.

Treischke, Heinr. v., was fordern wir von Frankreich? 2. unveränd. Abdr. Aus den preussischen Jahrbüchern. gr. 8. 47 S. Berlin. 38 kr.

Trützschler, Hauptmann v., illustrirter Kriegsschauplatz von Deutschland und Frankreich 1870. Ein geschichtl. Gedenkblatt f. Alle. 1. — 13. Heft. gr. 8. S. 1 — 384, mit 8 color. Steintafeln. Dresden. à 19 kr.

Ursachen, die, der Capitulation von Sedan. Von einem Franzosen. (Aus dem grossen Generalstabe.) Aus dem Französischen von A. Mels. Mit 2 lith. Schlachtenplänen (auf einer Steintaf. in qu. Fol.) gr. 8. 27 S. Berlin. 64 kr.

Verlustliste, badische. Nr. 1 — 7. 4. 67 S. Carlsruhe. 83 kr.

— der baierischen Armee nach officiellen Quellen in zwanglosen Blättern Nr. 1 — 3. 4. (à $^1/_4$ B.) München. à 7 kr.

— der preussischen Armee. Nr. 1 — 131. gr. 4. Berlin pro cplt. 80 kr.

— des 12. (königl. sächs.) Armeecorps. Nr. 1 — 3 und Nachtrag zu 2. 4. Dresden. 54 kr.

— württembergische. Im Staatsanzeiger vom 29. December 1870.

Verzeichniss der anlässlich des Krieges von 1870 in Deutschland erschienenen Bücher u. Karten. 1. Abth. geschlossen am 24. Sept. 1870. Zusammengestellt von O. L. 8. 30 S.Cassel. 48 kr.

Virchow, Rud., Gesundheitsregeln für die Soldaten im Felde. 32. 7 S. Berlin. 10 kr.

— der erste Sanitätszug des Berliner Hilfsvereins für die deutschen Armeen im Felde. 8. 34 S. Berlin. 38 kr.

Vogeler, Dr. der norddeutsche Feldarzt. Gedrängte Darstellg sämmtlicher den Sanitätsdienst der norddeutschen Bundesarmee im Felde betr. Instructionen. 8. 40 S. Mainz. 48 kr.

Volger, Frz., Elsass, Lothringen und unsere Friedensbedingungen. Eine pol. Studie. 1. — 3. Auflage. gr. 16. 16 S. Anklam. 16 kr.

Wachenhusen, Hans, der deutsche Volkskrieg. Illustrirte Schilderungen. Nr. 1 — 17. 4. à 8 S. m. eingedr. Holzschn.) Leipzig. Berlin. à 13 kr.

Wagner, Prof. Dr. Adph., Elsass und Lothringen und ihre Wiedergewinnung. 4. Aufl. gr. 8. (VIII, 101 S.) Leipzig. 15 Sgr.

— — 6. Aufl. gr. 8. (XI, 113 S. Ebds. 95 kr.

War (The) Correspondence of the „Daily News“, 1870. Edited with Notes and Comments. Forming a Continuous Narrative of the War between Germany and France, with Maps. Post 8vo. pp. 444, cloth. 5 fl. 70 kr.

Watterich, Prof. Dr., der deutsche Name Germanen und die etnograph. Frage vom linken Rheinufer. Eine histor. Untersuchung. gr. 8. (VIII, 112 S. mit einer lith. und color. Karte in qu. 4.) Paderborn. 1 fl. 27 kr.

Weber, Past. Thdr., die Bedeutung des deutsch-französischen Krieges im Lichte der Vergangenheit und Gegenwart. Vortrag, gehalten zu Barmen am 25. Aug. 1870. 8. 44 S. Barmen. 48 kr.

Wehrenpfennig, W., die franz. Armee. Aus den preuss. Jahrbüchern.

— — das diplomatische Vorspiel des Krieges. Aus den preussischen Jahrbüchern.

Wer sind Sie denn eigentlich, Herr N. oder Herr M.? Enthüllungen einer seltsamen Geschichte im October 1870 während der Belagerung von Metz. Autorisirte deutsche Ausgabe. gr. 8. 83 S. mit 2 Steintaf. Berlin. 95 kr.

Wickede, Jul. v., Kriegsbilder des Jahres 1870. 8. (VIII, 439 S.) Hannover. 2 fl. 38 kr.

Winn (Hon C. Allanson) — What I saw of the War at the Battles of Speichern, Gorze, and Gravelotte etc. 8vo. pp. 352, cloth. 57 kr.

Winterfeld, Carl, vollständige Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870 von seiner Entstehung an, in zusammenhängender, übersichtlicher und populärer Darstellung nach den besten Quellen und unter Benutzung amtl. Berichte. Mit mehr als 40 Karten, Schlachtplänen und Portraits in Lith. u. Holzschn. von C. Arnold, L. Burger, E. Löffler etc. 8. 384 S. Berlin. 95 kr.

Worte, deutsche, eines Oesterreichers über den deutsch-französischen Krieg. 8. 15 S. Wien. 19 kr.

Zapp, Dr., Geschichte des Krieges 1870. Ein Gedenkbuch unter Benutzung sämmtl. amtl. deutschen und französischen Depeschen und Schriftstücke, sowie der bedeutendsten Correspondenten bearbeitet (bis zur Cernirung von Paris). 8. 150 S. Berlin. 64 kr.

Zeitung, deutsche, für Krieg und Frieden. Wochenschrift für Politik, Staatswissenschaften, Krieg und Heerwesen, Landwirthschaft, Industrie und Technik, Börse und Verkehr, Kunst, Theater und Literatur. Jahrg. 1870. October — December. 13 Nrn. gr. Fol. (à 2 B.) Berlin. 3 fl. 80 kr.
Bildet die Fortsetzung von Kriegszeitung.

Zur Orientirung über die französische Armee. Mit 2 lith. Taf. Abbildungen. gr. 16. (V, 46 S.) Berlin. 32 kr.

Zur französischen Grenzregulirung. Deutsche Denkschriften aus den Verhandlungen des 2. Pariser Friedens. gr. 8. 80 S. Berlin. 64 kr.

II. Militärwissenschaft. Sanitätswesen.

Armee-Verordnungsblatt. Herausg. vom Kriegsministerium. 5. Jahrg. 1871. Nr. 1 $^1/_2$ B. 4. Berlin. Vierteljährlich 1 fl. 27 kr.

Blätter, militärische. Red.: G. v. Glasenapp. 13. Jahrg. 1871 oder 25. und 26. Bd. à 6 Hefte. (à 6 B.) gr. 8. Berlin. 7 fl. 60 kr.

Brackenbury, Capitän C. B., Foreign Armies and Home Reserves. Republished from the „Times." Post 8vo. cloth. 3 fl. 80 kr.

Bundesheer, das norddeutsche. Kurze Charakteristik seiner Organisation, der einzelnen Truppengattungen und ihrer Bedeutung im Kriege, seiner Fechtweise u. s. w. Ein Büchlein für das deutsche Volk. Von einem preussischen General. 8. (IV, 109 Seiten.) Berlin. 67 kr.

Corsi (Carlo). Sommario di Storia militare. Parte 1. Dai tempi i più rimoti sino al 1740 in 8 con atlante. Torino. 4 fl. 44 kr. (L'opera di 3 volumi con 3 atlanti 13 fl.)

***Eisenbahnnetz**, das österreichisch-ungarische, und die Schlagfertigkeit der Armee. Eine militärische Studie vom Verfasser des „Nebels v. Chlum." Mit einer lith. Eisenbahn-Uebersichtskarte in Imp.-Fol. gr. 8. 50 S. Wien. 80 kr.

Elcho (Lord) — Lettres on Military Organization; with Appendix. Post 8vo. cloth. 2 fl. 66 kr.

England rendered Impregnable by the Practical Military Organisation and Efficent Equipment of her National Forces, and her present, Position, Armement, Coast Defences, Administration, and future Power considered. By H. A. L. „The Old Shekarry", with illustrations. 8vo. pp. 470. 15 fl. 96 kr.

Hassenstein, Capt. z. See, Bestimmung der Entfernungen von Schiffen auf See. Aus dem Englischen nach Admiral Ryder. gr. 8. (III, 31 S. mit eingedr. Holzschn. und 8 Tab. in 4.) Kiel. 1 fl. 27 kr.

***Hertzberg**, Ingen.-Hauptm. Carl Ad., Betrachtungen über die Befestigung grösserer Städte. Ein Wort für die Stadtbefestigungen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Prof. Gustav Hertzberg. gr. 8. (XII. 144 S.) Halle. 1 fl. 27 kr.

Jahrbuch für Militärärzte 1870/71. 6. Jahrgang. Herausg. von Dr. Carl Pundschu. gr. 16. (VII, 254 S.) Wien. In engl. Einb. 1 fl. 40 kr.

Kamerad, der. Illustrirter österreichischer Militär-Kalender für 1871. Vereinigt mit dem 22. Jahrg. des österreichischen Militärkalenders von Dr. J. Hirtenfeld. Hrsg. von der Red. der österreichisch-ungarischen Wehrzeitung (der Kamerad). 9. Jahrgang. gr. 8. 304 S. mit 4 color. Steintaf. Wien. 1 fl. 50 kr.

Köhler, Oberst z. D., Leitfaden für den theoretischen Unterricht des Infanteristen. 24. Aufl. gr. 16. (61 S. mit einer Steintaf. in qu. 4.) Berlin. 14 kr.

Kolaczek, Dr. Rob., die Krankheits- und Sterblichkeitsverhältnisse in Sr. Majestät Kriegsmarine während des Quinquenniums 1863 bis 1867. Im Auftrage der Marine-Section des Reichskriegsministeriums statistisch zusammengestellt. hoch 4. (III, 108 S. mit 5 Tab. in qu. Fol.) Wien, 1870. 1 fl.

Lovera. Sulle armi antiche et moderne. Genova 1870.

Militär-Wochenblatt. Red.: Oberst z. D. A. Borbstaedt. 56. Jahrg. 1871. 52 Nrn. (à 1 — 1 $^1/_2$ Bg.) Mit Beilagen. 4. Berlin. Vierteljährl. 2 fl.

Militär-Zeitung, allgemeine. Hrsg. von einer Gesellschaft deutscher Officiere und Militärbeamten. 46. Jahrgang. 1871. 52 Nrn. (à 2 B.) gr. 4. Darmstadt. Jährlich 15 fl. 20 kr.

***Mitrailleuse**, die französische. Zum ersten Male vollständig und getreu beschrieben und dargestellt in ihrer äusseren und inneren Construction mit allen einzelnen Theilen und deren Gebrauchs-Erläuterung. Von G. v. P. Mit 4 lith. Tafeln Abbildungen in qu. Fol .gr. 4. 11 S. Berlin. 2 fl. 85 kr.

***Owen** (Lieut.-Col. C. H.) — The Principles and Practice of Modern Artillery, including Artillery Material, Gunnery, and Organiza-

tion and use of Artillery in Warfare. With numerous illustrations. 8vo. pp. 482, cloth. 11 fl. 40 kr.

Puttkammer, Maj. Frhr. v., Preussens Militär-Invaliden-Gesetzgebung für die Grade vom Oberfeuerwerker, Feldwebel und Wachtmeister abwärts nach amtlichen Quellen zusammengestellt. 2. bis zum 15. November 1870 ergänzte Ausgabe. gr. 8. (XII, 188 S. und 2 Tab. in Fol.) Breslau. 1 fl. 90 kr.

Stocqueler (J. H.) — A Familiar History of the British Army, from the Restoration in 1660 to the Present Time, including a Description of the Volunteer Movement and the Progress of the Volunteer Organisation. 4to. pp. 358, cloth. 15 fl. 96 kr.

Trützschler, der Recrut der Infanterie. Ein Büchlein zur Selbstbelehrung. 2. Aufl. 16. 128 S. Dresden. 26 kr.

Vademecum für das deutsche Kriegsheer 1870. 3. Aufl. 32. 48 S. Bremen. 10 kr.

Vedette, die, Militär-Zeitschrift. Red.: Ober-Lieut. Eugen Klutschak. Jahrg. 1871. 36 Hefte. Nr. 44 — 79 (à ca. 32 S. mit eingedr. Holzschn., Karten und Plänen.) gr. 8. Wien. 9 fl.

Winkel, Prof. Dr. F., über freiwillige Krankenpflege im Felde nach Erfahrungen auf dem Kriegsschauplatze. Vortrag gehalten in der Aula der Universität am 28. November 1870. 8. 54 S. Rostock. 57 kr.

Wort, ein, über die österreichisch-ungarischen Heeresverhältnisse. An die Mitglieder der Delegationen zum Neujahr 1871. gr. 8. 31 S. Pest. 40 kr.

Zeitschrift für die schweizerische Artillerie hrsg. von den Artillerie-Officieren d'Apples, Bluntschli und Hebbel. Jahrg. 1871. 12 Nrn. (à 1 — 1½ Bg. mit Karten und Steintafeln.) gr. 8. Frauenfeld. 3 fl. 5 kr.

III. Staatswissenschaft. Politik. Statistik.

Bernhardi, Dr. Carl, die Sprachgrenze zwischen Deutschland u. Frankreich ermittelt und erläutert. gr. 8. 16 S. mit einer lith. u. color. Karte in Fol. Cassel. 52 kr.

Beust, Graf, Oesterreichs Neutralitäts-Politik und das künftige Verhältniss der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Deutschland. gr. 8. 71 S. Pest. 60 kr.

Bluntschli, Dr. J. C., das moderne Völkerrecht in dem französisch-deutschen Kriege von 1870. Eine Rectoratsrede am 22. November 1870. gr. 8. 31 S. Heidelberg. 38 kr.

Clasen, Dr. Octav., Deutschland und die Kaiseridee. Eine historisch-politische Untersuchung. gr. 8. 14 S. Bonn 1870. 14 kr.

Eisenbahnen, die, der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihr Betrieb im Jahre 1868. Mit Unterstützung des k. k. Handels-Ministeriums. Hrsg. von der k. k. statist. Central-Comm. 2 fl.

Ergebniss, das, des jetzigen Krieges f. Deutschlands Handel und Industrie und die Stellung von Elsass und Deutsch-Lothringen.

Eine Anschauung aus dem rhein. Handelsstande. gr. 8. 25 S. Berlin. 50 kr.

Germania. Statistische Tabelle des geeinigten Deutschlands für das deutsche Volk. Imper.-Fol. color. Berlin 1870. 20 kr.

Gricourt, Senat. Marquis v., die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland unter Napoleon III. Aus d. Franz. von A. Mels. 2. Aufl. gr. 8. 34 S. Cassel 1870. 48 kr.

Hooker, Dr. N., das Kaiserthum der Hohenzollern. br. 8. (IV, 54 S.) Cöln. 48 kr.

Höhne, Ob.-Lehr. Dr., der Romanismus gegenüber dem Germanismus. Rede zur Feier des Geburtstages des Königs in der Aula des Gymnasiums zu Zwickau gehalten. 8. 24 S. Zwickau. 26 kr.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Hrsg. von Prof. Dr. Bruno Hildebrand. 9. Jahrg. 1871. 2 Bde. à 6 Hefte. (à 5 B.) Lex.-8. Jena. à Bd. 5 fl. 7 kr.

Martin (Frederick) — Tne Statesman's Year-Book: a Statistical and Historical Account of the States of the Civilised World, 1871. Pp. 791, cloth. 8 fl. 98 kr.

Micheles. La France devant l'Europe in 8. Firenze. 1 fl.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik. Hrsg. von der k. k. statistischen Central-Commission. 17. Jahrgang. 4. — 6. Heft. Lex.-8. Wien 1870. 2 fl. 80 kr.

Inhalt: 4. Uebersicht des Schiffs- und Waarenverkehrs auf der oberen Donau zu Wien, Linz und Engelhartszell in den Jahren 1849 — 1869. Bearb. von Dr. Joh. Winkler. Mit einer graph. Darstellung in qu. Fol. (III, 75 S.) 1 fl. 80 kr. — 5. Summarische Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1869. Trauungen, Geburten und Sterbefälle in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern nach Städten und Bezirkshauptmannschaften 1868. (III, 87 S.) 1 fl. — 6. Bewegung im Besitz- und Lastenstande des unbeweglichen Eigenthums im Jahre 1869 in Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Steiermark etc. Hrsg. von der k. k. statist. Central-Commission. (III, 99 S.) 1 fl.

Rolin-Jacquemyns, G., la guerre actuelle dans ses rapports avec le droit international. (Aus „Revue internationale et de legislat. comparée.") gr. 8. 81 S. Berlin. 1 fl. 27 kr.

Russland und Deutschland. Von ***. gr. 8. 32 S. Berlin. 32 kr.

Siotto-Sintor. La politica italiana dell' anno 1870. in 8. Torino.

Verfassung des deutschen Reiches. 2. Auflage. gr. 16. 54 S. Berlin. 20 kr.

Wirth, Max, Grundzüge der Nationalökonomie. 1. Bd. 4., umgearb., verm. und verb. Aufl. gr. 8. (VIII, 528 S.) Cöln. 5 fl. 7 kr.

Wo ist Europa's Zukunft? gr. 8. 60 S. Freiburg i. B. 64 kr.

Wunden, offene, österreichisch-ungarischer Volkswirthschaft. gr. 8. (VII, 51 S.) Leipzig. 76 kr.

IV. Geschichte.

Archiv, für österreichische Geschichte. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der k. Akademie der Wissenschaften. 43. Bd. 1. Hälfte. gr. 8. 284 S. Wien. 1 fl. 40 kr.

Briefe und Acten zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Witttelsbacher. 1. Band. gr. 8. München 1870. 6 fl. 34 kr.

Inhalt: Die Gründung der Union 1598 — 1605. Bearbeitet v. Mor. Ritter. (XIV., 752 S.)

d'Elvert, Ob.-Finanz-R. Chrn. Ritter, zur Culturgeschichte Mährens und Oesterr.-Schlesiens. 3. Th. Aus den Schriften d. hist.-statist. Sect. d. k. k. m.-schl. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. gr. 8. (V, 710 S.) Brünn 1870, 3 fl. 50 kr.

Gottschall, Rud., Napoleon III. Eine biographische Studie. 2. verm. und verb. Auflage. 8. (VII, 183 S.) Liegnitz. 95 kr.

Höfler, C., Abhandlungen zur Geschichte Oesterreichs unter den Kaisern Leopold I., Joseph I,, Carl VI. I. Zum ungarischen Ausgleich im Jahre 1705. Nach den Actenstücken der diplomatischen Correspondenz des Grafen Wenzel Gallas, kais. Gesandten in London. (Aus „Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen.") Lex.-8. 84 S. Wien 1870. 80 kr.

***Isaacsohn**, Dr. S., der deutsch-französische Krieg im Jahre 1674 und das Verhältniss des Wiener Hofes zu demselben. Nach bisher unedirtem urkundl. Material dargestellt. gr. 8. 86 S. Berlin. 1 fl. 27 kr.

Kluckhohn, A., zwei pfälzische Gesandtschaftsberichte über den französischen Hof und die Hugenotten 1567 und 1574. (Aus den Abhandlungen der k. bayer. Akad. der Wissenschaften.) gr. 4. 60 S. München 1870. 1 fl. 27 kr.

Kriegk, Stadt-Archivar Dr. G. L., deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Nach urkundl. Forschungen. Neue Folge. Nebst einem Anhange enth. ungedr. Urkunden aus Frankfurtischen Archiven. gr. 8. (VIII, 456 S.) Frankfurt a. M. 4 fl. 44 kr.

Lorenz, Dr. Ottokar, und Dr. Wilh. Scherer, Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Bilder aus dem politischen und geist. Leben der deutschen Westmark. In zusammenhäng. Erzählung. 1. Halbd. gr. 8. (III, 234 S.) 95 kr.

Müldener, Rud., deutsch-französische Kriegs-Chronik. Geschichtliche Darstellung des deutschen Nationalkrieges gegen Frankreich. Zur Erinnerung für Mitstreit. und Mitleb. 1.—3. Liefer. gr. 8. S. 1 — 128. Halle. à 19 kr.

Nikal (F. M.) — History of France, from the year 420 to the Surrender of Metz 1870. Post 8vo. cloth. 2 fl. 66 kr.

Pölitz, K. H. L., österreichische Geschichte. Neue Ausgabe von Ottocar Lorenz. 2. verm. Auflage. gr. 8. (VII, 244 S.) Wien. 1 fl. 90 kr.

Straeter, Dr. B. T. M., Ollivier Cromwell. Ein Essay über die englische Revolution des 17. Jahrhunderts. gr. 8. (III, 521 S.) Leipzig. 5 fl. 7 kr.

Vargyas, Andr., Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes. gr. 4. 509 S. mit eingedr. Holzschn. und 2 Holzschntaf. in gr. 4. und qu. Fol. Pest 1869. 4 fl.

***Vivenot**, Alfr. Ritter v., Thugut und sein politisches System. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der deutschen Politik des österr. Kaiserhauses während der Kriege gegen die franz. Revolution. II. (Aus d. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen.) gr. 8. 97 S. Wien 1870. 75 kr.

Weiss, Archivar Carl, Geschichte der Stadt Wien. In circa 8 Liefer. 1. — 3. Lief. gr. 8. S. 1 — 46 mit eingedr. Holzschn. und einer lith. Karte. Wien. à 50 kr.

Wernicke, Ober-Lehrer, Dr. C., die Geschichte der Welt. 2. Theil. Die Geschichte des Mittelalters. 4. verm. und verb. Aufl. gr. 8. (VIII, 811 S.) Berlin. 4 fl. 44 kr.

Wohlwill, Dr. Adf., Geschichte des Elsasses in kurzer Uebersicht. 2. durchges. Aufl. gr. 8. 78 S. Hamburg. 38 kr.

Wolf, Ad., die Aufhebung der Klöster in Innerösterreich 1782—1790, Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Joseph's II. gr. 8. (VII. 174 S. Wien. 1 fl. 50 kr.

Yonge (C. Ducke) — The History of England, from the Earliest Times to the Death of Viscount Palmerston, 1865. Post 8vo. pp. 813, cloth. 5 fl. 70 kr.

Zeitschrift, historische. Hrsg. von Heinr. v. Sybel. 25. u. 26. Bd. oder 13. Jahrg. 1871. 4 Hefte. gr. 8. 1. Heft. 242 S. München. 13 fl. 30 kr.

V. Geographie. Reisen. Karten.

Ergenzinger, Jul., Heimatskunde. Wien, Niederösterreich. 8. (VI, 92 S. mit 4 Steintaf.) Wien. 60 kr.

Hand-Atlas, grosser, der Erde und des Himmels, in 72 Blatt in Kupferstichen und Farbendr. und Colorit. 43 Aufl. Bearb. von H. Kiepert, C. F. Weiland, C. Graef, A. Graef, C. Bruhns und O. Delitsch. Imp.-Fol. 47 fl. 27 kr.

Hauer, Frz. Ritt. v., geologische Uebersichtskarte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Nach den Aufnahmen der k. k geolog. Reichsanstalt bearb. 1 : 576.000. 6. Lief. enth. Blatt 3. Westkarpathen. Chromol. Imp.-Fol. 82 S. Text in Lex.-8. Wien. 5 fl.

Huber, Lehr. Jos., kurzgefasste Heimatkunde des Erzherzogthums Oesterreich. 1. Bdchn. Der Heimatsort: Wien. 8. (IV, 24 S. mit einem lith. Plan in 4.) Wien. 50 kr.

Issleib, Wilh., Special-Atlas von Oesterreich-Ungarn für Schule und Haus nach den neuesten Quellen bearb. und hrsg. 12 Karten in Farbendruck. qu. 4. Gera. 50 kr.

Kiepert, K., neuer Hand-Atlas über alle Theile der Erde. Neue vollständig bericht. Aufl. qu. Imp.-Fol. Berlin. geb. 31 fl. 25 kr.

Koch, Dr. W., Eisenbahnkarte von Russland. Chromolith. qu. Fol. Mit 1 Bl. Text in schmal. 8. Leipzig. 50 kr.

— neueste Uebersichtskarte der Eisenbahnen und Eisenbahnverwaltungen Europa's. Chromolith. Imp.-Fol. 95 kr.

Kriegsschauplatz, deutsch-französischer (westlich und südlich von Paris). Anschlussblätter an Reymann's und Handtke's Karten vom Kriegsschauplatz. 1 : 320,000. Blatt 5 und 6. Lith. und color. Imp.-Fol. Glogau. 1 fl. 59 kr.

Paris, drei Stunden im Umkreis. 1 : 92,000. Lith. und color. Imp.-4. Freiburg i. B. 38 kr.

Rohlfs, Gerh., Afrika-Reise 1869. In 40 Photogr. nach der Natur aufgenommen von E. Salingré. gr. Fol. (mit Text 16 S. in Lex.-8.) Berlin. In Mappe. 76 fl.

Vambéry, Prof. Herm., Russlands Machtstellung in Asien. Eine historisch-politische Studie. gr. 8. (IV, 95 S.) Leipzig. 95 kr.

Woehrl, Kriegsschauplatz. Nr. 1 und 3. (à 3 Bl.) Lith. und color. Fol. Freiburg i. B. à 2 fl. 22 kr.

Inhalt: 1. Rouen. Paris. Strasbourg. — 3. Limoges. Lyon. Genève.

VI. Naturwissenschaften. Mathematik.

Ausland, das. Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde. Herausgegeben von Dr. Osc. Peschel. 44. Jahrg. 1871. 52 Nrn. (à 3 B.) gr. 4. Stuttgart. 17 fl. 75 kr.

Bertram, Heinr., Probleme der Mechanik mit Bezug auf die Variationen der Schwere und die Rotationen der Erde. gr. 4. 31 S. Berlin 1869. 64 kr.

Darwin (Charles) — The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex. With illustrations. 2 vols. post 8vo. pp. 910, cloth. 18 fl. 25 kr.

Emsmann, Prof. Dr. Aug. Hugo, Elemente der Physik zum Gebrauche für die oberen Classen höherer Schulen, namentlich der Gymnasien, Realschulen und höheren Bürgerschulen bearb.; 2., verbess. Aufl. Mit 161 in den Text eingedr. Fig., 3 Isothermen- und eine Sturmkarte in Holzschn. gr. 8. (XII. 292 S.) Leipzig. 1 fl. 90 kr.

Fortschritte, die, der Physik im Jahre 1867. Dargestellt von der physikal. Gesellschaft zu Berlin. 23. Jahrg. Red. von Dr. G. Quincke u. Dr. B. Schwalbe. gr. 8. (LII, 656 S.) Berlin 1870. 6 fl. 65 kr.

Grove, Geh.-R. Dr. W. R., die Verwandtschaft der Naturkräfte. Deutsche autor. Ausgabe nach der 5. Aufl. d. engl. Orig. hrsg. durch Hauptm. a. D. E. v. Schaper. Mit einem Anhange, enth. die Rede des Autors „über den ununterbrochenen Zusammenhang in der Natur", gehalten als Präsident der British Association zu Nottingham 1866, nebst einem Vorworte zur deutschen Uebersetzung von Prof. R. Clausius. gr. 8. (XIX, 270 S.) Braunschweig. 2 fl. 85 kr.

Hoffmann, Dr. Carl, Compendium der Anthropologie. 3. verb. u. verm. Aufl. gr. 8. (VI, 123 S.) Passau. 95 kr.

Leitfaden für den Unterricht in der Mathematik an der königl. Marineschule. 1. Theil: Die Elemente der Arithmetik und Geometrie. gr. 8. (V, 68 S.) Kiel 1869. 80 kr.

***Schellen.** Dir. Dr. A., die Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur der Himmelskörper gemeinfasslich dargestellt. 2. durchaus umgearb. und sehr verm. Auflage. Mit etwa 230 eingedr. Fig. in Holzschn., 2 farb. Spectraltafeln, 2 farb. Protuberanztaf., 4 Taf. des Sonnenspectrums und der Sonnenfinsternisse und 4 Portr. Braunschweig. 10 fl. 15 kr.

Schlotter, Herm., über die Bewegung des Wassers in Leitungsröhren. Beweise für die Energie des Luftdruckes. gr. 8. 52 S. mit eingedr. Holzschn. Gera. 64 kr.

Willkomm, Dir. Dr. Moritz, die Wunder des Mikroskops, oder die Welt im kleinsten Raume. Für Freunde der Natur und mit Berücksichtigung der studir. Jugend bearb. 3. verm. und verb. Aufl. Mit 1200 Text-Abbildgn. auf 263 Illustr. in Holzschn., einem Titelbilde, sowie einem Frontispice in Holzschn. und Tondr. gr. 8. (VIII, 366 S.) Leipzig. In engl. Einb. 3 fl. 80 kr.

VII. Chemie. Technik.

Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse. Zum Gebrauche bei den praktischen Uebungen im Laboratorium. 3. verm. Auflage. gr. 8. 38 S. Wien 1870. 50 kr.

Centralblatt, chemisches. Repertorium für reine, pharmaceut., physiolog. und techn. Chemie. Red.: Dr. Rud. Arendt. 3. Folge. 2. Jahrg. 1871. 52 Nrn. (B.) gr. 8. Leipzig. 13 fl. 30 kr.

Erfindungen, die neuesten, im Gebiete der Landwirthschaft, des Bergbaues, des Fabriks- und Gewerbewesens und des Handels. Illustr. Zeitschrift. Red. von Jul. Hirsch. Hrsg. von Dr. Fern. Stamm. 15. Jahrg. 1871. 52 Nrn. (à 1 — 2 B.) Fol. Wien. 7 fl. 20 kr.

Gmelin-Kraut's Handbuch der Chemie. Anorganische Chemie in 3 Bänden. 6. umgearb. Aufl. Mit eingedr. Abbildgn. in Holzschn. Hrsg. v, Prof. Dr. Carl Kraut. 1. Bd. 2. Abth. 1. u. 2. Liefer. gr. 8. 176 S. Heidelberg. 1 fl. 90 kr.

Handbuch der chemischen Technologie. In Verbindung mit mehreren Gelehrten und Technikern bearb. und hrsg. von Prof. Dr. P. A. Bolley. 6. Bd. 3. Gruppe. Das Schiesspulver, die Zündhütchen und Zündwaaren-Fabrication. 3. Abth. Die Zündwaaren-Fabrication in ihrer gegenwärtigen Ausbildung. Mit Berücksichtigung der wichtigsten Maschinen zum Hobeln der Hölzer, zum Einlegen und Ausnehmen, zur Spanschachtel- und Salonbüchsen-Fabrication und der Recepte zum Zusammensetzen der Zündwaaren von Wlad. Jettel. Mit in den Text eingedruckten Holzst. gr. 8. (VII, 77 S.) Braunschweig. 1 fl. 27 kr.

Jacobsen, Dr. Emil, chemisch-technisches Repertorium. Uebersichtlich geordnete Mittheilung der neuesten Erfindungen, Fortschritte und Verbesserungen aus dem Gebiete der technischen und industriellen Chemie mit Hinweis auf Maschinen, Apparate und Literatur. 9. Jahrgang 1870. 1. Halbjahr. gr. 8. (X, 161 S.) Berlin 1870. 1 fl. 27 kr.

Muspratt's theoretische und analytische Chemie, in Anwendung auf Künste und Gewerbe. Frei bearb. von Dr. F. Stohmann. Fortgesetzt von Prof. Bruno Kerl. 6. Bd. 9. und 10. Liefer. gr. 4. (XIV und Sp. 513 — 652.) Braunschweig 1870. à 76 kr. Bd. I — VII compl. 108 fl. 65 kr.

Schwatlo, Baumstr. C., das Veranschlagen der Bauarbeiten nach dem neuen Metermaass und Gewicht. Bearb. nach den Berathungen der Commission des Berliner Architekten-Vereins. 6. Heft. gr. 8. S. 257 — 288 mit einer Steintafel in Fol. Halle 1870. 48 kr.

Taschenbuch des Ingenieurs. Herausg. von dem Verein „Hütte". 9. verm., Fuss- u. Metermaass gleichmässig berücksicht. Aufl. Mit vielen in den Text eingedr. Holzschn. 8. 1. Hälfte. S. 1 — 256. Berlin. 3 fl. 17 kr.

Wagner, Hofr. Prof. Dr. R., Handbuch der chemischen Technologie zum Gebrauche bei Vorlesungen an Universitäten, technischen Hoch- und Mittelschulen, sowie zum Selbstunterrichte für Chemiker, Techniker, Apotheker, Verwaltungsbeamte und Gerichtsärzte. 8. Aufl. Mit 336 eingedr. Holzschn. gr. 8. (XV, 839 S.) Leipzig. 6 fl. 95 kr.

Wiebe, Lehr. Prof. F. K. H., Skizzenbuch für den Ingenieur und Maschinenbauer. Eine Sammlung ausgeführter Maschinen, Fabrikanlagen, Feuerungen, eiserner Bau-Constructionen, sowie anderer Gegenstände aus dem gesammten Gebiete des Ingenieurwesens. 71. Heft. Fol. (6 Kpfrtaf. mit 2 S. Text.) Berlin. à 1 fl. 90 kr.

VIII. Pferdekunde.

Blätter für Pferdezucht u. Centralorgan für hippolog. Vereine, Gestütswesen, Pferdedressur, Händler etc.; 8. Jahrg. Neue Folge 2. Jahrg. 24 Nrn. (B.) gr. 4. Leipzig. Halbjährl. 2 fl. 22 kr.

Duliège, R. A., einige Worte über die Schur des Pferdes vom Standpunkte der Gesundheitspflege öffentlich besprochen im „Journal d'agriculture pratique." Autorisirte Uebersetzung. gr. 8. 23 S.) Wien. 30 kr.

Pillwax, Prof. Dr. J., Lehrbuch des Huf- und Klauen-Beschlages. 3. umgearb. Aufl. Mit 105 eingedr. Holzschn. gr. 8. (XI, 263 S.) Wien. 3 fl.

Purdon's Veterinary Handbook. The Diseases of Horses, Cattle, Sheep, Swine, Dogs, and Poultry: their Causes, Symptoms, and Treatment. Collected and arranged from the best Authorities by R. O. Pringle. Post 8vo. pp. 234, cloth. 1 fl. 90 kr.

Rennkalender für Deutschland hrsg. vom General-Secretariat des Unions-Clubs. Jahrg. 1870. 2. Theil. 8. (III, 131 S.) Berlin. 1 fl. 90 kr.

Repertorium der Thierheilkunde. Herausg. von Prof. E. Hering. 32. Jahrg. 1871. 4 Hefte. gr. 8. 1. Heft. 94 S. Stuttgart. 3 fl. 5 kr.

Taschenbuch, veterinärärztliches. Hrsg. von Th. Adam. 11. Jahrg. 1871. 16. (IV, 154 S.) Ebd. In engl. Eind. 1 fl. 35 kr.

Veterinär, österreichisch-ungarischer. Fachschrift für das gesammte Veterinärwesen mit besonderer Berücksicht. des Sport, der Viehzucht und der Landwirthschaft. Red.: Joh. Müller. Hrsg.: Wlad. Jungherz und Ferd. Fiala. 1. Jahrg. 1871. 36 Nrn. (B.) gr. 4. Wien. 5 fl.

IX. Verschiedenes.

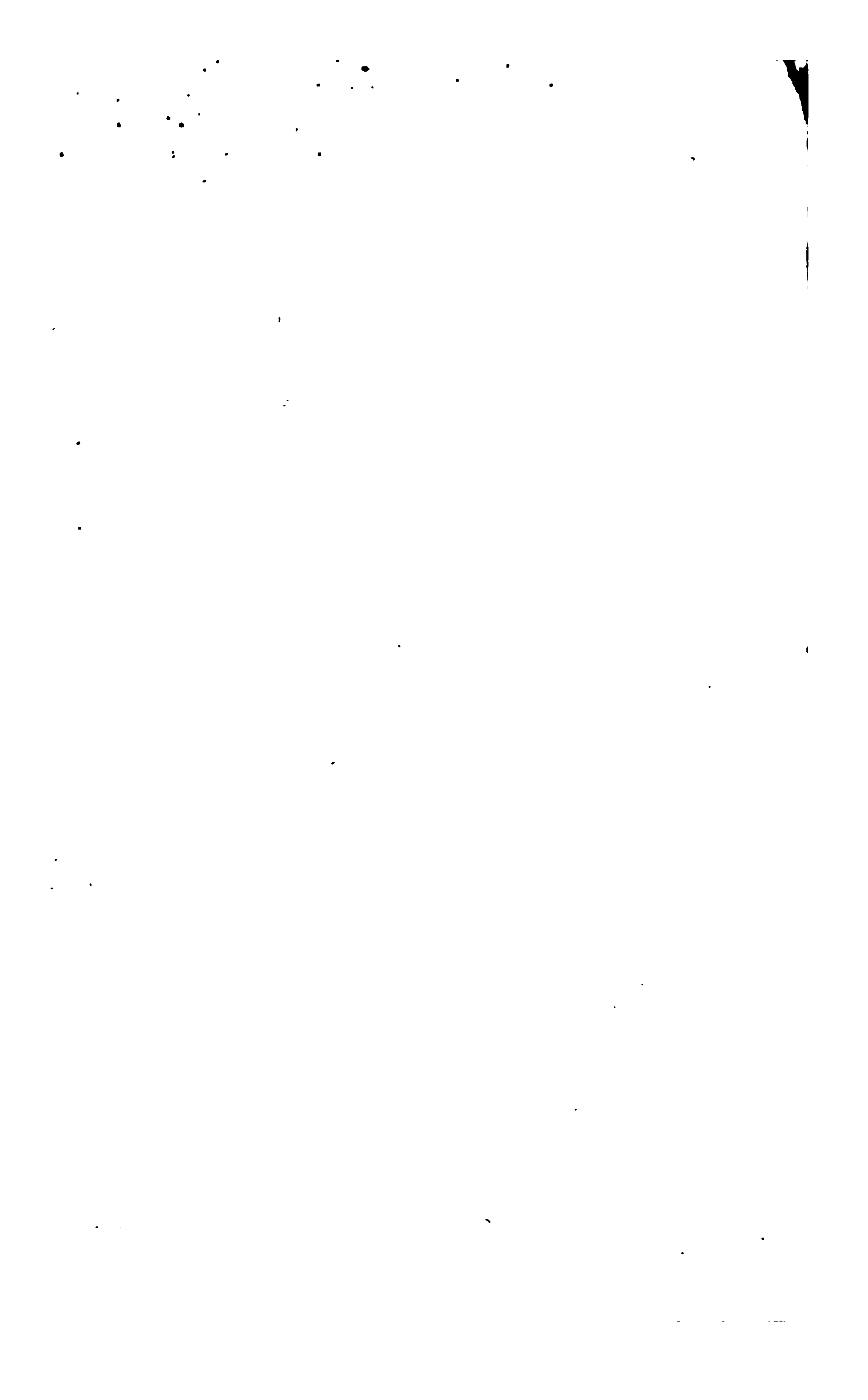
Actenstücke in Bezug auf Handel und Schifffahrt während des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870. Herausgegeben auf Veranlassung der Handelskammer zu Hamburg. Lex.-8. IV. 80 S. Hamburg, 1870. 64 kr.

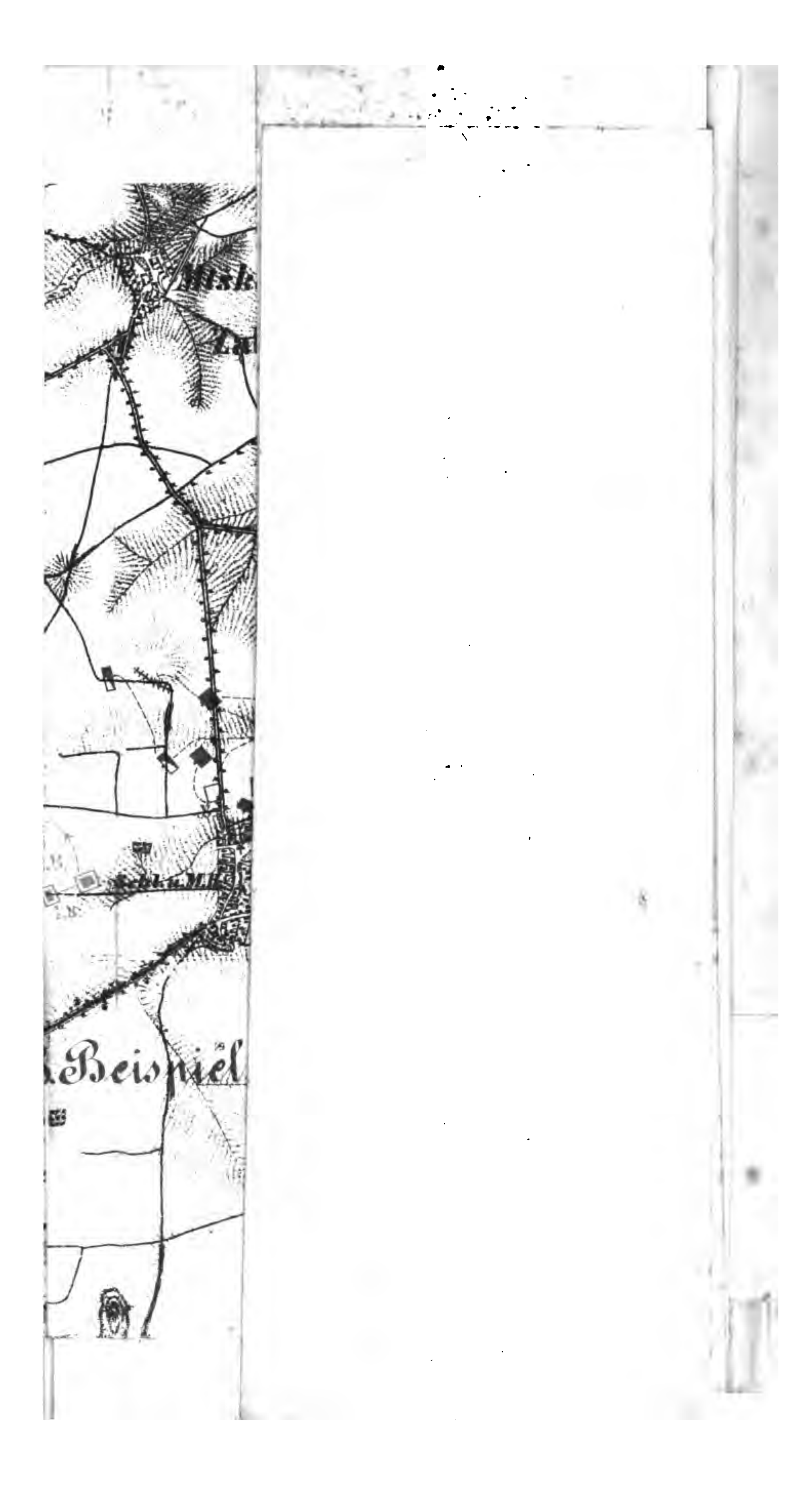
Blackie (John Stuart) — War Songs of the Germans, with Historical Illustrations of the Liberation War, and the Rhine Boundary Question. 12mo. pp. 156. cloth. 1 fl. 90 kr.

Ehrenthal, Wilh., das Kutschkelied auf der Seelenwanderung. Forschungen über die Quellen des Kutschkeliedes im grauen Alterthum nebst alten Texten und Uebersetzungen in neuere Sprachen. Mit einer lith. Hieroglyphen-Taf. in 4. 2. Aufl. gr. 8. 48 S. Leipzig. 64 kr.

Organ für Schützenwesen und Jägerei. Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für Schützen und Jagdliebhaber. Hrsg. von A. Retemeyer. 1. Bd. Jahrgang 1871. 12 Hefte (à 3 B.) hoch 4. Berlin. 3 fl. 17 kr.

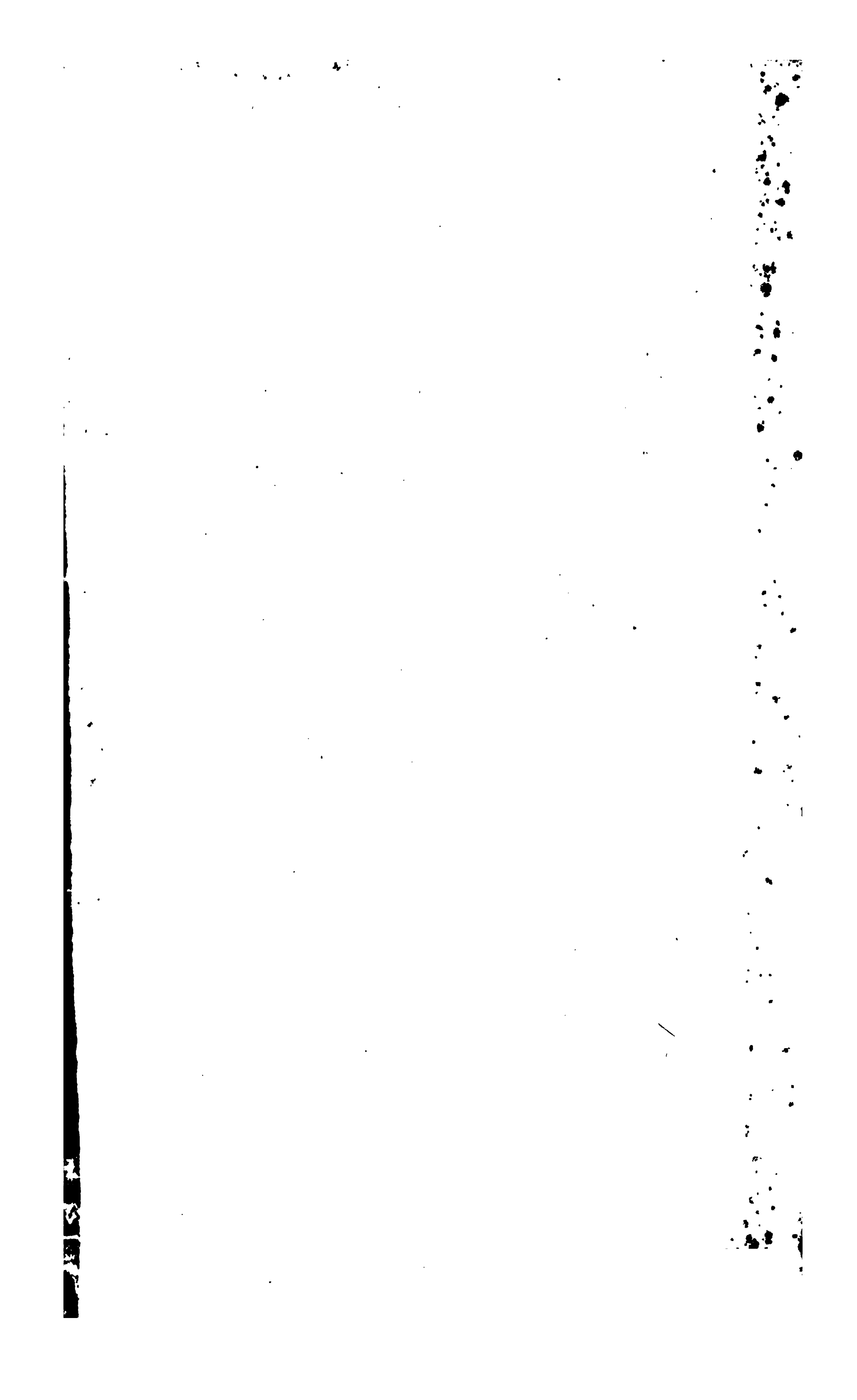
Rodwell (G. F.) — A. Dictionary of Science; comprising Astronomy, Chemistry, Dynamics, Electricity, Heat, Hydrodynamics, Hydrostatics, Light, Magnetism, Mechanics, Meteorology, Pneumatics, Sound and Static, preceded by an Essay on the History of the Physical Sciences. Edited by G. F. Rodwell. 8vo. pp. 660, cloth. 13 fl. 68 kr.

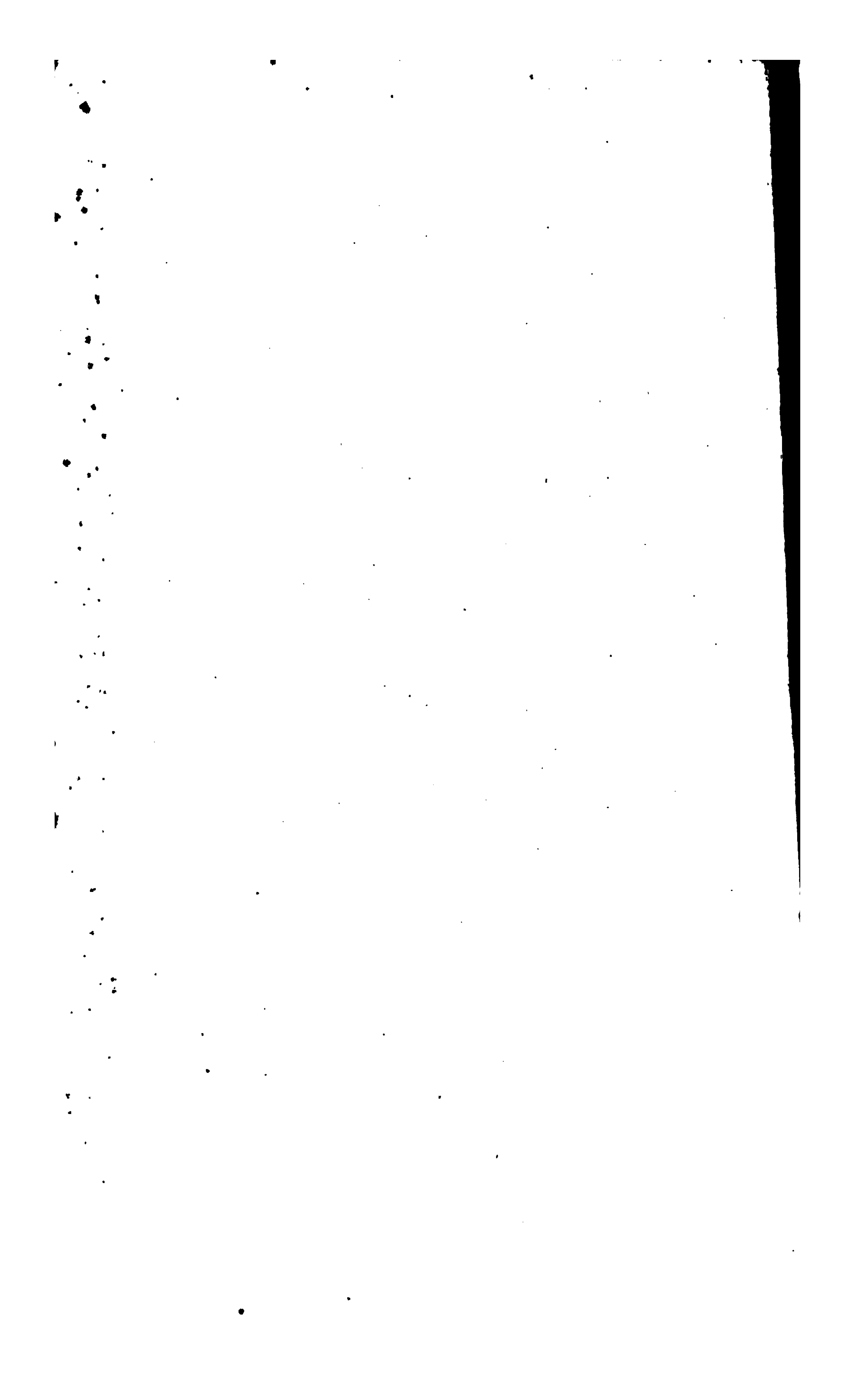


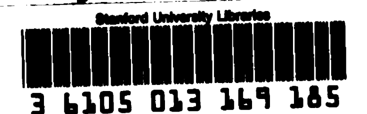

Beispiel



m
m_2
n
n
n_1
b_1
b_2
R
b
b
400°
100°






Stanford University Libraries
3 6105 013 169 185

